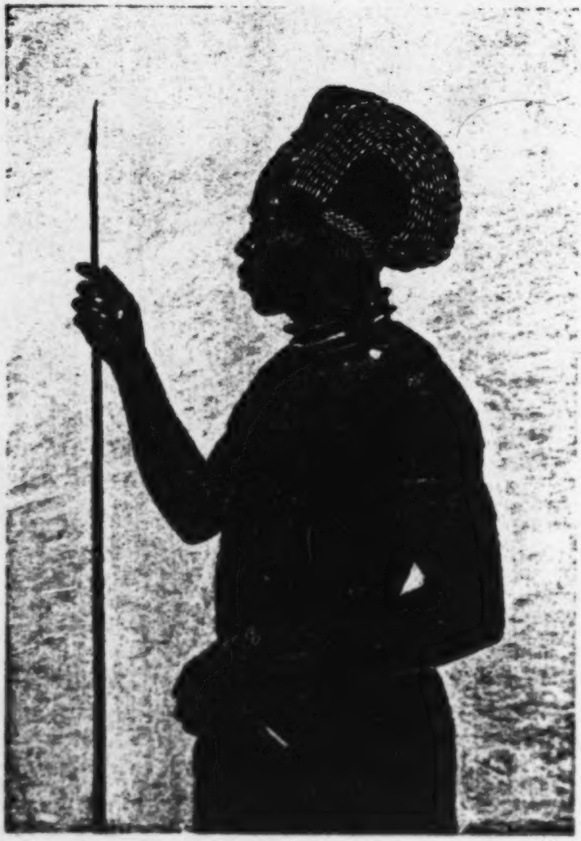
Günter Tessmann

Die Pangwe

[p. i]

TAFEL I



FANGJUNGLING AUS OWONG

Günter Tessmann, die Pangwe

Verlag bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin

[p. ii]

Die Pangwe

Völkerkundliche Monographie eines westafrikanischen Negerstammes

Ergebnisse der Lübecker Pangwe-Expedition 1907–1909 und
früherer Forschungen 1904–1907

Von

Günter Tessmann

Erster Band

Mit 227 Abbildungen, 18 Tafeln in Farben- und Lichtdrucken
und zwei Karten

Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin 1913

Alle Rechte vorbehalten.

[p. iv]

Geleitwort.

Wenn ein Völkerkunde-Muſeum, das über ein im Vergleich zu anderen Sammlungen faſt verſchwindend kleines Budget von einigen hundert Mark verfügt, ſeine nächſtliegende Aufgabe, die geographiſche und ethnographiſche Lehranſtalt ſeiner Stadt zu ſein, erfüllen will, ſo muß es alle ſeine Kräfte zuſammennehmen und wird es nur bei größter Anſpannung erreichen, daß von der richtig ausgebauten, praktiſch angeordneten, anſchaulich aufgeſtellten, durch Wort und Bild belebten Sammlung der nötige Einfluß ausgeht. Ein Einfluß, der ſich nicht auf allgemeine Unterhaltung, Anregung und Belehrung beſchränken ſoll, ſondern heute mehr denn je und bei uns in Deutſchland mehr denn anderswo auf die Vermittlung praktiſch verwendbarer Kenntniſſe und vorurteilsfreier Begriffe hinzuarbeiten hat.

Will ein ſolches Muſeum mehr, will es ſich an der wiſſenſchaftlichen Völkerkunde beteiligen, ſo muß ſeine Entwicklung, der Erwerb ſeines Materials ſchon unter beſonders glücklichem Stern geſtanden haben. Will es gar bei der Außenarbeit mittun, bei der Forſchung am lebenden Objekt der Naturvölker, ſo kann ſich die Möglichkeit ſowohl wie die Berechtigung dazu nur bei einem Zuſammentreffen beſonders günſtiger Umſtände ergeben.

Ein ſolcher Fall ſchien mir für Lübeck gekommen, als der hier gebürtige Herr Günter Tessmann aus Kamerun zurückkehrte; er hatte während ſeines dreijährigen Aufenthaltes in der Kolonie deren Süden und einen Teil des angrenzenden Spaniſch-Guinea durchzogen und, von jeher zu naturwiſſenſchaftlichen Beobachtungen begabt, dabei botaniſche, zoologiſche, ethnographiſche Sammlungen angelegt ſowie eine gute Kenntnis der Pangwe-Sprache erworben. Namentlich Letzteres bewog mich, dem Gedanken Raum zu geben, ob es nicht möglich ſei, dieſe Gelegenheit zum Ausbau unſeres Muſeums für Völkerkunde und zur Förderung der ethnographiſchen Wiſſenſchaft zu ergreifen. Derſelbe Beobachter auf denſelben Fleck, unter dieſelben ihm vertrauten Leute geſtellt, deren Sprache er beherrſchte, mußte bei einem neuen längeren Aufenthalte auf einer und derſelben Station tiefer in das Volksleben eindringen können, als manche noch ſo große Expedition mit einem „Stab von Gelehrten“.

Andererſeits lag in der Kleinarbeit, in der Lebensdarſtellung einer engumriſſenen ethniſchen Provinz für die Völkerkunde die Forderung der

Zeit, und ſie war nirgends dringlicher als in Kamerun. Klagte doch noch 1905 Hutter in ſeinen „Völkerbildern aus Kamerun“ (Globus, Bd. 87, S. 237): „Die Frage nach dem damit ſpeziell ſich dokumentierenden geiſtigen Leben eines Volkes, nach ſeinen religiöſen Vorſtellungen, wäre zweifellos eins der anziehendſten Kapitel in der Ethnographie und würde bei der Beurteilung ſeiner Kulturverhältniſſe nicht minder wie bei ethnographiſchen Gegenüberſtellungen von ausſchlaggebender Bedeutung ſein; aber es iſt außerordentlich ſchwer, hierüber beſtimmte, zuſammenhängende Angaben zu ſammeln . . . .“ Mit anderen Worten, eine intenſive ethnographiſche Forſchung lag in Kamerun damals noch kaum vor. Dieſe überall empfundene und beklagte Lücke um ein Weniges zu verkleinern, ſchien aus jenen angeführten Gründen im Rahmen unſerer ſehr begrenzten Lübecker Mittel recht wohl möglich. Ich griff alſo zu und hatte die Freude, das Intereſſe für eine „Lübecker Pangwe-Expedition“ erwecken und die Pläne für ſie verwirklichen zu können. Als Arbeitsfeld wurde das ſüdlich des Kampo-Grenzfluſſes liegende Gebiet des Pangwe-Landes gewählt, weil es Tessmann am beſten bekannt war, und weil hier im ſpaniſchen Territorium die relativ größte Unberührtheit hinſichtlich europäiſchen Einfluſſes beſtand.

Die Expedition hat hier vom Herbſt 1907 bis zum Herbſt 1909 gearbeitet. Ihre Ergebniſſe beſtehen in der im Lübecker Muſeum für Völkerkunde befindlichen ethnographiſchen Sammlung und in dem Beobachtungsmaterial, das Herr Tessmann in der Monographie über die Pangwe, deren erſter Band heute vorliegt und deren zweiter Band im Herbſt 1913 erſcheinen wird, niedergelegt hat. Bei der kolonialen Entwicklung Kameruns, die jetzt mit dem Erwerb neuen Pangwelandes raſcher abzulaufen verſpricht und zweifellos auch Spaniſch-Guinea nicht unbeeinflußt laſſen kann, werden die Beobachtungen zur Zeit der Lübecker Pangwe-Expedition eine erhöhte und eine dauernde Bedeutung beanſpruchen dürfen. Ich bin daher ſicher, daß die Völkerkunde ſie als eine wichtige Bereicherung des ihr ſo ſehr nötigen Materials begrüßen wird, und ich wünſche aufrichtig, daß ſie von ihm einen reichen und weſentlichen Nutzen für ihre Arbeiten gewinnen möchte. Zweck und Ziel unſerer Lübecker Pangwe-Expedition hätte ſich uns dann erfüllt.

Lübeck.

Dr. Richard Karutz,
Muſeum für Völkerkunde in Lübeck.

Vorwort.

Die Drucklegung des vorliegenden Werkes wurde in der Hauptſache ermöglicht durch die Bemühungen des Herrn Dr. R. Karutz, des Konſervators des Muſeums für Völkerkunde zu Lübeck, das mich mit der Leitung der Lübecker Pangwe-Expedition betraut hatte. Herr Dr. Karutz hat den größten Teil der als Beitrag zu den Druckkoſten geforderten Mittel zuſammengebracht, und ich ſpreche ihm daher an erſter Stelle meinen Dank aus.

Für die gütige Bereitſtellung dieſer Mittel bin ich Sr. Exzellenz, dem Herrn Staatsſekretär des Reichskolonialamts Dr. Solf, der Kgl. Preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, der Rudolf-Virchow-Stiftung, einem hohen Senate der freien und Hanſeſtadt Lübeck und einer Reihe Lübecker Herren, vor allem Herrn Senator Emil Poſſehl zu großem Danke verpflichtet.

Herrn Senator Dr. Neumann habe ich meinen Dank für ſeine liebenswürdige und tatkräftige Unterſtützung in der Führung ſo mannigfaltiger und ſchwieriger Verhandlungen auszuſprechen.

Das von mir größtenteils in Orotava (Kanariſche Inſeln) fertiggeſtellte Manuſkript wurde in Gemeinſchaft mit Herrn Dr. R. Karutz durchgearbeitet, wobei außer redaktionellen Änderungen verſchiedene Vorſchläge betreffs Ausarbeitung und Abfaſſung berückſichtigt wurden. Den gemeinſamen Beſprechungen habe ich wertvolle Anregung zu verdanken, im beſonderen ergab ſich daraus die genauere Umgrenzung des Begriffes Medizin und *einer den Pangwe zufolge der geſamten Materie innewohnenden Kraft,* die von mir Organiſationskraft genannt wird.

Herr Dr. Erich M. von Hornboſtel hatte die Freundlichkeit, den Abſchnitt XX (Muſik) zu bearbeiten. Er ſtützte ſich dabei auf die phonographiſchen Aufnahmen, die ich gemacht hatte, und auf meine Beobachtungen und Angaben, die wir in gemeinſchaftlichen Sitzungen durchgeſprochen haben. Für ſeine Mitarbeit, für die ich wohl kaum einen Berufeneren hätte finden können, ſei ihm mein wärmſter Dank geſagt.

Das Titelbild (Fangneger) hat die Lübecker Malerin Fräulein Anna Peterſen liebenswürdigerweiſe nach einer Photographie gemalt. Die übrigen ſieben Buntdrucktafeln, welche Fiſche und wichtige Nutzpflanzen darſtellen, wurden von mir in Afrika gemalt. Von den dort aufgenommenen Photographien ſtammen einige wenige von dem früh verſtorbenen Zeichner der Expedition, Herrn Hans Jobelmann, weitaus die meiſten von mir, diejenigen der Muſeumsgegenſtände hat in gütigem Entgegenkommen Herr Karl Diederichs in Eutin angefertigt.

Die Zeichnungen der völkerkundlichen Gegenſtände des Muſeums, zum größten Teil von Fräulein M. Aereboe ausgeführt, ſtellte Herr Dr. Karutz zur Verfügung. Von den in Afrika hergeſtellten Zeichnungen und Plänen wurden einige wenige von Herrn H. Jobelmann hergeſtellt, die übrigen von mir.

Herr Friedrich Jürgens-Lübeck ſtiftete eine Tafel (Zeichnung der Copaifera tessmannii), wofür ich ihm auch an dieſer Stelle meinen Dank ausſpreche.

Die im Text angeführten wiſſenſchaftlichen Beſtimmungen von Tieren ſtammen vom Königl. Zoologiſchen Muſeum in Berlin, deſſen Direktor, Herrn Prof. Dr. A. Brauer, ich für vielfach bewieſenes Entgegenkommen zu Dank verpflichtet bin. Die Namen der Pflanzen wurden mir vom Königl. Botaniſchen Muſeum in Dahlem bei Berlin geliefert, das im Beſitz meiner Sammlung gepreßter Pflanzen des Pangwegebietes iſt. Bedauerlicherweiſe iſt es nicht möglich geweſen, alle von mir als völkerkundlich wichtig bezeichneten Pflanzen zu beſtimmen. Infolgedeſſen ſah ich mich außerſtande, für eine Reihe wichtiger Arten mehr als den einheimiſchen Namen anzugeben, für manche iſt aber wenigſtens der Gattungsname vorhanden (z. B. bei Trichoſcypha-Arten).

Für die Durchſicht der Korrekturbogen bin ich Herrn Dr. R. Karutz, Herrn Dr. L. Lindinger-Hamburg und Herrn J. Stuhr dankbar.

Mit einem nochmaligen herzlichen Dank an alle, die an dem Werke der Pangwe-Expedition und dem Zuſtandekommen dieſer Monographie mitgearbeitet haben, übergebe ich die Ergebniſſe einer achtjährigen Arbeit der Öffentlichkeit.

Lübeck, November 1912.

Günter Tessmann.

1: Tessmann FH9 Fang

Inhaltsverzeichnis zu Band I.

Seite

Geleitwort V

Vorwort VII

Einführung XI

Abſchnitt I. Land und Leute 1

Abſchnitt II. Sprache 10

Abſchnitt III. Siedelungsgeſchichte 35

Abſchnitt IV. Dorf und Haus 51

Abſchnitt V. Wirtſchaftsformen 85
1. Ackerbau. 2. Viehhaltung. 3. Fiſcherei. 4. Fallenſtellerei. 5. Jagd.

Abſchnitt VI. Nahrungs- und Genußmittel 143
1. Nahrungsmittel. 2. Getränke und Genußmittel.

Abſchnitt VII. Tracht und Schmuck 172
1. Tracht. 2. Schmuck. 3. Körperpflege. 4. Körperverzierung.

Abſchnitt VIII. Handfertigkeit und Werkzeug 204
1. Rindenarbeiten. 2. Fellarbeiten. 3. Holzarbeiten. 4. Metallarbeiten. 5. Töpferei.

Abſchnitt IX. Bildende Kunſt 243
A. Ornamentik. 1. Rindenmuſter. 2. Kerbſchnittmuſter. 3. Ritzmuſter. 4. Ziſeliermuſter. — B. Zeichnen und Malen. — C. Plaſtik.

Abkürzungen.

Unter Zeichnungen: H. J. — Hans Jobelmann, M. A. — Mathilde Aereboe, G. T. — Verfaſſer.
Im Text: N. — Nordpangwe, S. — Südpangwe, J — Jaunde, Be. — Bene, Bu. — Bulu, Nt. — Ntum, F. — Fang.

[p. IX]

Einführung.

Der Name der Pangwe wird zum ersten Male 1819 von T. E. Bowdich in „Mission from Cape Coast Castle to Ashantee" Appendice, — London — jedoch nur vom Hörensagen erwähnt. Der erste Weiße, der sie wirklich zu Gesicht bekommen hat, ist der berühmt-berüchtigte Reisende und Abenteurer Paul B. du Chaillu, der 1861 in seinem Buche „Explorations and adventures in Equatorial Africa" — London —, die erste „wissenschaftliche" Beschreibung von den Pangwe, die er im jetzigen spanischen Gebiet, wenige Tagereisen von der Küste entfernt, kennen gelernt hatte, gibt. Es soll nicht verkannt werden, daß Du Chaillu — allerdings hauptsächlich auf dem Gebiete der Zoologie — allerlei geleistet hat, und diese Leistungen erscheinen uns in besonders hellem Lichte, wenn man die Gefahren der Westküste zu jener Zeit berücksichtigt, aber ebensowenig kann verschwiegen werden, daß seine Berichte vielfach in der Verallgemeinerung unrichtig und maßlos übertrieben sind. Über das Jägerlatein, das er seinen leichtgläubigen Lesern auftischt, kann jeder, der selbst in den Urwäldern Afrikas gejagt hat, nur lachen, z. B. wenn er S. 77 gleich vier Elefanten auf einmal von den Eingeborenen mit Speeren (!) so lange bewerfen läßt, „till the poor wounded beast looks like a huge porcupine" — dazu ein Bild, das diese Theaterszene veranschaulicht — die schließlich natürlich den Jägern als Beute anheimfallen. Die Berichte aber, die er von der furchtbaren Menschenfresserei der Fang gibt, müssen von der Völkerkunde ausdrücklich verurteilt werden. Da hören wir von Frauen, welche dampfendes Menschenfleisch über den Dorfplatz tragen, von halbabgenagten Menschenknochen, die bei den Häusern herumliegen (S. 74), von Schwertscheiden, die diese „unmistakeable cannibals" mit Menschenhaut überzogen hatten[1], da wird berichtet, daß die Pangwe Tote anderer Stämme kauften, um sie zu verzehren, ebenso Tote anderer Familien des eigenen Stammes. Außer diesen auf ihre Wirkung berechneten Schilderungen von den Menschenfresserorgien, der Blutgier und Gefährlichkeit der Fang macht du Chaillu einige wenige Angaben über das Äußere der Leute, über ihre Gebrauchsgegenstände und Waffen, aber auch sie sind leider wenig brauchbar, da hier, wie so oft, Kulturen verschiedener Volksstämme vermengt sind, so z. B. kennen die

---

[1] In Wirklichkeit Varanhaut.

[p. xi] [p x is blank]

Pangwe kein Wurfmesser, das wir (S. 79) unter den Waffen der Fang abgebildet finden [1]), ferner ist die Armbrust keine Kriegswaffe, wie Du Chaillu anzunehmen scheint.

Die Berichtigung der Du Chaillu'schen Angaben erfolgte alsbald und zwar durch den als wissenschaftliche Größe anerkannten englischen Afrikareisenden R. F. Burton, der nur zwei Jahre später und an ziemlich derselben Stelle — etwas südlicher, beim Gabunbecken — in das Gebiet der Pangwe eindrang und ebenfalls wie Du Chaillu nur bis in das erste Dorf (Magyan) der Fang kam. Den Bericht darüber veröffentlichte Burton in „The Anthropological Review" London, Vol. I unter dem anspruchslosen Titel: „A day amongst the Fans" anscheinend ohne Du Chaillus Berichte gekannt zu haben [2]). Wenn auch seine Angaben von Irrtümern nicht frei sind, so zeugen sie doch von ehrlichem Wollen und verhalten sich zu den Du Chailluschen Erzählungen wie der Tag zur Nacht. Im vollkommenen Gegensatz zu diesen stehen seine Angaben über die Menschenfresserei der Pangwe, und sie gelten heute noch, nämlich: „The cannibalism of the Fans is by no means remarkable, limited, as it is, to the consumption of slain enemies", und weiter: „Still no trace of the practice was seen at Magyan; this, however, is not caused by civilisation. The Rev. W. M. Walker and other excellent authorities agree, that it is a rare incident even in the wildest parts, but it is rendered unusual only by want of opportunity [3]). The corpse, when brought in, is carried to a hut in the outskirts and is secretly eaten by the men only, the cooking pots being finally broken. No joint of man is ever seen in the settlements. The people shouted with laughter when a certain question was asked. The sick are not devoured, the dead are decently interred." Und weiter: „During my peregrinations I never saw even a skull. Mr. Tippet, who had lived three years with this people, only knew three cases of anthropophagy." Wie bei der Kürze seines Aufenthalts erklärlich, teilt Burton natürlich nur Äußerlichkeiten mit, so z. B. beschreibt er die auffallenden und verschiedenartigen Frisuren der Eingeborenen, sagt, daß Pfeil und Bogen unbekannt sind und gibt seine Meinung über den Ursprung der Armbrust dahin ab: „The . . . cross-bow peculiar to this people, who seems to have invented, not to have borrowed it, as might be supposed, from Europe."

---

[1]) O. Lenz sagt in seiner „Reise auf dem Okande", daß die „Mbangwe", die zu den Akelle gehören, „eigentümlich geformte kleine Wurfmesser" verfertigen.

[2]) In seinem Buch „Two trips to Gorilla Land" usw. London 1876 heißt sein Abschnitt IX allerdings „A specimen day with the Fân cannibals".

[3]) Letzteres ist allerdings eine willkürliche und nicht bewiesene Annahme.

Du Chaillus Geist war aber nicht so leicht zu vertreiben, die schaurigen Bilder, die seine Phantasie den entsetzten Europäern vorspiegelte, galten lange Zeit, ja, bis in die jüngste Gegenwart hinein, als die Wahrheit über die Wildesten aller Wilden, und durch ihn erst wurden die Fang zu dem schrecklichen und gefährlichen Menschenfresservolk der Westküste. Die geradezu lächerlichen Abbildungen seines Buches gingen in alle Naturgeschichts- und Reisewerke über, und ganz deutlich erinnere ich mich aus einem Buche „für die reifere Jugend" des Bildes, auf dem dargestellt wird, wie ein riesenhafter Elefant hochaufgerichtet und mit einem Neger auf den Zähnen wütend vor den mit Speeren und zwei zu einem Zopf verflochtenen Kinnbärten ausgerüsteten Eingeborenen steht, in der Tat einem „huge porcupine" vergleichbar — poor wounded beast!

Auch in den Köpfen der Forschungsreisenden, die das Pangwegebiet leidlich kannten, sonst ganz vernünftigen Leuten, spukt der Du Chaillusche Geist und richtet allerlei Unheil an, er verführt sie zu möglichst menschenfresserischen Überschriften und zwingt sie hinsichtlich des Kannibalismus und der Blutgier der Pangwe in seine Gedankenrichtung. So schreibt 1875 der Marquis de Compiègne im „Chapitre IV, Les Pahouins Cannibales" seines Buches „L'Afrique équatoriale" Paris, S. 155 folgendes: „car ils mangent non seulement leurs ennemis pris ou tués dans le combat, mais encore leurs morts à eux, qu'ils aient succombé à la guerre ou aux atteintes de la maladie peu importante", scheint aber aus eigener Anschauung nichts über Menschenschlächtereien wie Du Chaillu berichten zu können, was er aber nur darauf schiebt, daß die Pangwe, sobald sie in Berührung mit Weißen kommen, weniger häufig und auch mehr im Verborgenen dieser Unsitte huldigen. Freilich sieht der Du Chaillu in ihm noch einmal (S. 56) Leute, „qui remplaçaient les dents de tigre par des ossements provenant de doigts humains, enfilés en chapelet"[1], sonst aber malt *er ein im großen und ganzen zutreffendes Bild von den Pangwe, beispielsweise* gibt er, wie schon Burton, eine wenig vorteilhafte Beschreibung von den Frauen, die ihm an sich schon häßlich genug erscheinen, sich aber durch Beschmieren mit Farbe noch häßlicher machen, ferner — und auch darin steht er hoch über Du Chaillu — schildert er (S. 169—171) eine Elefantenjagd, wie sie sich in Wahrheit abspielt, d. h. wie man die Dickhäuter einkesselt und durch einen Zaun auf einen kleinen Platz zusammenpfercht, wo man sie halb verdursten läßt, ihnen dann vergiftetes Wasser hinstellt, von dem sie krank werden, und sie schließlich, wenn sie bereits vollkommen erschöpft sind, niederknallt. Sehr richtig weist derselbe Verfasser die gerade damals bei seinen Landsleuten herrschende übertrieben hohe Einschätzung der Pangwe zurück und sagt: „et l'on ne sait pas jusqu'où ira le mal que fera à notre colonie l'invasion de ces sauvages, que l'on considérait commes ses futurs régénérateurs."

---

[1] Wahrscheinlich Schwanzknochen des Leoparden, die als Medizin (vergl. Abschn. XIII) gelten.

Im Jahre 1878 tritt der deutsche Forscher Dr. O. Lenz mit seinen „Skizzen aus Westafrika" auf den Plan. Auch er hat die Pangwe nur im Süden des Gebietes in dem Unterstamm der Fang kennen gelernt, und auch über ihn hat noch der böse Geist Du Chaillus etwas Gewalt, denn sonst hätte er wohl nicht seinen Abschnitt V überschrieben: „Die Fan, ein Anthropophagenvolk", wo er S. 88 selbst zugibt, daß es nicht die Regel ist, „der Unsitte des Cannibalismus" zu huldigen, sondern daß es nur bei besonderen Feierlichkeiten, z. B. Siegesfesten, geschieht, daß diese „Orgien" auch nicht öffentlich als etwas Alltägliches stattfinden, daß keine Fremden dazugelassen werden, ja, daß die Fang fühlen, daß das Verzehren von Menschenfleisch sie in den Augen der anderen herabsetzt, und daß es deshalb eben im Verborgenen geschieht. Alles Beweise, daß die Pangwe eben nicht den Namen eines „Anthropophagenvolks" verdienen. Im übrigen kommen wir durch Lenz nicht viel weiter, er bewegt sich nur in allgemeinen Phrasen über den Charakter der Pangwe, die er grausam und unbarmherzig, aber nicht so feig und leichtsinnig als Okande und Akele nennt, meint, daß sie ein ernstes, fast finsteres Benehmen hätten, einen starren und stieren Blick, daß man ihren Versprechungen im allgemeinen mehr Glauben schenken könne als denjenigen anderer Neger. Weiter gibt er nur Äußerlichkeiten über ihre Sprache, die einsilbige Wörter hätte, die rauh und kurz hervorgestoßen würden, sagt, daß, wenn sich zwei die unschuldigsten Sachen erzählen, es in einem Tone geschähe, daß der Fremde glaube, es müsse im nächsten Augenblick ein Handgemenge vor sich gehen, bringt Allgemeinheiten über den Eindruck, den ihre Dörfer machen, über Kleidung und Schmuck, redet von Feuerwaffen, die Bogen und Pfeile verdrängt hätten, wo es doch vielleicht nie solche gegeben hat, usw. Religiöse Anschauung wäre nur in untergeordnetem Maße zu finden (!!).

Damit ist der erste Zeitraum der Pangweforschung abgeschlossen. Ihre Vorkämpfer hatten das Land im Süden erschlossen und der Einzelforschung den Weg geebnet. Es dauerte fast 20 Jahre, ehe sie kam. Inzwischen versuchten einzelne unerschrockene Männer in das Herz des Pangwelandes vorzustoßen, unter unsäglichen Mühen durch die feindlichen Bewohner sich einen Weg zu bahnen und das Geheimnis, das diese Länder umschlang, in großen Zügen aufzudecken. Obgleich für die Völkerkunde ziemlich wenig dabei abfiel, verdienen doch die Namen der von der französischen Regierung ausgeschickten Expeditionsführer genannt zu werden, allen voran P. Crampel, der Ende der achtziger Jahre das Pangweland an der Ostgrenze (im Ivindogebiet) durchzog, dann A. Fourneau (1892), und C. Cuny (1896). Besonders schlecht ist Fourneau auf die Pangwe zu sprechen, der auch kein gutes Haar an ihnen läßt — Tugenden besitzen sie für ihn überhaupt nicht — und S. 198 von ihnen nicht ganz unberechtigterweise sagt: „J'ai oui dire chez eux qu'il n'était pas d'affaire qui ne tournât en rapts des femmes, coups du fusil et empoisonnements." Teils Kopfschütteln, teils Heiterkeit muß folgender Passus erregen: „Ces Fans Betchis sont fort peu intéressants au point de vue ethnographique. Ils n'ont aucune religion, si ce n'est quelques practiques répugnantes de fétichisme." — Was man also nicht gesehen hat, nicht ad acta genommen hat, das gibt es überhaupt nicht! Aber: est solamen miseris, socios habuisse malorum! So auch für Fourneau: In demselben Jahre beschreibt nämlich gerade Heinrich Hartert im Globus 1891 Bd. IX einen „Besuch bei den M'pangwes am Muni" und sagt S. 211: „Daß bei einem Volke, welches, wie ich gezeigt, noch auf einer außerordentlich niedrigen Stufe steht, von einer Religion in unserem Sinne nicht die Rede sein kann, wird jedermann einsehen, und so sind denn auch die Anzeichen, welche vielleicht für das Vorhandensein einer solchen bei den M'pangwes sprechen könnten, außerordentlich geringe." —

Auch im Norden, im deutschen Gebiet, regte es sich seit den neunziger Jahren. Kund und Tappenbeck machten 1888 einen Vorstoß ins Innere, gelangten in das Gebiet der Jaunde und gründeten die Jaundestation, auf der schließlich G. Zenker als Stationsleiter zurückblieb. Von ihm stammen die ersten eingehenderen Nachrichten über die Jaunde, veröffentlicht in „Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den Deutschen Schutzgebieten", herausgegeben von Dr. Freiherr von Danckelman, von denen die Arbeit „Yaunde" 1895 besonders wichtig ist. Zenker hat erkannt, daß die Yaunde „zu den Fangvölkern" gehören, d. h. also ein Unterstamm der Pangwe sind, und sagt S. 61 sehr richtig: „Die Jaunde lieben die Jagd, doch sind sie keine großen Jäger", sowie S. 2: „im Kampfe zeichnen sie sich nicht durch Tapferkeit aus", S. 43 fügt er eine ganz gute Zeichnung eines tätowierten Jaunde bei. Neben vielem Richtigen finden sich auch große Unrichtigkeiten, z. B. sagt er S. 36: „Die Familienhäupter kennen kaum die Namen ihrer direktesten (!) Vorfahren", was durchaus falsch ist, ferner: „Zusammenhängende Dörfer gibt es im Innenlande nicht, bloß Gehöfte oder besser Weiler." S. 62 sagt er: „Bastzeuge" würden mit Mustern „bedruckt", Körbe aus den „Blattstielen der Weinpalme hergestellt" — ersteres ist nie der Fall, letzteres ein Ding der Unmöglichkeit —, S. 66: Die Eingeborenen sollten über keine Heilmittel gegen die „Erdbeerkrankheit (mabatta)", soll heißen mabada, verfügen, was ebenfalls nicht richtig ist, usw. Ganz schlimm steht es mit dem, was Zenker von den geistigen Vorstellungen der Leute, besonders von der Religion zu erzählen weiß; da wird mit den Ausdrücken „Glaube" und „Aberglaube" gearbeitet, Wesentliches aber nicht gebracht, der wichtige Sso-kult gar S. 52 unter „Festen" behandelt. Mitgemacht hat Zenker die Sso-Feier freilich nicht, er gibt vielmehr nur die Antworten, die er auf seine Fragen von den Eingeborenen bekommen hat, wieder und hat daher den Zweck der Feier vollständig verkannt, ja, er glaubt, daß es sich dabei bloß um das Erlegen einer Sso-Antilope handelt, während diese in Wirklichkeit ein Symbol des Bösen ist; die Markung der Neulinge hält er für ein Stammeszeichen (S. 43. 44), offenbar weil die meisten Männer sie tragen. Vieles von dem, was er sagt, ist überhaupt unverständlich. Immerhin hat Zenker versucht, durch Eingeborenenbezeichnungen die Sache klarer zu machen, aber der Versuch ist mißlungen. Abgesehen davon, daß man die Jaundeworte erst aus dem Sächsischen ins Deutsche übersetzen muß (ngu statt nku, infoun statt mvun), sind sie oft so falsch, daß man nicht einmal erraten kann, was gemeint ist, auch Mabeaworte bringt er hinein, z. B. S. 46 imbobella (Medizinmann) von mabella (Medizin) statt ngengang von biang usw.

Danach wird es still und stiller im Norden. Nur wenig über das Volk selbst bringen noch v. Stein, der in seinem Aufsatz: „Über die geographischen Verhältnisse des Bezirkes Lolodorf usw." (Mitteil. aus d. deutschen Schutzgebieten, XII. Bd., 3. Heft) einige ziemlich oberflächliche, nur auf dem Gebiet der Statistik genaue und wertvolle Beobachtungen über Bene und Bulu gibt, und Hauptmann Ph. Engelhardt in „Eine Reise durch das Land der Mwele und Essum, Kamerun", erschienen im „Globus" 1904, Bd. 85, S. 1 ff.

Ende der neunziger Jahre setzt dann die Einzelforschung im Süden ein, und zwar mit den Veröffentlichungen des bei weitem fruchtbarsten, aber auch langweiligsten Pangweschriftstellers des Missionars H. Trilles, der Jahre hindurch besonders die Zeitschrift „Les Missions catholiques" mit seinen Aufsätzen überschwemmt hat. Du Chaillu, dem es darum zu tun war, mit seinen Schilderungen Aufsehen zu erregen — verführt durch das Sensationsbedürfnis seiner Zeitgenossen, die hinter den damals kaum flüchtig bekannten Küstenstrichen des dunklen Erdteils unerhörte Geheimnisse vermuteten, und deren übersättigte Nerven wirklich nur durch äußerst grell beleuchtete Reiseberichte angeregt werden konnten —, Du Chaillu, dem Pionier einer alten, glänzenden Zeit, in der der Begriff „Völkerkunde" mit Wissenschaft nichts zu tun zu haben schien, mag für sein bißchen Afrikalatein allerlei zugute gehalten werden. Trilles, den der Hauch einer neueren Zeit umweht, kann für seine vielen Aufbauschungen und seine — durch Voreingenommenheit zu erklärende — vollkommen schiefe Darstellung der Pangwekultur[1], keine solchen Milderungsgründe in Anspruch nehmen. Mag er z. T. auch, wie man zu seiner Ehre annehmen muß, durch die Erzählungen seiner

---

[1] „Chez les Fang" in „Les Missions Catholiques, Lyon, 1898".

Missionszöglinge getäuscht worden sein, so ist doch die Tonart des Ganzen meiner Meinung nach durchaus zu verwerfen. Der Zweck der Übung ist auch nur, zu zeigen, wie scheußlich, verderbt, verachtungswürdig das Leben und Treiben, insbesondere die Religion der „armen" Schwarzen ist. Die Aufsätze von Trilles sind daher auch nicht als wissenschaftliche Abhandlungen zu betrachten, das zeigen auch Ergüsse wie S. 268: „Et puis, oh! je vous prie, après cette lecture (nämlich der Kultfeierlichkeiten. Anmerk. d. Verf.), que de votre cœur jaillisse un hymne de reconnaissance et d'amour envers le Christ qui vous fit naître catholiques, une prière aussi, prière de foi, prière ardente pour nos pauvres sauvages qui vivent au milieu des abominations prescrites par le culte satanique."

Trilles kennt auch den Kult des Ngi (Ngil), weiß sogar, daß es Kultfiguren gibt: S. 268 „Devant la case qu'au fond de la forêt, ils se construisent en quelque coin, deux statues, grossièrement ébauchées en terre glaise, représentant un homme et une femme, et chacun de ceux qui viennent les consulter doit se livrer à une cérémonie horrible . . ." (Hier verwechselt er wahrscheinlich die Elong- und Bokungfigur mit dem Ngi), er betrachtet es aber als seine Aufgabe, nicht etwa die Kulte wahrheitsgetreu zu beschreiben oder den in ihnen liegenden Sinn zu erforschen, sondern sie — natürlich — mit allen möglichen Mitteln zu bekämpfen und zu zerstören: „Il faut lutter, nous autres catholiques, lutter jusqu'à la fin et, par tous les moyens possibles, travailler jusqu'à la mort, à étendre en ce pays déicide le royaume du Christ." Eines dieser Mittel ist die für die Neger höchst ungünstige Schilderung ihrer Kultur, insbesondere hier der Kultfeiern, die Trilles anscheinend nicht mitgemacht hat, sondern nur aus Erzählungen seiner Schwarzen kennt. Wie er mehrfach durchblicken läßt, ist der Ngikult ein Werk des leibhaftigen Satans, die Eingeweihten und die Kultleiter, die er unterschiedslos „Ngi(l)" nennt, sind seine Kinder, die Neulinge „ayant continuellement de mauvais exemples sous les yeux, vivant au sein de la plus hideuse corruption, sont bientôt gangrenés jusqu'à la moelle des os. Ayant tout vu faire, n'ignorant aucun des abîmes où descend la perversité humaine, ils sont prêts à tous les crimes, à toutes les abominations." (S. 268.) Daß diese Behauptungen völlig aus der Luft gegriffen sind, mag hier gleich festgestellt sein; im übrigen verweise ich auf Abschnitt XI meines Buches.

Offenbar hält auch Trilles, wie üblich, das Treiben der — nur in der Einbildung bestehenden — Zauberwesen für Wirklichkeit und bringt ihre — nur erdachten — Bluttaten als Tatsachen unter den Ngifeierlichkeiten. Anders wenigstens kann ich die wunderliche Geschichte von dem Absaugen des Blutes und der Ermordung eines Angehörigen des Neulings — „c'est un jeune frère, une jeune sœur, parfois sa propre mère," S. 269 — nicht deuten (vergleiche dazu Abschnitt XII: Zauberglauben).

Sehr hübsch und belehrend ist, was Trilles von der Entstehung des Fetischismus*), S. 297, sagt. Man höre:

„Satan, a-t-on dit bien des fois déjà, n'est que le singe de Dieu, et son rêve est de se faire adorer par l'homme.

Tout le fétichisme est là, avec son origine, ses causes, sa force. Son origine, elle remonte à la chute de l'Ange; ses causes, on les trouve dans la double haine de l'Archange maudit, haine contre Dieu, haine contre la créature; ses forces, c'est toute la puissance dont Satan dispose. Oui, résumé en quelques mots, voilà tout le fétichisme, avec ses merveilles, ses pseudomiracles, sa lutte acharnée contre le bien, les prestiges de ses magiciens, les abominations de son culte." Und S. 298: „Qu'est-ce donc en somme que le fétiche: simplement la ficelle par laquelle Satan s'attache l'individu. Reste à trouver qui il attache? c'est le féticheur. Et la manière dont il l'attache? c'est le culte. Tout se réduit là. Satan, l'homme, une ficelle, et un intermédiaire pour relier le tout, voilà!" Dann wird anscheinend eine Reichtums(Mekuk-)medizin beschrieben, die aber mit der Ahnenverehrung in einen Topf geworfen ist. Von der Ahnenfigur, die dabei aufgestellt ist, heißt es S. 298: „Souvent, affirment les vieux féticheurs, au cours des initiations, on voit soudain la statue s'animer, et de ses lèvres s'échapper des sons, des paroles . . . Prestiges, illusion, réalité? qui sait?" S. 435 ff. ist der Ahnenkult besprochen. Die Ahnenfigur wird dabei als „Dieu national" hingestellt, vergl. S. 436: „Cela, à proprement parler, c'est Biéri, le Dieu national, le fétiche universellement redouté des non-initiés, la statue, représentation du Dieu invisible du mal" usw.

An diesem Beispiel möchte ich zeigen, daß ein Fremder doch ein ganz falsches Bild von der geistigen Kultur der Pangwe gewinnt, wenn er, wie z. B. bei Trilles, liest, daß die Eingeborenen in dem „Biéri" einen Gott, einen Nationalgott sehen. In Abschnitt XI habe ich ausgeführt, daß diese Figur nichts weiter ist, als ein Abbild von Ahnen, eine Ahnenfigur, die noch zu nach übereinstimmenden Angaben der Eingeborenen dazu gemacht ist um Ungeweihte über die wahren Gegenstände der Verehrung, nämlich die Schädel der Ahnen, hinwegzutäuschen. Diese Schädel befinden sich nämlich in einer Tonne, auf der die Figur steckt. Daher verkaufen die Pangwe die Figur stets, wenn auch nach einigem Zögern, die Tonne mit den Schädeln sie. Einen „Nationalgott" würde man wohl nicht einfach an die Weißen verkaufen.

---

*) Trilles versteht darunter den Glauben an die Kraftübertragung von einer Materie auf die andere, den ich im Abschnitt X geschildert und dort „Medizinglaube" genannt habe; er hält aber auch die Kulte nur für „Fetischismus", was durchaus einseitig ist und zu großen Verwechselungen führt.

Nach diesen Proben wird man wohl genug haben, es würde zu weit führen, auch nur die größten Unrichtigkeiten und schlimmsten Mißverständnisse zu berichtigen.

Die dem Trilleschen Aufsatz: „Chez les Fang" beigefügten Abbildungen sind schlecht und unrichtig — S. 450 gar ein „Village Fang" mit Kegeldachhütten! — z. T. zeigen sie, daß auch hier wieder einmal Kulturen anderer Stämme mit der Pangwekultur verwechselt sind.

1899 veröffentlichte Albert L. Bennet M.D. in „The Journal of the Anthropological Institute", London, einige „Ethnographical Notes on the Fang". Er kennt drei Unterstämme, Bulu, Ntum und Fang, und macht recht wertvolle Angaben über ihr Äußeres, ihre Sitten und Gebräuche, auch hören wir von ihm allerlei über Medizinen und über Kulte, die er — was verzeihlich ist — Geheimbünde nennt und auch nur vom Hörensagen kennt — daher weiß er nichts von heiligen Plätzen, von Kultfiguren und den Feierlichkeiten selber. Wenn auch nicht ohne Irrtümer, ist diese kurze Arbeit doch klar und bestimmt abgefaßt und verdient deshalb, wie jede ehrliche Forscherarbeit, Anerkennung.

1901 gibt V. Largeau eine — nicht gerade praktische — mit Grammatik und Wörterbuch verbundene zusammenfassende Arbeit heraus, die den pomphaften Titel: „*Encyclopédie Pahouine*" führt, aber mehr ein Sammelsurium von im einzelnen nicht üblen Schilderungen der Sitten verschiedener Volksstämme ist; so rechnet Largeau, wie die Franzosen bis in die neueste Zeit leider alle tun, die Njem mit zu den Pangwe, außerdem hat er in sein Buch alles aufgenommen, was seine Berichterstatter ihm erzählten, auch was er nicht erlebt hatte und nachprüfen konnte. Infolgedessen sind das beste und wichtigste die Sagen und Märchen, die so wiedergegeben werden, wie sie die Neger erzählen; als verhältnismäßig gut können noch bezeichnet werden die Angaben über materielle Kultur, soweit Largeau sie auf seinen Reisen selbst beobachten konnte, bei der geistigen Kultur hört indessen alles auf.

Was Largeau in seiner Einführung: „*Notice sur les Fan' ou Pahouins*" sagt, ist das Wiederaufflackern des Du Chailluschen Geistes in abgeschwächter Form, und als unangebracht ist es zu bezeichnen, wenn sich Largeau S. 23 über die „braves gens, qui se figuraient naïvement que l'anthropophagie n'existait plus sur la terre" aufhält, nur weil sie die Frage wagen „Les Pahouins sont-ils anthropophages?" Allerdings gibt er zu, daß die Pangwe „si l'on veut, anthropophages modérés" sind, aber es liegt ihm nun mal daran, die Menschenfresserei an die große Glocke zu hängen. Er bezieht sich dann auf den Marquis de Compiègne, dem De Chaillu nicht nur vorgeschwebt, sondern wahrscheinlich auch vorgelegen hat, auf die Antwort, die er von einem Mekeï auf seine Suggestivfrage, welches die größten Menschenfresser wären, erhielt, nämlich „die Fang", auf die gar nicht mehr aufrecht zu erhaltende Annahme, daß die Belai ihren Namen von a dai = essen hätten (vergl. S. 37, Anm. 1) und auf einen einzigen beglaubigten Fall, der aber, wie das wenige, was sonst über die heimliche Menschenfresserei tatsächlich bekannt geworden ist, die Pangwe noch lange nicht zu einem „Anthropophagenvolk" macht. Über Leichenfraß macht Largeau einige Bemerkungen (S. 15), die ganz deutlich zeigen, daß er die Anschauungen von dem mystisch gedachten Treiben der Zauberwesen (vergl. Abschnitt XII) für Tatsachen hält und mit Menschenfresserei verwechselt. Im übrigen sind seine Beobachtungen für den Kern des Volkes nicht maßgebend, ja, nicht einmal für den Hauptteil der Fang, weil sie an der südlichsten Grenze des Pangwegebietes, wo schon viel fremde Kultur zu den Pangwe eingedrungen ist, aufgenommen sind und sich andererseits größtenteils nur auf Mitteilungen von Eingeborenen gründen. Man sieht hier, daß die wissenschaftliche Erforschung eines Volkes durch Abfragen mit Hilfe eines Dolmetschers zu verwerfen ist und zu keinem brauchbaren Ergebnis führt.

1905 erschienen dann eine gute und bedeutende Arbeit Trilles „Proverbes, légendes et contes Fang", veröffentlicht im „Bulletin de la société Neuchateloise de géographie", die Ergebnisse der Forschungen R. Avelot's im „Bulletin de la société d'anthropologie de Paris" unter dem Titel: „Recherches sur l'histoire des migrations dans le bassin de l'Ogôoué et la région littorale adjacente" und eine Studie über „La musique chez les Pahouins", beides Arbeiten, auf die an den geeigneten Stellen meines Buches eingegangen wird.

So war im Jahre 1907 der Stand der Pangweforschung. In zwei ganz getrennten Gebieten war gearbeitet worden, im Norden, im Jaundeland, von den Deutschen, im Süden, besonders am Ogowe, hauptsächlich von den Franzosen. Zwischen beiden gähnte eine Kluft, denn die Deutschen kannten nicht den Süden, die Franzosen nicht den Norden; außerdem waren erklärlicherweise die bisherigen Forschungen im einzelnen äußerst lückenhaft und oberflächlich geblieben. Was als eigentliche Pangweart, als eigener Kulturbesitz der Pangwe anzusehen war, wußte man nicht, und über ihre geistige Kultur, besonders über ihre Religion war außer Sagen und Märchen wenig Zuverlässiges bekannt, von der Bedeutung des ganzen großen Betriebes der Kulte hatte man kaum eine Ahnung. Diese Lücken auszufüllen, war Aufgabe des Verfassers, der auf Vorschlag und Antrag des Herrn Dr. R. Karutz, des Konservators des Museums für Völkerkunde in Lübeck, von der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit zu Lübeck in das Pangwegebiet geschickt

Druckfehlerberichtigung.

Seite 26 im Muster statt o-kongekonge — o-kongekonge: bo-kotekote — o-kotekote.
„ 52 Zeile 8 von oben statt Anacardiacee Sorindeia rubriflora Engl.: Pandacee Panda oleosa Pierre.
„ 52 unter 26. Statt [illegible]: Chlorophora excelsa (Welw.) Benth. et Hook.
„ 215 Zeile 15 von oben statt Tafel XIV: Tafel XVI.
„ 215 „ 17 „ „ „ „ XIV: „ XVI.
„ 226 „ 14 „ „ „ „ XV: „ XVII.
„ 231 „ 18 „ „ „ „ XV: „ XVII.
„ 235 letzte Zeile von unten „ „ XVI: „ XVIII.

[Facing p.xx]

wurde, wo er schon einige Jahre vorher auf Reisen und Stationen wissenschaftlichen Forschungen und Sammlungen obgelegen hatte. So war er 1905 von Edea durch das Basagebiet nach Jaunde und weiter über Simekoa (Sembe) nach Kombokotto im Mwelegebiet vorgedrungen und dann auf anderem Wege nach Jaunde zurück und von da an die Küste nach Kribi gereist. Später (1906) führte ihn sein Weg von Kribi über Nkomakak im Bululand nach Südosten ins Kampo- und Uellegebiet, wo er die Stationen Makomo, später im Herzen von Span.-Guinea Alén und Uelleburg am Uelle (1907) gründete. Von hier mußte er aus gesundheitlichen Gründen nach Deutschland zurückkehren. Auf der Lübecker Pangwe-Expedition 1907—1909 gelang es, von den Stationen Nkolentangan (bei Alén), Uelleburg (1908) und Bebai in der Nähe der Span.-Guinea-Kameruner Grenze (1908—1909) sowie auf kürzeren und längeren Zügen in das bisher noch unbekannte Spanisch-Guinea-Hinterland und in das jetzt von Frankreich an Deutschland abgetretene Gebiet der Kolonie Gabun die Aufgaben, von denen oben die Rede war, unter schwierigen Umständen und unter mannigfaltigen Gefahren, die von dem schlechten Klima des Inneren und den noch nicht von einer Regierung „beruhigten" Eingeborenen drohten, zu einem glücklichen Ende zu führen. Der Rückmarsch wurde über die französischen Militärstationen Ojem, Nzork, Omvan angetreten und endete am 6. Juni 1909 in Libreville. Den Abschluß bildete ein kurzer Ausflug nach Kap Lopez und auf einem Raddampfer den Ogowe hinauf nach Ndjole.

Abschnitt I.

Land und Leute.

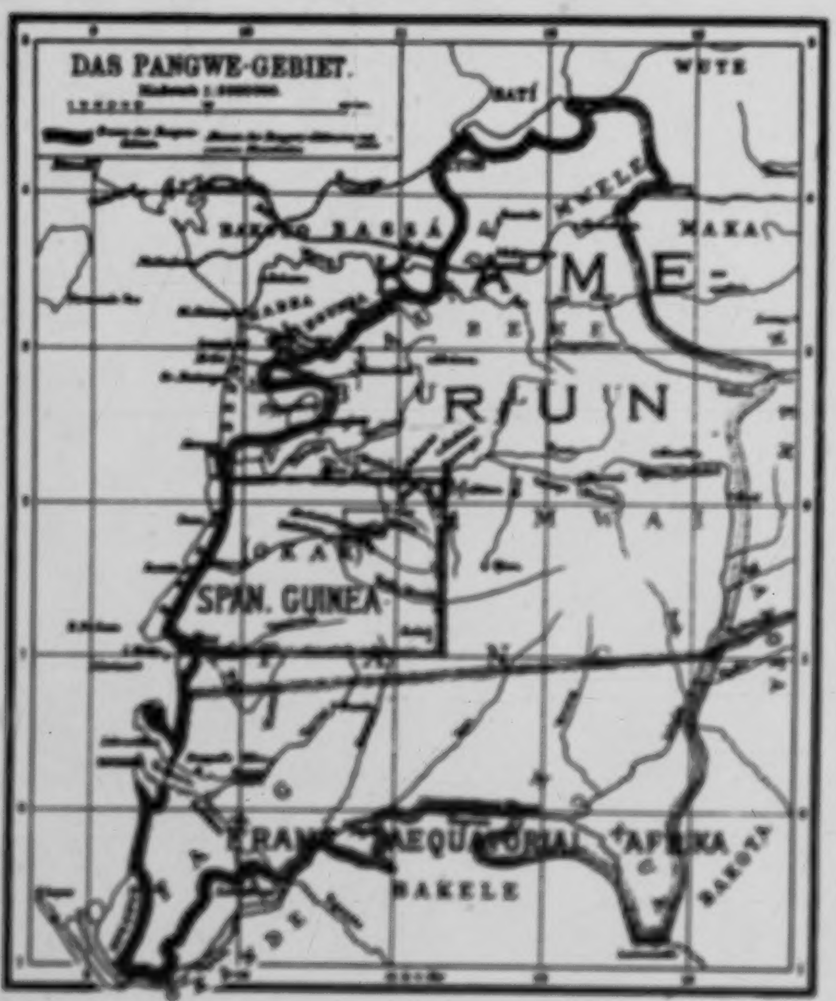
Pangwegebiet: Lage, Größe, Oberflächengestaltung, Klima. — Tier- und Pflanzenwelt. — Bevölkerung. — Name „Pangwe". — Körperliche Beschaffenheit der Pangwe.

Das Land der Pangwe liegt an der Westküste Afrikas zwischen dem 1° südlicher und dem 5° nördlicher Breite sowie dem 9° und 14° östlicher Länge und umfaßt etwa 176 600 qkm d. h. einen Raum, der einem Drittel des Deutschen Reiches entspricht. Kolonialpolitisch gehört es in seinem nördlichen Teil zum deutschen Schutzgebiet Kamerun, in seinem südlichen zur Kolonie Gabun (Französisch-Äquatorialafrika, früher: Französisch-Kongo). Ein Ausschnitt im südlichen Teil des deutschen Gebietes, von der Küste bis zum 11°, steht unter spanischer Oberhoheit und führt den Namen Spanisch-Guinea. Der auf Kamerun entfallende Teil des Pangwegebietes ist 94 000 qkm groß[1]).

Dieses gewaltige, vom Ogowe bis zum Sanaga, vom Ivindo (Ajene) bis an die Küste des Atlantischen Ozeans reichende Gebiet ist ein im Durchschnitt 600—800 m über dem Meeresspiegel liegendes Hochland, das, zum größeren Teile eben, zum kleineren von Hügeln, Bergkuppen und Gebirgsstöcken überhöht wird. Die höchsten Erhebungen messen selten mehr als 1300 m über dem Meeresspiegel, so daß bei der durchschnittlichen relativen Höhe von 700 m der Hochgebirgscharakter fehlt. Das gesamte Gebiet ist bis auf den äußersten Norden mit dichtem Urwald bedeckt und wird von vielen an Stromschnellen reichen, zum Teil recht breiten und tiefen Strömen durchzogen, so vor allem von dem Nyong in seinem Mittellauf, von dem Kampo (Ntem), dem Uelle (Benito), den Zuflüssen des Muni- und Gabunbeckens, dem Abanga und Kon (zum Ogowe), dem Mwung nebst weniger bedeutenden rechten Nebenflüssen des Ivindo, sowie endlich vom Ivindo selbst. Der Dscha, der für eine Strecke unterhalb des Knies bei Kon eben die Grenze des Pangwegebiets überschreitet, ist der einzige Fluß, der zum Wassernetz des Kongo gehört. Seen oder sonstige stehende Gewässer fehlen ganz, dagegen sind Sümpfe in Masse vorhanden.

---

[1]) Nach dem Kongoabkommen von 1911.


DAS PANGWE-GEBIET.
BATI
WUTE
MWELE
MAKA
BAKOKO BASSA
KAME-
BENE
RUN
OKAK
SPAN. GUINEA
FRANZ. AEQUATORIAL AFRIKA
BAKELE
BAKOTA

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[facing p. 1]

Der aus rotem und gelbem Lehm bestehende Boden ist äußerst fruchtbar infolge der großen Luftfeuchtigkeit und der reichlichen Niederschläge, die sich auf zwei Jahreszeiten verteilen und eine jährliche Regenmenge von 1500 bis 2000 mm bringen. Der Ablauf dieser Jahreszeiten ist an verschiedenen Punkten des Pangwegebiets verschieden, im mittleren Teil etwa folgendermaßen:

Dezember bis Februar . = große Trockenzeit,
März bis Mai . . . . . = kleine Regenzeit,
Juni bis August . . . . = kleine Trockenzeit,
September bis November = große Regenzeit.

Die gesundheitlichen Verhältnisse sind, wie im übrigen tropischen Westafrika, schlecht. Malaria in allen Formen, Dysenterie und Hautkrankheiten sind endemisch, gefährden in erster Linie die Europäer, verschonen aber auch die Eingeborenen nicht, namentlich rafft die Malaria, gegen die die Erwachsenen eine gewisse Seuchenfestigkeit erwerben, kleine Kinder in Menge weg.

Die Tier- und Pflanzenwelt zeigt die für das niedrige Waldgebiet bezeichnenden Formen und wird als Kamerun-Gabunfauna und -flora bezeichnet; nur im äußersten Norden bringt das stellenweise auftretende Grasland einen fremden Zug in das sonst einheitliche Bild. Von größeren Säugetieren finden sich Gorilla und Schimpanse, Elefant und Büffel — dieser nur in der Nähe größerer Flüsse —, Leopard, verschiedene Antilopenarten und, sehr selten, das Flußpferd. Von Vögeln erwähne ich als auffallend und typisch nur Perlhuhn und Frankolin, Schmarotzermilan und Graupapagei, die verschiedenen Pisangfresser (Turako) und Nashornvögel u. ä. — als seltensten und schönsten — den großen Kampfadler, **Spizaetus**. Lebensgefährliche Reptilien wie Krokodile und stark giftige Schlangen sind im allgemeinen nicht häufig. Die Fischfauna ist außerordentlich reich, besonders an Welsarten. Aus der Kerfwelt müssen einige Plagegeister an den Pranger gestellt werden, es sind: Treiberameisen, die Menschenbremse **Chrysops dimidiatus** Wulp (P.: onsun), Sandfliegen, **Culicoides**-Arten (P.: afigo) und Sandflöhe. Gegen Treiberameisen hilft ein Feuerbrand, gegen Bremsen die Fliegenklatsche, gegen Sandfliegen Rauch und gegen Sandflöhe nur das Absuchen der Zehen, zwischen denen sie sich mit Vorliebe festsetzen. Die Honigbiene kommt vor, wird aber nicht gezüchtet.

Die Pflanzenwelt verfügt über einen ungeheuren Reichtum an Arten, deren Verteilung und Verbreitung noch wenig erforscht sind. Die Hauptcharakterpflanze des auf verlassenen Feldern entstehenden Buschwaldes ist der Schirmbaum, **Musanga Smithii** R. Br. (P.: aseng) Tafel 11. Auffallende große Bäume des Urwaldes (Abb. 1) sind der Baumwollbaum, **Ceiba pentandra**

Tafel II

EINGANG IN DEN URWALD BEI MAKONANÁM, SPAN. GUINEA.

[illegible]

G. Tessmann, Die Pangwe
Verlag und gedruckt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

[facing p.2]

Abb. 1. Im Urwald bei [illegible], Span. Guinea.
Im Vordergrunde über einer sumpfigen Stelle ein Baumstamm und eine Brücke (links) für Fußgänger.

(L.) Gärtn. (P.: dum), die Leguminosen **Piptadenia africana** Hook. f. (P.: tum), **Pentaclethra macrophylla** Benth. (P.: ebai), **Erythrophloeum guineense** Don. (P.: elun), sowie die schlanke Combretacee **Terminalia superba** Engl. et Diels (P.: akom). Der dickste und gewaltigste Baum des Gebietes ist die sagenumwobene **Copaifera tessmannii** Harms, der Geisterbaum der Pangwe. Palmen sind in ungefähr 15 Arten vertreten, die wichtigsten im Haushalt der Eingeborenen sind die Raphiapalme und der kletternde **Oncocalamus** nebst Verwandten. Die Ölpalme kommt nur im Norden in größerer Anzahl vor. Von niederen Pflanzen sind die Scitamineen, besonders **Aframomum**-Arten, wichtig, die geradezu bestandbildend auftreten können.

Die Bevölkerung gehört bis auf unbedeutende Spuren einer älteren Rasse, auf die ich noch zu sprechen komme, zu den Pangwe, einem von Nordosten eingewanderten Negerstamm mit einheitlicher Sprache und Kultur. Diese Einheitlichkeit ist freilich nicht im Sinne einer unbedingten Stammeseinheit aufzufassen. Eine solche gibt es in Afrika nicht, wo zahlreiche, im einzelnen meist nicht nachzuprüfende Mischungen die Rassen und Stämme durcheinandergewürfelt haben. Aber die Lebenskraft der Pangwe erwies sich bei der Berührung mit anderen Stämmen als kräftig genug, um deren Bestandteile aufzusaugen und trotz Aufnahme fremder Sprach- und Kulturteile ihre Eigenart zu bewahren.

Im Norden haben auf diese Weise die Eton, in weniger starkem Maße die Jaunde und Bene von den Bati, im Nordosten die Mwele von den Wute, im Osten die Bulu von den Njem und im äußersten Südosten die Mokuk von ihren Nachbarn fremdes Volkstum angenommen. An gewissen Stellen der Grenzgebiete haben die Vermischungen zur Bildung neuer Stämme geführt, z. B. der Makei — zwischen Pangwe und Bakelle im Süden — und der Mussekji — zwischen Pangwe und Benga am unteren Kampo.

Über die Art und Weise, wie die Vermischung stattgefunden hat, sind wir im einzelnen nicht überall genau unterrichtet. Man wird aber nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß sie meistenteils durch die Macht der überlegenen Pangwe erzwungen war. Durch den ungeheuren Druck, mit dem dieses Volk auf die westlichen und südlichen Völker drängte, durch Kriegszüge oder durch mehr oder minder gewaltsamen Kauf brachte es die Frauen der feindlichen Stämme in seinen Besitz, nahm auch wohl kriegsgefangene oder wenigstens abhängig gemachte Männer in seine Sippenverbände auf. Anders liegt die Sache im Norden. Hier war das Übergewicht der Pangwe an Zahl und Kraft nicht so groß, denn die Richtung des Vorrückens der Pangwe geht nach Südwest, dafür war der Ruf und das Ansehen, in dem dieses einzigartige Volk stand, derartig groß, daß die umgebenden Völker auch ohne direkten Zwang die Pangwesprache und -kultur annahmen. Hierher gehören die ursprünglich fremden und aus Norden eingewanderten oder nachgedrungenen Bati, und noch heute läßt sich der geschilderte Vorgang, der an den der „Massaiaffen" Ostafrikas erinnert, bei den Batjenga, einem Zweig der Bati südlich des Sanaga, beobachten. Diese Leute sprechen ihre eigene Sprache nur noch wenig, bedienen sich vielmehr fast ausschließlich des Pangwe und werden in wenigen Jahren ganz pangwisiert sein. Es ist hierbei zu einer drolligen Verwechslung gekommen, insofern die Jaunde, also die nördlichen Pangwe, ihre eigene Sprache, die Jaundemundart des Pangweschen, als *kobo bati*, als Batisprache bezeichnen.

Außer den genannten Stämmen haben noch weitere Nachbarn in einem mehr oder weniger geringen Umfang Volksteile an die Pangwe abgegeben, so im Osten die Maka, die noch wenig bekannt, aber wohl den Küstennegern zuzurechnen sind, im Nordwesten die Bassá, ein Bruderstamm der Pangwe, der sich in alter Zeit mit ihnen von dem gemeinsamen Hauptstamm abgezweigt und seinen eigenen Weg verfolgt hat, längs der Küste und am Ogowe eine Reihe verschiedener Stämme, die infolge der kriegerischen Vorgänge im Innern in dieses Rückzugsgebiet verdrängt, durcheinandergemischt und daher kaum mehr voneinander zu scheiden sind. Am einfachsten und klarsten liegen die Verhältnisse im Norden, wo am weitesten im Innern die Ngumba, davor

Abb. 2. [illegible] Span. Guinea.

als verhältnismäßig geschlossene Masse die Mabea und endlich auf einem schmalen Küstenstreif die Benga (Batanga, Ndowe usw.) wohnen. Die letzteren sind wirtschaftlich eigentlich schon aufs Meer gedrängt oder, wie im Süden beim Muni, auf die vorgelagerten Inseln, z. B. Koriško, zurückgewichen, wo sie sich noch am reinsten erhalten konnten. Am besten faßt man — bei der Unmöglichkeit, heute die einzelnen Stämme zu scheiden —, die genannten westlichen und südlichen Nachbarstämme, mit Ausnahme der Okandegruppe, nach dem Muster Avelot's[1]) unter dem Namen Benga-Bakele zusammen. Von den nördlichen Stämmen der Benga-Bakele-Gruppe, die vom Nyong bis zum Muni reichen, haben sich schon früher die südlichen — die Bakele — infolge des Vorstoßes der Pangwe abgetrennt, werden aber mit unglaublicher Schnelligkeit von den Fang aufgesogen. Genau so wie den Stämmen der Benga-Bakele ergeht es den Stämmen der Okandegruppe, als deren wichtigster die Mpongwe zu nennen sind, die zum Teil am Gabunbecken, zum Teil nördlich der Ogowemündung wohnen. Beide Gebiete, besonders das nördliche am Gabun, werden von Jahr zu Jahr kleiner. Das Gleiche gilt von den übrigen Okande am unteren Ogowe, deren Hauptstamm die Galoa bilden. Als letzte Gruppe der Nachbarvölker bleibt die der Bafioto (Fiotte) zu erwähnen, unter denen als nächste Nachbarn im Osten besonders die Bakota und im Süden, jenseits des Ogowe, die westlichen Bafiotestämme in Betracht kommen. Aber auch sie werden wohl mit der Zeit von den Pangwe noch zermalmt und ins Meer gedrängt werden, denn schon heute stehen die Vorposten dieses unverwüstlichen Volkes, das wie ein Keil die morschen Stämme zersplittert und unerbittlich der Zerstörung übergibt, vor den Toren von Fernand Vaz.

---

[1]) Vgl. M. R. Avelot, Recherches sur l'histoire des migrations dans le Bassin de l'Ogôoué, S. 51.

Die Nachbarn der Pangwe sind es auch gewesen, die ihnen den Namen gegeben haben. Sie selbst kennen eine die Gesamtheit umfassende Stammesbezeichnung nicht, sowenig wie das bei anderen in Gemeindeverbänden lebenden, politisch nicht geeinten Naturvölkern der Fall ist. Die Küstenneger hörten von ihre unmittelbaren Nachbarn sich „fang" nennen, faßten das Wort als „pang" auf und nannten ihrerseits in unterschiedsloser Verallgemeinerung alle Stämme des Innern ebenso; sie konnten natürlich nicht wissen, daß sie es nur mit einem von mehreren verschieden benannten Unterstämmen zu tun hatten. Weiterhin änderte sich der Name dadurch, daß jene Küstenvölker das Wort „pang" für einen einzelnen Vertreter der Inlandstämme gebrauchten, für die Gesamtheit aber durch Anhängen eines we das Wort „pangwe" bildeten (vgl. Abschnitt II, S. 33). Die Erklärung dieses Vorganges und dieser angehängten Silbe ist nur zu vermuten. Ein Mosekji erzählte mir, die Benga hätten beschlossen, als sie zum erstenmal mit den Fang in Berührung kamen, aus Abneigung gegen den kurzen „häßlichen" Namen pang dieses Volk Pangwe zu taufen. Dann bliebe noch zu erklären, wie die Leute dazu gekommen wären, gerade we anzuhängen. Vielleicht ist die Vermutung erlaubt, die freilich nur von den Mpongwe gelten würde, daß dieser Stamm den Namen der gefürchteten Fang ihrem eigenen Stammesnamen, dessen Entstehung ganz anderer Art sein mag, bewußt angeglichen hat, womit der Zweck erreicht wurde; auch heute noch werden Pangwe und Mpongwe meist verwechselt.

Von den Küstennegern übernahmen die Europäer die Bezeichnung Pangwe für die Inlandstämme und wandten sie natürlich ebenso wie jene auf deren Gesamtheit an, ein Vorgang, der entsprechend etwa in den Beziehungen zwischen Franzosen und Deutschen stattgefunden hat. Erstere übertrugen den Namen „Allemands" von dem ihnen bekanntesten Unterstamm der Alemannen später einfach auf alle von ihrem Standpunkt aus den Alemannen verwandten und benachbarten Völker, also auf alle Deutschen.

Die Franzosen nennen die Pangwe, deren Namen sie sich mundgerecht gemacht haben, „Pahouins", fassen den Sammelbegriff aber so weit, daß sie die Bakeko (soll wohl heißen Basa) und sogar die Njem (Ndsem) *) dazu rechnen. Das ist nicht angängig. Will man die Basa, die entschieden sehr nahe mit den Pangwe verwandt sind, einschließen, so muß man einen noch allgemeineren Sammelnamen, wie etwa „Pangweähnliche Völker" erfinden. Aber das ist fürs erste nicht nötig, jedenfalls haben wir es bei den Pangwe mit

---

*) Die Njem weichen in jeder Beziehung von den Pangwe ab und sind wohl bloß unter die „Pahouins" geraten, weil man sie zu wenig kannte.

Abb. 3.

Frau aus [illegible] ([illegible]) Süd-Kamerun.

einem einheitlichen, abgeschlossenen, insbesondere durch die Sprache eng verbundenen Stamme zu tun.

Ich schlage die Bezeichnung „Pangwe" für die Gesamtheit der Völkerschaften vor, die von den Fang — deren Name den Ausgang gebildet hat — nur unwesentlich, nicht sprachlich verschieden und deshalb mit ihnen zusammen als Unterstämme eines großen gemeinsamen Stammes, eben des Pangwe-Stammes aufzufassen sind, das sind die Eton, Mwele, Jaunde, Bene, Bulu, Ntum, Mwai, Fang und Mokuk (Oschieba).

Den Namen Fang auf die ganze Völkergruppe auszudehnen — wie es wohl geschieht —, würde sich deshalb nicht empfehlen, weil sehr leicht Verwechslungen mit dem Unterstamm Fang vorkommen würden, ferner weil jeder Unterstamm gewisse kulturelle Eigenheiten aufweist und daher nicht einer für alle stehen darf, endlich weil ein von den Negern längst selbst gebildeter, zusammenfassender Name vorliegt. Die Schreibart Mpangwe ist aus einer Verwechslung mit dem Namen Mpongwe entstanden. Wenn man schließlich an Stelle von Fang auch Fan schreibt, so ist dies ganz zu verwerfen, da diese Bezeichnung den Wortklang des Wortes *faŋ* (so phonetisch geschrieben) durchaus unvollkommen wiedergibt. Bei den französischen Schriftstellern, von denen diese Schreibweise wohl übernommen ist, erklärt sie sich leicht, aber auch sie schreiben meistens fang, weil die französische nasale Aussprache von fan der Aussprache der Eingeborenen wohl ähnelt, den scharfen Kehlverschluß am Ende aber nicht trifft. Ebenso steht es mit Fan-Fan, was nichts weiter heißen soll, als richtige, [illegible] Fang (Verstärkung wird in der Pangwesprache durch Verdoppelung des Stammes ausgedrückt).

Wir haben gesehen, daß die Pangwe sich mit den örtlichen Negerstämmen, mit denen sie auf ihren Wanderungen in Berührung kamen, vermischten; sie haben es gewiß auch mit den älteren Bewohnern des Landes, den Pygmäen,

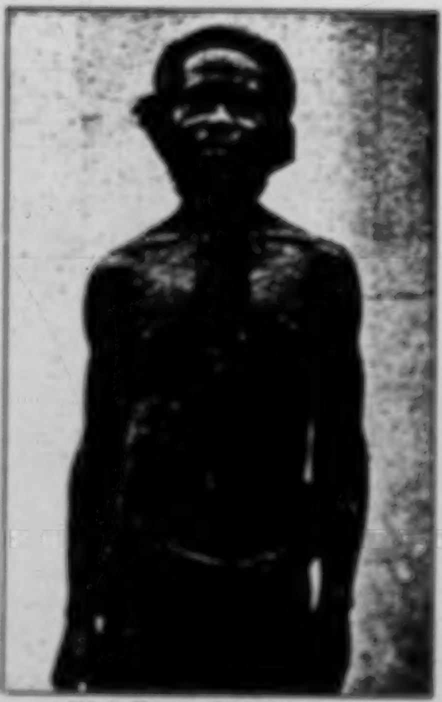


Abb. 4. Mann aus Bebai (Fam. Essang).

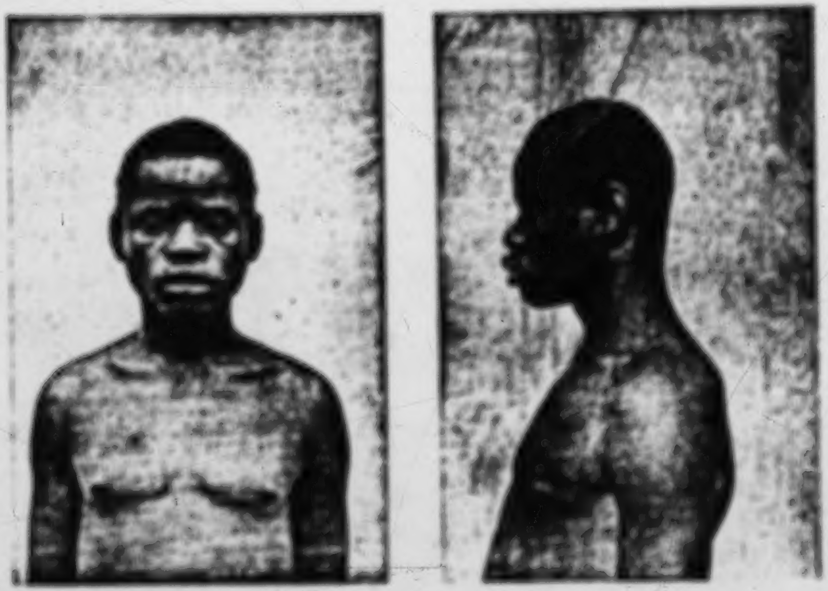
getan, die früher vermutlich in größerer Zahl die westafrikanischen Wälder durchzogen, heute innerhalb des Pangwe-Gebietes nur mehr in wenigen verstreuten Horden vorkommen. Wie weit diese Mischung gegangen, in welchem Umfange sie nicht nur eine anthropologische, sondern auch eine ethnographische war, läßt sich bei unserer im Grunde vollständigen Unkenntnis der Zwergvölker nicht sagen. Ich selbst habe nur einen einzigen Pygmäen gesehen bzw. für meine Untersuchungen verwerten können und werde an den geeigneten Stellen darauf zurückkommen.

Anthropologische Messungen gehörten nicht zu den Zwecken und Aufgaben der Expedition, und so werden die körperlichen Verhältnisse der Pangwe von mir nicht behandelt werden. Ich habe mich jedoch bemüht, eine möglichst große Anzahl von Kopf- und Gesichtstypen nach anthropologischen Grundsätzen aufzunehmen, und glaube, daß die hier gegebenen Abbildungen nicht bloß dem Laien, sondern auch dem Fachmanne ein genügend klares Bild von der körperlichen Erscheinung der Pangwe sowie deren Stellung zu den übrigen Negern vermitteln.

Ich sprach schon von den sprachlichen und kulturellen Mischungen in unserem Gebiete. Ihnen schließen sich diejenigen der Rassenelemente an, und zwar lassen sich in der Hauptsache zwei Typen unterscheiden, ein gröberer negerartiger und ein feinerer nördlicher (hamitischer). Jener zeigt einen breiteren Schädel, kürzeres und breiteres Gesicht, flachere Nase mit eingedrückter Wurzel, wulstig aufgeworfene Lippen, vorgeschobene Kiefer, gedrungeneren Körper und entwickeltere Muskulatur mit Neigung zu Fettansatz (Taf. III); der zweite schmaleren höheren Schädel, längeres Gesicht, hohen Nasenrücken, Orthognathie mit europäerähnlicher Kiefer- und Lippenbildung, hageren Körper, zierlicheren Knochenbau und schwächere Muskulatur (Abb. 5). An Zahl

[facing p.8]

Tafel III.



G. Tessmann

[illegible]

AJÓNG BOKA (FAM. ESSAUONG), PANG.

Günter Tessmann, die Pangwe

Verlag und gedruckt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

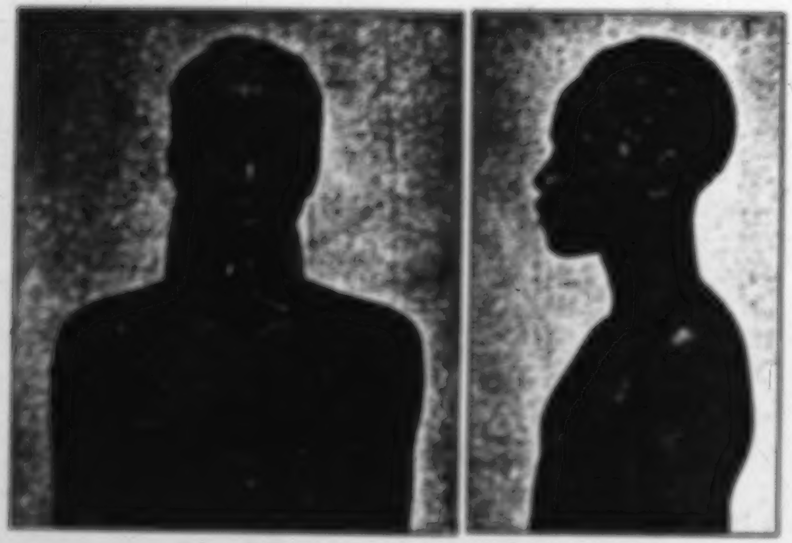


Abb. 5. [illegible] Span. Guinea.

Überwiegt der erste Typ, dessen dunkle schokoladenbraune Hautfärbung häufig auch dort noch herrscht, wo Körperbau und Kopfbildung dem zweiten, feineren angehören. Also nicht immer, aber doch häufig gehört zu dem letzteren eine hellere, fast rötliche Hautfarbe, die den Pangwe auffallend von den Nachbarvölkern unterscheidet. Im übrigen gehen beide stark durcheinander und vereinigen sich zu zahllosen Übergangsformen.

Abschnitt II.

Sprache.

Ihre Wichtigkeit. — Laute: Vokale, Konsonanten, Veränderungen, Lautangleichung und Lautumstellung, Einschiebung von Vokalen. — Musikalische Töne: Tonhöhen, einfache Töne, zusammengesetzte Töne, Beispiele. — Dynamischer Ton: Beispiele, Schnelligkeit und Schwierigkeit der Sprache. Tonverschiebungen. — Wortbildung: Stamm- und Nachsilbe und ihre Entstehung, Bedeutung der Nachsilbe, Beispiele, Vorsilben und ihre Bedeutung, Beispiele. — Satzbau: Kurzer Überblick und Beispiele. Vergleichende Zusammenstellung der Pangwemundarten, vergleichende Sprachproben der Nachbarvölker.

Es bedarf keiner Erläuterung, daß es zu einem erfolgreichen Studium des Negers und zu einem innigeren geistigen Verkehr mit ihm erforderlich ist, seine Sprache zu beherrschen. Aber noch mehr, diese Sprache selbst, in ihrem Aufbau und in ihren ethymologischen Beziehungen, offenbart uns erst die Kreise seiner Vorstellungen wie die Richtungslinien seines Denkens, sie ist der wahre Schlüssel zum Verständnis seines Lebens. Ein Überblick über sie darf hier daher nicht fehlen.

Zum Verständnis der Sprache ist es nötig — da ich nach Möglichkeit die einheimischen Ausdrücke angeführt habe —, einen Blick auf die phonetische Schreibweise der Wörter zu werfen, um auch dem Leser, der sich nicht mit Bantusprachen beschäftigt hat, einen genauen Begriff von den für das Pangwe wichtigen Lauten und ihrer Aussprache zu vermitteln. In folgendem habe ich mich bei allen in den deutschen Text aufgenommenen Pangwewörtern und -namen nach der deutschen Rechtschreibung gerichtet[1], also danach, wie wir die Laute in deutscher Aussprache am ähnlichsten wiederzugeben gewohnt sind; dagegen ist alles *kursiv* gedruckte nach den phonetischen Regeln auszusprechen. Die hier angewandte phonetische Schreibweise beruht auf den Vorschlägen von Prof. C. Meinhof.

Bei Vokalen haben wir zu unterscheiden: lange und kurze (Quantität), geschlossene und offene (Qualität). Bei jedem Vokal kommt es nicht nur auf die Quantität, sondern auch auf die Qualität an, doch gibt es nur beim e und o lange geschlossene und kurze geschlossene, lange offene und kurze offene Vokale, beim i und u fallen die langen offenen weg, so daß wir nur drei verschiedene i und u haben. Beim a und ö dagegen ist es bei den kurz gesprochenen sprach-

---

[1] Auch auf den Karten ist die deutsche, nicht die phonetische Rechtschreibung bevorzugt.

Abb. 6. [illegible] aus [illegible] (Fam. [illegible]), Span. Guinea.

lich nicht von Wichtigkeit, ob sie offen oder geschlossen sind, oft ist es nicht einmal zu unterscheiden. Wir haben also folgende Vokale:

		geschl.	offen
a kurz	ă		
a lang		ā	ą̄
ö¹) kurz	ŏ		
ö lang		ȫ	ǫ̈̄
i kurz		ĭ	į̆
i lang		ī	
e kurz		ĕ	ę̆
e lang		ē	ę̄
u kurz		ŭ	ų̆
u lang		ū	
o kurz		ŏ	ǫ̆
o lang		ō	ǭ

Die Kürze oder Länge (Quantität) ist hier also durch einen Bogen (kurz) oder Strich (lang) über dem Buchstaben, die Qualität, und zwar nur bei den

---

[1] Ich kann mich nicht dazu entschließen, hier ĕ zu schreiben, wie Pater Nekes nach dem von P. W. Schmidt im „Anthropos“ Bd. II, 1907 veröffentlichten phonetischen System will, denn der Laut — mag er auch aus e entstanden sein — entspricht unserm ö. Wenn zugegeben wird, daß dieser Laut eben heute

Abb. 7. Ntum (Fam. Ojak), Span. Guinea.

offenen, durch einen Strich unter dem Buchstaben kenntlich gemacht; wo die Qualität unbezeichnet ist, ist sie geschlossen oder wie in *é* und *ó* beliebig.

Wichtig ist nun im Pangwe, daß das offene kurze i *(ɩ)* in ein kurzes geschlossenes *e (ė)* übergeht, daher die Schwankungen in der Rechtschreibung, z. B. bei „Baum" *elį* oder *elė*. Ebenso steht es beim ü und ö, man kann schreiben *makün* oder *makön* (Pfeiler, Pflock). Bei den Mundarten des Südens treten vielfach die offenen langen *ẹ* und *ọ* an Stelle von *é* und *ó*; auch *ẹ* und hauptsächlich *ẹi* ist ein Kennzeichen mundartlicher Verschiedenheit, besonders bezeichnend ist das für die Ntum: *ejẹi* (Tuch), *ngẹi* (Eisvogel). *ẹ* und *ạ* vertreten sich dabei, so *mvẹl* (Unterstamm) bei den Fang, *mvạl* bei den Ntum; *ebẹl* (Sippe der Fang) F. und *ebạl* Nt.

Von Konsonanten haben wir:

1. Aspirata, *h* (nur in den nördlichen Mundarten für v),
2. Gutturales *k, g, ŋ,*
3. Dentales *t, ts, tš, d, dz, dž, s, z, n, l,*
4. Dentilabiales *f, v,*

---

nicht mehr e, sondern ein eigener dumpfer Vokal ist (wie das französische e muet), wir also ein besonderes Zeichen für den Laut wählen müssen, warum dann fremden Völkern zuliebe *e* und nicht, was uns Deutschen doch näher liegt, *ö*? Denn international ist diese phonetische Schreibweise leider nicht.

Abb. 6. Ndong-Angu (Fam. Ojen). Span. Guinea.

5. Labiales *pf*, *v*, *b*, *m*,
6. Palatales *ŋ* (*ng*),
7. sudanische Lautverbindungen *gb* (*gbw*), *kp* (*kpw*),
8. Halbvokale *w*, *j*.

Fremdartig für uns ist das gutturale *ŋ*, das im Worte *faŋ* (Unterstamm der P.), in deutscher Schreibung Fang, vorkommt. Dem langen, silbisch auftretenden *ŋ*, *n* und *m* sind Laien stets geneigt, beim Niederschreiben ein *e* vorzusetzen und z. B. emba statt *mba* (Pisangfresser, Turacus-Arten) zu schreiben. Das deutsche w in „Wasser" ist phonetisch *v*, außerdem gibt es noch *w* ein bilabiales *v*; der phonetische Buchstabe *w* ist wie im Englischen „water" zu sprechen, in einfachem Druck muß er durch u oder o ersetzt werden, z. B. Essuong, phon.: *esswoŋ* (Sippe der Fang). Das *j* neigt oft zu dem Reibelaute *ʒ*; da dies indessen ganz wechselnd ist, so kann man z. B. ebensogut *ajoŋ* wie *aʒoŋ* (Name) schreiben. Ebenso ist es mit *t*, *ts* und *tš* (in deutscher Schreibung tsch), die einander in den verschiedenen Mundarten ersetzen, so *tit* (Fleisch) oder *tsit* oder *tšit*. Die Dentalen *t*, *ts* und *tš*, *d*, *dz* und *dž*, ferner *s* und *z* sind fast immer palatalisiert; man merkt es daran, daß die Pangwe unser deutsches s und sch nie richtig aussprechen, sondern stets dabei einen Reibelaut hervorbringen. Diese Palatalisation, die ich — weil durchgängig — nicht bezeichnet habe, ist meiner Meinung nach zum Teil auf Rechnung der künstlichen Ver-

Abb. 9. [illegible]

stümmelung der Zahnspitzen zu setzen, und sie hat sich so vererbt, daß heute auch Leute mit unversehrtem Gebiß immer palatalisieren, dagegen wechselt die Aussprache *tö*, *tsö* und *tšö* nach den Unterstämmen, genau wie *d*, *dz* und *dž* z. B. in *dis* (Auge), *dzis* und *džis*. Besonders wichtig ist es, zwischen scharfem und weichem *s* (phon. scharf: *s* und weich: *z*) zu unterscheiden. Im einfachen Druck spreche man ein einfaches *s* stets weich aus, z. B. in *Sö (zö)* = Leopard wie in Sonne; die Schärfe habe ich durch Verdoppelung angezeigt, wie in *Sso (so)* = Mondkult. Das wäre das einzige, was man bei der deutschen Schreibweise zu beachten hätte. Damit ist nun nicht gesagt, daß harte und weiche Laute, wie *s* und *z*, durchaus unveränderlich wären, vielmehr ersetzen sie sich öfters; so wird *pf* (im Ntum) zu *f*, *t* zu *d*, *s* zu *z*, letzteres tritt stets in der ganzen Sprache der Regel nach ein, man vergleiche *ssamba* und *zambe* = *zama* (Gott), *a sigo* = sich erschrecken und *zigo* = der Schreck. — Hier muß ferner die ungewöhnliche Flüchtigkeit und leichte Veränderlichkeit von Lauten erwähnt werden. Lautangleichung (Alliteration) und Lautabstoßung (Elision) werden in einem Umfange geübt, der fast ans Strafbare grenzt, Konsonanten in einer Weise zurückgesetzt, die ihnen unser Mitleid sichert, Vokale derart zugerichtet, daß es oft nicht möglich ist, ihre „Identität" festzustellen. Hier die corpora delicti:

edšie statt *edšibegu* (Schlüssel), *afño* statt *afegele* (Hut), *awua* statt *awusis* (Kiste), *ai* statt *sigo* (Treiberameisen), *fae* statt *fale* (legen, setzen, stellen), *sje* statt *sese* (Tante, Schwester des Vaters), *miñe* statt *miniñga* (Frau).

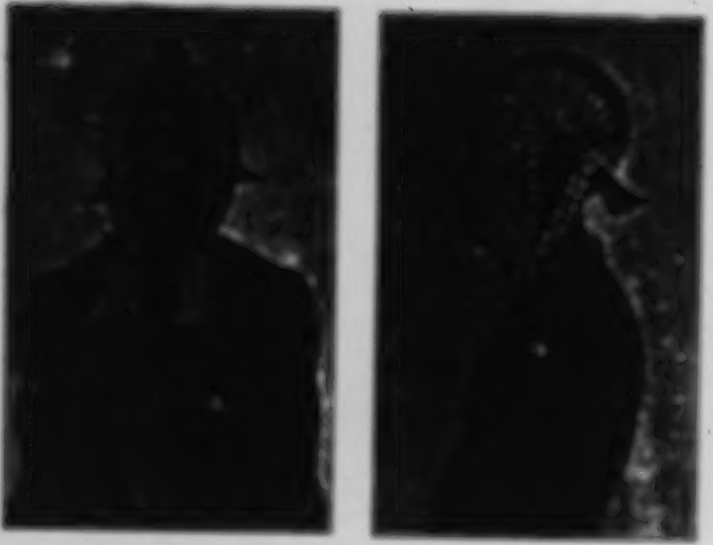
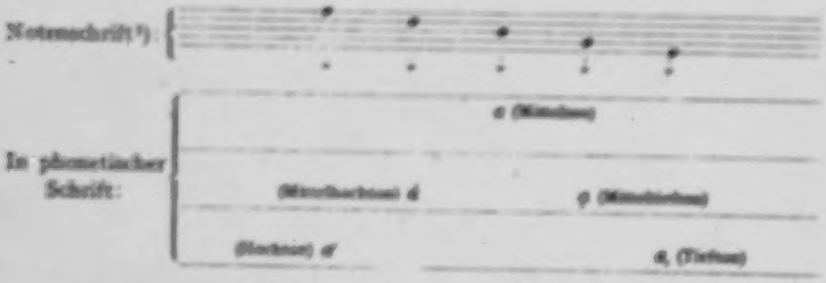


Abb. [illegible]. [illegible] ([illegible]). Span. Guinea.

Dann fallen viele Konsonanten vor nachfolgenden Vokalen aus, so: *nkok* (Zucker), aber *nko e ntangan* = der Zucker des Weißen, europäischer Zucker, *a kut* = klopfen, aber *a ku e nda* = am Hause klopfen, *kos* = Papagei, aber *ko-e-si* = Papagei der Erde = Spermestes-Arten (Webervögel), sogar selten *ne mam* = mein Gatte statt *nome mam*. In den meisten dieser Fälle habe ich den Endlaut in eckigen Klammern beibehalten, damit das Grundwort erkennbar ist, der eingeklammerte Buchstabe ist aber nicht auszusprechen. Dafür wird dann, wenn Konsonanten auf Konsonanten stoßen, ein euphonetisches *e* und sogar ein *l* eingeschoben, letzteres aber nur, wenn es ursprünglich im Stamme enthalten war, wie in *ku* (Schildkröte): Wasserschildkröte = *kul-ebkí*, oder im Beginn des Märchens: Die Schildkröte und der Leopard = *kule ba nzè*. Anderswo z. B. in Zusammensetzungen, werden harte Laute, die am Ende des Wortes stehen, wie *mvok* = Heim, in weiche verwandelt, also *mvog-e-gi* (Name einer Sippe der Jesamdo) statt *mvok-gi*. Daß härtere Laute auch am Anfang keine besonderen Aussichten auf Fortkommen haben, ist gelegentlich der Verwandlung von *s* in *z* wohl bemerkt worden, ebenso ist es z. B. bei Wörtern wie *(n)zen* = Weg, *(n)zè* = Leopard, von ihnen ist oft nur ein Hauch geblieben, während sie bei den südlichen Fang und in Zusammensetzungen wie obiger wieder auftreten. Doch damit wollen wir das Sündenregister schließen.

Zugleich kann ich damit meine Vorbemerkungen über die Schreibweise der Pangwewörter beendigen, die Erörterung dieses an sich trockenen Stoffes erschien mir aber für die, welche sich mit den Pangwe im allgemeinen und dem Studium dieses Buches im besonderen beschäftigen, unumgänglich nötig.

Was die Pangwesprache vor vielen, selbst Bantu-Sprachen auszeichnet, ist die Wichtigkeit des musikalischen Tones. Wir werden in späteren Abschnitten auf Schritt und Tritt uns vor die Notwendigkeit gestellt sehen, auf die Tonhöhen genau zu achten, z. B. bei Namen, gar nicht einmal zu reden von der Trommelsprache, die ja auf den musikalischen Regeln der Sprache beruht. Die musikalische Höhe der Sprachtone wechselt bekanntlich in Form einer Kurve, deren Durchschnitt man als seine mittlere Höhe bezeichnet. Für den praktischen Gebrauch ist es nötig, aus der Menge der Töne gewisse wiederkehrende Gruppen zusammenzufassen, und man kommt da, je nach der musikalischen Begabung des Beobachters, zu vielen oder aber nur zu zwei Tönen, einem höheren und einem tieferen. Bei den meisten Bantu-Sprachen genügt die Unterscheidung von drei Tönen, im Pangwe läßt sich leider damit nicht auskommen, sondern man muß fünf einfache Töne unterscheiden, die ich als Hochton, Mittelhochton, Mittelton, Mitteltiefton und Tiefton bezeichne. Das Schwierige ist nun, daß sich die von dem Mittelton entsprechend weit nach oben oder nach unten entfernten Töne —, also Mittelhochton und Mitteltiefton, Hochton und Tiefton —, oft ersetzen können, und zwar je näher dem Mittelton, desto leichter. Die Töne bezeichnet man einfach durch einen Strich beim Vokal der Tonsilbe, sei es seitlich oben, über, unter oder seitlich unten beim Buchstaben. Am besten mag die Verhältnisse das folgende Schema verdeutlichen:



Diese Tonhöhen sind zum Verständnis der Sprache nicht zu entbehren, das beweist als eines der auffallendsten Beispiele das Wort *mbea* in seinen vier verschiedenen Bedeutungen als

Flasche: *mbèa* (F.),	Kugel: *mbẹa*,
Kokosnuß: *mbéa* (J.),	Elfenbein: *mbea̧*.

An diesem Beispiel sieht man auch, daß fünf Tonhöhen nötig sind, der Mittelton kann, weil zu nahe dem Mittelhochton und Mitteltiefton, in diesem Falle als Unterschied nicht in Betracht kommen, obwohl er natürlich vorhanden ist. Der Mittelton ist unbezeichnet geblieben, da er als mittlerer Sprachton gilt und unterschiedlich nicht sehr hervortritt. Sehr verwickelt wird die Sache durch das Auftreten von zusammengesetzten Tönen. Man könnte sagen: es gibt also *e* mit *é*, *é* mit *e̩*, *e̩* mit *é* und *e̩* mit *e* verbunden. Da aber hinzukommt, daß jeder dieser beiden verbundenen Töne von derselben oder von verschiedener Länge sein kann, so ergibt sich eine Fülle, die unserer Auffassung, unserer Schreib- und Sprechweise verderblich werden müßte, wenn man nicht vereinfachte, und man kann das sehr gut tun, indem man bei zusammengesetzten Tönen nur unterscheidet, ob sie hochtief oder tiefhoch sind. Nun fragt sich: sind sie beide gleichlang, oder welcher ist länger? Das gibt eine Gruppe von sechs zusammengesetzten Tönen, die in folgendem Schema zusammengestellt sind. Die gegenüberstehenden können sich wieder, je näher sie sich im Schema stehen, desto leichter ersetzen.

---

[1] Die Notenschrift ist nur schematisch gedacht, es stimmen natürlich die Tonhöhen der Pangwetöne nicht mit den Tönen unseres Notensystems überein.

	Hochtieftöne	Tiefhochtöne	
gleichlang	ê	ě	gleichlang
kurzlang	ê	ě	kurzlang
langkurz	ê	ě	langkurz

Glücklicherweise ist hier wenigstens das Gute, daß bei den beiden letzten Tönen meist ein i für den nachschleifenden Ton eintritt, so daß man die Zeichen für diese Töne vermeidet. Beispielsweise schreibe ich *ebi*, (Heimchen, Zikade), nicht, was vielleicht auch berechtigt wäre, *ebǐ*. Es nimmt eben durch den nachklappenden kurzen Ton — sei er fallend oder steigend — der Laut eine andere Klangfarbe, meist die des *i*, an. Wer sich das klarmacht und vor allem bedenkt, daß sich ê und ě, weil nahestehend, ersetzen können, wird bei Streitfragen, die einen solchen Fall betreffen, seine Ruhe bewahren können. Wir haben also im ganzen fünf einfache und vier zusammengesetzte Töne in der Pangwe-Sprache zu beachten.

Mancher könnte nun meinen, die vielen Töne, die nur einem eingefleischten Phonetiker eine angenehme Musik sein würden, wären praktisch nicht von Bedeutung, und das angeführte Beispiel sei nur eine Ausnahme. Ein Blick in ein Wörterbuch der Pangwe-Sprache wird das Gegenteil erweisen; es seien aber auch hier einige Beispiele von Tonhöhen angeführt, die im Verein mit den Vokalunterschieden einen Begriff von der Schwierigkeit der Pangwe-Sprache geben. Von den vielen Wortspielen zwischen *ngon* = Mädchen, Mond und *ngúe (ngúe)* — Ngue, ein Kürbisgewächs **Cucumeropsis edulis** Cogn. und zwischen *ngá* — Gewehr und *ngá* — Frau will ich schweigen, aber nenne hier nur folgende kleine Zusammenstellung:

mvie — Frucht der Ölpalme, *mvúe* F. *mvie* Nt. — Schwarzsteiß-Schopfantilope, **Cephalophus callipygus** Peters, *mvie* — Schmerz.

ngi — Feuerkult, *ngi* — Gorilla.

mbim — Kult, *nsim* — Verbrechen und Wieselmanguste, **Herpestes melanurus** Gray.

abáŋ — **Pentaclethra macrophylla** Benth. (Leguminosae), *abaŋ* — **Cordia odorata** Gürke (Boraginaceae).

ngoé — Schwein, *ngoé* — Stachelschwanzeichhörnchen, **Anomalurus**-Arten;

nsɔ́k — Schirrantilope **Tragelaphus [illegible]** Lemberg, *nsɔk* — umgefallener niederliegender Baum;

a bi — zuklappen, zuschlagen intrans., *abi* — weg, fort, *a bi* — fangen und sich fangen, *bì* — fange, Imperativ;

a bɛ́ o jɔ́b — erhöht sitzen, z. B. *onon a bɛ́ nlɔ́m* — der Vogel sitzt oben auf einem Ast, *a bɛ́ o jɔb* — aufhängen (etwas), *a bɛ* — hinaufgehen;

ngɔ́ — **Manniophyton africanum** Muell. Arg. (Euphorbiaceae), *ngɔ* — eine Ficusart; *ngɔ* — Kautschukliane **Carpodinus maxima** K. Sch. (Apocynaceae) und Eingeweihter im Kulte, *ngɔ́* — Messing;

nkɔ́ — Maniok, Kassave, *nkɔ́* — Nachttierfalle, *nkɔ* — Firstbalken im Hause;

ebɔ́ŋ — weibliche Scham, *ebɔ́ŋ* — Frucht von Mimusops djave, *ebɔŋ* — Schamgegend, *ebɔŋ* — Brust, Geliebte;

nkɔ́ — Penis, *nkɔ* — Zuckerrohrhütten, *nkɔ́* — Aufbewahrungskörbe der Frauen, *kɔ́* — Seele.

kɔ́ — Meerkatze, *kɔ* — Schnecke;

fò — schwarze, auf der Erde kriechende Schlangen verschiedener Gattungen, *fɔ* — kleinere Nager, Nagetier, *fɔ* — Pulvertäschchen, *fɔ* — Eckzahn, *fó* — eitriges Geschwür, Hautgeschwür, *mfɔ* — eine Baumart, wahrscheinlich **Enantia chlorantha** (Anonaceae).

Neben dem musikalischen Ton hat der dynamische, durch einen Akzent bezeichnete, eine nicht unwesentliche, wenn auch geringere Bedeutung. Man vergleiche: *abɔ́m* — **Anopyxis klaineana** Pierre (Rhizophoraceae), *ábɔm* — Raubvögel, insbesondere Schmarotzermilane, Plural; *ávià* — Sippe, Familienverband, *ádjà* — Name und *ayɔ́* — rösten, *ayɔ́* — Hitze; *a só* — im Nachteil sein, *á tɔ́b* — wohnen, sich niederlassen; *á dɔ́m* — abpflücken, abbrechen, *a dóm* — tanzen, *á bɔ̀k* — in ein Lager bringen, austreten (mit den Füßen), *abɔ́k* — Tanz, Fest, *abɔ́k* — Rotnasenratte **Mus hypoxanthus** Puche-

Abb. 11 u. 12. Links Fang (Phot. [illegible]), rechts [illegible]

v a n; é [illegible] — schinden, a [illegible] — her- oder hinschieben; é [illegible] — anhaken, a [illegible] — spielen, schlagen (ein Musikinstrument), [illegible] — Stützpfahl eines Hauses, [illegible] — Bauch, Unterleib; [illegible] — Betrug, Lüge, [illegible] — Kreuze, Wirbelkreuze, Plural.

Diese Beispiele, die sich ins Ungemessene vermehren ließen, sollen nur dartun, daß die Beobachtung von Quantität wie Qualität der Vokale, von musikalischem wie dynamischem Ton zur Vermeidung von Mißverständnissen unerläßlich ist. Man wird durch sie einen Begriff bekommen, mit welchen Schwierigkeiten die Erlernung der Pangwe-Sprache verbunden ist, und warum fast alle, die versucht haben, sich in Afrika mit den Bantu-Sprachen praktisch zu beschäftigen, sich darin einig sind, daß wenigstens in Westafrika das Pangwe am schwierigsten zu erlernen ist.

Weiter wird das Verständnis dadurch erschwert, daß die Pangwe die Silben mit einer unglaublichen Schnelligkeit — besonders in Augenblicken der Erregung — hervorstoßen, wofür der Pangwe selbst den treffenden Ausdruck a [illegible] — brodeln, vom kochenden Wasser, erfunden hat[1].

Wie bei Lauten Lautverschiebungen, so kommen bei den Tönen Tonverschiebungen vor, auch ist keineswegs immer der musikalische Ton in Einzahl und Mehrzahl gleich, vergleiche: [illegible] — Hirschferkel, Hyemoschus aquaticus

---

[1] Von den Bene ist es bekannt, daß sie etwas langsamer als die Jaunde sprechen.

Ogilby: Mehrzahl: *bia*. Daß auch der dynamische Ton in laufender Rede sich unwillkürlich ändert, versteht sich wohl von selbst.

Die Verschiedenheit der Laute und die feine Unterscheidung von Tonhöhen in ihrer Sprache läßt von vornherein bei den Pangwe neben einer großen musikalischen Begabung ein ausgeprägtes Gefühl für den Wert einer Sache vermuten, und das führt mich auf die Entstehung der Wortformen, auf die Theorie der Wortbildung, für deren Erkenntnis das Studium des Pangwe von größter Bedeutung zu werden verspricht. Nehmen wir einmal das Hauptwort: Mit drei geschickten Hieben kann man es fast immer, falls es nicht zusammengesetzt ist, in seine drei Bestandteile zerlegen, vorn fällt die Vorsilbe (Präfix) ab, hinten die Nachsilbe (Suffix), in der Mitte bleibt der einsilbige Stamm zurück. Die Nachsilben, die sich übrigens auch bei Zeitwörtern finden, sind freilich mit dem Stamme enger verbunden als die Vorsilbe.

Soweit sich bei den spärlichen bisher vorliegenden Untersuchungen über Wortbildung sagen läßt, ist die Nachsilbe in der Pangwe-Sprache eine freilich weiter entwickelte Wiederholung des Stammes. Der Stamm der heutigen einsilbigen Wörter besteht aus Konsonant + Vokal. Die Nachsilbe hat wahrscheinlich aus Vokal + Konsonant + Vokal bestanden, ist indessen heute ganz abgeschliffen. Der Anfangsvokal der Nachsilbe ist mit dem Endvokal des Stammes verschmolzen und hat ihm eine andere Klangfarbe gegeben oder auf seine Tonhöhe verändernd eingewirkt, der Schlußvokal ist größtenteils heute schon abgefallen, tritt aber bei nachfolgendem Konsonanten in der Form des besprochenen euphonetischen *e* wieder auf. Werfen wir also zuerst einen Blick auf den Stamm. Wir haben da drei Urkonsonanten: Kehllaut *(k)*, Gaumenlaut *(t)*, Lippenlaut *(b)*, und drei Urvokale, die in der Bedeutung den Urkonsonanten entsprechen, nämlich *a*, *i (e)* und *o (u)*. Die Bedeutung liegt ursprünglich

1. bei k — a in der Bewertung des vom Wort ausgedrückten Begriffes,
2. bei t — i (e) in dessen Eigenschaft,
3. bei b — o (u) in dessen Beziehung.

Warnung vor Gefahr z. B. ist eine Bewertung, daher die Kehllaute der warnenden Affen, die in dem bewundernden oder warnenden Ausruf *ka* der Pangwe noch ganz ursprünglich wiederkehren. Der Wunsch, etwas zu besitzen, ist Beziehung, und wir finden ihn bei Menschenaffen im Spitzen der Lippen, bei den Pangwe ebenfalls so, wenn man auf etwas zeigt, um es zu haben — das Zeigen mit dem Finger deutet keine Beziehung an, sondern eine Bewertung in feindlichem Sinne oder aber eine Eigenschaft und gilt deshalb im Verkehr als unanständig.

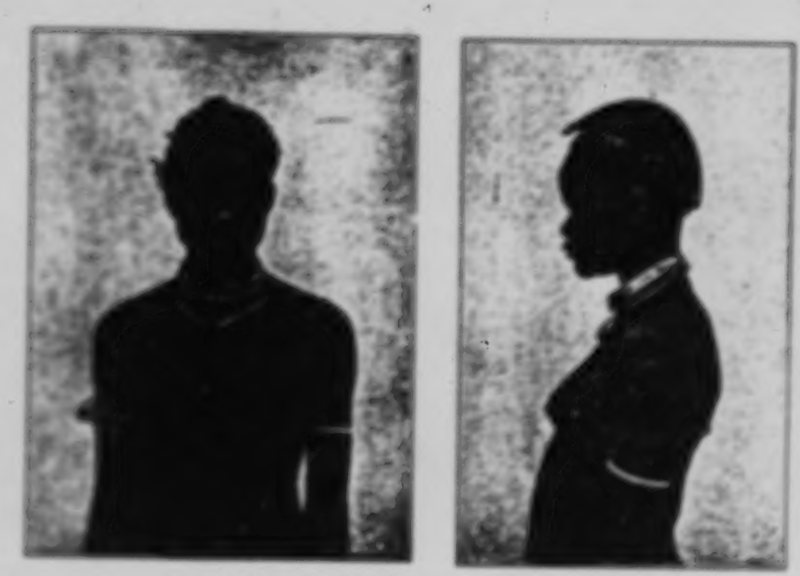


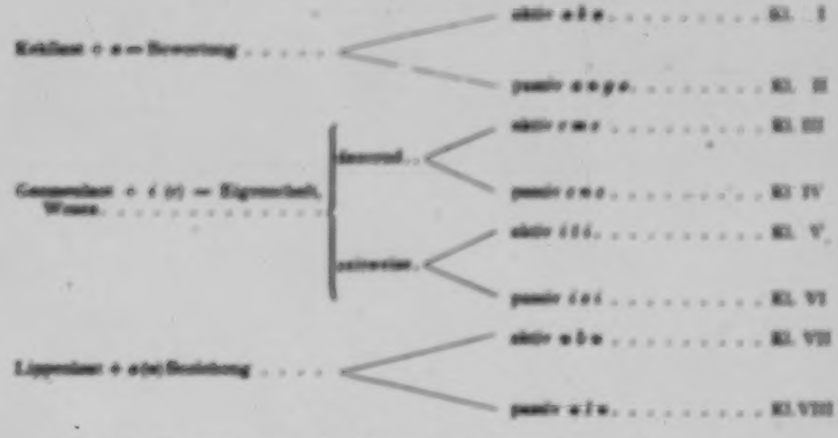
Abb. 13. Ajingwe, Fangmädchen aus Ale (Phot. Tessmann)

Natürlich sind die Stämme in dieser ursprünglichen Form nicht mehr vorhanden, sondern sie haben sich weiter entwickelt, und zwar in der Richtung der Nachsilben. Da eine Grenze anzugeben, ist heute nicht mehr möglich, man kann nur sagen, die Nachsilbe ist eine entwickeltere Form des Stammes, die dem mehr oder weniger entwickelten Stamm später angehängt wurde, und ein neues Wort war damit geprägt. Da dieses Wort eben etwas anderes bezeichnet als der Stamm, so ist es klar, daß die Nachsilbe auch einer ganz anderen Gedanken- und damit Lautgruppe entnommen ist als jener. Die ursprünglichen Verbindungen zwischen Gedanken und Laut mögen folgende gewesen sein:

1. Bewertung: etwas, was nicht aus meinem Willen heraus entsprungen ist noch von mir mit meinen Anschauungen in Einklang gebracht werden kann; etwas, was mir feindlich gegenübersteht, oder dem ich feindlich gegenüberstehe, (göttliche) Bestimmung, Vergangenheit.
2. Eigenschaft: etwas, dem ich im Augenblicke weder feindlich noch freundlich gegenüberstehe, Gegenwart.
3. Beziehung: etwas, was ich wünsche, oder was sich mit meinem Streben, meiner Willensrichtung, meinem Begriffsvermögen deckt, was mir freundlich gegenübersteht, oder dem ich freundlich gegenüberstehe, Richtung, Zukunft.

Wie sich aus diesen drei Grundklassen die übrigen entwickeln, ist aus der folgenden Aufstellung zu sehen. Im Laufe der Zeit fing man an zu unterscheiden, ob die in der Gegenwart vorhandene Eigenschaft eine dauernde oder nur eine zeitweilige ist — Praesens I und II — und kam so auf vier Zeitformen. Bei jeder unterschied man dann, ob Absicht oder Nichtabsicht vorliegt, ob aktive oder passive Richtung in Betracht kommt. So entstanden acht Klassen, die wir bei den Nachsilben noch deutlich unterscheiden können. Im Gegensatz zu den Vorsilben hat bei den Nachsilben jedes Wort in der Mehrzahl dieselbe Nachsilbe wie in der Einzahl.

Muster für Nachsilbenklassen.


aktiv a k a . . . . Kl. I
Kehllaut e a = Bewertung . . . . .
passiv a n g a . . . . Kl. II
aktiv e m e . . . . Kl. III
dauernd. .
Gaumenlaut e i (e) = Eigenschaft, Wesen. . . . .
passiv e n e . . . . Kl. IV
aktiv i l i . . . . Kl. V
zeitweise.
passiv i n i . . . . Kl. VI
aktiv o b o . . . . Kl. VII
Lippenlaut o o(u) Beziehung . . . .
passiv o l o . . . . Kl. VIII

Bei Zeitwörtern hat die Nachsilbe k eine transitive Bedeutung.

Beispiele:

Stamm nga = Etwas, das nach zwei Seiten geht oder geführt wird.

Kl. I: ngé-k = Stachel des Quastenstachlers, **Atherura africana** Gray. Stamm nga, weil der Stachel niedergelegt und aufgerichtet wird. Bewertung, weil er in feindlichem Sinne, gegen mich, Anwendung findet, wenn ich das Tier anfassen will. Aktiv, weil er in der Absicht gebraucht wird, den Feind abzuwehren.

Kl. II: a-ngé-a = Fangnetz, ursprünglich wohl zum Fische fangen, übertragen Schmetterlingsnetz. Stamm nga, weil es beim Gebrauch nach zwei Seiten geführt wird (wie jeder weiß, der einmal damit gefischt hat). Bewertung, weil es von anderen Stämmen eingeführt ist, daher als etwas „Heiliges" betrachtet wurde, dem man, wie allem Unbekannten, Fremden, zumal in feindlicher Weise gegenüberstand. Passiv, weil es nicht aus meiner Überlegung heraus nach zwei Seiten geführt wird, sondern weil diese Handhabung einfach übernommen, „Vorschrift", göttliche Bestimmung war.

Kl. III: *opl-e* — Freundschaft, besonders im Sinne der Sippenfreundschaft (angedeutet durch Ineinanderhaken der Zeigefinger der rechten und linken Hand). Stamm *ope*, weil sie nach zwei Richtungen wirkt, von mir zum andern Manne (bezw. zur anderen Sippe), von ihm (bezw. ihr) zu mir. Diese Eigentümlichkeit ist ihr dauerndes Wesen. Aktiv, weil sie in bestimmter Absicht, meist zur Erlangung persönlicher Vorteile geschlossen wird (daher heißt unbeabsichtigt durch Zuneigung entstandene Freundschaft *e-nyán/l/* und ist passiv).

Kl. IV: *opl-e* — Krokodil, langschnauziges, **Mecistops cataphractus** Cuv. Stamm *ope*, weil das Krokodil nach zwei Richtungen läuft, d. h. einen Zickzackkurs macht (vergl. auch den Lauf unserer Eidechse). Diese Eigentümlichkeit ist sein dauerndes Wesen. Passiv, weil es nicht in bestimmter Absicht geschieht, sondern in der Natur des Krokodils liegt.

Kl. V: *opl-i* — **Kickxia elastica** Preuss, Kautschukbaum. Stamm *ope*, weil der Baum durch Kreuz- und Querhiebe des Haumessers eingeschnitten wird. Diese eigentümliche Behandlung ist zeitweiliges Wesen, weil es nur dann geschieht, wenn man den Kautschuksaft gewinnen will. Aktiv, weil es in der Absicht geschieht, ihn technisch zu verwerten.

Kl. VI: *opp-e* — (ursprünglich) Greifzehe der Vögel, dann — übertragen — kleiner Finger, kleine Zehe, Nebenhuf, Afterklaue und Ranke. Stamm *ope*, weil sich die Wendezehe (Papagei!), wie ihr deutscher Name sagt, nach zwei Richtungen stellen läßt, nach vorne und hinten. Zeitweiliges Wesen, weil die Greifzehe ihrer Natur nach bei den Vögeln, die nicht Wendezeher sind, nach vorne, und nur zeitweise und ausnahmsweise nach hinten steht. Passiv, weil es in der Natur der betreffenden Vögel liegt, nicht aber in bestimmter Überlegung von ihnen ausgeführt wird. *e-opp-e* — Farnkraut, **Pteris atrovirens** Willd. und **Dryopteris gongylodes** (Kuhn) O. Ktze. Vom vorigen abgeleitet. Die eingerollten Fiedern (vergleiche ein jüngeres, noch nicht ganz entfaltetes Blatt), die sich gegenüberstehen, werden mit Greifzehen verglichen. Eigentlich: die (Pflanze) mit Greifzehen, daher Vorsilbenklasse *e*, Werkzeugklasse.

Kl. VII: *opp-b* — Schwanzflosse der Fische, Schwanz der Raubvögel, insbesondere des Milans, eigentlich: Steuer. Stamm *ope*, weil Schwanzflosse wie

Raubvogelschwanz als Steuer nach zwei verschiedenen Richtungen geführt wird. Beziehung, weil es mit dem Träger verbunden ist, zu ihm gehört und ohne ihn nicht denkbar ist. Aktiv, weil das Steuer mit der Absicht in Anwendung gebracht wird, den Körper in eine bestimmte Richtung zu bringen.

Kl. VIII: ngal(i) – Gewehr. Stamm nga, weil es nach zwei Seiten geht (Schuß und Rückstoß). Beziehung, weil es ein Teil vom Menschen ist, denn ohne ihn ist seine Wirkung nicht denkbar. Passiv, weil die Gegenwirkung, der Rückstoß nicht beabsichtigt ist[7].

Bei den Vorsilben liegt die Sache weit einfacher. Es sind da schon längst allgemeine Gesichtspunkte aufgestellt, nach denen die Einordnung von Wörtern in Vorsilbenklassen nach bestimmten Grundanschauungen stattfindet[8]. Diese Bantuvorsilben sind freilich in der Pangwe-Sprache aufs äußerste beschränkt, wie denn überhaupt diese Sprache zur Einsilbigkeit neigt.

Der Gedanke, den man wohl aussprechen hört, daß der Mensch die Umwelt zuerst in Belebtes und Unbelebtes eingeteilt hätte, ist natürlich vollkommen falsch, denn für einen Naturmenschen ist alles belebt; fremde Menschen, Tiere oder auch Pflanzen und Naturkräfte unterscheiden sich für ihn durch nichts, wenn sie in gleicher Weise, sei es freundlich oder feindlich, auftreten. Vielmehr geht die Einteilung in Vorsilbenklassen nach genau denselben Grundsätzen vor sich wie die der Nachsilben und der Stämme. Bewertung, Wesen, Beziehung sind die drei Gesichtspunkte, aus denen die Beantwortung der Frage nach dem Namen eines Dinges sich ergibt. Es ist ja auch nur natürlich, daß der naive Mensch von einem Ding entweder eine Eigenschaft nennt, eine Aussage macht oder zweitens die Beziehung dieses Dinges zu anderen oder zu sich darlegt, also vergleicht, oder aber drittens den besonders hohen oder besonders geringen Wert des Dinges angibt, also einschätzt, bewertet. Um sich über die Eigenschaft des Wesens klar zu werden, war man bestrebt — eine spätere Folge —, hervorzuheben, entweder: es sei ein Mensch, oder zweitens: es sei nicht mehr ein Mensch, sondern ein Tier oder eine Pflanze oder eine Naturerscheinung (der Übergang ist noch heute zu erkennen), oder drittens: es sei ein Werkzeug, ein Gebrauchsgegenstand, dem die Wesenheit des Menschen anhaftet, z. B. tɔ(b)ɔ – sitzen, *etɔ* – das zum Sitzen – Sitzplatz, Schemel. Bei der Beziehung kam in Be-

---

[7] Die Angst vor dem Rückstoß hat die Pangwe auch dazu veranlaßt, das Gewehr mit gestreckten Armen abzuschießen.

[8] Carl Meinhof, Grundzüge einer vergleichenden Grammatik der Bantusprachen. Berlin 1906.

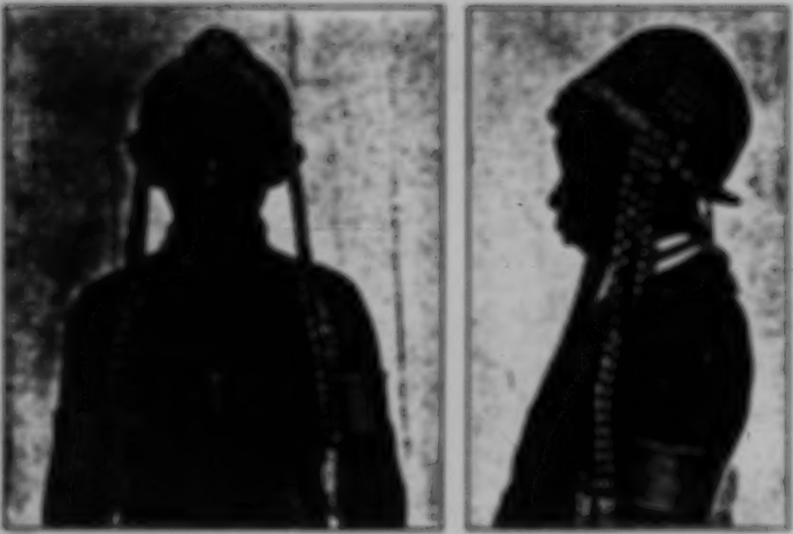
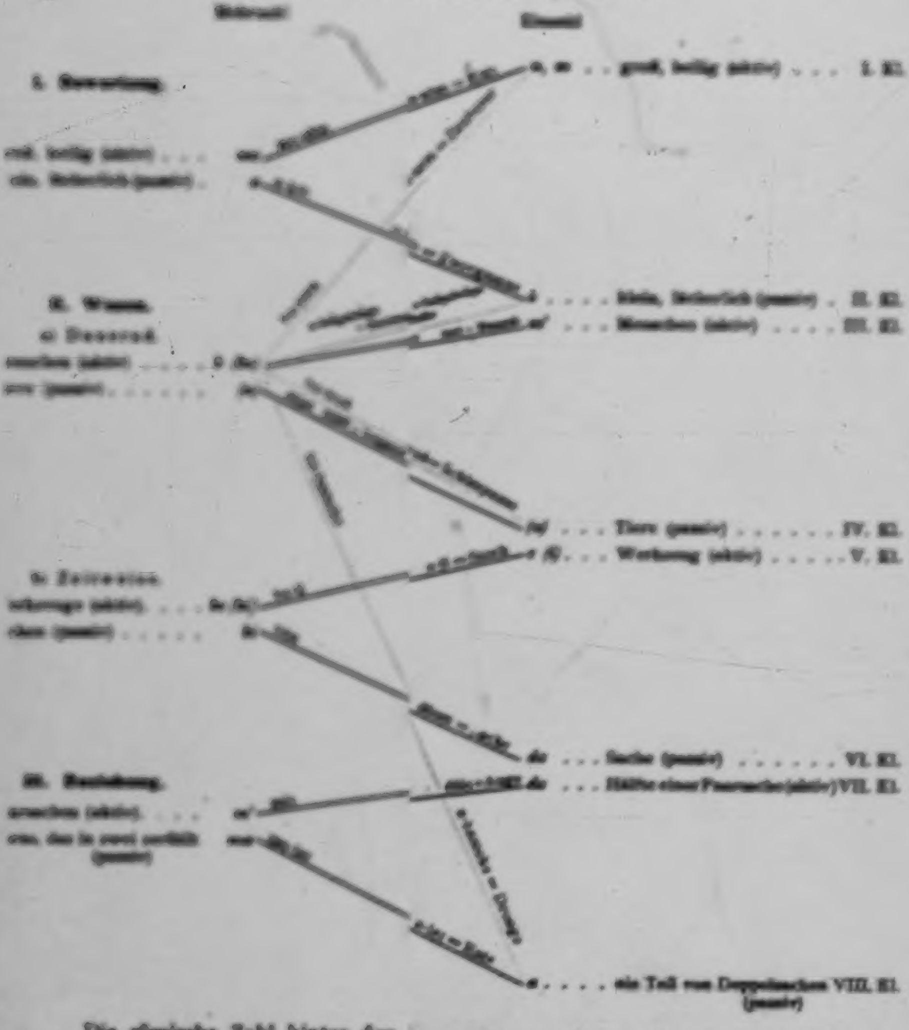


Abb. 12. Pangwefrau aus Alen (Fam. Esabeng)

tracht: entweder sind es zwei Stücke, die einem bilden wie das Augen„paar" oder aber es ist ein Stück, das in zwei Hälften zerfällt. Beim Wert teilt man danach ein, ob er sehr groß oder sehr klein ist, ursprünglich deckt er sich mit der körperlichen Größe, ein kleines Tier wie ein Vogel ist wenig wert, weil man nicht satt davon wird, ein größeres natürlich entsprechend mehr. Später hängt die „besondere Schätzung", die irgendeinem Tiere oder Dinge zukommt, mehr von seinen Beziehungen zu geistigen, insbesondere religiösen Anschauungen ab. Die Sachlage ändert sich durch Betrachtung mehrerer Stücke derselben Art, der Gedankengang spielt in eine andere Reihe hinüber, z. B. steigen Tiere, man denke an Haustiere, im Range, wenn man nicht mehr die Tierart im allgemeinen, sondern eine bestimmte Menge ins Auge faßt — sie werden nun zu Persönlichkeiten und bekommen die Menschenvorsilbe be: *kabad* = Ziege, *be-kabad bële* Pl. = die drei „Herren" Ziegen, aber die Ziegen im allgemeinen *kabad*; andere Tiere, Pflanzen und Dinge tragen die „Menschen"vorsilbe ständig. So sind in der folgenden Aufstellung die zwar öfter wiederkehrenden, aber nicht nach den gleichen Grundgedanken verbundenen Wortformen durch eine gestrichelte Linie angedeutet, sie stellen also Abweichungen vor, bei denen die Einzahl zu einer anderen Klasse gehört als die Mehrzahl. Trotzdem halte ich es für den praktischen Gebrauch nicht für angebracht, Einzahlvorsilben und Mehrzahlvorsilben überhaupt in verschiedenen Klassen unterzubringen, sondern erwähne die betreffenden Wörter als abweichend bei einer ihrer Vorsilbenklassen.

Muster der Vorsilbenklassen.


Mehrzahl
Einzahl
I. Bewertung.
heilig (aktiv)
lächerlich (passiv)
groß, heilig (aktiv) . . . I. Kl.
II. Wesen.
a) Dasein
(aktiv)
(passiv)
klein, lächerlich (passiv) . II. Kl.
Menschen (aktiv) . . . . III. Kl.
Tiere (passiv) . . . . IV. Kl.
Werbung (aktiv) . . . . . V. Kl.
b) Zeitweise
(aktiv)
(passiv)
III. Beziehung.
(aktiv)
(passiv)
Sache (passiv) . . . . VI. Kl.
Hälfte einer Paarsache (aktiv) VII. Kl.
ein Teil von Doppelsachen VIII. Kl. (passiv)

Die römische Zahl hinter den Hauptwörtern, die im Text genannt sind, bezeichnet also die Vorsilbenklasse, bei den Ausnahmen die der Mehrzahl. Um die Gründe kennen zu lernen, die zur Benennung der Dinge nach den angeführten Gesichtspunkten geführt h ben, betrachte man vor allem die höheren Tiere, weil von deren Wesenheit w sowohl wie die Eingeborenen am besten unterrichtet sind. Bei Gegenstände dagegen, auch schon bei Pflanzen, läßt sich viel schwerer erkennen, was für den Pangwe das Wichtige und Bestimmende gewesen ist. Im folgenden führe ich die hauptsächlichsten Säugetiere und die Vögel mit Bezug auf den Grund ihrer Namensbezeichnung an. Von den Säugetieren gehören zur

I. Klasse

1. Die Ginsterkatze **Genetta aubryana** Puch., *nsiṅ*, als angebliche Stammmutter der Hauskatze (vgl. Abschnitt XI, Religion).
2. Nächtliche oder nächtlich rufende Tiere:
   manatidi, siehe Kl. III, 4; *nsgi* — Spitzzungelmaki, **Euoticus elegantulus** Leconte; *nsim* — Zwergflughund, **Scotonycteris zenkeri** Matschie; *okø* — Baummaus **Dendromys messorius** Thomas; besonders auffällig rufend: *okpø* — Schirrantilope **Tragelaphus knutsoni** Lemberg.
3. Tiere, die besonders viel Hühnereier fressen und so als „Verbrecher" gelten: *nsim* — Wieselmanguste **Herpestes melanurus** Gray und *nsim* — Weibchen des Ölpalmeneichhörnchens **Sciurus eborivorus** Du Chaillu (vgl. Religion).

II. Klasse

die kleinen Tiere, das heißt soweit sich die Kleinheit aus dem Vergleich mit verwandten Arten ergibt, so: *ofum* — Zwergmeerkatze, **Miopithecus talapoin** Erxl; *ngim* — Zwergmaki, **Hemigalago demidoffi** Fischer; *akip* — Fledermaus; *osie* — Streifeneichhörnchen, **Sciurus lemniscatus** Leconte und **sharpei** Gray; *okø* Nt. *okø* F. — Zwergmaus, **Mus pusillulus** Peters; *okip* — Zwergböckchen, **Neotragus batesi** Winton und *ophwiø* — Zwergantilope **Cephalophus melanorheus** Gray und wenige mehr.

III. Klasse

1. Tiere mit menschlichen Eigenschaften: *ewó*, Pl. *bo-wó* — Schimpanse, ebenso *engome* — Schimpanse (vgl. Abschnitt XI, 4, Religion, Kulte).
2. Eierfresser *kuè* NT. *gbè* F. Sumpfeichhörnchen — **Sciurus wilsoni** (vgl. Abschnitt XI, 4, Religion, Kulte).
3. Haustiere, denn sie sind uns Menschen ans Herz gewachsen, auch mögen alte Anschauungen vom Aufenthalt der Seelen in solchen Tieren mitspielen: *titø* und *ndøngø* — Hausratte, **Mus rattus** L.
4. Tiere mit menschlichen Scherz- und Spottnamen, denn sie werden damit behandelt wie Menschen:

   angørndøngø — Schimpanse (von *angør* Scheitel, *ndøngo* menschlicher Name, also Scheitel des „Fritz" — daher auch Vorsilbe *a* — etwa Scheitelfritze); *manatidi* — Avantibo-Halbaffe, **Arctocebus aureus** Winton (von *a se liø* — es ist kein Tier wegen seines außergewöhnlichen Aussehens), geht auch nach Kl. I.; *sø-fø* — Streifenmaus **Mus pulchellus** Gray (*sø* Name, eigentlich Leopard, wegen der Schönheit dieses Tieres, *fø* Nager); *akøpøuè* — Rohrratte **Thryonomys** (*all.*) **swinderianus** Temm. (Name nicht zu erklären); *aløngøløngø*, *løngø* (von *lø* blasen = flöten) und *mekame*, Scherznamen für den Baumschliefer **Dendrohyrax tessmanni** A. Br.

IV. Klasse

die ja die Tierklasse ist, die nicht erwähnten Tiere.

V. Klasse

alle Tiere, von denen eine Tätigkeit ausgesagt ist, und zwar lautnachahmend meistens der Ruf, so z. B.:

ewəme Gelbbauchmeerkatze, **Cercopithecus grayi** Fraser (lautnachahmend *ewə*); *emén* = Stumpfnagelmaki **Sciurocheirus gabonensis** Gray[1]; *endúrə* = Flughund; *ada* = Meerschweinchen (von *a dá* weinen, piepsen), ebenso von demselben Stamme *edja* Rotschenkelkleinhörnchen **Sciurus rubripes** Du Chaillu; *ngbwáŋ* J. der Löwe (der kurze scharfe Ruf des Löwen lautnachgeahmt: *ngbwáŋ*); *engada* = Baumschliefer (von *nga* stark, *da* weinen wegen des Rufes, vergleiche das Märchen: Der Ruf des Baumschliefers[2]).

Nach der VI. und VII. Klasse gehen keine Säugetiere.

VIII. Klasse

1. Tiere, die im Gesicht auffällig zweifarbig sind:
   asúm = Weißnasenmeerkatze **Cercopithecus laglaizei** Pocock; *abjè* = Rotnasenratte **Mus hypoxanthus** Pucheran.
2. Tiere, die stets zu zweien anzutreffen sind:
   bwaŋ = Potto, **Perodicticus batesi** Winton; *abja* = Fischotter, **Lutra matschiei** Cabrera.

Bei den Vögeln ist es ähnlich, ich will aber keine Namen mehr nennen, sondern nur die allgemeinen Gedanken für die Klassen I, III, V, VIII angeben.

Zur I. Klasse gehören

a) metallisch glänzende Vögel;
b) nächtlich rufende Vögel, wie Waldralle und Uhu;
c) flötende Vögel, wie Haarvögel;
d) wegen der Zeichnung und des seltenen, aber auffallenden Rufes das Perlhuhn (vgl. Abschnitt XI, 4. Religion, Kulte).

Zur III. Klasse gehören

a) (schreiende) Sumpfvögel wie Ibis, Reiher;
b) Hühnertöter, Eierfresser oder Eierverschlepper: Habicht, Würger, Kuckucke[3], Drongo;
c) Hausvögel: Schwalben, Webervögel;
d) wegen menschlicher Eigenschaften: Honiganzeiger;
e) Vögel mit menschlichen Namen, Scherz- und Spottnamen, wie Bachstelze („Wippstert"), graue Nigritaarten („Aschenbrödel"). Bei den

---

[1] Vgl. einen Scherzvers, in welchem dem Maki die Worte unterlegt werden: *mé, mé, mémén, mé mé lode va* = ich, ich, ich selbst, ich ich ging hier vorbei.

[2] Günter Tessmann: „Das Verhältnis der Fangneger zur umgebenden Tierwelt" in „Zeitschrift für Ethnologie" Heft 4 u. 5. 1907. S. 760.

[3] Die Eingeborenen sagen, die Kuckucke holten Eier anderer Vögel fort und legten sie in ihr eigenes Nest.

zur V. Klasse

gehörenden Vögeln ist der Ruf meist lautnachahmend wiedergegeben, wie *ekúkü* (entspricht unserem Kuckuck) = **Trachylaemus purpuratus** Verr.

Zur VIII. Klasse gehören

Vögel mit zwei verschiedenen Rufen, wie Eule und Timalie, **Alethe castanea** Cass, *akăldt* F. (vgl. Erzählung von der Armbrust und der Timalie, Abschnitt XXI, ferner Abschnitt XI, Religion), Vögel, die ausgesprochen paarweise leben, wie Wildente und Taube, zur VII. Klasse als Vogel mit auffallender Erscheinung der Doppelfärbung der Geieradler, **Gypohierax angolensis** Gm., der in der Jugend und im Alter ganz verschieden gefärbt, doch ein und dasselbe ist, daher *dĕún* (vgl. Märchen: Der Geieradler und das Mädchen, Abschnitt XXI).

Ich bin auf diese Verhältnisse so genau eingegangen, weil ich glaube, daß die Denkweise eines Naturvolkes gut verständlich wird aus der Art und Weise, wie es das Wesentliche bei den ihm nahestehenden Tieren auffaßt und benennt. Ich werde bei der Besprechung der Religion und der Kultformen auf die mitgeteilten Anschauungen zurückkommen.

Wichtig in der Pangwe-Sprache ist, daß von der Vorsilbenklasse, zu der das Hauptwort gehört, die Form aller übrigen auf dieses Hauptwort bezüglichen Satzteile abhängig ist, und zwar tritt dieser Fall ein bei der Genetivsilbe, den auf das Hauptwort hinweisenden, den besitzanzeigenden und den fragenden Fürwörtern, den Eigenschaftswörtern, den Zahlwörtern von 1 bis 6 und dem fragenden Zahlwort: wieviel.

Beispiel:

böngo büe bĕsĕ bō mane vǫ̂t
Jungen ← deine ← alle ← sie sind längst müde;
melö me śǫk mĕbai me ăke mpė dĕă
Köpfe ← von Elefanten ← zwei ← sie nicht gehen (in) Topf ← einen.

Zwei Elefantenköpfe gehen nicht in einen Topf (Sprichwort). —

Verstärkung, aber auch Abschwächung wird durch Verdoppelung des Stammes ausgedrückt:
ma nga yĕne yĕn
ich habe (es) nur gesehen

und *pʃi'di* = Kohle, *e-pʃi(d)i-pʃidi-eli* = der kohlrabenschwarze Baum = Ebenholz (**Diospyros**).

Da ich hier keine Grammatik geben, sondern nur auf die Grundgesetze der Sprache, besonders soweit sie für das Verständnis und die Beurteilung der im Texte angeführten Pangweausdrücke, Rätsel und Sprichwörter in Betracht kommen, aufmerksam machen wollte, so muß ich mir weitere Einzelheiten versagen. Doch möchte ich hier einige Proben aller von mir aufgenommenen Pangwemundarten anführen, damit man sieht, wie einheitlich die ganze Sprache ist, und zum Vergleich einige Wörter von Nachbarsprachen darstellen.

1: Tessmann

Vergleichende Sprachtabelle der Pangwe-Mundarten.

	Mwele (Fam. Eduma)	Jaunde (Fam. Jenŏ)	Bene (F. Mwoge-Manga)	Bulu (Fam. Jejeme)	Ntum (F. Essámongun)	Fang (Fam. Essissung)
eins	*fǫk*	—	—	—	*pfǫk*	*fǫ̇*
zwei	*bę,*	*bę,i*	*bə,ɪ*	—	*bę̂*	*bę,*
drei	*lá*	—	—	—	—	—
vier	*nɪ,*	—	—	—	*nɪ,*	—
fünf	*tán*	—	—	—	—	—
sechs	*sạmęn*	—	—	—	*się,mè*	*sá,mą*
sieben	*zaṅgbą'*	—	*zaṅgbwa'*	*zăṅgbwa'*	—	—
acht	*muǫm*	—	—	*muǫm*	—	*mŭǫ̆m*
neun	*ebą*	—	--	—	—	*ebụ*
zehn	*awwŏ,m*	*awa,m*	*awŭŏ,m*	*awŏ,m*	—	*awŭ,m*
Mond	*ngǫ̆n IV*	—	—	—	—	—
Mann	*mǫ̆t III*	—	—	—	—	*mǫt*
Gatte	*fá'm III*	—	*pfám*	*pfá'm*	—	*fám*
Frau	*miningá III*	—	—	--	—	*mə'nìṅgá*
Kopf	*nlŏ' I*	—	—	—	—	*nnó*
Auge	*dʃɪ,s, mɪ,s*	*dɪ,s, mɪ,s*	—	—	*d'ɪ,s, mɪ,s*	*dʃɪs, mɪs*
Nase	*dʃǫ̆ɛ́, mǫ̆ɛ́*	—	*dʃŏ,é*	*dʃŭ,é, mŭ,é*	*dʃŭ,í, mu,í*	—
Zahn	*asǫ̆n*	—	—	—	—	—
Hand	*wǫ̆, mǫ̆*	—	*wŏ', mŏ'*	*wŏ', mŏ'*	*wǫ̆, mǫ̆*	—
Finger	*oná*	—	---	—	*onụ*	*onụ̆*
Haus	*ndá'*	—	—	—	—	—
Wasser	*mandɪ'm* Pl.	*mandɪ̣b* Pl.	—	*mandɪ̣m*	*mand'ɪb*	*madʃɪ̣m*
Feuer	*ndǫán*	—	—	—	—	*ndá,ą'*
Stein	*akǫ̆k*	—	*akǫk*	—	—	—
Elefant	*zǫk IV*	—	—	*ʒǫ(k)*	—	*nʒǫk*
Antilope [1])	*sǫ̆ IV*	—	—	—	—	—
Krokodil [2])	*ngǫ̆n IV*	—	*ngǫ́n*	—	—	—

---

[1]) Cephalophus callipygus Peters.

[2]) Langschnauziges Kr. Mecistops cataphractus Cuv.

FH9 Fang

1: Tessmann

Hund	*mɛɐ IV*	—	*mɛá*	—	—	*mɛɐ̆*
Ziege	*kɐ̆bäd IV*	—	*kɐ̆bad IV, ekɛ̆le*	*kɐ̆bädɛ̧IV,ekɛ̆le-kab.*	*kɐ̆bäd IV, ekɛ̆lą*	*kɐ̆bä̆*
Schaf	*nlą̈mbą́ I*	—	,, *nlą̈mbä*	*nlą̈mä*	,, *nlą̈mä̆*	*nlü̆,mä̆*
Huhn	*kąb IV*	—	—	—	—	*kǫ̈*
Baum	*elɛ̆*	—	—	—	—	—
gut	*m,bôa*	—	—	—	*mbôa*	—
schlecht	*abį́*	—	—	—	—	—
weiß	*mfɐ̆m*	*mfą̈m*	*mpfą̈m*	*mpfɐ̆m*	—	*mfą̈m*
rot	*ewɛ̆lɛ̧*	—	—	—	—	—
schwarz	*ehį̆ndı*	*ewįndı*	—	—	*ewįndi, näă,ſ*	*näa,ſ*
Name des Unterstammes	*mɛ̧lɛ̆* ¹)	*eą nda*	*bįnį*	*bą̈la*	*nlă,mą̈*	*ſä,à*

¹) aber *mɛ̧glɛ* = Bassá.

Vergleichende Sprachtabelle der Nachbarvölker.

	Benga (Banoko)	Benga (Ndowe) (Fam. Ewuni)	Basiki	Mabea	Ngumba	Bassá
eins	*jǫ̈,kǫ́*	*ewą̈,kǫ̈*	*pǫk*	*ɛa,de*	*ɛä,de*	*pǭ,k*
zwei	*bébą̈*	*bébä*	*bébä*	*bébä*	*bebɐ̆*	*bǭ*
drei	*belɐ̆lö*	*belälö*	*be,ǟ*	*belälȩ*	*belɐ̆le*	*aɐ̆*
vier	*bendı*	*benɐ̆ı*	*bįnä*	*béna*	*bɛnǟ*	*endǟ*
fünf	*beläno*	*belą̈,nö*	*bılą̈n*	*belɐ̆n*	*belɐ̆n*	*ɛlǟ,n*
sechs	*nlöbą̈*	*mutöba*	*bisämen*	*nla,ǻ*	*nläɐ̆*	*ɛsǟ,ma*
sieben	*embwɛ̧,di*	*mutöbanabǫkö*	*zambǭą̈*	*embwɛ̧,di*	*embäɛ̧,di*	*sambǫ́k*
acht	*lǫ̈,mbɛ̧*	*ebäwǟ*	*madm*	*lǫ́mbɛ̧*	*lǫ́mbe*	*gūɛ̧,m*
neun	*dibäwä*	*ebwą̈nabǫkö*	*ebą*	*dibrda*	*debɛ̧äɐ̆*	*bô*
zehn	*dja,m*	*dja,m*	*da,m*	*wɐ̆m*	*wɐ̆m*	*djǖ,m*
Mond	*ngǫ̈,nde, ng.*	*ngǫ̈,nde, ng.*	*ngǫ́n, ng.*	*ngǻndɛ, bong.*	*ngǻndɛ̧, bong.*	*sä,à*
Mann	*mäta, bâta*	*mǫ̈ta, bâta*	*mo,ſ, baſ*	*mǫ́ǟ, bǫǟ*	*mǫ,ǟ, bod*	*ma,ſ; ba,ſ*
Gatte	*mǫmö, bǫmö*	*momö, bǫmo*	*pa,m, pa,m*	*muniǟ,ù, ban.*	*mä,nąä, bon.*	*mundɐ̆m, bolɐ̆m*
Frau	*ndita, bita*	*muädo, buädo*	*mundǟ, bundǟ*	*mɐda, bɐda*	*mɐda, bɐda*	*molɛa,, bolɛa,*
Kopf	*mäla, mɛ̧a,lö*	*mo,lö, melo*	*má, memá*	*nlɐ, menl.*	*nlɐ, menl.*	*ā, mä*

FH9 Fang

	Benga (Banoko)	Benga (Ndowe) (Fam. Ewuni)	Basiki	Mabea	Ngumba	Bassá
Auge	dɪ,yŏ, mɪ,yŏ	djsŏ, mɪsŏ	dɪ,s, mɪ,s	dźɪ,, mɪ,	dźɪ,, mɪ,	dźɪ,s, mɪ,s
Nase	mpe̜mba, mep.	ndja,r, ma,r	dyu̜, mu̜	dulu, malu	dŭ,r, mŭr	dźŭl, mŭl
Zahu	mawongđ, maw.	ijŭngđ, mŭngđ	esŭ,n, mas.	gje̜, magje̜	gje̜,; mag.	asŏn, mas.
Hand	dia,da, mâda	ebŏ,, mabŏ	lọ́, mọ́	mbọ, mabọ	mbŏ, mamb.	wọ́, mọ́
Finger	ipe̜nda, op.	mŏnọ, mɪ,nọ	nọ, anọ	źɪ,nđ. beź.	źɪ,na, beź.	nanŏ', mo

	Bati (Batjenga)	Wute	Maká	Ndzem	Okande (Galoa)	Bafioti (Mayumba)
eins	omọsr	mar,	wod		mọrj	mŏs
zwei	bọ́bọ	bạ,m	bibe		mbâne̜	malɪ
drei	ba'lọd	lọ̆de	bilal		nlśâro	elâla
vier	bọne	nazèb	bine		nọi	igêne
fünf	bala'no	ngĕ	bilaṇ		olâne̜	e̜lâne
sechs	balọ'lo	lɪ,ṡmĕ	lob		oro,bọ	esọ,me̜n
sieben	balọ'lo-omọsr	lebọ'na	lebel		orọagge̜no	sọ́mbuṡli
acht	be̜'lemăn	seri	miem		endna'i	nâne̜
neun	be̜'lemăn-omọsi'	bwédza	bié		ena'gomɪ	e̜ra,a'
zehn	babọ'l	tsŏn	dom		ixo,mɪ	kômi
Mond	ohe̜, ehe̜	yŏ,de, —	ñgonde		oxae̜lɪ, ax.	ngônde, ng.
Mann	mo,tó, ba,tá	nungo,đ, —	mol, bol		onọ'xđ, an.	mŏ,tó, ba,lo
Gatte	afa,, mŭfa,	—	modom		onômi, an.	nanɪ, ban.?
Frau	okólo, bak.	loga,r	moda		mao,nlŏ, anlo	nkɪe̜,nló, bok.
Kopf	ogbwe̜, egbwe̜	ngo'e̜	nno, milo		wo'ndźo,	nlọ, melọ
Auge	angjsŏ, ang.	r, —	dis, mis		intśọ́, ant.	dɪe̜,so, me̜so
Nase	ohọmbo', eh.	ńŭr, —	do, mae		ompômbo, imp.	liye̜lo, may.
Zahn	angɪ,no', ang.	ńrn, —	jie, mejie		ino', ano'	jɪe̜,no, me̜no
Hand	ombọ', emb.	lọ́. —	mbo, mebo (?)		uxo', ax.	likândđ, .mak.
Finger	enŏeno', mon.	mbe̜de̜, —	sina, ben.		ome̜no, im.	tale̜mbo, (me) l.

	Benga (Banoko)	Benga (Ndowe) Fam. Ewuni	Basiki	Mabea	Ngumba	Bassá
Haus	*ndàbǫ*	*mbǫ,dı, —*	*ndǫ́b, mand.*	*ndȍ, mand.*	*ndǫ̈ɵ, mand.*	*ndɵ,b, mand.*
Wasser	*maǫ̈iba* Pl.	*mêbǫ* Pl.	*mandıb* Pl.	*madɛ́ɵ* Pl.	*madɛǫ̊* Pl.	*ḽḽb*
Feuer	*wêyɑ, —*	*wɛǫ, lɛǫ*	*nɛ́ɵ,ɑn, —*	*ɛ́r,ǫ, —*	*ɛi,ǫ̈, —*	*yjɵ,, —*
Stein	*eldǫle, maldǫle*	*ildǫlı, mal.*	*egɑ̈, mag.*	*kɵ,ǫ, mak.*	*kǒ,ǫ̈, mak.*	*lɵ́, mɵ́*
Elefant	*ndɛǫ̈ɵ́, —*	*rǒ,kɵ, —*	*nɛǫ̈k, —*	*dɛɵ,ɛ, bod.*	*nɛɵ,ǫ̈, bonɛ.*	*ndɛǒ,k, —*
Antilope [1]	*iyrbǒ, biy.*	*eyɛ,bǒ, bêbǒ*	*sɑ̈, —*	*kɉnǫ, mak.*	*kı,nǫ, mak.*	*sǫ̈, —*
Krokodil [2]	*ngǫndɵ, —*	*ngǫ̈,ndɵ, —*	*ngǫ́n, —*	*ngǫ́ndɛ, bong.*	*ngǫ̈,ndɛ, bong.*	*ngɑ́n, —*
Hund	*mbǫ́, —*	*mbǒǫ, —*	*mbɵ́, —*	*mbr̈, bomb.*	*mbr̈, bomb.*	*ngwǒ,, —*
Ziege	*tɵ̂bǫ, —*	*tɵ́bǫ, —*	*kǫmǫd, —*	*kjɛ,le, bekj.*	*kjɛ,le, bekj.*	*kémbɛ, —*
Schaf	*ndǫmbɛ, med.*	*modǫ̈mbe, med.*	*ngǫngǒ, megong.*	*ndǫ́mbɛ, mend.*	*ndǫ́mbɛ, bend.*	*nlǫ̈mbǫ, —*
Huhn	*kǫbǫ, —*	*kǫbǫ, k.*	*pjǒ, bopj.*	*pjǒ, bopj.*	*pjɵ,ɑ, bopj. (kjɵ,ǫ)*	*kǫp, —*
Baum	*yělr, bělr*	*ebɵ,ngɵ, beb.*	*elr̈, belr̈*	*lr̈, bel.*	*lr̈, bel.*	*bɛ. —*
gut	*bwǫ,mbɛ*	*ǫndı mwǫ,sǫ*	*mbǒ́ɵ*	*mbwǫ*	*mbwǫ,*	*lǫ,m*
schlecht	*bǒbɛ*	*ebêbǫ*	*abɛ*	*abñǒ*	*brǫ̈*	*ajímbɛ,*
weiß	*rɛ̆lɛ̆lɛlɛ́*	*rɛ̆lɛ̆lɛ,lɛ*	*rɛ̆lɛlélɛ*	*nabǫ'mbala*	*nabǫ'mbala*	*pǫ̈ba*
rot	*bɛbɛ*	*elɛ̂ yǫ*	*evɛ,*	*nɑ̈bı*	*nɑ̈bı,*	*kojɵ,b*
schwarz	*wɛwyǒ*	*evı,ndǫ*	*eldǫ́ngɵ*	*naɛñ,ǫ̈*	*naɛǫ̈ǒ*	*nlaŋgǫ'*
Name des Volksstammes	*banǫ,ǫ́*	*ewûnɛ*	*basɉk*	*mabı,*	*mrǫ̈,mbɑ, —*	*mbɛ̆,le, —*
Pangwe	*pɑ̂,ñ, pɑ̂,ñwɛ*	*pǫ,ñwɛ* Sing. et Pl.	*pǒ,ñ (pǫ,ñwe)*	*pǫ,ñ, —*	*pɵ,ñ, —*	*bayɛmbr*

---

[1] Cephalophus callipygus Peters.

[2] Langschnauziges Kr. Mecistops cataphractus Cuv.

Vergleichende Sprachtabelle der Nachbarvölker.

	Bati (Batjenga)	Wute	Maká	Ndzeın	Okande (Galoa)	Bafioti (Mayumba)
Haus	*yeandzĕ, bey.*	*dœge, —*	*njab*		*ndáxŏ, —*	*ndéŏ, —*
Wasser	*maleˌḁ́* Pl.	*mṛŭˌm, —*	*mejiba*		*anîngō, —*	*mdši*
Feuer	*idéĕˌḁ̆, modé.*	*iyḁ́n, —*	*koda*		*oxônı, ix.*	*bḁ̂sǫ̆*
Stein	*elḁ̆'ne, al.*	*bí, —*	*kogo*		*idŏ,, ad.*	*limḁ́nĭ, mam.*
Elefant	*ndéŏ,, —*	*ndéa,, kḁ̂ne*			*ndǫ̂xa, —*	*ndéḁ̆a, —*
Antilope [1])	*lĭıbœ, —*	*mbų̆nda, —*			*mbîndĕ̜, —*	*fônō, —*
Krokodil [2])	*mbǫ̆bĕ, —*	*bǫ̆, —*			*ńḁ̂ndō, —*	*ngḁ̂ndō, —*
Hund	*mbōˌḁ̆, —*	*lî (lüı,), —*			*mbǫ́ḁ̆, —*	*mbœ̆ḁ́, —*
Ziege	*mbœnı, —*	*déı, —*			*mbônı, —*	*kǫ̂mbō, —*
Schaf	*gehḁ̆ˌmbḁ́, bilḁ̆m.*	*sḁ̆'mḁ̆, —*			*idǫ̂mbĕ̜, ad.*	*lindǫ̆mbḁ́, mand.*
Huhn	*ngōˌḁ́, —*	*tšŏne, —*			*ndǫ̆xǫ́ni, —*	*śḁ̣sų, —*
Baum	*bŏe̜lĕ́, maeı.*	*ų̆gœ, —*			*r̜ê̜r̜ı*	*nlĕ̜, melǫ̆*
gut	*nobœ̆'lḁ̆*	*nüǫ̆n*			*ombíḁ̆*	*mbǫ̂lĭ*
schlecht	*lıˌmı*	*bḁ̆'nhœ*			*ombĕ̜*	*mbĕ̜*
weiß	*apfumdmá*	*ṛaˌge̜lĕ̜*			*pápa̜pá*	*likḙ̂nda*
rot	*elḁ̆'má*	*déḁ̆'nlı*			*léndḁ̆lénḁ̆*	*kar̜nḁ̂dı*
schwarz	*ogı, lămа*	*nōyḁ̆le*			*byóbyǫbyó*	*libḁ̂ndı*
Name des Volksstammes	*boiseṇgḁ́*	*neṿǫlé, neṿǫláb*			*xálŏḁ̆*	*mayų̂mbœ*
Pangwe	*einz. Unterstämme*	*einz. Unterstämme*			*pḁ̂ńwĕ̜*	*bapḁ̂mŏ*

---

[1]) Cephalophus callipygus Peters.

[2]) Langschnauziges Kr. Mecistops cataphractus Cuv.

Abb. 15. Blick auf die Ortschaft Afáetom (Fam. Okōng), Span. Guinea.
Nur die Versammlungshäuser sind sichtbar; die Wohnhäuser sind von den Plantenpflanzungen verdeckt.

Abschnitt III.

Siedelungsgeschichte.

Wanderungsüberlieferungen, Wanderungsverlauf, Anlage von Siedelungen, Art und Weise der Wanderungen, Grundlage der politischen Ordnung. — Familienverbände, ihre Namen und deren Erklärung. — Verbreitung der Familienverbände. — Gruppierung der Ansiedelungen, Anzahl der Seelen für das Quadratkilometer, Hüttenzahl der Dörfer, Anzahl der Seelen für eine Hütte. — Einwohnerzahl des Pangwegebietes.

„Die Pangwe kommen" war ein Ruf, der in früheren Zeiten unter den Küstennegern wie unter den Europäern ein ähnliches Entsetzen hervorrief, wie im alten Rom der Ruf: „Hannibal ante portas". Daß die Pangwe nicht so ganz diese Furcht verdienten, gilt heute wohl als ausgemacht, immerhin sind sie auch jetzt noch durch ihre Masse und ihre Stoßkraft sowie durch ihre noch verhältnismäßig unverdorbene Kultur selbst für den Weißen beachtenswert, ja sie könnten — einsichtsvoll geleitet und zu einem festen politischen Verbande zusammengefügt — zu einer Macht werden, die den europäischen Kolonialbesitz zu gefährden oder wenigstens dessen Entwicklung auf längere Zeit zu hemmen imstande wäre. Freilich werden viele ihrer guten Charaktereigenschaften unter der Berührung mit den

Europäern sich rasch verändern, d. h. natürlich verschlechtern, aber die ungeheure, in der Masse schlummernde Lebenskraft wird noch lange wirksam bleiben, eine Kraft, die dieses Volk in unverwüstlicher Urtümlichkeit weit aus dem Osten des innersten Afrikas bis an die Westküste geführt hat. Getrieben wurden die Pangwe, die die ganze westafrikanische Völkermasse ins Wogen und Wanken und Wandern gebracht haben, teils von dem Druck äußerer Verhältnisse, teils von der Sehnsucht nach dem Gottesreich, das im Westen liegen mußte, dort, wo allabendlich das leuchtende Tagesgestirn versank[1]. Daß wirklich das Streben nach einem besseren Lande, nach einem „Gottesreich", ein Beweggrund gerade der westlichen Zugrichtung gewesen ist, zeigen die Worte Gottes, die er dem ersten Menschen (d. h. Pangwe) zurief, als er sie wegen ihrer Sünden verließ: „Dir sage ich, damit du allein es wissen sollst, ich bleibe nicht hier, und wenn du mich vergeblich suchst, so wisse, ich bin über das Meer gegangen, und auch dort suche mich nicht, denn ich bin auf zum Himmel gegangen." Gott nahm also an, daß die Menschen (Pangwe) ihn suchen würden, nachdem er sich von ihnen zurückgezogen hatte, und sein Abraten hat sie denn auch nicht davon zurückgehalten, ihm nachzugehen. Als dann später, zuerst durch Nachrichten, dann durch greifbare Beweise die Anwesenheit über das Meer gekommener weißer Menschen an der Küste bekannt wurde, da erschien dies wie eine Bestätigung der alten Überlieferung vom Gottesreich mit seinen geistigen wie sinnlichen Glücksgütern. Und als die damals in der Nähe der Küste wohnenden Stämme durch den Handel mit den Weißen und den Zwischenhandel mit dem Hinterland Reichtum und — was für den Neger dasselbe ist — Glück erwarben, da hieß es von ihnen, sie seien die von Gott bzw. seinen weißen Abgesandten Bevorzugten. In einer Sage z. B. sagt der älteste Sohn Nsambes (Gottes), der Stammvater der Pangwe: „Ich will meinem jüngeren Bruder folgen, der nach Westen gegangen ist"[2]. So setzte die vielleicht schon zum Stillstand gekommene Bewegung mit erneuter Kraft wieder ein, und noch heute sehen wir den alten Drang nach Westen im Volke lebendig.

Obgleich ich es für sehr gewagt halte, auf die Übereinstimmung von Namen in den Wanderungssagen allzu großen Wert zu legen und schon jetzt danach den zurückgelegten Weg genau bestimmen zu wollen, scheint mir doch eine Geschichtsforschung bei den Pangwe von größtem Werte, zumal für das Sammeln der Überlieferungen, trotz der Abgeschlossenheit des Gebietes, schon die elfte Stunde geschlagen hat. Besonders Avelot hat in seiner bereits erwähnten vorzüglichen Arbeit alles Wichtige über die Wanderungsgeschichte der Völker des Ogowebeckens, zu denen ja auch die Südpangwe gehören, zusammengestellt. Als Ursprungsland wurde Largeau Mvoketanga angegeben, mir auch

---

[1] Der Stamm des Namens „Nsambe" = Gott ist von der Sonne hergeleitet, vgl. Abschnitt XI, Religion, Gott.

[2] V. Largeau, Encyclopédie Pahouine, Paris 1901, S. 27.

Mvokeji[1]). Genaueres über die Wanderungen konnte ich nicht erfahren, und deshalb mag hier der Bericht folgen, den nach Avelot Missionar Trilles[2]) von den „Bedzi[3]) de la Mondah" erhielt, sowie die Bemerkungen, die Avelot daran knüpft:

„Es ist sehr lange her, daß wir fruchtbare Täler bewohnten, welche angefüllt waren mit Planten, aber wo der Maniok und der Mais fehlten; wir hatten weder Pulver noch Flinten, sondern Bogen[4]) und Waffen, die wir uns selbst schmiedeten. Da wir angegriffen wurden von einem sehr bösartigen Volk von Menschenfressern, die stärker waren als wir, sind wir fortgezogen, wir sind ohne Unterlaß 13 Monate gegangen, haben sehr hohe Berge überschritten, wo das Wasser hart wird wie Stein; wir sind hinabgestiegen in die tiefen Täler, wo die Büffel in großen Herden lebten; da sind wir lange geblieben, und mein Großvater ist da gestorben. Das schnelle Anwachsen der Bevölkerung und der Nachschub unserer Brüder, welche uns folgten, zwang uns wieder, fortzugehen; ich war damals ein Kind; wir gingen während einer langen Zeit den großen Fluß Bah, welcher zu unserer Rechten floß, hinunter, und mit ihm gingen wir nach und nach wieder gegen Norden; wir wurden oft durch große Zuflüsse aufgehalten, die von Süden kamen, denn es gibt im Lande unserer Väter weder große Flüsse noch Kanus; wir hatten auch zahllose Kämpfe zu bestehen, besonders mit den Pygmäen „Be-kü". Nach elf Monaten haben wir aufs neue

---

[1]) Auch Mvoketanga wurde mir genannt; da ich aber die Unvorsichtigkeit begangen hatte, den Namen schon vorher auszusprechen, so wird es — wie üblich — möglicherweise mir zuliebe geschehen sein.

[2]) R. P. Trilles, Chez les Fangs. (Miss cath. XXX 1898, p. 81—82 und 92—94.)

[3]) *ti* Pl. *böli* oder *tši*, *bötši* Verräter ist ein Name, der von den Fang den Ntum gegeben ist und, wie es scheint, auch anderswo als Bezeichnung der „Anderen" üblich ist. Trilles Erklärung von *a dši* essen erscheint mir zweifelhaft, zumal das Wort bei den Okak *tši* heißt, und die Südfang die Neigung haben, die harten Laute in weiche zu verwandeln; vergleiche: *fölefös* (Höhenblitz) Nt. und *vörös* F., *apfa'n* (Urwald) Nt. und *afa'n* F., *ntütüm* (Regenbogen) Nt. und *ndütüm* F. Dann aber ist die Erklärung Trilles', daß die betr. Leute besonders gern Menschen verzehrt hätten, durchaus unpassend. Dieser Vorwurf würde für die Ntum noch weniger zutreffen, als für die Fang, bei denen mir die Menschenfresserei, die überhaupt außerordentlich selten ist, nicht im Volke ursprünglich gewesen zu sein scheint. Bedenkt man nun noch, daß sich die Nordpangwe auch *böti (bati)* nennen, daß es außerdem noch die Bati als fremdes Volk in der Nähe gibt, so dürfte man besser tun, den Namen zu vermeiden, da er überall zu Mißverständnissen führt.

[4]) Wahrscheinlich sind Armbrüste, nicht Bogen gemeint.

Halt gemacht in einem Lande von Ebenen und Sümpfen, durch das ein nach Norden fließender sehr großer Fluß lief, und diesen Ort haben wir Teuj genannt.

An einem unglücklichen Tage wurden wir von Leuten angegriffen, die eiserne Kleider und lange Lanzen hatten, und die fremdartige, vierfüßige Tiere bestiegen hatten; da die Unserigen nur ihre Schilde von Elefantenhaut, ihre Messer und ihre Wurfspieße hatten, mußten wir das Feld räumen; dann gingen wir beständig gegen Süden, zur Rechten ließen wir hohe Berge; oft beschloß man zu verweilen, um ein neues Dorf zu bauen, aber hinter uns kamen fortwährend andere Volksstämme, und aus Furcht, vor Hunger zu sterben, mußten wir unseren Vormarsch sehr schnell wieder aufnehmen. Alle Fang vereinigten sich endlich in einem Orte, genannt Ekoumaza, am Zusammenfluß von zwei großen Flüssen, und da trennten wir uns; die Fang zogen zur Rechten den Fluß Dzong entlang, die Meke verfolgten ihren Weg weiter nach Süden, den Fluß Dzoh entlang, und wir, die Bedzi, nahmen die Mitte ein, indem wir nach Westen hinabgingen. Nachdem wir den Berg Ekoumanzork (Elefantenvater) überschritten hatten, teilten wir uns noch einmal, die einen sind den Womm hinuntergegangen, die anderen den Komm und wir den Ntem, hierauf den Noya, dann den Ebé und endlich den Tsini, wo wir nun sind."

Hierzu bemerkt Avelot: „R. P. Trilles, der diese Erzählung zu erklären suchte, verlegte den Ursprungsort der Pangwe auf die Hochebene, die im Westen das Becken des Bahr-el-Gazal begrenzt; die Vermutung ist berechtigt: der Name Bemvou, den Eindringlingen gegeben, läßt an die Momvou des oberen Arouhimi (Momvou, Plur. Bemvou) denken; überdies sind die Pangwe mit den Mombuttu vom anthropologischen Standpunkte aus durch enge Bande der Verwandtschaft verbunden[1]). Aber was den nachher gegebenen Reiseweg betrifft, so wäre es mindestens verfrüht, ihn wiedererkennen zu wollen. Die Pangwe haben aber doch auf ihrem Wege Inseln als Zeugen hinterlassen, die Bendzi (die welche essen) am Uelle und die Dualla am oberen Sanga; diese letzteren haben wahrscheinlich einige Beziehung zu dem Lande der Ndoua, von dem der Admiral Fleuriot de Langle spricht[2]). Der Platz Ekoumaza, wo die große Trennung stattgefunden hat, ist bekannt: er liegt nahe dem Zusammenfluß des Kadéï und des Batouri (oberer Sangha) unweit des Gebietes der Fan-Dzem, Dzima oder Dziman (daß diese gar keine Pangwe sind, sagte ich schon früher. Anmerkung des Verfassers), der Mvôgh-Etangha des M. Largeau, im Winkel des Fächers, welcher durch folgende drei auseinanderlaufende Wasserstraßen gebildet wird:

---

[1]) Was ich mangels jeglichen Beweises bezweifeln möchte. Übrigens hat Avelot neuerdings in den „Bulletins et Mémoires de la Société d'Anthropologie de Paris", Ve Série, Paris 1909, eine Arbeit über das Ursprungsland der Pangwe und Bakele veröffentlicht. Er führt darin aus, daß die „Bemvou" nicht mit den „Momvou" gleichbedeutend sind, wie er irrtümlich angenommen hatte, sondern daß die Bemvou den Ababua im Gebiet zwischen dem Likati, Rubi, Bomokandi und dem Uelle entsprechen.

[2]) Fleuriot de Langle, Croisières à la côte d'Afrique. Tour du monde 1er sem. 1876, p. 268.

Rechts der Dzong oder Nyong, welcher die Kolonie Kamerun von Osten nach Westen durchfließt;

links der Dzoh oder Dzah, ein Nebenfluß (Zufluß) des Sangha, des Dzam-a-nên des M. Largeau;

in der Mitte der Womm (Benito), der Komm und der Ntem (Quellflüsse des Kampo), der Noya (Muni) und der Ebé (Zufluß des Monda).

Was nun den Ekoumanzork betrifft, so ist er von Crampel nahe am Dzah wieder aufgefunden und zuletzt vom Pater Trilles wiedergesehen worden.“ —

Ich habe diesen Bericht ohne Erläuterungen wiedergegeben, da ich glaube, daß, wenn überhaupt der Wanderungszug der Pangwe wissenschaftlich festgelegt werden kann, dies nur mit Hinzuziehung und Vergleichung der gesamten mittelafrikanischen Völkerstämme und deren Kulturen geschehen kann, daß aber hierzu noch nicht die Zeit gekommen ist. Zweitens sind die geschichtlichen Überlieferungen der Pangwe selbst noch eingehender zu erforschen, und erst wenn größere Reihen von solchen Berichten vorliegen, kann man urteilen. Das hat auch Avelot ganz richtig gefühlt. Damit will ich nichts gegen die Theorie an sich sagen. Es ist ja möglich, daß das Ursprungsland der Pangwe das Bahr-el-Gazal-Gebiet ist, oder besser gesagt, daß sich in diesem Lande ein für das Leben des Volkes wichtiger Abschnitt abgespielt hat, und, wenn man das annehmen will, so ergibt sich eigentlich der Reiseweg nach Westen von selbst. Denn noch heute wandern die Pangwe mit den Strömen¹), sei es stromauf oder stromab, hauptsächlich ist natürlich letzteres der Fall. So mußten sie das Bahr-el-Gazal-System aufwärts ziehend zum Mbomu und Ubangi kommen. Diesen Flüssen folgten sie bis dorthin, wo der Ubangi sich nach Süden wendet. Vielleicht vermuteten sie, daß diese Südrichtung sie zu weit abführen würde, verließen deshalb den Ubangi an seinem Knie, zogen an den kleinen Zuflüssen dort in nordwestlicher Richtung aufwärts und gelangten in das Stromgebiet des

---

¹) Vgl. die Stelle aus einem Seelenfestgesang: *mvida ya mayoṅ nlɛ mbök*, d. h. Mwila (Nebenfluß des Kampo) und die Sippen eine Richtung, die Sippen der Pangwe sind in derselben Richtung wie der Fluß, also nach Südwest gewandert.

Schari. Diesem wären sie vermutlich gefolgt, wenn sie nicht bald auf die Reitervölker des Scharibeckens gestoßen wären, vor deren überlegener Macht sie zur Umkehr genötigt und in die Südwestrichtung abgedrängt wurden, die sie noch heute einhalten. Über den allerletzten Abschnitt der Wanderung habe ich folgendes gehört: Die Ntum und Fang trafen nach ihrer Angabe im Ober- und Mittellaufe des Kampo keine Bevölkerung. Ihre zuerst dort eingetroffenen Stammesgenossen, die Mwai und Mokuk, waren von den dann folgenden Bulu durchbrochen und zersprengt worden, so daß man sie heute in der Nähe der Küste ebensogut wie an der Ostgrenze des Gebietes findet. Man kann also von westlichen und östlichen Mwai und Mokuk reden. Auf die Bulu stießen die Ntum, wurden aber von jenem kräftigen und zahlreichen Stamm (daher der Name *a bŭlŭ*, viel, in Menge da sein) nach Süden abgedrängt. Dasselbe Schicksal hatten die Fang, die in zwei Haufen ankamen, von denen der eine weiter südlich längs des Benito, der andere, die Okak, nördlich des Kampo in den Fußstapfen der Ntum nach Westen zog. Sie nennen die Ntum deshalb *ntŭmŭ* von *a tŭbŭ zĕn*, eigentlich den Weg aushöhlen, Wegfinder sein, weil sie ihnen bei der Wanderung vorausgegangen sind. Auf die Kämpfe zwischen den Bulu einerseits und den Ntum und Okak andererseits, auf den großen „Krieg" *(obăn)*, so könnte man beinahe übersetzen, beziehen sich viele Seelenfestgesänge oder Stellen aus ihnen. Die Bulu blieben im ganzen Sieger und wahrten ihre Einheitlichkeit, kamen aber unter dem Druck der ganzen Bewegung wieder in Fluß und schoben sich hinter den Ntum und Okak in westöstlicher Richtung bis an den Dscha.

Wir haben so innerhalb der einzelnen Unterstämme der Pangwe dasselbe, was wir bei den Küstenvölkern gesehen haben: Vorwärtsdrängen nach Westen [1]) und Vorwärtsstoßen oder Zerspalten und Zersplittern der schwächeren Volksteile. Aber die Wanderungen gehen nicht bloß in dieser großzügigen, gewaltsamen Weise vor sich, sondern verlaufen auch in einem beständigen, friedlichen Fluß sich vorwärtsschiebender und die Vordermänner überspringender kleiner Verbände. Man kann sich das etwa so vorstellen, daß innerhalb nicht allzuweiter Grenzen die Letzten sich an die vorderste Stelle schieben, indem sie über die dazwischen liegenden Massen hinausziehen; dann folgen die nunmehr Letzten bei ihrem Umzug den früher hinter ihnen sitzenden Familien und siedeln sich in deren Nähe oder gar noch weiter nach vorn an. So findet eine stetig wechselnde Abwanderung im Osten und Zuwanderung im Westen statt, die oft ein fast fluchtähnliches Gepräge aufweist, oft von Zeiten der Ruhe unterbrochen wird. Daher gibt es an gewissen Stellen Dörfer, deren Lebensdauer fünf Jahre nicht überschreitet, während anderswo, z. B. am Oberlauf des Kje, überhaupt im mittleren Fanggebiet, die Dörfer so lange stehen, wie sich die ältesten Leute erinnern können, oder gar schon die zweite Generation beherbergen sollen. Man sieht, die Verhältnisse sind äußerst verschiedenartig und schwer zu übersehen, so daß hier nur im großen und ganzen die wirksamen Kräfte genannt, nicht die Wanderungen im einzelnen beschrieben werden können. Dies für jedes einzelne Gebiet festzustellen, bleibt einer späteren Zeit vorbehalten. Wie die Wanderungen im kleinen vor sich gehen, beschreibt auch Largeau in seiner Enzyklopädie ganz richtig. Die hinten (das ist immer im Osten), sei es aus Furcht vor feindlichen Überfällen, sei es weil zu viele Todesfälle in dem Dorfe vorkamen oder aus anderen Gründen, Fortziehenden überschlagen in der geschilderten Weise eine ganze Reihe vor ihnen liegender Landschaften und siedeln sich oft viele Meilen entfernt an der Spitze des Zuges wieder an. Die notwendigsten Habseligkeiten, Körbe, in die das bewegliche Gut verpackt wird, und Mahlsteine *(ngŏk)* nehmen die Leute mit; das Haus mit den Trockenbrettern und Fleischaufbewahrungskisten *(bübŭ)*, das sie zurücklassen, ist ja jederzeit leicht aus der Raphiapalme (drüben Bambu, engl. Bamboo = Bambus, genannt) wieder hergestellt. So ein leeres Dorf gibt einen trostlosen Anblick, der erst freundlicher wird, wenn der früher abgeschlagene Busch wieder die alte Scholle erobert, wenn sich Gras und Kraut liebevoll an die kahlen Wände schmiegen, und Lianen und blütenbedeckte Winden eifern, das Haus einem Dornröschenschloß gleich zu überwuchern und zu umspinnen. Aber auch dann noch kommt es uns nirgends so einsam, so weltvergessen vor wie in solchen verlassenen Dörfern. Um so regeres Leben herrscht vorn in der neuen Siedelung, Hütten werden gebaut, nachdem ein geeigneter Platz gerodet und zurechtgemacht ist, und Pflanzungen werden angelegt. Solange diese keine Erträgnisse liefern, vielleicht für ein paar Monate, wird das Essen *(bedĕi)* von benachbarten und befreundeten Sippen gekauft, oder man sieht sich, wo geeignete Beziehungen nicht vorhanden oder wegen der Entfernung der fremden Dörfer nicht anzuknüpfen waren, in der Weise vor, daß man einen Teil der Männer vom alten Platze aus vorausschickt, um den Wald zu roden, für sich und die Nachfolgenden kleine, vorläufige Hütten zu bauen, die später allmählich durch bessere, dauernde ersetzt werden, und den Boden um diese Häuser für den nunmehr in gleicher Weise vorausgeschickten Weibertrupp vorzubereiten, der die Kulturgewächse pflanzen soll. Unterdessen schaffen die Männer weiteren Platz für den Anbau der größeren Pflanzungen. Wenn die ersten Feldfrüchte der Reife entgegengehen, folgt der Hauptteil der Familie mit Kind und Kegel nach und erntet die ihnen vor und hinter der Tür angebauten Kassave, Erdnüsse usw. sofort ein. Das bedeutet natürlich eine große Zeitersparnis. In diesen landwirtschaftlichen Maßnahmen ist ein gut Teil praktischen Sinns, überlegter Berechnung und planvollen Handelns enthalten; um so mehr muß es verwundern, daß die Pangwe durchaus kein Verständnis für die Berechnung der Pflanzungs- und Erntezeiten haben und jede dahin gehende Frage — wie bei Besprechung der Kulturpflanzen angeführt werden wird — geradezu als kleinlich und albern empfinden. Wenn das noch bei den Männern allein der Fall wäre, so könnte man es verzeihen, aber ich weiß auch von einer ganzen Reihe von Weibern, daß sie sich erst mit Mühe erinnerten, wie lange Zeit die Erdnuß vom Tage des Anpflanzens bis zur Ernte braucht. Was Wunder, wenn bei solcher Gleichgültigkeit Hungersnöte auftreten, wie sie uns in den Märchen vielfach erzählt werden. Aber nie würde der Pangwe auf den Gedanken kommen, sich selbst wegen seiner Denkfaulheit einen Vorwurf zu machen; ergeben trägt er vielmehr sein Schicksal, nimmt indes mit Waldfrüchten vorlieb, besonders den nahrhaften Nüssen von **Coula edulis** Baill. (Olacac.) *ewuɷmo* F., Nuß selbst *kɷmo*, **Irvingia barteri** Hook. f. (Simarubac.) *andɷk*, Nuß *ndǫk*, **Chonopetalum stenodictyum** Radlk. (Sapindinac.) *nŷm angɷlöngɷ*, **Pachylobus tessmannii** Engl. (Burserac.) *nga angɷlöngɷ*, ferner mit Baumpilzen und sogar Blättern, besonders von **Pseuderanthemum nigritianum** (T. And.) Radlk. (Acanthac.) *ndzęɷ*, der **Justicia insularis** T. And. (Acanthac.) *num e ʃăi*, der Urticacee **Fleurya aestuans** L. Gaudich *ngŭkɷn*, von Farnkraut und vielen anderen, und hilft sich so über die magere Zeit hinweg.

---

[1]) v. Stein erwähnt übrigens eine nord-nordwestliche Wanderungsrichtung der Pangwe in Kamerun, und seine Meinung ist als angeblich feststehende Tatsache in das Sammelwerk von Meyer: „Das deutsche Kolonialreich", 1907, S. 460, übergegangen. Die Ansicht besteht meiner Meinung nach nicht zu Recht und gründet sich, soweit das Innere Kameruns in Betracht kommt, wahrscheinlich auf örtliche Verschiebungen, soweit die Ostgrenze in Betracht kommt, auf eine unrichtige Zuweisung fremder Stämme, z. B. der Njem, zu den Pangwe.

Daß nun eine derartige, in steter schwingender Bewegung befindliche Masse, in der die kleinsten Gruppen sich gewissermaßen anziehen und wieder abstoßen, keine umfassende politische Gestaltung gewinnen konnte, ist klar. Das äußere Leben des Pangwevolkes können wir uns — wie wir gesehen haben — als das langsame Fluten einer Wassermasse vorstellen, aber dieses gleicht nicht dem ebenmäßigen Dahinfließen eines Stromes in seinem Bett, sondern dem unmerklichen Vorrücken der Flut am Meeresstrande. In Bewegung, in Aufruhr sehen wir nur kleine und kleinste Teile, die als Wellen sich gegenseitig überstürzen, erdrücken, sich gegeneinander aufbäumen, gegeneinander anprallen, wenn sie auf ein Hindernis stoßen. In der Pangwe-Flut sind die einzelnen Wellen, die den Blick hauptsächlich fesseln, die Sippen oder Familienverbände, die sich wie die Wogen teilen und in immer kleinere Bestandteile auflösen, so daß es einem, wenn man sie greifen, wenn man sie fassen will, erscheint, als bliebe in der Hand nur ein einziger Tropfen, der einzelne Mensch. Aber das gehört in einen anderen Abschnitt.

Jedenfalls bleibt die größte politische Einheit der Familienverband, er gilt dem Pangwe als „Vaterland", nicht etwa ein Unterstamm, wie die Fang, oder gar die gesamten Pangwe, von deren Zusammenhang er nun schon gar nichts weiß. Mancher Fang wird freilich dem Europäer zuliebe sagen: ich bin ein Fang oder, wenn ihm unglücklicherweise dies Buch zu Gesicht und Verständnis gelangen sollte: ich bin ein Pangwe, aber der unberührte Fang sagt nie anders wie: „*ma ne mǫne esawǫn*" = ich bin ein Essauong, oder wie der Familienverband sonst heißen mag. Fragen wir einen solchen Essauong, ob er ein Ntum oder Fang sei, so pflegt er uns oft recht dumm anzusehen, gerade wie vor nicht allzu langer Zeit ein deutscher Bauer, der sich als „Meckelnbörger" oder „Bayer" vorgestellt hat, geglotzt hätte, wollte man von ihm hören, ob er ein Deutscher sei.

Also der Familienverband ist für den Pangwe die höchste politische Verfassung, die soziale und sittliche Ordnung. Nur innerhalb des Familienverbandes gelten seine Rechtsgrundsätze, und wer nicht mit ihm auf diesem Boden steht, ist fremd, rechtlos, sein Feind. Ein Haupt hat diese Verfassung nicht, sie verkörpert sich nicht in einem einzelnen Menschen, sondern in der Gesamtheit aller älteren Familienmitglieder, und der jeweilige Familienvater hat sie nur nach außen hin zu vertreten. Ein Herrschaftsverhältnis in unserem Sinne wird dadurch verhindert, daß die ursprünglichen, kleinen Familienverbände sich nur vergrößern, um sich sofort wieder, wie ich im Vergleich schon andeutete, in kleine Einzelteile aufzulösen. Diese werden ganz selbständig und behalten entweder den alten Namen bei oder legen sich einen eigenen zu, zumal, wenn sie anfangen, sich zu vergrößern, wie man noch heute beobachten kann. Sie übernehmen die Sippenordnung der früheren Gemeinschaft. Die wechselnden Erscheinungen auf diesem Gebiete fallen in die gesellschaftliche Ordnung im engeren Sinne und werden später besprochen werden. Es bleibt hier nur festzustellen, daß der Pangwe den Schritt von einer gesellschaftlichen Ordnung zu einer staatlichen Ordnung nicht hat machen können. Wie er nicht gerade feige ist, aber auch nicht mutig, so ist er andererseits nicht gerade schwächlich, aber auch nicht willensstark, durchgreifend, keine rücksichtslose Herrennatur. Er gehört zu den „Halben", und solche Leute taugen nicht zur Herrschaft. Allerdings ist im Norden, besonders bei den Mwele, der Häuptling eine Persönlichkeit mit fast politischer Macht (Mwelehäuptlinge Simekoa und Kombokoto)[1], aber auch da erstreckt sich diese nicht einmal immer über eine ganze Sippe, wenigstens seit der europäischen Machtentfaltung nicht mehr;

---

[1] Wegen der Kriegslust dieser Leute; der Name *mvęlę* kommt von *a vele*: bekriegen, die Jaunde nennen außerdem die Bassá *mvele*, ein Wort, das nur durch die Tonhöhen von dem Namen des Unterstammes unterschieden ist.

andererseits haben wir wohl in der strafferen, machtvolleren Organisation der Nordpangwe den Einfluß der Grasland- und Gebirgsvölker des Nordens (siehe Abschnitt I) vor uns. Mag nun ein Häuptling größere oder geringere Macht haben, jedenfalls dreht sich für den Pangwe alles um den Familienverband, nicht um Person oder Volk. Und daher ist der Familienverband so ungeheuer wichtig. Von den kleineren Eton abgesehen, kann man vielleicht im Mittel für jeden der übrigen acht Unterstämme 30 — vielleicht noch mehr — Familienverbände, bei den Mwele, Jaunde und Bene *ndā* = Haus, bei den anderen Pangwe von den Bulu an *ayȫn* = Familie genannt, rechnen, so daß ihre Gesamtzahl für die Pangwe wohl 240—300 betragen dürfte. Bei den verschiedenen Unterstämmen sind mir folgende bekannt:

Yɪmɪsɐ̆mŏ, Menkə̣m, Embɐ̆ni (Yembɐ̆ni), Yenkɐ̆ndą̆, Yeša̦m, Bŏkŏă, Yɪ̣bɪkɐ̆lŏ, Yembɐ̆dɐ̣k, Yemɣɛ̨lɑ̨, Yengɐ̆nǫ (Engɐ̆nǫ), Yembɐ̆mɑ̨, Mbidambɐ̆ne, Edáma, Ndȫn, Mɣog-Eyă, Mɣoge-Nā̦na, Mɣog-Ebɛ̨́la, Mɣog-Ešŭmba.

Jaunde

(Yĕɐ̆ndǫ̆ J. B. auch *Yehɐ̆ndǫ̆* und *Yewɐ̆nǫ̆* Nt. F.).

Evɐ̆ndɐ̆ (Ehɐ̆ndɐ̆), Bavă (Babă), Yehɐ̆ndă (Yeɐ̆ndă), Yelɛ̆nga (Elɛ̆nga), Yemɣŏn (Emɣŏn), Elŭdi, Jenɐ̆, Edzǫ̆, Embămbə̣n, Ngoe, Elɛ̨ga, Evunzok, Betsenga[1]), *Mɣog-Adą̆, Mɣoge-Fɐ̆dă, Mɣog-Esə̣mendɐ̆nă, Mɣog-Ebɐ̆nda, Mɣoge-Betsi, Mɣoge-Bŏlɐ̆, Mɣoge-Tšungobăla, Mɣog-Anlanganabăla, Elɐ̆ndi.*

Bene.

Mɣoge-Bŏlɪ̆nga, Mɣog-Ehɐ̆ndu, Mɣoge-Bǫla, Mɣoge-Bǫlabesɐ̆lǫ, Mɣog-Amə̣k, Mɣog-Amugetsŏgo, Mɣoge-Žą̆nga, Mɣoge-Mɐ̆nga, Mɣoge-Nsŏk, Mɣoge-Manezŏ, Mɣog-Eyɛ̨̆nge, Amugobą̆ne, Emɐ̆mbŏ, Tsinga, Abɪ̣.

Nach v. Stein[2]) noch: *Mɣoge-Ndi, Mɣoge-Nomo, Mɣog-Aka, Mɣoge-Sambo, Mvoge-Nkû, Mɣoge-Bobjăla, Mɣoge-Matsă, Mɣoge-Yŏmo, Mɣoge-Tɛ̆la, Mɣoge-Memɣunu (Mɣoge-Ngandzoke), Mɣoge-Menkulu, Mɣoge-Sa, Mɣoge-Mayĕ, Mɣoge-Ngele, Mɣoge-Ndzek, Mɣoge-Ngame, Mɣoge-Sisema, Ntulu.* Die von ihm angeführten *Eɣundo, Mɣog-Ada* (Mvogeda) und *Mɣog-Ebanda* (Mvogebande) gehören nach meinen Erkundigungen zu den Jaunde, oder sie zählen sich teils zu den Jaunde, teils zu den Bene.

Bulu.

1. *Yemɣą̆k* von *mvą̆k* = Ichneumon, **Herpestes galera** Erxl. und **almodovari** Cabrera, weil die Ersten diese Tiere besonders viel erlegt haben sollen.

---

[1]) Die letzteren sechs nach Angabe des Herrn P. H. Nekes.

[2]) v. Stein, Über die geographischen Verhältnisse des Bezirkes Lolodorf usw. in „Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten" von Dr. Freiherr v. Danckelman, XII. Bd. 3. Heft, Berlin 1899.

2. *Pfǘṅ (Fǘṅ)* von *apfǘṅ (afǘṅ)* = ein wohlriechendes, zur Suppe benutztes Kraut. Dies soll diese Familie zuerst „gehabt" haben.
3. *Yembǘṅ* von *mbǘṅ* = Tragbalken. Diese Leute sollen jede Kleinigkeit, z. B. eine erlegte Meerkatze, an einem Tragbalken zu zweien getragen haben.
4. *Yempfǒk* von *mpfǒk* = Umhängetasche aus Ananasfasern. Die Leute sollen immer derartige Taschen, nie Felltaschen, getragen haben.
5. *Yegę̈me* von *a gę̈m mą̈m* = Sachen kennen, etwas wissen; sie sollen alles gewußt haben. Dieser Stamm sitzt heute am weitesten westlich zwischen Kribi und Nkomakak.
6. *Esakǫ̈k* von *a kǫ́k mäm (a lëṅe mäm)* = in Sachen schwankend, wetterwendisch sein. Eigenschaft des oder der Ersten dieser Familie. (In folgendem ist diese Beziehung als selbstverständlich nicht mehr erwähnt.)
7. *Esampfä́ṅ* von *a pfä́ṅe bǫ̈l* = Leute verleumden, fälschlich beschuldigen.
8. *Yesä́män* von *a sämǫ mol* = jemand in seiner Nacktheit sehen bzw. dahin wirken. Es geht die Sage, daß die Weiber mit ihren Schwiegersöhnen „gespielt", d. h. ihnen das Zeug hochgehoben und sie so in ihrer Blöße gesehen hätten (gerade für den Pangwe etwas Unerhörtes).
9. *Yekǖmbǖ.* 10. *Yetsä́ṅ.* 11. *Yekǫ́ę.*

Die Namen konnten nicht erklärt werden.

Die Familienverbände der Bulu sind mit vorstehend aufgeführten noch lange nicht erschöpft.

Ntum.

1. *Esamręn* von *mręn* = Schwarzsteiß-Schopfantilope, **Cephalophus callipygus** Peters.
2. *Esamrę̧i* von *mrę̧i (mrą̧i)* = Fleckenroller, **Nandinia binotata** Reinwardt.
3. *Nköodëü̧ę* von *nkö* = Hügel, Berg und *odëü̧ę* = Zwergböckchen, **Neotragus batesi** Winton, auf einem Hügel, wo Farmen gemacht wurden, töteten die Leute stets Zwergböckchen.
4. *Obäkä́i* von *a ba* = teilen, zerlegen und *kä́i* = Hamsterratte, **Cricetomys** (aff.) **dissimilis** Rochebrune, die Leute sollten immer Fallen für Hamsterratten, die sie dann unter sich teilten, aufgestellt haben.
5. *Esëṅ* von *asëṅ* = Schirmbaum, **Musanga smithii** R. Br. (Moraceae).
6. *Ndöṅ* oder *Ndöṅobokoe* von *ndoṅǫ* = Kreisel bzw. Schneckenkreisel, weil der Erste immer damit gespielt haben soll.
7. *Esangbuǫ́k* von *ngbuǫ́k* = Deissel, weil der Erste stets einen Deissel genommen haben soll.
8. *Esabę̧i* von *ebę̧i* = Raphiablattstielstreifen, die zum Hausbau verwendet werden, denn die soll der Erste gemacht haben.
9. *Esamöngǫ̈n* von *a ngüṅǫ o jöb* = überragen, z. B. *eli a ngüṅǫ o jöb* = der Baum ragt über, weil diese Familie (auch noch heute) alle andern an Stärke überragt.
10. *Yegbǫ* von *a gbŏ böl* = Leute niederwerfen beim Ringkampf, das haben diese immer getan.

11. *Esakŭngn* von *a kŭne mebĭm* = die Töten (eigentlich Leichen) rächen (Blutrache nehmen).
12. *Esalŭk* von *elŭk* = Topfscherbe, die als Unterlage für den Kochtopf dient. Der Erste soll immer im Hause der Mutter geblieben sein, wie die Scherbe, die im Gegensatz zum Topf immer an derselben Stelle bleibt.
13. *Esalọ̈b* von *a tọ̈bö* = bleiben, sitzen bleiben. Wenn von dieser Familie Leute als Gastfreunde kamen, so „saßen sie fest" und zeigten nicht sobald Lust, nach Hause zu gehen.
14. *Epfä'k* von *a pfä[k] aśę́j* = Eisenstein ausgraben. Diese Familie soll sich noch heute am meisten mit Eisenschmelzerei abgeben.
15. *Esabŭmăn (Mebŭ'man)* von *a bŭmgn a nzèn* = (jem.) unterwegs treffen, sich begegnen. Als Nsambe (Gott) seine „Kinder" besuchen wollte, soll er diese unterwegs getroffen haben (vgl. Essapfuman bei den Fang).
16. *Aśọk* von *a śọk* (Hauptwort *nśọk*) = durcheinanderreden, weil sie bei Verhandlung von Prozessen alle durcheinander geredet haben.
17. *Esabŭṅg* von *a bŭṅo möl* = jemand verfluchen, sie sollen stets den Fluch ausgesprochen haben.
18. *Esandọ́n* von *a ndọ̈nebö* = gebückt gehen, weil der erste im Kriege durch ein feindliches Dorf — anstatt zu schleichen — gebückt ging.
19. *Zọ̆mŭ* von *a żọ̆mŭ mŭm* = Streitsachen ruhig entgegensehen; sich nicht fürchten, Streitsachen zu bekommen.
20. *Esaśọ́m* von *á śume mvŭăn* = Tiere treiben, Treibjagd abhalten, weil die Familie darin groß gewesen ist.
21. *Esambé* von *mbé* = Schlechtigkeit; die Familie ist streitsüchtig, roh, die Leute sollen ihre eigenen Weiber töten und, wenn diese ein Kind von einem andern bekommen, es wegwerfen, indem sie sagen: Nicht ich war es, der dieses Kind gezeugt hat.
22. *Mabă‚n* von *á bă‚ne elăṅ* = den Hintern hervorstrecken (zeigen), vgl. Abschnitt XI, 6, Seelenfest.
23. *Esambidă* von *a bidăn bim* = Sachen verderben.
24. *Obák* von *a bŭge mŭm* = falsche Dinge erzählen, verleumden.
25. *Odźă'b* von *a dźă'b ebộn* = eine Frau beschlafen, wenn sie schwanger ist oder ein Kind hat, das noch nicht geht (ist *ekı* = verboten).
26. *Esakŭdăn* nicht zu erklären.

Mwai.

1. *Esabăm* von *obăm* = Raubvogel, insbesondere Schmarotzermilan; die Familie pflegte diese Vögel zu erlegen.
2. *Esabedăṅga* von *a dăṅ* = übertreffen, weil sie alle andern übertrafen, vgl. Essamongun (Ntum).
3. *Ekă‚ṅa* von *a kă‚ṅa böl* = allen Leuten gehorchen, jedem gehorchen, der einem Anweisung gibt (ohne Überlegung).
4. *Esaekiği* von *ekiği* = Eisen, sie pflegten viel Eisen zu machen oder zu haben.
5. *Esasŭn* von *sŭn* = altes, bereits bitteres und schlecht schmeckendes Bündel mit Essen, dieses pflegten die Leute zu essen.

6. *Esamedśăṅ* von *adśăṅ* = Tod, weil viele starben.
7. *Esamabŏṅa* von *a bŏṅe* = verscheuchen, wegjagen, sie pflegten die Ziegen, die ihre Vorräte plünderten, wegzujagen.
8. *Yebọ̆,* von *ebọ̆,* = verdorben, weil sie verdorbenes Fleisch (!?) essen.
9. *Esalụ̆ṅ* von *a lụ̆ṅe* = folgen, weil sie Nsambe (Gott) immer folgten.
10. *Esamenŭ,ṅ* von *anŭ,ṅ* = Abfall von Speisen usw., die Leute ließen das Essen verkommen.
11. *Esabı* von *a bı* = fangen, diese Leute fingen die Fremden stets weg.
12. *Esakụ̆m* von *akụ̆m* = Holzmirliton, das bei den Liebesgesängen und -tänzen gebraucht wird, sie pflegten solche Vorführungen zu machen.
13. *Yemfök* Name nicht zu erklären.

Fang.

In dem Namen *Făṅ* steckt der Stamm *fă(fe)* Busch, Wildnis, die Nachsilbe *ṅ* ist angehängt, und da sie — wie in Abschnitt II erwähnt — eine Ableitung bedeutet, würde Fang also heißen „der vom Busch stammt", also Buschmann, daher auch die leichte Verallgemeinerung in Pangwe. *Okăk* soll von *akăk* = Geiz, geizig kommen, ein Name, mit dem die Ntum sich für das *Bölši* (siehe S. 37 Anmerkung 3) „revanchiert" haben.

1. *Ngu,ẹ, Ngbwẹ,* von *nguı,* = Schwein.
2. *Esengí* von *ngí* = Gorilla, sie sollen viele Gorillas getötet haben.
3. *Bokŏẹ,* von *kö,e* = Schnecke, die Leute sollen Schnecken gegessen haben (heute für alle Weiber und für Männer, deren Frauen schwanger sind, verboten).
4. *Evunśök* von *evu* = Sitz der Zauberkraft, *śök* = Elefant, weil die Leute die Ewu des Elefanten aßen.
5. *Pfŭ'ṅ* siehe S. 45 (unter Bulufamilien).
6. *Esabọ̆k* von *abọ̆k* = eßbares Kürbisgewächs, **Cucurbita maxima** Duch., weil die Leute dies viel essen.
7. *Yebekụ̆n* von *ekụ̆n* = Plante, diese Familie liebt noch heute die Planten sehr.
8. *Esesı,s* von *ėsı,s (ísı,s)* = Schattendarsteller beim Mondkult *(so)*.
9. *Omẹă'ṅ* von *mẹă'ṅ* = Ziernarbe, sie sind noch heute besonders mit Ziernarben geschmückt.
10. *Yemandśı̣m* von *mandśı̣m* = Wasser, weil die Familie so zahlreich ist wie Wasser.
11. *Okŏ'ṅ* von *akŏ'ṅ* = Geschicklichkeit, geschickt, in praktischer Arbeit erfahren.
12. *Abẹ,í'* von *a bẹ,í'* = gebären, die Frauen sollen schon früh geboren haben.
13. *Esapfŏ,ẹ* von *a pfŏ,ẹ bim* = Sachen hinstellen und dann vergessen.
14. *Yenọ̆ṅ* von *nọ̆ṅe mol* = Mann mit gelblicher Hautfärbung.
15. *Esabăṅ* von *a băṅe bı̣m* = Sachen beginnen, bevor die alten fertig sind, immer etwas Neues anfangen.
16. *Esazı̣ṅ* von *a sı̣ṅ* (Hauptwort *zı̣n*) = nicht gern sehen, nicht lieben, hassen.
17. *Esapfamăn* von *a pfáman* = verfehlen, weil Nsambe, als er ausging, seine Kinder zu besuchen, die Leute dieser Familie nicht antraf.

18. *Asŏbo (Ašŏbŏ)* von *a šŏgebŏ* = sich zusammenziehen, sich ziehen, z. B. Rinde der Bäume, dann der Schultermuskel; bei allen Leuten ist nämlich dieser Muskel stark ausgebildet.
19. *Okǝ̈'s* von *a kǝ̈[s] bįm* = Sachen auffangen, die Leute pflegten die Sachen, die sie sich zuwarfen, aufzufangen.
20. *Esawǒ'n̍* von *a wǒ'n* = sich fürchten, feige sein.
21. *Oyĕk* von *a yĕk* = ausweichen, ebenso.
22. *Esandŏn̍* von *a ndŏn̍e mam* = von jemand Sachen, die man nicht genau weiß, erzählen, andere in schlechten Ruf bringen (vgl. *Esapfan* unter Bulu).
23. *Ngámă.* 24. *Yemṛám.* 25. *Esametšuă.* 26. *Olá.* Namen nicht zu erklären.

Im einzelnen weichen die Erklärungen etwas voneinander ab, aber die angegebenen mögen als Anhalt dienen. Die vorausgesetzte Silbe *ye* oder *esa* (von *tă*, *să* = Stamm für Vater) bedeutet wohl soviel wie Sippe, ihr entspricht bei den Jaunde und Bene *mṛŏk* (eigentlich Heimat, Stammesplatz), nur scheinen alle mit *mṛŏk* zusammengesetzten Familienverbände spätere kleine Abzweigungen von Sippschaften zu sein, wenn sie heute auch vollkommen den Rang einer solchen haben.

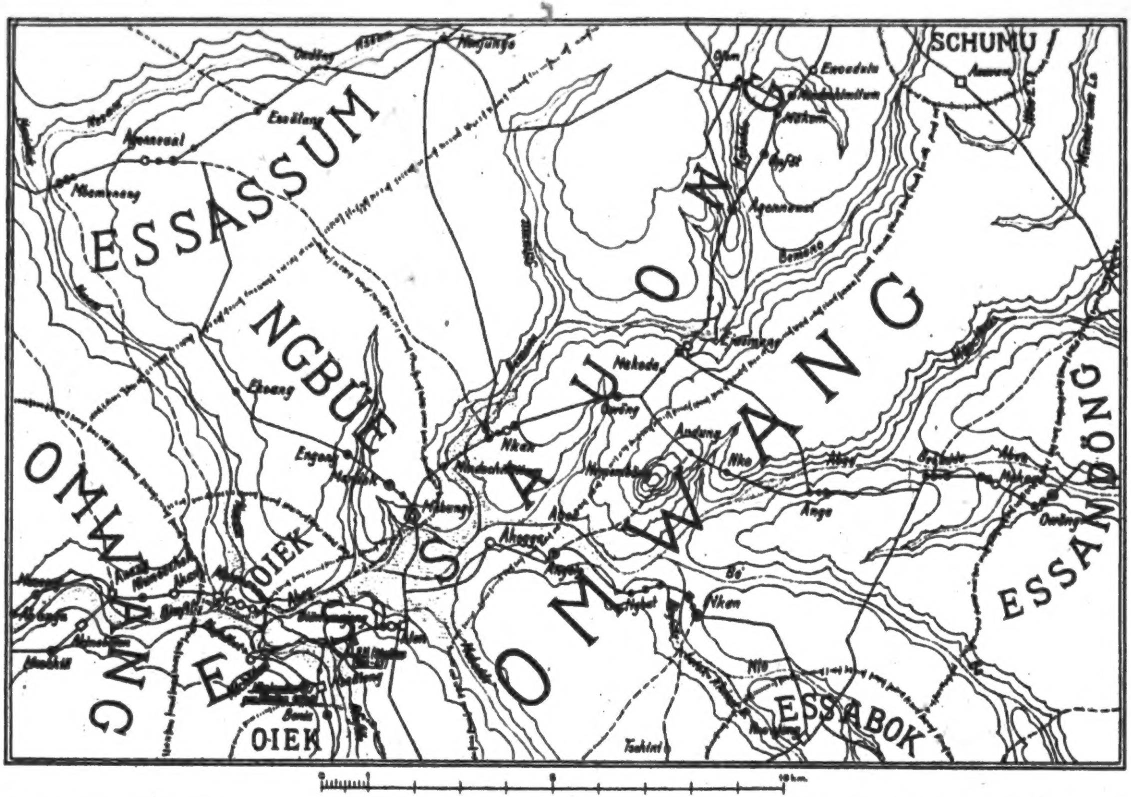
Auffallen muß es, daß in den Namen Wörter vorkommen, die heute nicht mehr oder selten gebraucht werden, so *adźan̍* = Tod; ferner, daß vielfach eine Verschiedenheit der Tonhöhen vorhanden ist, so in *Ngu̥,é* und *ngu̥i*, und in *Bokö'e*, und *kö,e*; letzteres Wort ist außerdem dadurch wichtig, daß es bei den Familiennamen *(Ndon̍obokoe* und *Bokoe)* nach der Menschenklasse geht, *kö,e*, Plural *bokö,e*, während es heute nur nach der IV. Klasse (Tierklasse) geht.

Eine Karte des Pangwegebietes, mit farbiger Eintragung der Familienverbände, würde, selbst in großem Maßstabe gezeichnet, bunter aussehen als eine Karte der deutschen Fürstentümer im Mittelalter. Eine Vorstellung von dem Durcheinander kann man sich nach der beigegebenen, im Maßstab 1 : 100 000 gehaltenen Karte machen (zwischen S. 48 u. 49), auf der sämtliche Dorfschaften in einem Gebiet von 600 qkm verzeichnet sind. Das Stück ist auf der Hauptkarte rot umgrenzt. Man sieht als größte Sippschaft die Essauong *(Esawǒn̍)*, die 18 Ortschaften (zwei liegen außerhalb des Rahmens der Karte) einnehmen. Wie man nach dem, was über die Wanderung gesagt ist, nicht anders erwarten wird, ist dies natürlich nur ein Teil, wenn auch der Hauptteil der Essauong; andere Trupps wohnen viele Meilen entfernt am oberen Bimfille und am Ober- und Unterlauf des Uelle. Ebenso steht es mit den übrigen Familienverbänden. Schlimmer als diese Zersplitterung ist für die ethnologische Betrachtung die Tatsache, daß Ntum und Fang durcheinander wohnen. So ist die Familie der Omwang die nämliche wie die Familie der Essandun, also ursprünglich eine Ntumfamilie; da sie sich aber früh abgetrennt

[Facing p. 48]

1: Tessmann

FH9 Fang


SCHUMU
ESSASSUM
NGBÜE
OMWANG
OIEK
SAKU
OMWANG
ESSANDÖNG
ESSABOK
OIEK
ESSAMBANG
OMWANG
0
1
5
10 km

Günter Tessmann, die Pangwe

Verlegt und gedruckt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

hat, und einzelne Trupps bei der Wanderung zwischen die Fang-Okak geraten sind, so rechnen sie sich eben unter dem Namen Omwang heute zu den Fang. Andererseits ist zwischen beiden eine tatsächliche Verschmelzung eingetreten, weil die Angehörigen einer Sippe nur die Frauen einer anderen heiraten dürfen, die Omwang also meistens Fangfrauen genommen haben, und wir verstehen, daß die Frage, ob Ntum, ob Fang, den Eingeborenen tatsächlich oft in Verlegenheit bringen kann. Man darf bei vergleichender Betrachtung der Pangwe-Kultur also nicht zu fest an den Unterstämmen kleben, sondern in Betracht ziehen, daß überall Mischungen stattgefunden haben.

Die Karte zeigt weiter die Verteilung von Ortschaften und Dörfern in dem dargestellten Gebiet und deren Bevölkerungsmenge. Ortschaften (Abb. 15) nenne ich Gruppen von Dörfern, die mit einem Namen bezeichnet werden. Der Pangwe nennt sie: *nnàm I.* Die Dörfer einer Ortschaft gehören natürlich meist zu einem Familienverband, doch können sich auch zwei Familienverbände einigen und eine Ansiedlung gemeinsam begründen. Zum größten Teile folgen die Dörfer einer solchen Ortschaft hintereinander wie die Perlen an der Schnur und sind höchstens ein oder zwei Minuten Wegs voneinander entfernt. Dörfer, die weiter als ¼ Stunde auseinanderliegen, gehören selten zu einer Ortschaft, und wenn, so hat sich meist ein Teil der Einwohner des alten Dorfes wegen Streitigkeiten oder aus anderen Gründen abgetrennt und sich ein paar Kilometer weiterhin angesiedelt, der Name der neuen Ortschaft ist aber noch nicht gefunden. Wie ein Blick auf die Karte lehrt — man nehme z. B. die östlichen Ortschaften Owöng, Makoga und Bebadda —, sind meist 3—4, auch 5 Dörfer zu einer Ortschaft vereinigt, 6—8 gehören schon zu den Seltenheiten, doch kommt es auch vor, daß man eine ganze Stunde braucht, um eine Ortschaft zu durchschreiten, aber das sind Ausnahmen. Ein derartiges Beispiel ist die Schumuortschaft Melé mit 17 Dörfern. Im Nordpangwegebiet, wo die gesellschaftliche Ordnung fester ist, werden im allgemeinen größere Dörfer gebaut als im Süden.

Um zu einer ungefähren Schätzung der Einwohnerzahl zu kommen, muß man auf die Hütte zurückgehen. Die Anzahl der Hütten eines Dorfes, die ebenfalls (auf ein Mittel gebracht) aus der Karte zu ersehen ist, schwankt zwischen 2 und 50, sie ist im mittleren Fanggebiet selten höher. Eine Ausnahme ist das Dorf Mabungo mit 75 Häusern. Dagegen findet man im Norden bei den Jaunde, Mwele und Bene, wie gesagt, größere, dafür aber weniger zahlreiche Dörfer. Nach meiner Erfahrung darf man für jede Hütte nur 1½ bis 2 Seelen im Durchschnitt rechnen und auf ein Gebiet von 2000 qkm ungefähr 2770 Hütten, auf 90 Ortschaften verteilt, annehmen. Danach kämen auf das Quadratkilometer 2—3 Seelen. Da aber das der Berechnung zugrunde gelegte Stück[1]) relativ dicht bevölkert ist im Gegensatz zu weiten im Südosten und Süden gelegenen Gebieten, in denen man z. B. in der Nähe des Jwindo 7—8 Stunden von einem Dorf zum andern gehen muß, so glaube ich für das gesamte Pangwegebiet nicht mehr als 2 Seelen für das Quadratkilometer annehmen zu dürfen. Das wäre also im ganzen eine Pangwebevölkerung von ungefähr 300 000 bis 400 000 Seelen [2]).

---

[1]) Ein Viereck von der deutschen Grenze südlich bis an den Bimfille und die Abea.

[2]) Im Heft 5/6 des vierten Bandes des „Anthropos" veröffentlicht P. H. Trilles eine Studie unter der Überschrift „Les Légendes des Bena Kanioka et le Folk-lore Bantou", in der er S. 947 in der Anmerkung 2 sagt: „L'ensemble des clans fang dépasse dix millions d'individus". Diese ungeheuerliche Übertreibung brauchte eigentlich kaum zurückgewiesen zu werden, nachdem bekannt ist, daß ganz Kamerun, dem der französische Kongo an Größe nahesteht, überhaupt nur 3 500 000 Einwohner hat. Die Familienverbände der Fang schätzt Trilles an derselben Stelle auf 400, was selbst für die gesamten Pangwe zu hoch sein dürfte.

Abschnitt IV.

Dorf und Haus.

Namen für Ortschaften (Herleitung und Erklärung). — Flurnamen. — Anlage der Dörfer. — Siedelung; Entwicklung einer Siedelung zu einem Dorf; Dorf; Bedeutung des Namens; Vergrößerung des Dorfes. — Vorläufige Versammlungshäuser: Anlage, Form. — Endgültige Versammlungshäuser: Gerüst; Dachdeckung (Verfahren, Material zu Sparren und Belag); Seitenwände (Material, Ausführung, Aussehen); Veranda. — Inneres der Versammlungshäuser: Pfeiler; Ruhebänke; Feuerstellen; Gerät (Gewehrhalter, Trophäen u. a.). — Leben im Versammlungshause. — Wohnhäuser: Formen; Aussehen; Türstück; Tür; Zustand. — Inneres der Wohnhäuser: Schlafbänke; Hängeböden und Speisekammer; Rahmen mit Trockenbrettern und Körben; Haken; Schemel; Feger. — Raphiapalme: Arten; Namen; Ausnutzung. — Vorratshäuser; Fremdenhäuser; Feldhütten; Krankenhäuser. — Pfahlhäuser. — Beleuchtung: Herdfeuer; Fackeln; Lampe; Pilzfackeln; Feuerbereitung. — Dorfplatz (Aussehen, Reinlichkeit). — Abort. — Zierpflanzen. — Verkehrswege. — Verkehr zu Wasser. — Brücken.

In dem großen, mit Urwald bedeckten Pangwegebiete liegen die Ortschaften zerstreut wie Oasen in der Wüste und ungleichmäßig verteilt derart, daß sie in der Richtung der Hauptverkehrswege, die das Land in der überwiegenden Mehrzahl von Ost nach West durchziehen, gehäuft auftreten.

Die Ortsnamen knüpfen sich meist an hervorstechende Merkmale der umgebenden Natur, an Gegenstände, Erlebnisse oder Eigenschaften der betreffenden Einwohner. So sind benannt

a) nach Palmen.

1. Niescham von *a nĭ* = legen, *śặm* = Sumpf, Raphia, d. h. das Dorf ist dahin gelegt, wo es Raphia, die wichtigste Pflanze für den Hausbau, gibt.
2. Mabäscham von *a bĕ* = folgen, *śặm* = Sumpf, Raphia.
3. Makoda von *akö̆da*, Mehrzahl *makö̆da* = Sumpfpalme, **Sclerosperma mannii**, Mann et Wendl., zum Hausbau benutzt wie Raphia.
4. Nkan von *nkăn(e)* = **Ancistrophyllum acutiflorum** Becc., Kletterpalme, zur Flechterei benutzt.
5. Mekan, ebenso, Mehrzahl.
6. Nsamenkan von *śặm (nśặm)* = Sumpf, Sumpf von der Kletterpalme **Ancistrophyllum.**
7. Alen von *alĕ̈n* = Ölpalme.
8. Malen, ebenso, Mehrzahl.

b) nach Kulturpflanzen.

9. Matumabai von *atú̈*, Mehrzahl *matú̈* = Taro, **Colocasia antiquorum** (L.) Schott, *mabai* = zwei, also zwei Taro.

[p. 51]

10. Bekaba von *ekắba*, Mehrzahl *bekắba* = **Xanthosoma violaceum** Schott.
11. Emäangon von *a mȇ ngȏn* = Ngon ausstreuen, d. h. zum Trocknen auf dem Dorfplatz.

c) nach eßbaren wilden Früchten oder Fruchtbäumen.

12. Essun von *esŭ̦n* = Frucht des Kardamom, **Aframomum alboviolaceum** K. Sch.
13. Madschab von *madźắb* = Öl von **Mimusops djave** (Lan.) Engl.
14. Fan von *fắnę̧* = Frucht der Anacardiacee **Sorindeia rubriflora** Engl. *(afắnę̧)*.
15. Abe von *abĕ́* = Kolanuß und -baum, **Cola acuminata** (P. Beauv.).
16. Andok von *andǒ̆k* = **Irvingia barteri** Hook. f., Simarubaceae. **Mandok.**
17. Nkoandok von *nkǒ̆k* = niedergefallener Baumstamm, d. h. der **Irvingia.**
18. Ngong von *ngŏ̦ṅ IV* = Früchte der **Trichoscypha** sp. *(engŏ̦ṅ)*.
19. Alöb von *alŏ̈b* = **Desbordesia glaucescens** Engl. (Simarubaceae).
20. Mangame von *mangắme III* = **Myrianthus arboreus** P. B. (Moraceae), vielleicht auch das Sinnbild der Vereinigung, der Sammelfrucht entnommen.

d) nach sonstigen Bäumen.

21. Akak von *akăk* = **Leptonychia tessmannii** Engl., Sterculiacee, der Friedensbaum, die Friedenslinde.
22. Makak ebenso, Mehrzahl.
23. Nkomakak oder Nkolemakak von *nkö[l]* = Hügel, d. h. Hügel von **Leptonychia**-Bäumen *(makak)*.
24. Abang (Abanga) von *abă̦ṅ* = **Ficusart**, zur Rindenzeugherstellung beliebt.
25. Mabang (Mabanga), ebenso, Mehrzahl.
26. Akam von *akăm* = große **Ficusarten**, z. B. **F. preussii** Warb. und **laurentii** Warb., auffallende Bäume und zur Zeugherstellung benutzt.
27. Ajo, Jusch (Ajusch) von *ayŭ̦ś* = **Triplochiton tessmannii**, zur Herstellung von Hausrinde beliebt.
28. Majo (Majusch), ebenso, Mehrzahl.
29. Nkolemajo = Nkolajo von *nko[l]* = Hügel von **Triplochiton.**
30. Owöng von *ovǒ̈ṅ* = **Copaifera tessmannii** Harms, berühmter Geisterbaum, größter Baum des Fanggebietes.
31. Awöngabai, zwei **Copaifera** (*abai* = zwei).

31a. Ndschiowöng von *ndźę̧i̧* = Brücke, Brücke von **Copaifera.**

32. Elun von *elŭ̦́n* = **Erythrophloeum guineense** Don. (Leguminosae). Auffallend durch seine rote Rinde, Giftbaum.
33. Belun, Mehrzahl.
34. Ejen (Elibengang) von *eję̧́n, elĭbeṅgăṅ* = **Distemonanthus benthamianus** Baill., auffallend durch schöne, lilarote Rinde, Medizinbaum.
35. Andung von *andŭ̦ṅ* = **Croton welwitschianus** Muell. Arg. (Euphorbiac.), schön wegen der silberglänzenden Blätter.
36. Akom von *akǒ̆m* = **Terminalia superba** Engl. u. Diels.

37. Makom (Makomo), ebenso, Mehrzahl.
38. Nkoakom von *nkok* = niedergefallener Stamm, d. h. der **Terminalia.**
39. Engo von *engŏ*, nicht bestimmbarer Baum.
40. Akoga von *akŏga* = **Lophira alata** Banks, schöne, duftende Blüten.
41. Makoga, ebenso, Mehrzahl.
42. Assam von *asŏ̀m* = **Uapaca guineensis** Muell. Arg., reicher, duftender Blütenschmuck.
43. Massam (Massama), ebenso, Mehrzahl.
44. Angok von *angǫ́k* = **Albizzia brownei** Oliv., schöner Baum.
45. Dum von *du̦m* = **Ceiba pentandra** (L.) Gärtn.
46. Medschimitum von *medźı* = Wurzeln, *tŭm* = **Piptadenia africana** Hook. f.
47. Asseng oder Assöng von *asŏ̀ṅ* = Schirmbaum, **Musanga smithii** R. Br.
48. Massöng, ebenso, Mehrzahl.
49. Nkoassöng von *nkok* = niedergefallener Stamm vom Schirmbaum.

e) nach landschaftlichen Merkmalen.

50. Ngbai von *ngbă̦ɛ* = entblätterter lebender Baum (Winterzustand).
51. Mekumu von *nkŭ̦m I* trockener, aufrechtstehender Baumstamm ohne Krone.
52. Ndangöng von *ndăngŏ̀ṅ* = Lichtung.
53. Ewüöle von *evụ̈ŏ̀le* = Lichtung.
54. Nko von *nkǒ* = Hügel.
55. Anko = am Hügel.
56. Akok von *akŏk* = Stein, Fels.
57. Makok, ebenso, Mehrzahl.
58. Maschok von *maśŏk* = Wasserschnellen, Fälle.

f) nach Tieren bzw. Teilen von ihnen.

59. Schok von *śǫ́k* = Elefant.
60. Mbang und 61. Mbangschok von *mbă̦ṅ* = Elfenbein, *śǫ́k* vom Elefanten.
62. Mboleschok von *ebǭ[l]* verdorben, d. i. verdorbener Elefant.
63. Akuleschok von *aku[l]* = Füße von Tieren, Füße des Elefanten.
64. Nnoschok = Nloschok von *niŏ*, *nnŏ* = Kopf, Kopf des Elefanten.
65. Abumeschok von *abụ̆m* = Bauch, Bauch des Elefanten, weil sie die Pflanzungen des Dorfes aufgefressen hatten.
66. Bindeme von *indẹ̆m V* = fliegender Hund.
67. Böngomo von *ongǫ̇mo III* = Schimpanse.
68. Akulangomo von *akụ[l]* = Füße, Klauen des Schimpansen.
69. Ebóloua [1]) von *ebǭ[l]-o-wǫá* = Verdorbenes vom Schimpansen, verdorbener Schimpanse.
70. Akuasö von *akŭa* = Lager von Tieren, *zǒ̇* = Leopard,
71. Olamesö von *olăm* = Falle, Zugfalle, *zǒ̇* Leopard.
72. Ewes von *evɛ̆s* = Knochen.

---

[1]) Die amtliche Schreibweise ist Ebolowa. Um indessen folgerichtig zu bleiben, schreibe ich Ebóloua, da ich durch w in deutscher Schreibung nur Lippenlaute wiedergebe.

73. Bojabúnkulu von *boyá* = Weibchen, Mehrzahl, *bo* = von, *(n)kŭ[l]u* = Schildkröten, also Schildkrötenweibchen.
74. Bebass von *ebą̆s* = Schuppe, die Leute essen wohl viele Fische.

g) nach Gegenständen.

75. Ntum von *ntŭm* = Spazierstock.
76. Ebai von *ebai* = Raphiablattstielstreifen, zum Hausbau benutzt.
77. Bebai, ebenso, Mehrzahl.
78. Ngam von *ngám* = Widerhaken am Speer.
79. Bebada von *ebă'da* = Tragkörbchen der Männer.

h) nach Erlebnissen oder Eigenschaften der Ortsbewohner.

80. Bissis von *isį̄s V* = Schattendarsteller im Mondkult.
81. Elanga von *elă'ṅ* eigentlich = After, übertragen = schlechte Leute.
82. Ekekö von *a ke ekękŏ*, = gänzlich ausbleiben, weil die Fremden abgefangen und getötet wurden, so daß sie nicht wieder zurückkamen.
83. Esamedulu von *a zắmădŭḷŭ* = Schande treiben, d. h. mit einer Frau aus derselben Familie geschlechtlich verkehren.
84. Nssälang von *nsę̆ṅ* = Dorfplatz, *elă'ṅ* (siehe unter 81), die Leute trieben auf dem Dorfplatze Schlechtigkeiten, Feindseligkeiten, wenn ein Fremder durchkam.
85. Biänemajong von *a bę̂ne, bię̧ne* = sich nicht vor jemand fürchten, d. h. keine Rücksicht üben, *mayŏṅ* = Familien, die Leute üben gegen Angehörige anderer Familien keine Rücksicht.
86. Ajaofun von *a ṅá* oder *nįá* = sich nähren, *fŭ'n* = Mais.
87. Akinebetom von *a kıne* = zusammenlaufen, herbeilaufen, *etŏm* = Streit, die Leute laufen zusammen, um Streit zu machen.
88. Olunemang von *olŭ'n* = Unwille, Ärger, *mą̆ṅ* = Küste, die Leute waren über die Bewohner der Küste — vielleicht Weiße — unwillig gewesen, oder aber auch wegen der Entfernung.
89. Ngba von *ngbă'* = ruhige, friedliche Leute (Gegensatz zu 82).
90. Massambe von *a să̦mă lă'n* = mit dem Netz fischen.
91. Nschugebot von *nśuge* = viel durcheinanderreden, *bŏl* = Leute, es sind viele Leute, die dort reden.
92. Euuma von *a wŭ'mą̆n* = einen Rückfall in einer Krankheit haben.
93. Awomo von *a rŏ'mŏ* = in Ohnmacht fallen, dieser Name spielt wie der vorige auf die Verwicklungen dieser Grenzdörfer zwischen Ntum und Bulu an.
94. Nnoajong von *nnŏ'* = das Haupt, *ayŏṅ* = Familie, also die „Hauptvertreter" der Sippe.
95. Ajene von *a yę̆n* = sehen, auf die Berge, die vom Dorf aus sichtbar sind, bezogen: „Montevideo".
96. Ntedenga von *ntĕl* = hundert, *ngą̇* = Gewehr; hundert, also unendlich viele Gewehre.

97. Makunanam oder Makonanam von *akün* = Pfahl, Pfeiler, *nnăm* = die Ortschaft, d. h. eine Ortschaft, die so fest steht, wie ein Pfeiler.
98. Ndschiabot von *ndʒęi,* = Brücke, *böt* = Leute, d. h. Brücke für Menschen.
99. Ejamang von *a yăk* = über Nacht bleiben, *a mąṅ* = auf dem Wege zur Küste, also eins der wenigen verkehrs- und fortschrittsfreundlichen Dörfer, sogar:
100. Ajaamentangan von *a yăk* = rasten, *mentaṅgan* = Weiße.
101. Akunekiä von *akü,n* = Pfahl, Pfeiler, Pflock, *ekięi* von Eisen (vgl. 98).
102. Ebualebambe von *a büe,le* = zerbrochen sein, *mbą,mą III* = großes Dorf, die Häuser waren äußerst baufällig.
103. Niemajong von *a nı,ė* = hineinlegen, *mayŏṅ* = Familienverband, d. h. das Dorf war zwischen Dörfern anderer Sippen angelegt.
104. Ndschobangon von *dʒǫb* = Himmel, *ngɡn* = Mond, also Mondhimmel.
105. Olöadzob von *olŏ'ı,* = Loch, *dʒǫb* = Himmel, Loch am Himmel (wohl zwischen den Wolken).

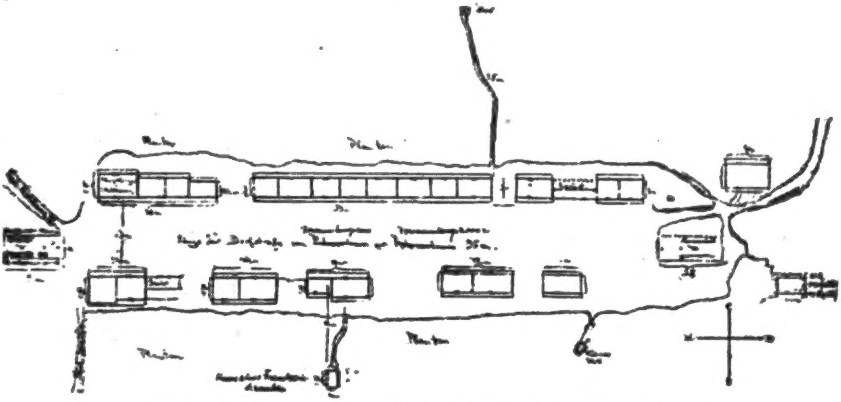


Abb. 16. Plan eines Dorfes der Ortschaft Nsalang (Fam. Essauong) Fang. Aufgenommen 1908.

Außer den Ortsnamen kennt der Pangwe noch Flurnamen, so z. B. in der Umgebung der Ortschaft Alén (Essauong) folgende: *enumepfidi* = Pulverpfad, *nsa[k]-abea* = Abeasumpfwald. Eigene Bezeichnungen für Berge gibt es nur wenige, z. B. Nemembŏng = gutes Herz (siehe Karte); meist ist der Name von Bergen und Gebirgen dem der umliegenden Ortschaften entlehnt. Flußnamen lassen sich nach Angabe der heutigen Einwohner zum größten Teil nicht mehr erklären, weil sie, wie zum Teil auch die Ortsnamen, von den früheren Bewohnern des Landes übernommen seien.

Wie im vorigen Abschnitt erwähnt, werden die Dörfer längs der Wege angelegt, und zwar immer in der Richtung von Ost nach West (vgl. Abb. 16).

Merkwürdigerweise gaben die Leute als Grund hierfür an, daß das Land nach Westen (zum Meere hin) abfiele, und das Regenwasser dahin ablaufen könne. Natürlich spielt dieser Punkt insofern eine große Rolle, als man sich hütet, das Dorf derart anzulegen, daß das Regenwasser eine der Hüttenreihen überschwemmt, indessen kann das nicht der einzige Grund sein; ich habe auch auf vollkommen ebenem Boden, der einen Wasserablauf in gedachter Richtung nicht begünstigt, die Ost-Westrichtung als die bevorzugte festgestellt. Wenn z. B. ein Weg nach Süden führt, so biegt er vor dem Dorfe um, läuft in ihm von Ost nach West und nimmt am anderen Ende die alte Südrichtung wieder auf (vgl. Abb. 16, Weg Nssälang I-Beniaa). Offenbar spielen hier noch andere Gründe mit, so der allgemeine Zug nach Westen, von dem schon im vorigen Abschnitt die Rede war[1].

Das Pangwedorf besteht meist aus zwei gleichlaufenden Häuserreihen, die den Weg zwischen sich lassen (Tafel IV und Abb. 16), selten aus einer einzigen an der Straße liegenden Reihe, ist aus dem Zusammenschluß zweier oder mehrerer Einzelansiedlungen entstanden und zeigt hiernach verschiedene Entwicklungszustände, die wir überall im Gebiete nebeneinander beobachten können.

Will ein Familienvater eine Ansiedlung gründen, so baut er zwei Häuser, ein Wohnhaus und ein Versammlungshaus. Das Wohnhaus ist das eigentliche Reich der Frau, in dem sie mit ihren Kindern lebt und schafft, und in dem sich der Mann eigentlich nur nachts, am Tage nur gelegentlich aufhält. Das Versammlungshaus ist umgekehrt der gewöhnliche Aufenthaltsort des Mannes, in dem er sich tagsüber beschäftigt, seine Nebenarbeiten verrichtet, Besuche empfängt, und in das die Frau nur hin und wieder kommt. Werden die Kinder größer, so baut der Vater jedem ein eigenes Haus anschließend an das ursprüngliche erste Wohnhaus, ebenso bekommt jede seiner weiteren Frauen ihr eigenes Haus. Die erste Frau bleibt jedoch seine Lieblingsfrau, und infolgedessen ihr Haus, das ist das erste, das er gebaut, und das neben dem Versammlungshause liegt, sein Heim, das er auch nach dem Tode der Frau behält.

Der nächste Schritt der Entwicklung zum Dorfe wird dadurch getan, daß aus irgendwelchen Gründen ein zweiter Familienvater seine Siedlung an die des ersten anschließt. Das geschieht z. B., wenn ein Angehöriger des gleichen oder eines anderen Familienverbandes zuwandert, oder wenn nach dem Tode des Vaters der älteste Sohn dessen Versammlungshaus, Wohnhäuser und Frauen erbt, der jüngere Sohn sich aber nicht seinem älteren Bruder und nunmehrigen Häuptlinge unterordnen will. Er bzw. der neue Ankömmling baut sich für seine Familie in derselben Flucht die nötige Anzahl Häuser, zum Teil sogar in un-

---

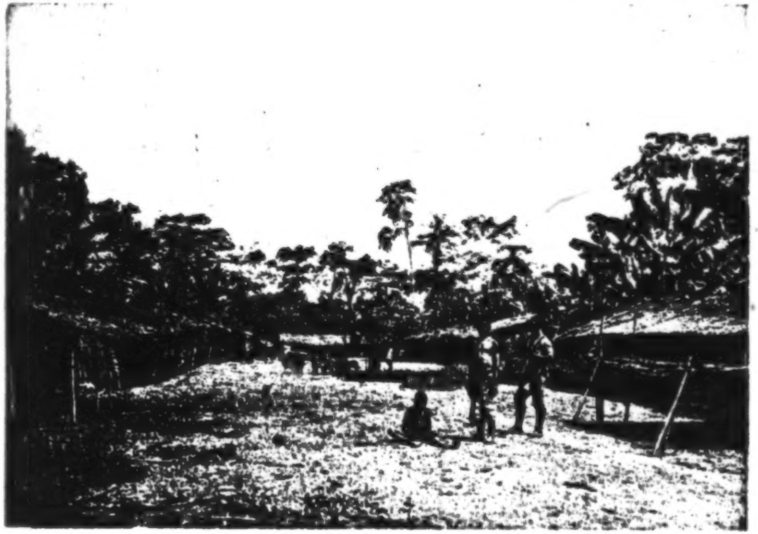
[1] Vgl. auch die meist ostwestliche Richtung der Gräber.

1: Tessmann

FH9 Fang

[facing p. 56]

Tafel IV.



DORF MAKONANÁM (FAM. OJEK), SPAN GUINEA

Günter Tessmann, die Pangwe.

Verlegt und gedruckt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

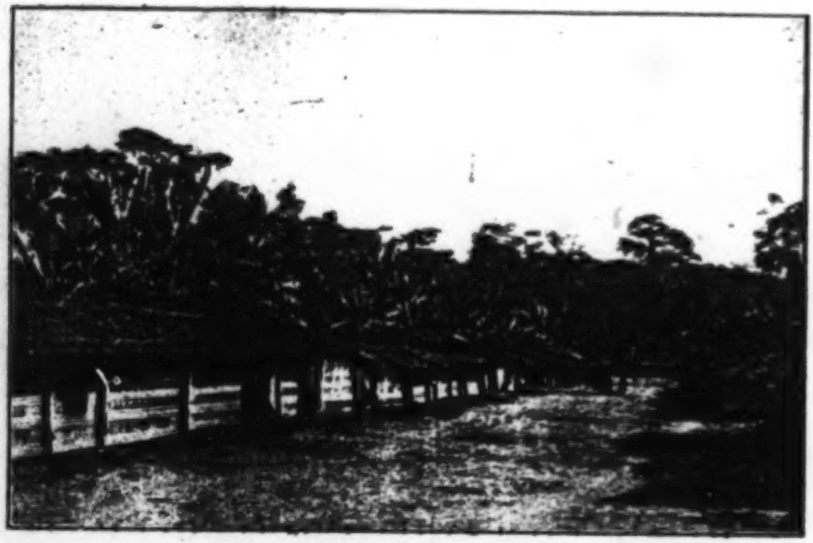


Abb. 17. Pangwedorf, Span. Guinea.

mittelbarem Anschluß an die bestehenden, und schließt seine Siedlung ebenfalls durch ein am Ende aus der Reihe herausgerücktes Versammlungshaus ab; das, wenn es ein vorläufiges ist, längs (vgl. Abb. 16), wenn es ein dauerndes ist, quer gestellt wird (vgl. Tafel IV).

Dadurch ist aus der bisherigen Einzelsiedlung ein „Dorf" geworden, das deshalb, weil es wie das Augenpaar *(dę́s, Mehrzahl mẹs)* aus zwei Hälften besteht (Abb. 18), *„dę́á, Mehrzahl má"* heißt (vgl. das über die Bedeutung der Vorsilben Gesagte). Es gibt also zwei Familienväter in jedem Dorfe, deren Häuserreihen in der Mitte irgendwo zusammenstoßen, eine Grenzlinie, die natürlich nur Eingeweihten erkennbar ist. Was aber jeder sieht, sind die zwei in der Flucht des Dorfplatzes jederseits liegenden Versammlungshäuser, die eben den beiden Familienvätern gehören.

Diese beiden stehen sich rechtlich gleich, nur verleihen dem einen bestimmte Verhältnisse, auf die in einem späteren Abschnitte zurückzukommen sein wird, ein gewisses Übergewicht. Unter Umständen tritt zu den zwei das Dorf bildenden Einzelsiedlungen noch eine dritte mit ebenso anschließenden Häuserreihen und ebenfalls einem Versammlungshause (vgl. Abb. 18).

Das Versammlungshaus ist, wie gesagt, der Hauptaufenthalt des Häuptlings, aber auch aller seiner Söhne, männlichen Verwandten und Anhänger, die ihm beim Bau helfen und ein dauerndes Benutzungsrecht darauf haben.

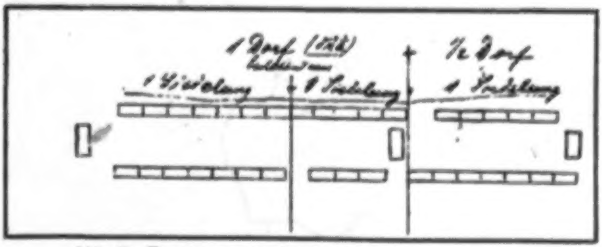


Abb. 18. Entstehung einer Dorfschaft aus Einzelsiedelungen.

Daher die Beziehungsvorsilbe *a* in *abǫ* = Versammlungshaus, daher wahrscheinlich auch der Januskopf, den ich an dem Pfeiler eines Versammlungshauses sah (vgl. Abb. 19). Den Stamm des Wortes *a-bǫ* führe ich zurück auf *ba* = teilen, verteilen[1]) und glaube, daß es ursprünglich den Platz bezeichnen soll, auf dem das erlegte Wild verteilt wurde. Das Versammlungshaus ist jetzt der Ort, an dem sich alle öffentlichen Vorgänge, vom Verteilen von Fleisch an bis zu Gerichtsverhandlungen, gemeinsamen Beratungen und Fremdenempfängen abspielen.

Das bei der Siedlungsgründung errichtete Versammlungshaus behält zuweilen dauernd den Charakter des vorläufigen, es bleibt unvollendet, weil die Leute zu faul sind — jeder meint, der andere solle zuerst anfangen —, und der Häuptling keine Macht hat, seine Leute dazu zu zwingen. So stellte einmal der Häuptling des Dorfes Nssälang, von dessen vorläufigen Versammlungshäusern Abb. 23 eines zeigt, an mich das Ansinnen — das ich natürlich dankend abgelehnt habe —, ich sollte seine Leute zwangsweise dazu bringen bzw. ihm meine Leute zur Verfügung stellen, ihm ein neues Versammlungshaus zu bauen, denn dann würden alle Leute sagen: „Ja, dieser Häuptling des Weißen ist ein ganzer Kerl, man sieht doch gleich, daß hier ein Weißer bei seinem Dorfe wohnt.“ Wenn es hoch kommt, bringen die Leute ihm einige Dachmatten zu dem Bau und glauben so ihre Pflichten gegen das gemeinschaftliche Werk erfüllt zu haben, die eigentliche Arbeit bleibt immer auf dem Häuptling sitzen. Sein Eigen wird das Haus aber dadurch nicht, es ist vielmehr in jedem Falle der gemeinsame Besitz der Männer, und wenn jener sagt: „Es ist mein Versammlungshaus“, so tut ihnen das nicht weh. Der Pangwe meidet alles, was ihn in seiner gewohnten Ruhe und Bequemlichkeit stören könnte, scheut die Arbeit und läßt den Dingen ihren Lauf:

šǫ[k] e tšṿdan ebę̣ı̣-asęi, a ṛe oa alęi, a nı
Elefant, er fortscheuchte (von) Grube-Eisenstein, er gab dir Armut, er nahm
oa adšı̣ḷ
dir Schwere,

---

[1]) Derselbe Stamm in dem Zahlwort zwei *(bai)*, das ja gefunden ist durch Teilen eines Gegenstandes.

Das heißt: Der Elefant, welcher dich von einer Eisensteingrube fortscheuchte, machte dich zwar arm, aber er nahm dir eine Last ab (nämlich das Eisen zuzubereiten).

In einigen Fällen hatte man bei der Herrichtung des Baugrundes an der üblichen Stelle Schwierigkeiten (Baumstümpfe, Wurzeln und dergl.) und legte das Versammlungshaus seitlich in die Reihe der Häuser, freilich in der Querstellung (vgl. Abb. 44). „Man" kam dann öfter nicht dazu, dieses später durch ein neues an der richtigen Stelle zu ersetzen, mochte der Häuptling es wegen der Leute auch noch so sehr wünschen. Wo es doch geschah, pflegte man das alte nicht gleich abzubrechen, sondern mit dem neuen zusammen noch weiter zu benutzen.

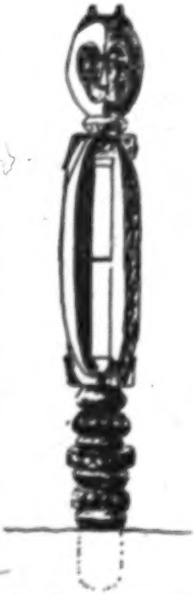


Abb. 19. Pfeiler aus einem Versammlungshaus in Makés (Fam. Essamong) Fang.

Das Versammlungshaus (Abb. 20, 21) ist seiner Form nach ein Giebeldachhaus mit quadratischem oder rechteckigem Grundriß. Der erwähnte Brauch, sich bei neuen Siedlungen mit flüchtigen, vorläufigen Versammlungshäusern *(ongǫ̂n e ngę)* zu begnügen, denen erst später, wenn das wirtschaftliche Leben einen gewissen Beharrungszustand erreicht hat, die endgültigen *(tsę̂nanǝ III)* folgen — oder auch nicht folgen, bedingt im übrigen Formenverschiedenheiten, die zugleich ein Bild ihrer Entwicklung geben. Die einfachsten Häuser (vgl. Abb. 110) sind im Grunde nur Schutzdächer: ein Firstbalken ist über zwei, zuweilen drei oben gabelig auslaufende Pfeiler *(akǫn)* von etwa 2 m Höhe gelegt, die tief in den durch Roden zubereiteten, dann geebneten und geglätteten Boden gestoßen werden. Über den Firstbalken sind in kürzeren oder längeren Abständen als Dachsparren in der Mitte geknickte Raphiastengel gelegt (vgl. Abb. 24 f.). Sie liegen mit dem unteren Ende direkt — ohne Unterlage — dem Boden auf. Das Sparrenwerk wird mit Matten aus Raphiablattfiedern gedeckt. Diese Matten *(ęlgi)*, (Abb. 22), werden derart zubereitet, daß mehrere Stöcke in den Boden gesteckt, an ihnen zwei lange Raphiastengelstäbe *(a)* quer angebunden werden, und hierüber eine in der Mitte umgebrochene Fieder gelegt wird *(b)*, die man unterhalb der Querstäbe durch je ein Stück Raphiablattstielrinde zusammenheftet. Eine zweite Fieder *(c)* wird bis an die Mittelrippe über die erste gelegt und nun in derselben Weise an diese geheftet. Darauf folgt die dritte und so fort, bis die gewünschte Länge von mehreren Metern erreicht ist. Die Matten werden dachziegelartig übereinander an den Sparren befestigt.

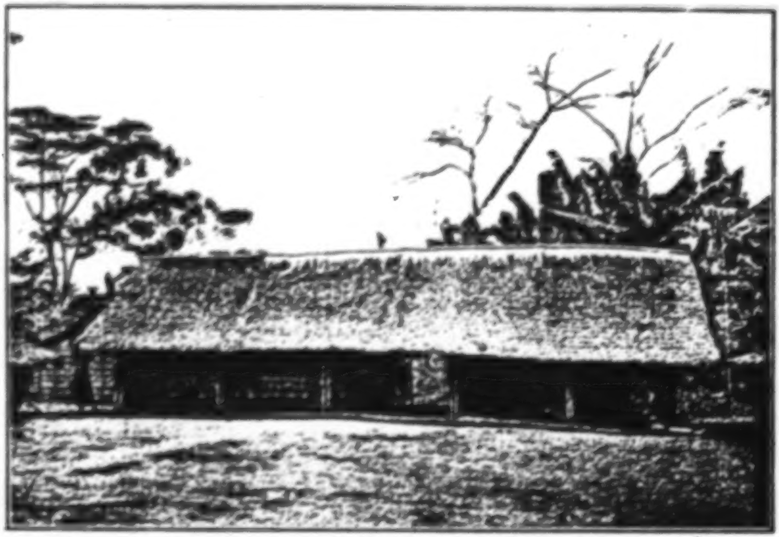


Abb. 23. Versammlungshaus in Olange (Fam Esangbuak).

Eine zweite Form des Versammlungshauses (Abb. 23) ist aus der beschriebenen dadurch entstanden, daß das Verfaulen der Sparrenenden auf dem feuchten Boden sowie häufige Besuche von allerlei unliebsamen Kriechtieren es notwendig machten, die Sparren durch Unterschieben von Balken zu lüften. Diese Balken sind entweder unbehauene Stämme und Knüppel oder längshalbierte Hölzer, die dann mit ihrer Schnittfläche meist nach außen gekehrt liegen und zwischen mehreren Paaren von senkrecht in den Boden gesteckten Pfosten übereinandergeschichtet werden. Dem obersten liegt das Dach lose auf. Damit ist der erste Ansatz zu einer Hauswand gegeben. Außer den genannten Beweggründen war noch der Gedanke bestimmend, bei einem plötzlichen Angriffe hinter den Schutzwänden vor feindlichen Speerwürfen besser gesichert zu sein, als unter den einfachen Schrägdächern.

Bei den endgültigen besseren Versammlungshäusern erfahren Wand und Dach eine sorgfältigere Ausbildung. Der Hauptunterschied ist jedoch der, daß sie niemals mit dem Giebel auf den Dorfplatz schauen wie jene, sondern mit der Langseite, entsprechend tritt man durch diese ins Haus.

Zuerst wird, wie überall, das Gerüst aufgestellt, eine Arbeit, die in verhältnismäßig kurzer Zeit geschehen ist. Es entspricht in allen seinen Teilen dem des vorläufigen Versammlungshauses, nur ist es größer und weitläufiger (Abb. 24). Auf den in die Längsachse gestellten Hauptpfeilern *(dbóm)* a, von

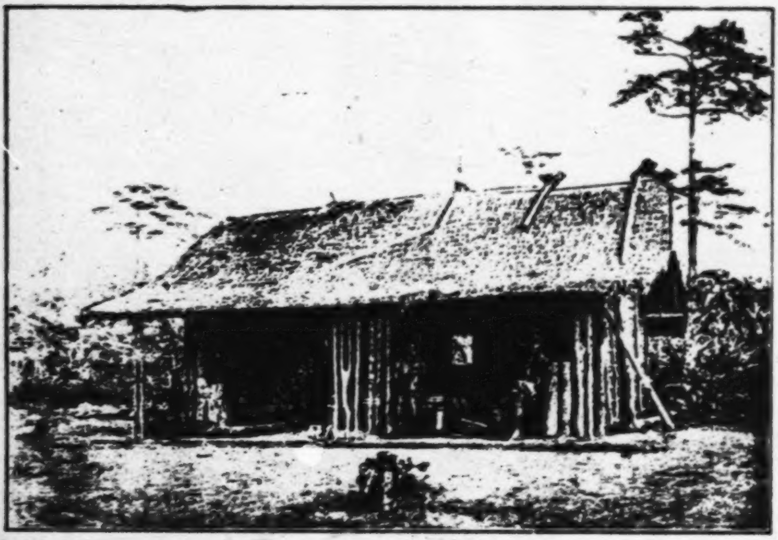


Abb. 21. Versammlungshaus eines Ntumdorfes in Neu-Kamerun.

denen je nach der Größe des Versammlungshauses zwei bis fünf vorhanden sind, ruht der Firstbalken *(mbįn I)* b. Das Gerippe der Vorder- und Rückwand besteht aus einer Reihe von Wandpfosten *(mẹi, IV)* c, die oben zugespitzt werden. Über die Spitzen wird als Gesimsbalken *(mfǫs I)* e ein längshalbierter Raphiastengel gelegt und durch Schlag oder Zug festgedrückt. Über den First kommen dann die Dachsparren f, wie vorher beschrieben, wobei man sie ein Stück über den Gesimsbalken vorstehen läßt. Die beiden äußersten Sparren ruhen auf den Pfosten, die das Gerüst der Seitenwand bilden *(mẹi, esá)* d. Darauf beginnt man mit dem Eindecken (Abb. 26), das mehr Mühe erfordert als das Gerüst und weit sorgsamer ausgeführt ist als bei den vorläufigen Versammlungshäusern. Zuerst werden die Dachsparren *(ntǘgn I)* f durch eine in der Firstlinie quer über sie hinweggelegte und mit dem Dachbalken verschnürte Leiste aus Raphia *(obẹbẹ)* g festgeklemmt. Ähnlich wird ein Verschieben der Sparren an den unteren Enden durch zwei auf der Ober- und Unterseite über sie hinweglaufende Leisten verhindert. Eine abweichende Bauart sah ich bei Versammlungshäusern der Fang im Gebiete des Komo (Abb. 25). Hier war der Firstbalken an den freien Enden nicht gestützt, sondern mit Lianenstricken im Boden verankert und durch scharfes Anziehen der Stricke heruntergebogen.

Die Matten werden nun von oben, wo etwas unter dem First mit Matte k

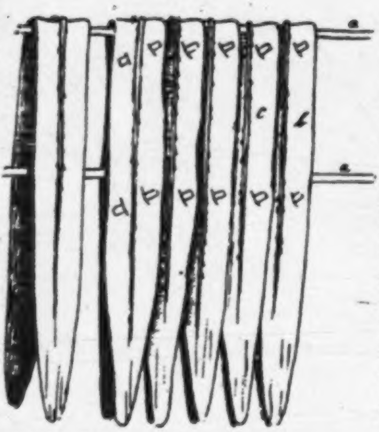


Abb. 22. Stück einer Dachmatte, mit deren Herstellung eben begonnen worden ist.

(vgl. Abb. 26), begonnen wird, nach unten oder umgekehrt, von unten nach oben, dachziegelartig übereinandergelegt und entweder an jedem zweiten Dachsparren oder an eigenen Halttauen *(mbẽyǵ-esẹ,ı)* festgebunden, die vom First zu dem die Sparrenenden zwischen sich fassenden Raphiastreifen laufen; seltener legt man über die Sparren in der Längsrichtung Leisten und befestigt an ihnen die Matten. Zuletzt wird die Eindeckung des Firstes selbst vorgenommen. Dazu werden zwei Dachmatten *(obŭ'l, elă'l-esẹ̃i)* h mit den oberen Kanten aneinandergenäht und als oberste Schicht über den First gelegt. Zum Schutz kommt darüber noch die eigentliche Firstmatte *(ngŭ'm IV)* i, eine in der Mitte gebogene Matte, die mit Stiften aus Raphiastengelrinde l an die Doppelmatte geheftet wird.

Da, wo es Raphia nicht gibt, werden an Stelle der Sparren aus Raphia- solche aus Ölpalmblattstielen (so in Jaunde) oder aus Stämmchen,

Abb. 23. Kleines Dorf der Ortschaft [illegible] (Fam. [illegible]) Span. Guinea.

an Stelle von Matten die Blätter von **Sarcophrynium velutinum** (Bak.) K. Schum. *(okidikui)*, vgl. Tafel XI, und der Sumpfpalme, **Sclerosperma mannii** Mann et Wendl. *(aköda)* verwendet, zum Verdecken von Lücken auch Bananenblätter. Dieser Mattenersatz ist wenig haltbar und mühevoll herzustellen, da man stets Dachlatten braucht, um die Blätter zu befestigen, und vom First zum Dachrand dicht an dicht Aframomumstengel legen muß, da die Blätter sich sonst ziehen oder abgeweht werden. Die Haltbarkeit eines mit Sumpfpalmenblättern gedeckten Daches ist so mäßig, daß es — wie die Leute angaben — nur ein Jahr tadellos bleibt, während sich ein Mattendach fünf Jahre hält, ehe Ausbesserungen nötig werden. Ein mit Sarcophryniumblättern belegtes Dach sieht außerdem sehr unschön aus, besonders von innen, wo die in der Nähe der Spreite abgeschnittenen Blattstiele ins Haus hineinragen.

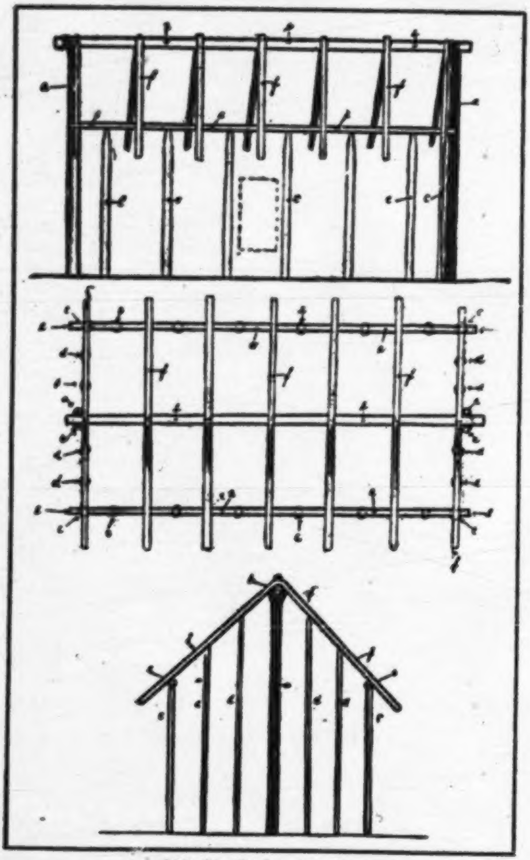


Abb. 24. Gerüst eines Hauses.
Fig. 1 von oben, Fig. 2 von vorne, Fig. 3 von der Seite.

Ist das Haus unter Dach gebracht, so geht es an die Seitenwände. Als Material nimmt man die Rinden bestimmter Bäume, deren Namen bei den Rindenarbeiten (Abschnitt VIII S. 205) aufgeführt sind, Sumpfpalmen- und Sarcophryniumblätter, beide mehr für die Giebelwände, sowie schließlich Raphiamarkstreifen und Matten, diese aber wegen ihrer vielen kleinen Stacheln nur ungern.

Die 1—2 m langen, ungefähr ½ m breiten Rindenstücke werden in folgender Weise am Gerüst angebracht: Auf der Innenseite der Wandpfosten werden

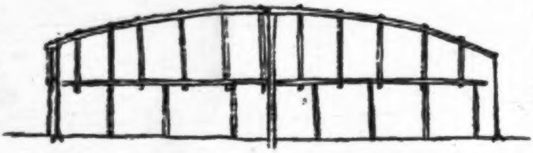


Abb. 25. Gerüst eines Versammlungshauses der Fang aus dem Gebiete des Komo (Dorf Omvan, Fr. Kongo). Längsdurchschnitt.

in gewissen Abständen Längsstreifen aus Raphiablattstielen *(ebai)* als Latten befestigt, und an sie die Rindenstücke mittelst Raphiastreifen festgedrückt, die genau den Latten entsprechend verlaufen. Die Pfosten stehen also meistens außerhalb des Hauses, nur sehr selten auch innen. Zusammengehalten werden Rindenstücke und Raphiastreifen durch Bänder aus **Oncocalamus** *(nlon I* = Oncocalamus und Band)[1], vgl. Tafel XVI, und von zwei Leuten gleichzeitig in der Weise verfertigt, daß der eine drinnen, der andere draußen hockt, und nun dieser das von jenem durchgesteckte Band wieder nach innen zurückführt usw. Zum Durchbohren der Rindenstücke bedient man sich eines Pfriemens *(nsoṅ I)*. Wie bei uns die Nägel in einer Linie untereinander eingeschlagen werden, so müssen auch bei den Pangwe die Heftstellen der verschiedenen Längsstreifen genau in einer Linie liegen (vgl. Abb. 35). Bei Raphiamatten pflegt man wegen der erwähnten kleinen Stacheln — übrigens oft auch bei Rindenstücken — die Latten so dicht übereinander zu legen, daß von den Matten nur wenig oder gar nichts zu sehen bleibt (wie in Abb. 33). In gleicher Weise wie die Rinden werden die Raphiamarkstücke zwischen Latten festgehalten, indem man von oben nach unten Markstreifen nebeneinander stellt und nur in größeren Abständen mit den Latten verschnürt.

Die Behandlung der Wände ist mit Ausnahme der stets ganz geschlossenen Giebelwände eine sehr verschiedene; die nie fehlende Rückwand ist meist mit einigen Fensteröffnungen versehen, einer mittleren, in Form eines Quadrates oder Rechtecks, und je einer seitlichen, in Form einer horizontalen Längs-

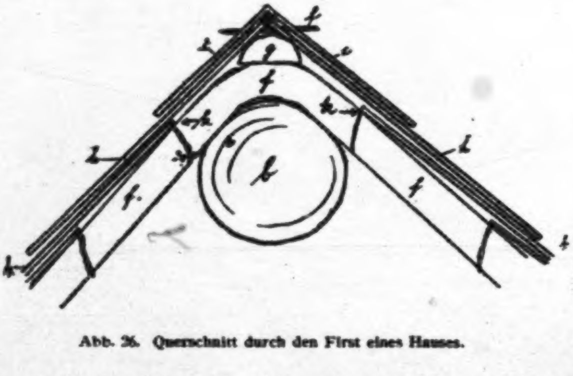


Abb. 26. Querschnitt durch den First eines Hauses.

---

[1] Die Jaunde kaufen dieses „Buschtau“ von Elandi, wo es für das Jaundegebiet allein noch Buschtau gibt, sonst verwenden sie statt dessen **Dipteropeltis poranoides** Hallier f. *(alŭ[k]e ndžik)*.

spalte. Die mittlere Öffnung wird meist zugleich als Fenster und Tür benutzt, ist aber so klein, daß man sich nur mit einiger Geschicklichkeit hindurchzwängen kann. Es gibt an dieser Stelle jedoch auch Türen in unserem Sinne, die bis zur Erde reichen, und zwar mit oder ohne Schwellen.

Die Vorderwand gleicht entweder genau der Hinterwand, ist also bis auf seitliche und mittlere Fensteröffnungen geschlossen, oder sie ist nur bis zur halben Höhe aufgeführt oder ist nichts anderes als eine Brüstung bzw. ein Geländer aus Raphiastengeln, oder sie fehlt auf der einen Seite oder schließlich ganz.

Das Dach läßt man vorn gern so weit vorspringen, daß eine

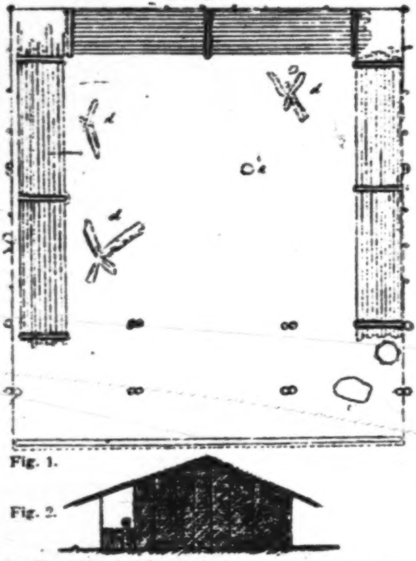


Abb. 27a. Fig. 1. Grundriß eines Versammlungshauses in Majo (Fam. Schumu).
a Hauptpfeiler, *b* Felltrommel, *c* Schleifstein, *d* Feuerstellen.
Fig. 2. Seitenansicht.

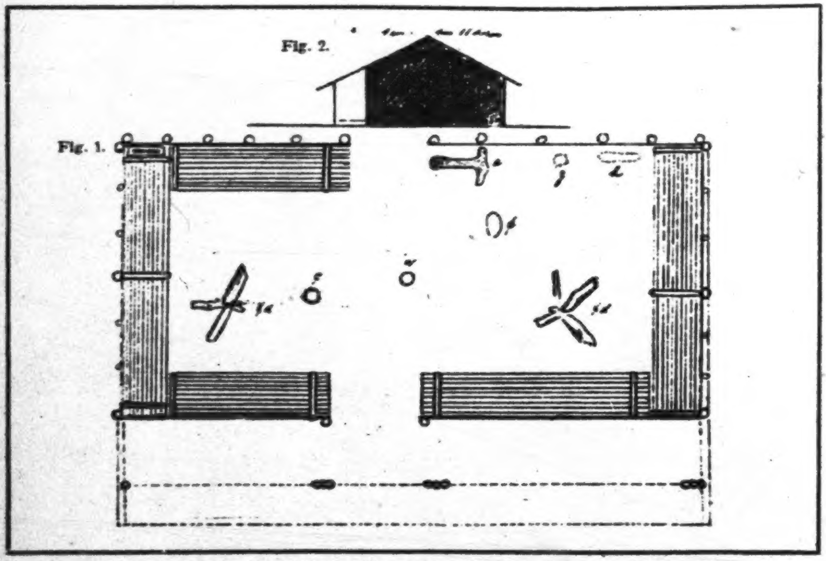


Abb. 27b. Fig. 1. Grundriß eines Versammlungshauses in Mbä (Fam. Essákunan).
a Hauptpfeiler, *b* Schmiedegrube, *c* Blasebalg, *d* Stellnetz für Wild (*c* und *d* hängend), *e* Amboß (Stein), *f* Feuerstellen, *g* Sitz (Baumstumpf), *h* Holztrommel. — Fig. 2. Seitenansicht.

gedeckte Veranda entsteht, und stützt es durch einige Pfeiler *(omrĭmrı,)*; vorn oder an den Seiten schließt man den Vorraum mitunter durch eine Brüstung oder ein Geländer ab. Ein Holzbalken als Schwelle hindert den vom Dach abtropfenden Regen daran, ins Haus einzudringen [1]).

Das Innere (Tafel V, Abb. 27 a und 27 b) bildet einen einzigen leeren Raum, der nur von den freistehenden Pfeilern (mittleren Trägern des Firstbalkens) unterbrochen wird. Vereinzelt sah ich diese schön geschnitzt, aber nur dann, wenn das Haus bloß einen Mittelpfeiler besaß. Die Schnitzerei zeigte stilisierte oder abgewandelte menschliche Figuren (Abb. 19) und recht naturgetreue Darstellungen von Tieren; so erinnere ich mich eines sehr schönen Pfeilers mit einem Schwein, das einen Leoparden in den Schwanz beißt, aus dem Dorfe Bingomo (Fam. Abái).

An den Wänden stehen niedere Ruhebänke, von denen ich zwei Formen gesehen habe. Die einfachsten und deshalb mehr für vorläufige Versammlungshäuser berechneten bestehen aus längshalbierten Stämmchen des Schirmbaumes (**Musanga**) oder Raphiastengeln, die einfach über zwei Querrollen aus demselben Holz gelegt sind *(kürdü III)*. Sie finden sich dauernd auch dort, wo man keine Raphia hat, und ferner in Unterkunftshütten für Gäste. Die zweite Form (vgl. Abb. 28—29) ist ein rechteckiges Gestell aus längshalbierten Raphiastengeln *(enǒṅ)*; die Schmalseite besteht aus je zwei Füßen *(*a = *akōkǝ̆nǫ̆k)* mit spitzen Zapfen *(*c = *mbẹ̆n -ak. I* F. *ojẹ̆n* J.*)*, auf die zu unterst eine Holzleiste, dann drei Raphiastengel übereinander gesteckt sind. Die Holzleiste (b = *ojẹ̆mẹ̆ja-enöṅ)* ist bis auf die Enden zur Aufnahme von neun oder mehr hineingeschobenen Stengeln e ausgeschnitten, die den Boden des Gestelles zusammensetzen; die drei Raphiastengel (d = *kürdü -enöṅ III)* dienen zum Festhalten der letzteren und als Nacken- und Fußstütze. Mitunter kommt auch eine Rückenlehne (f = *ajẹ̆'gebĕ -enöṅ)* vor, ein Raphiastengel, längshalbiert, der einfach auf die verlängerten Zapfen der hinteren Füße aufgesetzt wird.

In einigen Versammlungshäusern laufen die vorderen Füße nach oben in einen halbrunden Fortsatz aus, der die Schmalseiten der Nackenstützen verdeckt und auf der Außenfläche entweder zu einem Gesicht ausgeschnitzt oder zu rot und weiß bemalten Zierflächen eingeschnitten ist (Abb. 29).

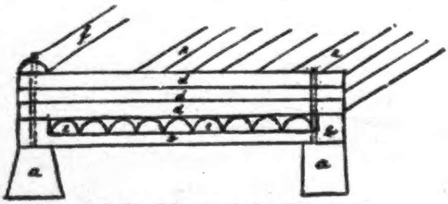


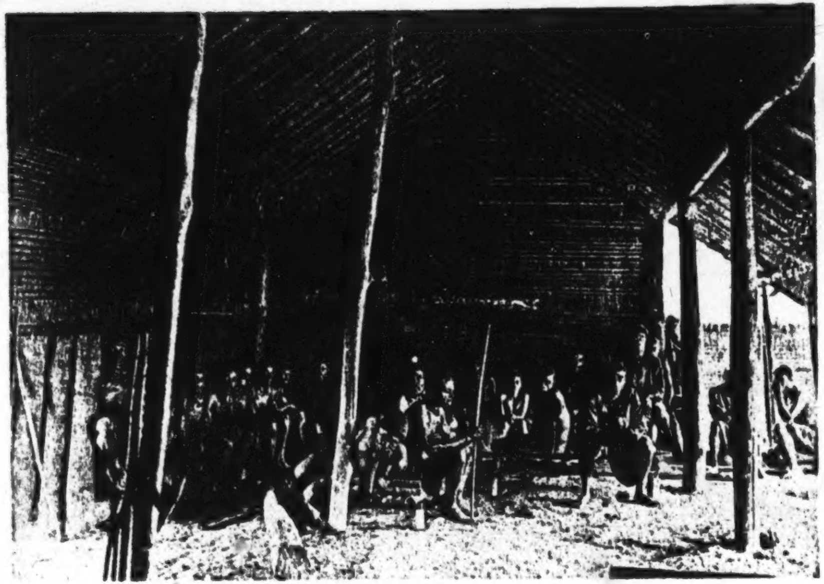
Abb. 28. Seitenwand einer Ruhebank.

---

[1]) Nach Fertigstellung des Hauses pflegt man im Innern die Erde feucht zu machen und dann einige Tage Bananenblätter darauf zu legen, damit, wie man sagt, die Erde „stark“ würde.

[facing p. 66]

Tafel V.



INNERES DES VERSAMMLUNGSHAUSES VON OLANGA (FAM. ESSÁNGBUAK), NTUMGEBIET.

Günter Tessmann, die Pangwe

Verlegt und gedruckt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

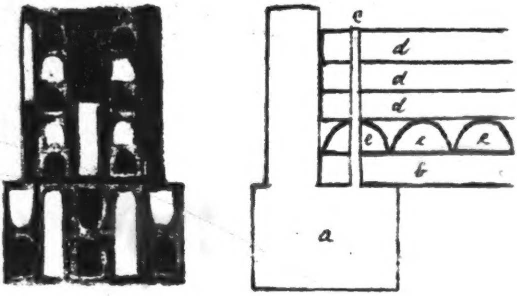


Fig. 1. Fig. 2.
Abb. 29. Bemalter Sockel einer Ruhebank in einem Versammlungshaus. Fanggebiet.
Fig. 1. von vorne. Fig. 2 von der Seite.

Nächst den Ruhebänken sind das wichtigste Ausstattungsstück des Versammlungshauses einige Holzscheite, die zu einer Feuerstelle zusammengelegt werden (vgl. Abb. 27). Tagsüber brennt das Feuer stets, und während der Nacht werden die Scheite kunstgerecht so zusammengelegt, daß es sich oft bis zum anderen Morgen hält. Die Bedeutung des belebenden Feuers in den Tropen ist wichtiger, als man glauben sollte, denn es schützt nicht nur vor der oft empfindlichen Morgenkühle und erwärmt den Raum bei regnerischem kalten Wetter, sondern ist auch das einzige Schutzmittel gegen die überaus lästigen Sandfliegen, **Culicoides** *(a/ige)*, ganz kleine, kaum erkennbare Insekten, deren Stich ein unangenehmes Jucken, wie etwa von Brennesseln, verursacht.

Dem Sachenbestande des Versammlungshauses kann man sonst nur noch Trommeln (Holz- und Felltrommeln), einen Schleifstein und — am Dache aufgehängt — das große Tiernetz zurechnen, das die Einwohnerschaft gemeinsam auf Treibjagden benutzt; in einigen Fällen fand ich Gewehrhalter *(ekob e nga)*, Abb. 30, die in derselben Weise wie bei uns Kleiderhaken an der Wand angebracht werden. Man legt die Gewehre darauf, um sie bei einem plötzlichen Angriff bei der Hand zu haben. Eine zweite gleichfalls nicht häufige Form (Abb. 31) besteht aus einem unten zugespitzten, oben mit einem Ausschnitt versehenen Brett. Dieser Gewehrhalter *(e/a[k]-e-nga)*. wird vor dem Versammlungshause in die Erde gesteckt Man stellt die Flinte mit dem Kolben auf den Boden und steckt den Lauf in den Ausschnitt des Brettes.

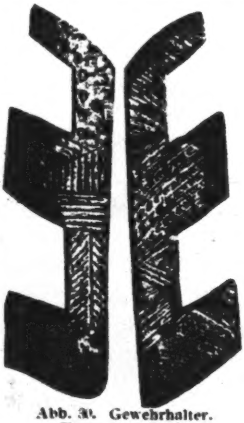


Abb. 30. Gewehrhalter. Engugumo, Fang.

Häufig sieht man Schädel von erlegten Tieren als Jagdtrophäen beim Versammlungshause aufbewahrt; entweder sind sie mit Stäben unter die Dachmatten gesteckt oder sie liegen auf dem Dache umher; nur große Schädel, z. B. von Elefanten, werden auch vor dem Hause aufgestellt.

In vielen Versammlungshäusern sieht man ferner eine Schmiedegrube (Abb. 27 b, Fig. 1 b) und Gebrauchsgegenstände des Schmiedes, nämlich einen am Dach aufgehängten Blasebalg (Abb. 27 b, Fig. 1 c) und den Schmiedestein (Abb. 27 b, Fig. 1 e), der zugleich als Schleifstein benutzt wird, zuweilen wohl auch einen Feuerfächer *(eṛum e nduan)*, Abb. 32. Zuletzt ist auch die berühmte Tabakpfeife aus Bananenblattstiel zu nennen, die über zwei in die Wand gesteckte Haken gelegt wird.

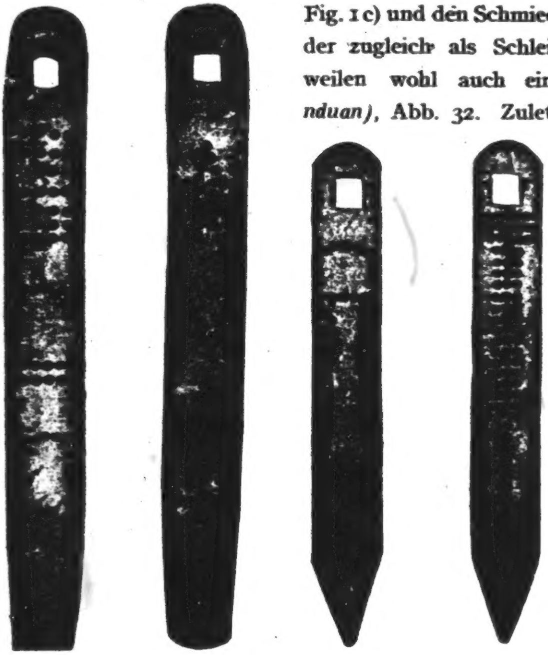


Abb. 31. Gewehrständer. Owöng (Fam. Essandöng) Fang.

Selbstverständlich liegt auch noch allerhand Gerümpel im Hause umher, halbfertige Körbe, Fischreusen, Werkzeuge, Abfall vom Essen usw., kaum geeignet, das Bild freundlicher zu gestalten.

Sehr selten sind die Versammlungshäuser mit einigen Zierrinden außen (Abb. 33) oder innen geschmückt; häufiger dagegen sind die Rindenwände, besonders der Giebelseiten, innen zwischen den Raphialatten mit Kohlezeichnungen bedeckt, doch kann ich hier nicht genauer auf diese Kunstleistungen eingehen (vgl. Abschnitt IX: Bildende Kunst).

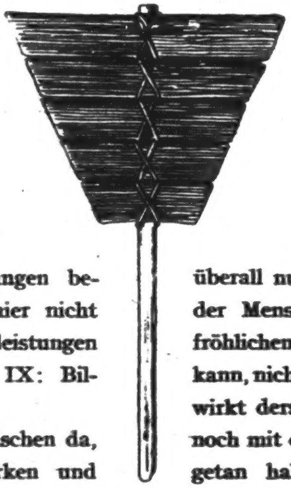


Abb. 32. Feuerfächer.

Wären nicht die Menschen da, die mit ihren Handwerken und Tätigkeiten das Haus belebten, gäbe nicht das auf- und niederflackernde Feuer den großen, halbdunklen Räumen eine besondere, fast geheimnisvolle Eigenart — es wäre zu trostlos; gerade hier merkt man, daß überall nur das pulsierende Leben, der Mensch in traurigen und in fröhlichen Stunden uns anziehen kann, nicht das Material. Wie anders wirkt derselbe Raum, den wir eben noch mit einem abfälligen Blick abgetan haben, wenn des Abends sich die Männer und jungen

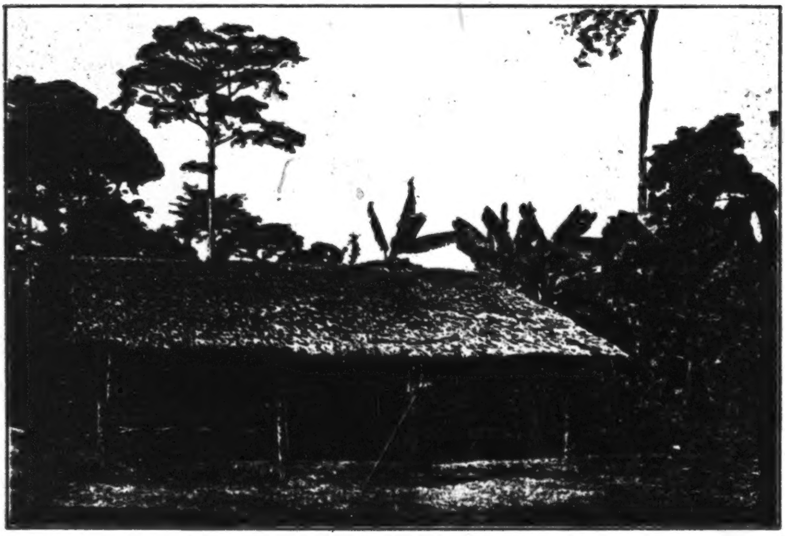


Abb. 33. Versammlungshaus in Nschüggebot (Fam. Ojek), Span. Guinea, mit Zierplatten aus Rinde.

Leute einer nach dem andern einfinden, um zu hören, was der alte, buckelige Njema-Ndongo von den unheimlich-anheimelnden Gestalten der Märchenwelt erzählt; unermüdlich lauschen sie, mag er noch so lange sein Garn spinnen, regungslos blicken sie auf ihn, wie er rastlos sich über dem Feuer die Hände reibt, den Finger drohend hin und her bewegt, die Holzscheite auseinanderlegt oder beiseite stößt, wenn es ihm zu heiß wird, und den Rauch von seinem Gesicht abwehrt, wie man ein kleines Kind sanft, aber entschieden von sich fortschickt! Es sieht aus, als spräche er mit dem Feuer und hielte den Holzscheiten eine Rede. Alles lauscht still, alles hängt an seinem Munde. Und nun eine Kunstpause: Dann hebt er mit eindrucksvoller Tonmalerei von neuem an, und bei bekannten Stellen fallen alle Zuhörer mit einem kurzen Chorgesang ein, der auf das Solo des Alten antwortet. Oder es gibt eine Klatschgeschichte zu erzählen, und hinüber und herüber fallen scharfe Worte, wobei ungezwungene Heiterkeit herrscht. Ein andermal lockt ein Vortrag des berühmten Xylophonkünstlers, an dessen Vorführungen das ganze Dorf, Weiber und Kinder eingeschlossen, teilnimmt. Die letzteren klappen den Takt auf Holzstückchen mit, die ersteren klopfen würdevoll Erdnüsse und Ngon auf, die das „Honorar" darstellen, leise einen Kehrreim mitsummend und ab und zu einen vielsagenden Blick dem unermüdlichen Spieler zuwerfend.

Das Wohnhaus *(ndŏ*, Mehrzahl *mandŏ)*, Abb. 34, ist gleich dem Versammlungs-

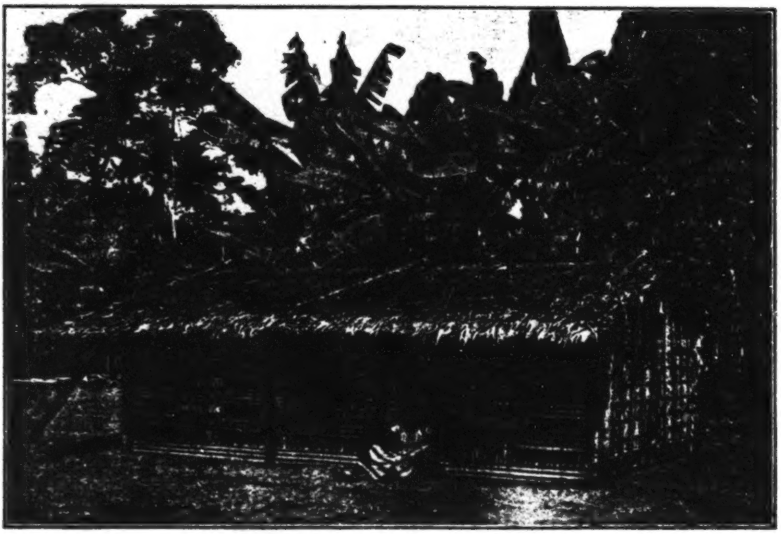


Abb. 34. Wohnhaus in Makonanám (Fam. Ojek), Span. Guinea.

hause ein Giebeldachhaus mit rechteckigem Grundriß und tritt uns wie dieses in vorläufigen und endgültigen Formen entgegen. Erstere stehen innerhalb der Häuserreihe mit dem Giebel zum Dorfplatz, während die endgültigen ihm ihre Langseite zukehren. Ein weiterer Unterschied ist der, daß bei den vorläufigen Wohnhäusern die Tür in der Giebelseite liegt und die Längswände der Zeitersparnis halber nur etwa ½ m hoch aufgeführt, die Dächer dementsprechend weiter heruntergezogen werden und fast bis auf den Boden reichen. Die dadurch bedingte größere Steilheit des Daches ermöglicht ein rascheres Abfließen des Regenwassers und so eine Ersparnis an Material, da man die Matten nicht so dicht übereinander zu legen braucht.

Bei den endgültigen Wohnhäusern sind stets alle vier Wände durchgeführt, Fenster fehlen. Eine Tür, deren Schwelle ½ m über dem Boden bleibt, und die darum wie ein Fenster wirkt, ist in der Mitte der Längswand angebracht, und zwar haben die meisten Häuser eine Tür sowohl in der Vorderwand als auch gegenüber in der Hinterwand, oft nicht breiter als unsere Fensterflügel. Die Konstruktion entspricht im großen und ganzen derjenigen des Versammlungshauses, nur beschränkt man oft die Zahl der Pfosten der Vorderwand auf vier, die dafür um so dicker genommen werden und durch ihre sorgfältige Bearbeitung auffallen. Hier wie dort nimmt man zu den Seitenwänden nicht Baumrinde, sondern Sumpfpalmen — seltener Sarcophryniumblätter oder Raphiamark-

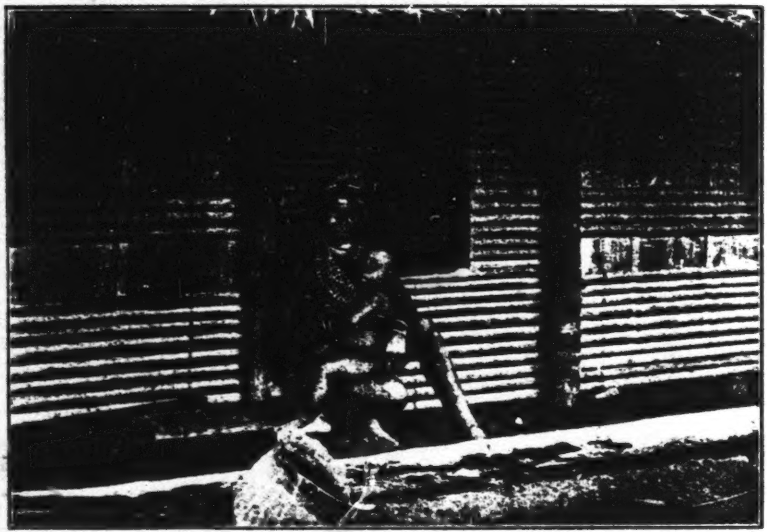


Abb. 35. Türstück eines Wohnhauses in Olanga (Fam. EssÁngbuak), Süd-Kamerun.

streifen —, wenn man etwas auf geschmackvolles Äußeres gibt. Vor dem Hause schafft man mitunter einen gedeckten Vorraum, indem man das überstehende Dach an seinem freien Rande durch Pfeiler — wie beim Versammlungshause — stützt.

Das Stück der Vorderwand zwischen den mittleren beiden Pfosten, in dem die Türöffnung ausgeschnitten ist, wird vielfach recht sorgsam ausgearbeitet, mindestens sind einige kurze Raphialängsstreifen, zumal zwischen Erde und Türschwelle, eingeschoben (Abb. 35). Die Türschwelle *(mpſŏ,dega I)*[1] besteht, wie auch oft der Türsturz, aus einem längshalbierten Raphiastengel, der an beiden Enden schwalbenschwanzförmig ausgeschnitten ist und so in die Türöffnung eingeklemmt wird, daß die Wände in den Ausschnitten zu liegen kommen. Ihm wird mitunter eine gefällige Form dadurch gegeben, daß man ihn gegen das Ende zu abflacht und recht hübsch mit Palmband umflicht. An den Seiten dagegen begnügt man sich mit einfachen Raphiastengelstreifen als Türfüllung.

Zu beiden Seiten der Türöffnung *(mbẹi I)* stehen innen je ein dicker oder einige dünnere Pfosten *(andẹi)* (vgl. Abb. 37 h, 38). Zwischen sie klemmt man einen oder auch zwei diagonal gestellte Stäbe, mit denen das als Tür dienende Stück Rinde *(eṛ'n e nda, eṛ'n e mbẹi* = Hausrinde oder Türrinde) festgehalten wird. Seltener sind Schiebetüren, die zwischen

---

[1] Stamm *pſa (ſa)* einengen, einklemmen.

Wand und je einer Latte oberhalb und unterhalb der Türöffnung laufen und tagsüber zur Seite, nachts vor die Öffnung geschoben werden. Die Türpfosten fehlen auch hier nicht, da sie hauptsächlich bezwecken, am Tage bei offener Tür dem Fremden das Hineinblicken in die Hütte zu verwehren. Die meisten Rindentüren schließen nur mangelhaft, da sie sich ziehen, oft besteht die „Tür“ in nichts weiter als in einigen schmalen Rindenstücken, die von innen lose nebeneinander gegen die Öffnung gestellt werden und natürlich große Spalten zwischen sich lassen. Es liegt auf der Hand, daß sie von jedem plötzlichen Windstoß niedergeworfen werden, wohl auch von selbst umfallen, und ich bin dann oft über dieses ungewohnte klappende Geräusch aufgewacht oder von der kühlen Nachtluft und den Stichen der hineinschwärmenden Anophelesmücken unliebsam geweckt worden.

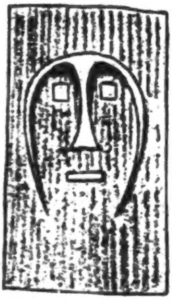


Abb. 36. Tür eines Wohnhauses in Alén (Fam. Essáuong). Aus Holz geschnitzt, mit Tonerde hellgrau gefärbt.

Türen aus Holz (Abb. 36) kommen hier und da vor und sind manchmal mit einfachen Schnitzmustern verziert; sie werden von innen gegen die Türöffnung gestellt oder festgeklemmt. Von den Faktoristen eingeführte, mittels Angeln aus Palmbändern eingehängte Brettertüren haben im allgemeinen erst wenig Anklang gefunden.

Ausführung und Zustand sind — genau wie bei den Versammlungshäusern — sehr verschieden. Manche Häuser sind so sauber und hübsch gebaut, daß sie wie aus einer Puppenschachtel frisch aufgestellt erscheinen, andere wieder arg verfallen, unsauber und unschön, von so abschreckender Wirkung, daß — wie ich oft meinen Pangwe gesagt habe — sich nicht einmal ein Hund der Weißen darin wohlfühlen würde. Die meisten stehen natürlich zwischen diesen beiden Gegensätzen, d. h. wenn man den Durchschnitt aus mehreren Dörfern nimmt — die Häuser eines Dorfes sind vielfach an Güte ziemlich gleichwertig, was gewiß mit von ihrem gleichem Alter herrührt. Es gibt da Dörfer, die, wie das Spielzeug eines Riesenkindes, eben vom Riesenspielzeughändler gedrechselt und auf die saubere Erde wie auf einen Riesentisch aufgestellt erscheinen, andere, in denen man wahrhaftig nicht ein Haus findet, das den Regen nicht in Strömen durchließe, nicht eines, dessen Wände noch gerade stünden, das zwischen Wand und Erde nicht einen Durchschlupf den nächtlichen Kriechtieren böte! Man denke an die Bedeutung des Dorfes Ebualebambe (= eingefallenes Dorf), das allerdings, wie ich sah, seinem Namen alle Ehre machte.

Mögen die Häuser sorgfältig gebaut sein oder nicht, stets sehen sie gedrückt aus, weil sie zu niedrig sind im Verhältnis zur Länge, die noch größer

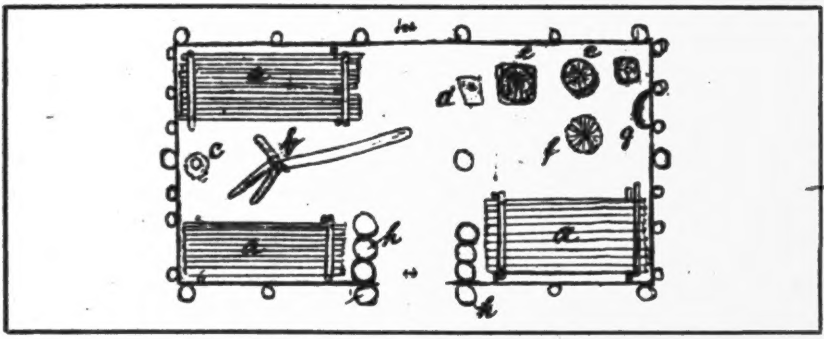


Abb. 37. Grundriß eines Wohnhauses der Pangwe.
a Schlafbänke, *b* Feuerplatz (Küche), *c* Topf mit Wasser, *d* Mahlstein, *e* Körbe, *f* Maiskolbenbündel, *g* Hühnernest, *h* Türpfosten.

zu sein scheint durch die Reihenanordnung der Häuser. Denselben Eindruck bekommen wir, wenn wir ins Haus eintreten; im Durchschnitt ist es so niedrig, daß man nur gebückt in ihm stehen kann, falls man nicht mit dem Dach oder dem daran hängenden Hausrat in unangenehme Berührung kommen will; es ist eine Seltenheit, wenn man auf einer der niedrigen Schlafbänke aufrecht stehen kann, ohne mit dem Kopf anzustoßen.

Das Innere des Hauses (Abb. 37) stellt, ebenso wie das Versammlungshaus, einen einzigen Raum dar, den der Pangwe in *atúm a nkiai* und *atúm akui*, d. h. in ein westliches (niedriger gelegenes) und ein östliches (höher gelegenes) „Zimmer" links und rechts der Tür teilt. Einen Einblick in eine Fanghütte bietet Abb. 38, wobei die eine Seitenwand und die rechte Hälfte der Vorderwand der Übersicht halber herausgenommen ist.

Die vier Ecken, mindestens drei von ihnen, sind von den Schlafbänken (Abb. 37 a) eingenommen, die ebenso gebaut sind wie die Ruhebänke der Versammlungshäuser. Die Entfernung zwischen Nacken- und Fußstütze beträgt indessen nur etwa ³/₄ der Körperlänge, so daß man mit hochgezogenen Beinen liegen muß. Die Schlafbänke reichen bis an die Türpfosten und nehmen so den meisten Platz im Hause ein. An der einen Schmalseite liegt zwischen zwei Schlafbänken der Feuerplatz (Abb. 37 b), d. h. ein paar zusammengelegte Scheite, Herd und Ofen zugleich. Darüber ist eine Vorrichtung zum Trocknen und Aufbewahren von Eßwaren und Geschirr angebracht, die folgendermaßen zusammengesetzt ist (Abb. 39): Über die Türpfosten (a) und zwei in den Ecken eingerammte Gabelstöcke ist ein mit Raphialeisten überflochtenes Gestell gelegt, der Topfboden = *akán e mvé* (c), auf dem man gewöhnlich einige Töpfe und eine Tonwasserflasche aufgestellt sieht. Auch andere, selbst nicht für den Neger als „Wertsachen" zu bezeichnende

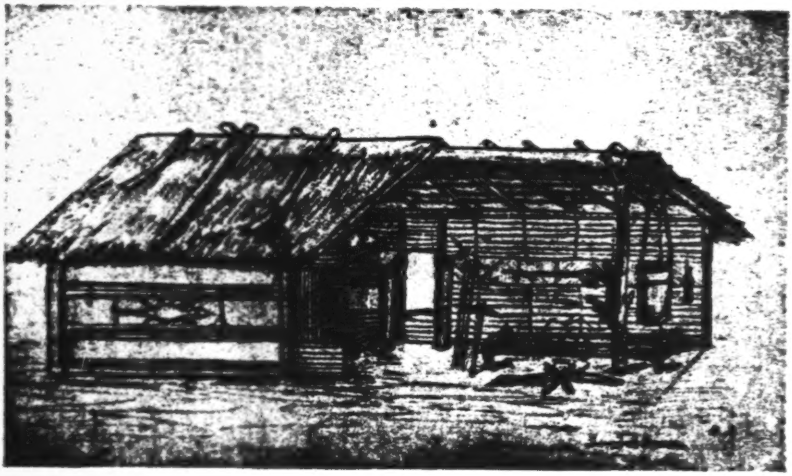


Abb. 38. Wohnhaus der Fang.
Die rechte Hälfte der Vorderwand und eine Seitenwand sind fortgenommen, um einen Einblick ins Innere zu gestatten.

Stücke finden sich darauf, z. B. Bananenschalen, Maisspindeln, auf deren Verwendung ich noch zurückkomme, usw. Darunter hängt der Trockenboden oder „Erdnußboden", *akán owǫ́nŏ* (d); er dient, wie der Name sagt, nur zur Aufbewahrung von Erdnüssen und ist meist ebenfalls aus Raphiastreifen geflochten. Dann folgt das für die Hausfrau wichtigste Hausgerät, die Speisekammer in Form einer Aufbewahrungskiste, *bu̧bu̧*, oder *bu̧u* (e), hauptsächlich für Fleisch und andere Delikatessen bestimmt. Diese Kiste ist oft sehr hübsch aus Raphiamark hergestellt, trägt vorn meist einen kleinen Vorsprung zum Abstellen von Salz, Löffeln, Pfeffer, also eine Art „Stummer Diener", und hat an der Seite eine Öffnung, die mit einer Schiebetür aus Mark geschlossen wird. Die Kiste füllt den Raum zwischen den Betten aus, so daß man da knapp stehen kann. Unter der Kiste hängen ein oder zwei Trocken- oder Röstbretter, *elą́n* (f und g), das letzte dicht über dem Feuer. Sie dienen zum Rösten der Erdnüsse oder zum Trocknen von Sachen.

Auf der gegenüberliegenden Seite ist in gleicher Höhe und Art ein Rahmen gespannt, über den Trockenbretter gelegt werden können, und an dessen vorderem Rande die langen Körbchen der Frauen *(nkán I)* hängen. Darunter ist der Fußboden oder, wenn hier eine Schlafbank steht, diese vollgestellt mit Körben, Mahlsteinen und anderem Gerät oder mit Vaters Siebensachen, und ratlos steht man zunächst in der Mitte des Ganges zwischen Vorder- und Hintertür. Platz schaffen bedeutet hier gänzliche Ausräumung, ohne sie ist daher ein Haus für einen Europäer unbewohnbar. Im Norden, besonders bei den Bulu und teilweise auch den Ntum, sind die Hütten etwas größer und wohnlicher.

Zum Aufhängen von Körben, Kalebassen, Taschen und anderen Gegenständen an der Wand bedient sich der Pangwe eines natürlichen Hakens *(ekǭb)*, das ist ein Stück eines Baumstämmchens, das etwas oberhalb und unterhalb eines Zweigabganges herausgeschlagen wird. Der Nebenzweig wird abgeschnitten, der stehenbleibende Rest etwas angespitzt und das Stück nun in derselben Lage, wie es sich am Baume befand, zwischen die Raphialängsstreifen der Wandinnenseite geschoben. Am Dach befestigt man Gegenstände sehr leicht dadurch, daß man zwischen die Matten Raphiastäbchen steckt, über deren freies Ende die betreffenden Sachen gehängt werden können.

Ein wichtiges Gerät ist der Schemel *(kpǫ III)*, Abb. 40, ein aus Holz geschnitzter dreifüßiger runder Hocker, der rings um den Rand mit Kerbschnitzmustern verziert wird. Er steht auf der Erde, vielfach in der Nähe der Türpfosten herum und gilt sozusagen als Ehrenplatz — für Fremde und den Familienvater —, in der Art wie unser Sofa.

Als letztes Hausgerät ist der Feger zu erwähnen, der in verschiedenen Formen auftritt, je nachdem er im Wohnhause, für die Ruhebänke des Versammlungshauses oder für dessen Fußboden bzw. den Dorfplatz gebraucht wird.

Für das Haus ist ein Besen *(evǫ̈ḍ[k])*, Abb. 41 a, bestimmt, der aus fächerartig zusammengebundenen Raphiablättern besteht. In Jaunde gibt es für die Ruhebänke der Versammlungshäuser „vornehmere" Besen aus pinselartig auseinandergeschlissenen Stengelstücken der Liane **Entada scandens** Benth., Leguminosae, *nlǫ̈* genannt (b), oder aus dem Blütenstand der Ölpalme (c), die also unseren Staubwischern entsprächen. Eine dritte Form (Abb. 42) ist aus zwei Holzbrettchen, die mit Bändern an einen Stiel gebunden werden, ge-

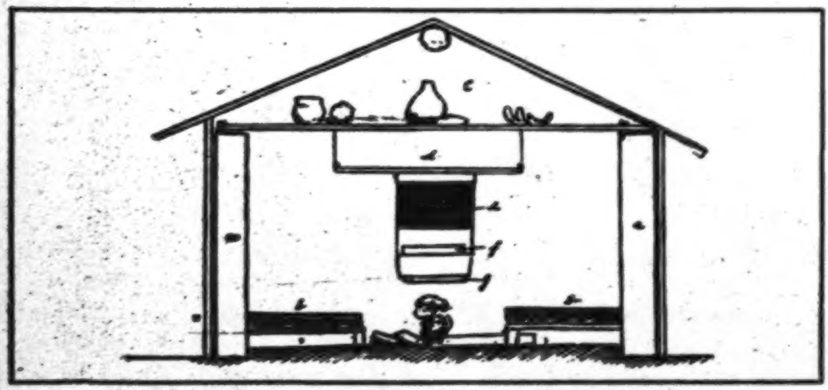


Abb. 39. Querschnitt durch ein Wohnhaus von Tür zu Tür.
a Türpfosten, b Schlafbänke, c Topfboden, d Erdnußtrockenboden, e Speisekammer, f und g Rostbretter.

fertigt und gleicht unseren Schneeschippen; sie ist keineswegs in jedem Dorfe vorhanden und wird auch dort, wo sie zur Verfügung steht, nicht häufig gebraucht.

Bei den voraufgehenden Beschreibungen wird es aufgefallen sein, wie häufig die Raphia als Material erwähnt ist, und in der Tat ist diese im Negerenglisch „Bamboo" genannte Palme die weitaus wichtigste und wertvollste Pflanze für die Pangwe. Dort, wo sie selten ist, wie in Jaunde, beschafft man sie sich, wenn nötig, von weit her.

Im Kampo-Uellegebiete gibt es vier Arten der Raphia. Von ihnen kommt **Raphia hookeri** M. *(esa)* nur an den Ufern der größeren Flüsse, **R. regalis** M. et Wendl. *(andśǫm)* nur in hügeligem Gelände und sehr zerstreut vor. Sumpfbildend treten auf[1]) und ließen sich als eigentliche Raphiapalmen bezeichnen: **R. vinifera** P. B. *(nia dśǫṅ* = richtige, echte R.), das ist die gewöhnliche, und eine letzte Art *(akǫdǫ)*, die an den blau bereiften Blattstielen erkennbar und oft unter den Beständen der ersteren eingesprengt ist. Der allgemeine Name für Raphia *dśǫ-ṅ*, weist auf ihre Bedeutung hin, denn sie ist „die Mutter des Dorfes", *dśa (ṅ* vgl. Nachsilben), weil das ganze Dorf aus Raphia gemacht ist, und in der Tat würde kein Name zutreffender sein, denn was wird nicht alles aus ihr hergerichtet und hergestellt! Folgende Liste gibt einen Begriff von der Vielseitigkeit ihrer Verwendung.

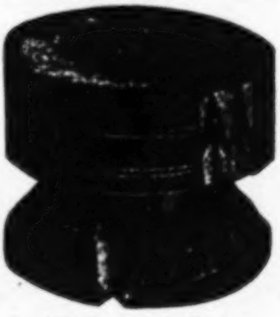


Abb. 40. Schemel, Fang.

I. Nahrungsmittel.

1. Palmkohl.
2. Fruchtfleisch.

II. Gewürze.

3. Salz (aus den Blättern und Stengeln zusammen mit anderen Pflanzen, siehe Abschnitt VI S. 147).

III. Öle.

4. Haaröl (aus dem Fruchtfleisch, siehe Abschnitt VII S. 190).

IV. Baumaterial.

a) Blattfiedern.

5. Matten *(esįgį)* fürs Dach.

b) Ganze Blätter.

6. Geflochtene Einfriedigungen um die Kultplätze.

c) Ganze Blattstiele.

7. Gesimsbalken *(mfą,s I)*.
8. Dachsparren *(ntü,gn I)*.

d) Halbe Blattstiele.

9. Schlaf- und Ruhebänke *(kwda III* und *enǫṅ)*.
10. Längsstreifen der Hauswände *(ebǫ́pǫ́* Nt., *ebädk* F.).

e) Mark.

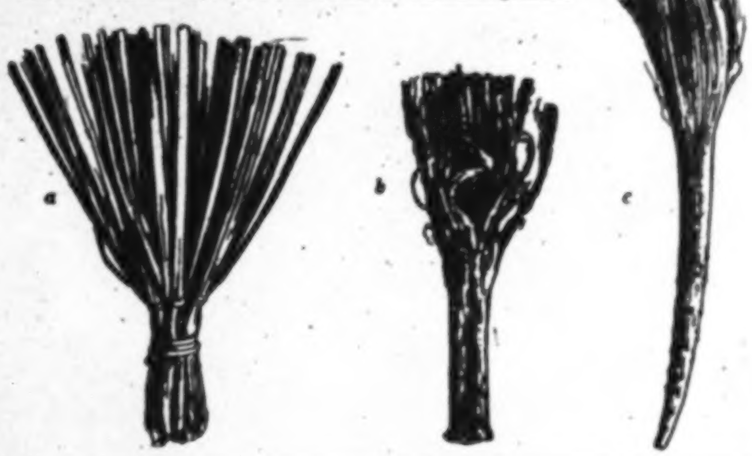
11. Hauswände.

---

[1]) Daher *zǫm* = Sumpf- und Raphiapalme (Sammelname).

Abb. 41. Feger.

a Besen für Wohnhäuser, *b* und *c* Staubwischer für Versammlungshäuser.



V. Hausgeräte.

12. Erdnußkörbe *(angą,n)* aus Mark.
13. Trockenbretter *(ciǫn)* aus Blattstengelrinde, Rahmen aus Mark.
14. Trockenböden *(akán)*.
15. Näpfe für Rotholz.
16. Kämme (aus Stengelrindenstücken).
17. Besen (aus Blättern).
18. Korken für Pulverfläschchen, für Bambustrinkrohre (Mark).
19. Nägel, z. B. zum Zusammenfügen des Markes.
20. Plantenschäler (Rindenstück).
21. Taue zu Korbtellern (Markstrahlen).
22. Nadeln, um Sandflöhe herauszunehmen (Rinde).
23. Stöcke zum Beritzen der Tontöpfe, ferner Pfriemen, um die Nase zu durchbohren (Rinde).
24. Messerscheiden (Mark).
25. Stöcke zum Bereiten der Tondüse (Stengel).
26. Gußformen, um die Messingringe zu gießen (halbe Stiele).
27. Feuermaterial, *ekǝ̈ba* (Stengelstreifen).
28. Taue (Bast).
29. Pfeifenköpfe (aus den Fruchtkernen) vgl. Abschnitt VI S. 170.
30. Nadeln, Nähnadeln (Mark).
31. Feuerfächer (Mark).

VI. Fanggeräte, Waffen.

32. Fischkörbe, *agǝ̈*, *ngǫ̈,dǝgo*, *nsǫ́,n*.
33. Fischwehre, *olǝ̈m*.
34. Schlingen für Zugfallen (Piassave).
35. Bogenfalle der Jaunde für Ratten *(ebǝdę)*.
36. „Speere" gegen Zauberwesen.

VII. Musikinstrumente.

37. Raphiainstrument, *mę̀lt* (aus den Stengeln).
37. Guitarre, *ndǫ̂nga* (aus dem Mark, Saitenträger aus den Stengelstreifen.
39. Klopfer zum Musikbogen, *elém* (Stengelstreifen).
40. Sehnen für die Harfe (Piassave).
41. Schlägel für die Kriegstrommel, *ngǫ́me* (aus Mark).
42. Schlägel für die Sprechtrommel, *nkẃ* (Stengelstücke).

43. Kinderzither (halbe Stengel, Klopfer: Stengelstücke).

VIII. Spielzeug.

44. Kinderrasselstab (Mark, Stengelstücke).
45. Bogen und Pfeile (Stengel).
46. Gewehr aus Mark, neuere Form (Mark).
47. Hahn und oberer Teil bei Gewehren, alte Form (Stengelstreifen).
48. Hauer, Messer, Werkzeuge (Mark).
49. Falle für Bremsen (Mark, Stengelstücke).
50. Essenstehler (Stengelstück).
51. Gedächtnisspiel, *nkǫk endǧie* (Mark).
52. Steinspiel, *akǫ̣a* (Stengelstücke).

IX. Kleidung, Schmuck.

53. Strohhüte (Mark).
54. Raupe für Schmuckmützen, *edǧbǎn* (Mark).
55. Weiberschwänze (Bast).
56. Baststreifen zum Nähen von Zeugen (Bast).
57. Kopfschmuck, *akǫl* (Bast).
58. Armschmuck (Bast).
59. Halsschmuck (Bast).
60. Gürtel (Bast).
61. Taue, um starke Perlen aufzureihen Piassave).
62. Spazierstöcke, feinere aus **Raphia hookeri** M. *(esa)*.

Außer den beschriebenen Versammlungs- und Wohnhäusern bauen die Pangwe noch eine Reihe anderer Hütten zu besonderen Zwecken, nämlich Vorratshäuser, Fremdenhäuser, Feldhütten, Krankenhäuser.

Die Vorratshäuser sehen verschieden aus. Die einen sind nur ausgeräumte Wohnhäuser, die anderen gleichen ihnen, haben aber eine oft den europäischen Vorbildern nachgeahmte Holztür, noch andere stehen wie die vorläufigen Wohnhäuser mit der Giebelseite zum Dorfplatz, sehen auch ebenso aus, nur sind sie fest und dauerhaft gearbeitet. Vorratshäuser sind nur in Dörfern reicherer Häuptlinge anzutreffen.

Die Fremdenhäuser *(esəbád)* sind genau nach Muster und Anlage des gewöhnlichen Wohnhauses, jedoch ganz flüchtig aufgeführt: die Wände sind meist nur verflochtene Palmblätter, die Tür reicht ohne Schwelle bis auf den Boden, die Schlafbänke sind diejenigen der einfachen Art *(kwǎa III)*, oft nur aus längshalbierten Schirmbaumstämmen, die über zwei Rollen aus gleichem Holz gelegt sind. Sie werden besonders beim Seelenfest, wenn Fremde in größerer Anzahl zu erwarten sind, aufgeführt und nach Schluß der Festzeit wieder abgebrochen.

Im Urwald oder auf weit entfernten Pflanzungen werden Unterkunftshütten gebaut, die oft nichts anderes sind als einfache Schutzdächer *(mpǎ e ngį III* = Gorillaheim), oder die den einfachsten vorläufigen Versammlungshäusern gleichen, d. h. Hütten, deren Giebelseiten offen sind, und deren Längswände entweder fehlen oder nur aus einem oder einigen Stämmen bestehen *(angǫ̣a e ngį* = Gorillascheitel, d. h. die auf dem Gorillaschädel kammartig vorspringende Scheitelleiste).

Für Kranke mit ansteckenden Leiden (Frambösie, Aussatz) baut man neben oder hinter den Wohnhäusern oder dicht vorm Dorfe eigene Häuser (vgl. Abb. 26), die, weil nur für einen berechnet, meist kleiner als die Wohnhäuser, von derselben Form, aber unordentlich aufgeführt sind und bald verfallen, weil keiner etwas daran ausbessert.

Hier und da fand ich Ställe; ich komme im nächsten Abschnitt darauf zurück.

Schließlich sei angeführt, daß es in manchen, besonders küstennahen Dörfern Pfahlhäuser gibt, die den europäischen Faktoreien nachgeäfft sind und sich für die Eingeborenen durchaus nicht bewähren, weil ihr Bau größere Sorgfalt und Mühe erfordert als der von gewöhnlichen Häusern, und die bei den Pangwe wahre Zerrbilder von menschlichen Wohnstätten darstellen.

Einige Worte über die Beleuchtung. In den Häusern, die — wie wir gehört haben — fensterlos und deshalb recht dunkel sind, ist das Herdfeuer zugleich die sehr notwendige Lichtquelle. Das Feuer *(ndaan)* ist, wie die Pangwe in ihren Sagen erzählen, durch Mode-Sama, den ersten Menschen, von Gott (Sama) geholt bzw. ihm von Gott übergeben worden und seit Modes Zeiten auch noch nicht erloschen. Das nützliche Element wird von einem Hause zum anderen, schlimmstenfalls von einem Dorf zum andern getragen. Neu herzustellen braucht der Pangwe es nicht, das Feuer brennt den ganzen Tag über im Versammlungshause zum Schutz gegen Kälte, Feuchtigkeit und Sandfliegen, in den Wohnhäusern Tag und Nacht zu Koch- und Heizzwecken; gehen die Frauen in die Pflanzungen, so werden die Scheite so sorgsam zurechtgelegt (für das Zusammenlegen allein gibt es vier verschiedene Ausdrücke!), daß sie glimmend bleiben, oder das jüngste Töchterlein wird damit beauftragt, den Altar der Vesta zu hüten. Sollte das Feuer wirklich in einem Hause ausgehen, so wird aus dem Nachbarhause neues geholt, und nur in Ausnahmefällen ist einmal ein kleineres Dorf ohne Feuer; in solchem Falle schickt man dann nach der nächsten Ortschaft.

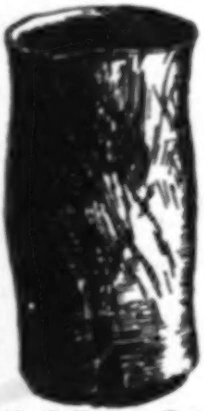


Abb. 43. Harzlampe, Fang.

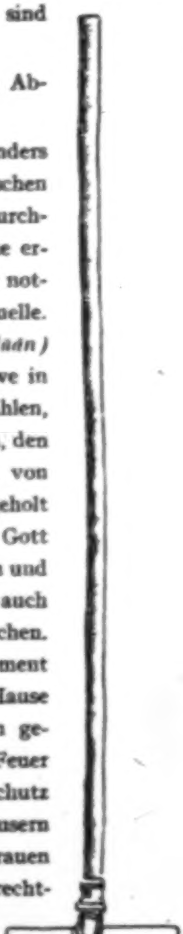


Abb. 42
Schmutzschippe zum Reinigen des Versammlungshauses. Ntum.

Eine bessere Beleuchtung als das Herdfeuer gibt das Fackellicht, mit dem

Abb. 44 Dorf Olanga (Fam. Essangtwak), Süd-Kamerun.
Auf dem Dorfplatz ein „Denkmal": eine eigentümlich gebildete Baumwurzel, in der die Eingeborenen ein Pferd sehen.

z. B. bei Tänzen der nächtliche Dorfplatz erhellt wird, und das die merkwürdigen wilden Bewegungen der Tänzer durch sein Flackern noch phantastischer erscheinen läßt, als sie es an sich schon sind. Als Fackel dienen getrocknete Stengel des Kardamom **Aframomum alboviolaceum** K. Sch. *(adiǫm*, Stengel: *kymö IV* F., *kŭ̈me IV* Nt.), Tafel in Abschn. XI, oder fein geschlissene Raphiastengelstreifen *(ekăba)*, die — gut getrocknet — recht hell brennen, allerdings auch recht schnell aufgebraucht sind.

Die feinste, aber eine nicht gerade häufige Lichtquelle bei Festlichkeiten oder sonstigen Vorgängen auf dem Dorfplatze ist die Harzlampe (*olë* = Harz), Abb. 43, ein Rindentönnchen, welches das wohlriechende Harz der Anacardiacee **Canarium schweinfurthii** Engl.[1]) *(abê* Nt., *obê* F., Harz = *olë)* enthält.

Auf längeren Wegen, wenn man z. B. einen Bekannten besuchen oder bei plötzlichen Krankheitsfällen des Nachts heilkräftige Pflanzen im Walde suchen will, bedient man sich statt der Fackel, die zu schnell abbrennen würde, eines Feuerscheites, das hin und her geschwenkt wird. Braucht man kein starkes Licht, so begnügt man sich wohl auch mit Zweigstücken, die mit dem glänzendweißen Myzel eines Pilzes überzogen sind und dadurch in der Dunkelheit hell scheinen.

---

[1]) Nach der Mitteilung des Herrn Dr. Mildbraed, der diesen Baum ebenfalls gesammelt hat.

Abb. 45. Kanus auf der Nië (Nebenfluß des Kampo). Neu-Kamerun.

Zu weiteren Jagdausflügen oder Kautschuk„expeditionen" in ein größeres Urwaldgebiet, wo in der Wildnis genächtigt werden muß, wird ein brennendes Scheit Holz mitgenommen, früher außerdem noch „Feuerhölzer" für den Fall, daß das Holzscheit erlöschen sollte. Heute haben die Pangwe ganz verlernt, nach alter Weise durch Quirlen Feuer herzustellen. Ein älterer Häuptling hat mir zwar einmal gezeigt, wie früher Feuer „gemacht" wurde, aber obgleich er sich unendliche Mühe gab, und obgleich zwei Mann sich die Arme lahm quirlten, haben sie nicht einen Funken herausbekommen. „Theoretisch" jedoch wußte mein guter Häuptling ganz genau über die Funkenherstellung Bescheid: „Man" nimmt zwei Holzstöcke von einer der drei Tiliaceen **Triumfetta cordifolia** Guillet *(okụa)*[1]), **Leptonychia tessmannii** Engl. *(akọk)* oder **Desplatsia dewevrei** Burs. *(afọnọk)* und läßt sie mindestens einen Tag über Feuer trocknen. Der eine wird in der Mitte eingekerbt, auf die Erde gelegt und mit den Füßen festgehalten, der andere senkrecht in die Kerbe gestellt und darin gequirlt. Der Funke, der dann entstehen „soll", wird mit Werg aus zerzupften Fasern der **Dioclea reflexa** Hook. f. *(kǫndǫg III)*, das um die Kerbe gelegt wird, aufgefangen. So unterrichtet, verlangte ich nach dem einen Mißerfolge anderswo die Umsetzung dieser Theorie in die Praxis, aber die meisten Eingeborenen machten ein sehr dummes Gesicht dazu oder lachten mich gar aus.

---

[1]) In einem **Triumfetta**-Stock soll auch nach einer Sage das Feuer vom Himmel gebracht sein.

Abb. [illegible]. Brücke über die Abéa (Nebenfluß des Bimfille) bei Makonám (Fam. Ojek) während der Trockenzeit. Span. Guinea.

Der Dorfplatz bleibt meist ganz frei, nur sehr selten hat man einmal, einen Baum stehen gelassen oder gepflanzt, dem eine medizinische Bedeutung zukommt; häufiger sieht man Gerüste, auf denen das Raphiapalmöl bereitet wird (vgl. Tafel IV). In einem Falle traf ich ein Denkmal, das ein Pferd vorstellen sollte (Abb. 44): eine Baumwurzel, die man der merkwürdigen Tierähnlichkeit halber beim Roden hatte stehen lassen.

Die Reinlichkeit der Dorfplätze ist eine sehr verschiedene. Es gibt sehr schmutzige, auf dem Schaf- und Ziegenkot, Reste von Zuckerrohr, zerkautes Rohr, Hausbaumaterial usw. in Menge herumliegt, ja, wo nicht einmal das Gras ausgejätet ist, andererseits sehr reinliche, wo aller Unrat hinter den Häusern zusammengekehrt wird. Recht nachlässig hierbei sind die Männer, die für das Versammlungshaus zu sorgen haben und ihren Kehrichthaufen *(akạn)* fast bis in die Tür hineinwachsen lassen.

Der Abort *(edąk)* liegt, wie Abb. 16 zeigt, nicht sehr weit von den Häusern entfernt im Plantenhain, oft so nahe, daß der Gestank, zumal bei ungünstigem Winde, unerträglich werden kann. Die Anlage besteht aus einer ziemlich tiefen Grube, in deren Mitte ein oder zwei Paar Gabelstöcke eingerammt sind, und über die eine Lage Baumstämme so gelegt ist, daß die mittelsten vom Rande der Grube nur bis zu den Stöcken reichen und mit ihrem freien Ende in der Gabel liegen. So bleibt eine viereckige Öffnung frei, um die herum das

Abb. 47. Brücke über den Bimfülle bei Ebiánemajong (Fam. Esáuong) während der Regenzeit.

Ganze meist mit Lehm beschüttet wird. Manchmal spart man sich auch die Lehmdecke. An Stelle von Klosettpapier benutzt man trockene Maisspindeln.

Beachtenswert ist, daß sich die Pangwe auch Zierpflanzen halten, die auf dem Dorfplatz, an den zuführenden Wegen, hinter oder seitlich der Häuser oder, falls nur eine Reihe Häuser vorhanden, an Stelle der gegenüberliegenden stehen. Im wesentlichen sind es eine hübsche Amarantacee **Gomphrena globosa** B. *(ngǫ̈n IV)*, die auch in Amerika vorkommt und vielleicht von dorther eingeführt ist, und das sogenannte Fiebergras, **Andropogon schoenanthus** L. *(osįmendą'ngan = osį,m* **[Ocimum]** der Weißen), ein ebenfalls eingeführtes Gewächs.

Die Wege sind oft kaum sichtbare Pfade, die zuerst durch Jäger ausgetreten, zum Teil mit Benutzung von Elefantenwechseln, später durch den größeren Verkehr von selbst breiter werden, wenn sie auch natürlich immer nur im Gänsemarsch zu begehen sind. Wo kleine Bäche vorhanden, die in der Marschrichtung fließen, benutzt man sie als Weg.

Um über größere Gewässer zu setzen, bindet man ein paar Stämmchen des Schirmbaumes zu einem Floß zusammen, oder man nimmt Einbäume *bę,á*, Mehrzahl: *má*, Abb. 45, die sonst für Fischereizwecke gebraucht werden. Nur in seltenen Fällen schwingt man sich zu Brücken *(ndsę̃ I)* auf, am ersten da, wo Pflanzungen und Dorf auf verschiedenen Ufern eines Flusses liegen, und eine regelmäßige und rasche Verbindung erforderlich ist. Sie bestehen

(Abb. 46 u. 47) aus mehreren Pfeilern von je zwei in Form eines Schräg-(Andreas-)kreuzes in den Boden gesteckten und miteinander verschnürten Stämmen und aus einem oder mehreren darübergelegten Längsbalken. An die oberen Enden der Pfeiler knotet man Haltetaue oder befestigt längshalbierte Stöcke als Geländer. Wird ein Brückenbalken morsch, so legt man einen neuen darüber, aber man denkt nicht daran, das Gerüst, das die stärkere Last nicht tragen kann, zu erneuern, und deshalb stürzt die Brücke, wenn sie älter wird, bald zusammen.

Neuerdings gibt es Brücken nach Art der europäischen *(kǎža III)* aus zwei Reihen Stützpfähle und Längsbalken, über die dicht an dicht Knüppel, wie bei unseren Knüppeldämmen, gelegt werden. Sie sind noch lebensgefährlicher als die der älteren Form, da öfters Stützpfeiler zusammenbrechen, die Brücke sich einseitig senkt und man auf den glatten Knüppelenden böse zu Fall kommen kann.

Abschnitt V.

Wirtschaftsformen.

Erster Teil: Ackerbau. Allgemeines: Gerätschaften, Vorbereitung des Bodens. Arbeitsverteilung. Die wichtigsten Nahrungspflanzen und ihre Bedeutung. Erdnuß (Abarten. Kultur, Schädlinge, Medizinen, Verwertung), Mais. Ngon (Beschreibung, Abarten, Bedeutung. Entstehung des Namens, Kultur, Ernte, Trocknung, Schädlinge, Medizinen, Verwertung). Yams, Kassave, Zuckerrohr, Taro und Makabo (Beschreibung, Abarten, Kultur, Verwertung). Plante und Banane. Weitere angebaute Nutzpflanzen.

Zweiter Teil: Viehhaltung. Hunde, Aussehen, Bedeutung für die Pangwe, Rufnamen: Ziege und Schaf, Kastrieren der Ziegen (Ausführungsweise, Zweck); Huhn und seine Bedeutung; Ente; andere gezähmte Haustiere.

Dritter Teil: Fischerei. Fischreichtum. Übersicht über die Fischwelt des Pangwegebiets. Fischfang (Allgemeines, Hauptzeiten), Arten: Fischtreiben, Angeln, Fischgifte, Gerüstwehr. Korbwehre, Fischreusen, Fischfangkörbe, Fischgräben, Fischnetze.

Vierter Teil: Fallenstellerei. Fallgruben, Schlagfallen, Schlagteller, Speerfalle, Schlingen. Zugfallen, Frankolinfalle, Bogenfallen, Alarmfalle.

Fünfter Teil: Jagd. Allgemeines, Treibjagden mit Körben und Netzen, Fleischverteilung, Unglücksfälle, Einzeljagd mit Gewehr und Armbrust. Armbrust (Herkunft, Beschreibung, Pfeile).

1. Ackerbau.

Die Wirtschaftsformen der Pangwe sind Ackerbau, Fischfang und Fallenstellerei; im Vergleich hierzu spielen Jagd und Viehhaltung nur die Rólle einer nebensächlichen Beschäftigung.

Die eigentümlichen Bezeichnungen der Pangwesprache: *a bẹ́ bidĕį* = „Essen"pflanzen, d. h. pflanzen und *a nyŏ̦n bidĕį* = „Essen" nehmen, d. h. ernten, scheinen noch darauf hinzudeuten, daß die Kulturstufe des Ackerbauers aus derjenigen des primitiven Sammlers, d. h. der bewußte Anbau der Pflanzen aus der Beobachtung und Nutzung wild in der Natur vorkommender eßbarer Blätter, Früchte usw. hervorgegangen ist. Letztere Stufe haben die Pangwe durchweg überwunden, und sie fallen nur gelegentlich in der Not in sie zurück.

Der Ackerbau ist Hackbau, d. h. der Boden wird mit Hacke und Grabstock aufgelockert. Die Hacke (*ebŏ̦'k* Nt., *ebŏ̦k* F.), Abb. 48, besteht aus einem Eisen, das an einen hakenförmig gekrümmten Holzstiel geschnürt wird, der Grabstock (*erı̦ge̦n* Nt., F., *tŏn* J.) ist ein an einem Ende schneidezahnförmig zugestutzter Holzstab. Jene ist für die Frauen, dieser für die Männer bestimmt. Weitere landwirtschaftliche Geräte sind Axt *(oɛŭn)*, Abb. 49, und Buschmesser *(fă,-tši IV)*, Abb. 50. Letzteres heute durch die europäischen Hauer (Cutlass), *nkpwɛ,dǝ I*, fast ganz verdrängt, ist dazu bestimmt, Knollen, wie Yams, aus der Erde zu heben und den Boden zu ebnen. Für letzteren Zweck sah ich auch Holzspaten, die an einem Stiel befestigt waren, in Benutzung. — Die Bodenbestellung beginnt mitdem Roden *(a lı tši)*.

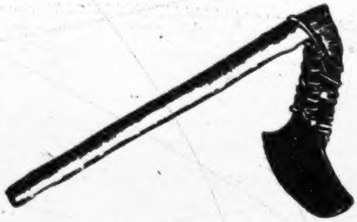


Abb. 48. Hacke.

Zuerst werden die Lianen, das Unterholz und dünnere Bäume mit dem Hauer abgeschlagen; ist auf diese Weise etwas Luft geschafft, so geht man an das Fällen der dickeren Bäume mit der Axt. Gewöhnlich wird eine Gruppe von Bäumen zusammen vorgenommen, und zwar in der Weise, daß man die Lianen durchschlägt, damit sie die Bäume nicht mehr halten können, die meisten dünneren Stämme anhaut und nur einen etwas massigeren fällt. Letzterer reißt dann im Falle ziemlich die ganze Baumgruppe samt dem Lianenwerk mit, so daß nur wenig zu tun übrigbleibt. Die ganz großen Bäume werden meist als Schattenbäume stehen gelassen und nur, wenn unbedingt nötig, mit Zuhilfenahme von Feuer, das an die Wurzeln gelegt wird, beseitigt; ohne dieses Mittel würde es einige Tage erfordern, einen solchen Baumriesen umzuschlagen, und dazu haben die Pangwe in der kurzen Trockenperiode selten Zeit.

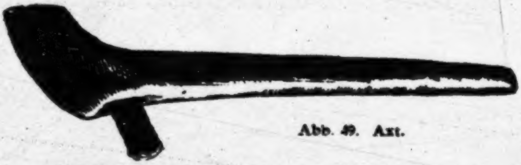


Abb. 49. Axt.

Ist der gesamte Busch bis auf die Schattenbäume umgeschlagen, so wartet man einige Tage, bis die Sonne das Holz getrocknet hat, und legt dann Feuer hinein, man „brennt" die Farm, *a dǝı,ge tši*. Am Ende der Trockenzeiten sieht man überall im Lande Rauchsäulen aufsteigen und hat auf Märschen oft das zweifelhafte Vergnügen, eine solche brennende Farm passieren zu müssen. Eine Menge von Raubvögeln, besonders die nie fehlenden Schmarotzermilane, umkreisen da ungeachtet der Hitze die Neufarm, um alles Kriechende, was dem Feuer entflieht, abzufangen. Kommt die Regenzeit, so ist es mit dem Farmschlagen vorbei, nun „legt man das Essen". Die Männer räumen die verkohlten und unverbrannten Reste der Bäume

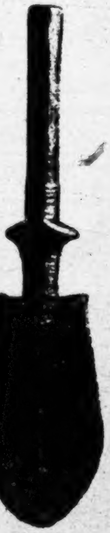


Abb. 50. Buschmesser.

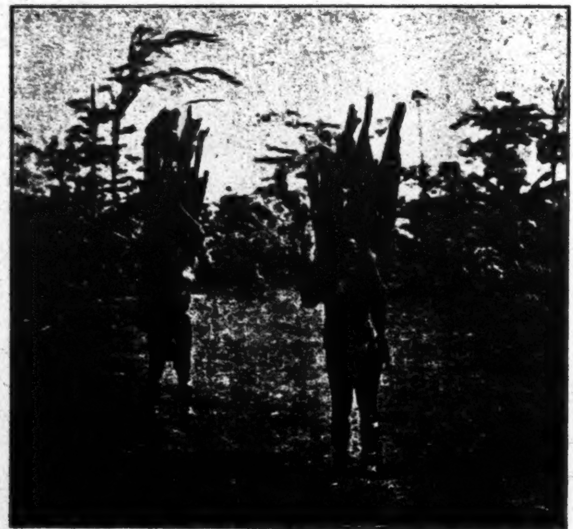


Abb. 51. Fangfrauen, die mit Feuerholz von den Pflanzungen zurückkehren.

auf die Seite oder häufen sie als Grenzmarken in der Farm selbst auf (vgl. Tafel II), die Frauen schaffen das kleinere Reisig weg. Sie beherrschen von nun an das Bild, säen oder pflanzen die Nutzgewächse, jäten das Unkraut, das in der Regenzeit bald genug üppig zu treiben beginnt, und besorgen die Ernte, alles übrigens leichtere Arbeiten. Aus dieser Verteilung der Arbeit geht hervor — und das wird sich später im einzelnen weiter verfolgen lassen —, daß die schwerere, stärkere Anspannung der Kräfte erheischende Arbeit den Männern zufällt, die leichtere dagegen den Frauen überlassen bleibt; da nun der Natur der Sache nach die erstere kürzere Zeit dauert, so entsteht der Eindruck, als ob die Frauen bedeutend mehr Arbeit zu leisten hätten als die Männer, aber das ist nicht der Fall, es wird nicht anders sein als in Deutschland auch, nur ist die Art der Arbeit eben eine andere. Wenn man freilich die großen, vollbepackten Körbe sieht, die die Frauen täglich vom Felde bringen (Abb. 51), so möchte ein Uneingeweihter wieder irre werden, jedoch ist das Tragen von ganz unverhältnismäßig schweren Lasten, das den weiblichen Körper so sehr verunstaltet, teilweise der Frauen eigene Schuld; man wird da an das niederdeutsche Sprichwort erinnert: „De Fule drägt sich doht un de Flitige löpt sich doht." Die Frau möchte sich nämlich am Nachmittag ausruhen, und manche besitzt sogar eine ganz erkleckliche Portion Arbeitsscheu, übrigens ein weiterer Grund für die im dritten Abschnitt erwähnten häufigen Zeiten des Nahrungsmangels, die zuweilen in richtige Hungersnöte ausarten.

Die wichtigsten Hauptnahrungspflanzen der Pangwe sind folgende sieben:

Südliches Gebiet (Fang):	Nördliches Gebiet (Jaunde):
1. Kassave (Maniok)	1. Kassave (Maniok)
2. Plante	2. Erdnuß
3. Erdnuß	3. Plante
4. Ngon	4. Mais
5. Mais	5. Ngon
6. Taro	6. Taro
7. Yams	7. Yams

Wohlverstanden sind hier die Gewächse nach ihrer Wichtigkeit als Nahrungspflanzen, also im Haushalt, als „Essen" zusammengestellt, nicht nach dem Umfang des feldmäßigen Anbaues; da ändert sich die Reihenfolge vielmehr vollständig. Das Zuckerrohr, das nur als Genuß- oder Erfrischungsmittel, nicht als Volksnahrung Wert hat, kommt hinzu, die Plante tritt ganz zurück, denn sie gedeiht auch ohne Pflege und bedarf keines sorgfältigen Anbaues; ähnlich die Kassave, die zwar eine gewisse Kultur erfordert, aber als dauernde Staude sich weiterentwickelt und mit ihren Wachstums- und Anbaubedingungen nicht an bestimmte Zeitabschnitte gebunden ist; Erdnuß und Ngon spielen nunmehr die führende Rolle. Wenn man nach der Form der Kultur Feldbau und Gartenbau unterscheidet und für jeden von ihnen die Anbaufläche als Maßstab nimmt, so erhält man folgende Reihe der Gewächse:

I. Feldmäßiger Anbau:

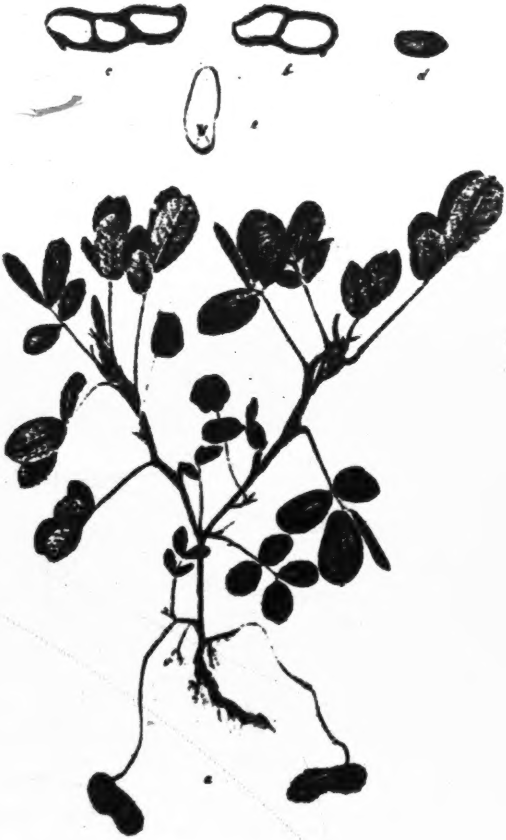
1. Erdnuß	Nebengewächs	Mais
2. Ngon	„	Yams
3. Kassave	„	Zuckerrohr als Genußmittel

II. Gartenmäßiger Anbau:

4. Taro	Nebengewächs	Makabo
5. Plante	„	Banane als Frucht

Damit ist nicht gesagt, daß stets Ngon zusammen mit Yams, oder Kassave mit Zuckerrohr angepflanzt sein muß, es gibt reine Yamsfarmen und reine Zuckerrohrfarmen genug; es soll nur angedeutet werden, daß vielfach der Anbau dieser Nebengewächse mit dem des wichtigsten Hauptgewächses verbunden ist, und daß vor allem die Anbaubedingungen beider sich gleichen oder doch ähneln. So kann ich mich für die genauere Schilderung auf die Kultur der fünf Hauptpflanzen obiger Aufstellung beschränken.

Tafel V



ERDNUSS, ARACHIS HYPOGAEA.

a Ganze Pflanze.
b und *c* Längsschnitte durch Schoten ([illegible] nat. Gr.).
d Kern (Erdnuss), ([illegible] nat. Gr.).
e Längsschnitt durch den Kern (etwas vergr.).

Verlegt und gedruckt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

[facing p. 88]

Die Erdnuß, **Arachis hypogaea L.**

(Tafel VI.)

Die Erdnuß *(owụ̆nŏ*, hergeleitet vom Stamme *a wŭno* = legen, pflanzen) nimmt die dritte, bei den Jaunde sogar die zweite Stelle ein in der Reihenfolge der wichtigsten Nahrungspflanzen. Man unterscheidet im Fanggebiet fünf verschiedene Abarten, von denen allerdings eine — *mŏne ow.* — wegen der kleinen Früchte wieder aufgegeben ist. Von den übrigen vier sind die aufrechte, mehr behaarte, *asə̆mena*, die nach Sadebeck[1]) **A. asiatica** Lour. heißt (sie ist auf Tafel VI abgebildet), und die niederliegende **A. africana** Lour. oder **var. glabrata** D. C. *ebdǹ* Nt., *ekŏb* oder *engụ̈s* F. gleichmäßig häufig miteinander auf einem Felde anzutreffen, auch die Abart *eṛŏlo* F., *eṛüŏle* Nt., die sich durch dickere und nicht so lange Früchte auszeichnet, und die Abart *ezŏna* findet man mitunter auf demselben Feld.

Welch große Rolle die Erdnuß in der Landwirtschaft der Eingeborenen spielt, wird jeder, der das Pangweland bereist, sofort erkennen —, die einzigen Farmen, die das Auge eines Europäers erfreuen können, sind die Erdnußfarmen. Wenn man nach Durchschreiten der keinen freien Überblick gewährenden Kassave- und Zuckerrohrpflanzungen, der Ngonfarmen, in denen man fortwährend über die liegengebliebenen Baumstämme klettern muß, oder gar des dichten Busches oder Urwaldes auf eine Erdnußpflanzung hinaustritt, dann atmet man ordentlich auf, so frei liegt vor dem Wanderer die vom Dunkel des Urwaldes umrahmte Pflanzung, durchsetzt von dem helleren Grün des jungen Maises, der meistens zugleich mit der Erdnuß als Abschluß nach dem Urwald zu und in der Mitte an den Grenzen der einzelnen Feldstücke angebaut zu werden pflegt (Tafel VII), so sehr erinnert sie mit ihrer Sauberkeit und Übersichtlichkeit an europäische Gemüsefelder: ein Erdnußpflänzchen neben dem anderen treibt seine vielen vierteiligen Blätter hervor, gedüngt von dem reichlichen Naß des tropischen Regens, und hier und da sieht man die gelben Blüten aus dem Kraut herausleuchten.

Die Pflanzungs- und Erntezeiten der Erdnuß stellen sich so:

Erste Aussaat: gepflanzt im September und Anfang Oktober,
geerntet Ende Dezember;
Zweite Aussaat: gepflanzt im März und April,
geerntet im Juli und August.

Die Erdnuß wird also vor den Regenzeiten gepflanzt und am Ende der darauf folgenden Trockenzeiten geerntet.

Das Farmschlagen und -brennen wird demgemäß im Februar, März und wieder im Juli, August von den Männern des Dorfes gemeinsam betrieben.

---

[1]) R. Sadebeck, Die Kulturgewächse der deutschen Kolonien und ihre Erzeugnisse. Jena 1899. S. 230.

Das Feld wird unter sie aufgeteilt, und nun gehen sie daran, die größeren Baumstämme und Äste beiseite zu räumen, während die Weiber die Farm reinigen und dann die Samen oder die bereits gekeimten Nüsse legen, indem sie mit der Hacke ein kleines Loch scharren, die Samen bzw. die Nüsse hineinwerfen und mit dem Fuße die Erde wieder daraufdrücken. Bei der Ernte, die dann beginnt, wenn das Kraut, mit Ausnahme der obersten Blätter, ziemlich vertrocknet ist, wird der Boden aufgelockert, die Nüsse werden von den Weibern ausgelesen und in die Korbteller *(dźą̆d)* getan.

Erst nach drei Jahren kann man auf demselben Boden wieder Erdnüsse bauen; auch ist den Weibern aufgefallen, daß die Erdnuß — sie ist an einen gewissen Kalkgehalt des Bodens gebunden — nicht überall gedeiht, und so pflegen sie zu sagen: „Laßt uns hier in der Nähe nicht wieder Erdnüsse pflanzen, denn sie gedeihen hier nicht." Wie die meisten tropischen Nutzpflanzen haben die Erdnüsse so gut wie gar keine Schädlinge. Am meisten schaden noch durch Abfressen der Blätter die Schirrantilope, **Tragelaphus knutsoni** Lemberg *(nkŏk)*, und das Zwergböckchen, **Neotragus batesi** Winton *(odźŏ̦ĕ)*, sowie durch Zernagen der Nüsse die Streifenmaus, **Mus pulchellus** Gray *(zŏfŏ III)*; indessen pflegt sich in manchen Jahren stellenweise eine Art Schwarzfäule der Nüsse zu zeigen; einige Raupenarten, welche die Blätter fressen, sind kaum als wirkliche Schädlinge zu bezeichnen. Wahrscheinlich hat das Auftreten der Schwarzfäule den Weibern Anlaß zu dem Glauben gegeben, daß andere Frauen imstande wären, ihre Erdnüsse durch „Medizin" krank zu machen und zu verderben; diesem Streiche suchen sie durch eine Medizin zu begegnen, die aus zu Kohle verbrannten und dann zerstampften Knochen der Schildkröte, des Elefanten, des Schweines und der Schirrantilope besteht und vor dem Pflanzen auf die Samen gestreut wird. Von den sonstigen Medizinen, die das Gedeihen der Erdnüsse günstig beeinflussen sollen, besteht die wichtigste im Einreiben der Erdnüsse mit einer besonders zugerichteten Farbe aus Rotholz, *ba-ayď*, nach der diese Medizin *ba-ayď* heißt. Diese rote Farbe (vgl. Abschnitt XVIII, Geschlechtsleben) hat die Wirkung, daß Gewolltes gelingt und Feindliches abgewehrt wird; Rot ist überall die Farbe der Freude, des Gedeihens, der Zeugung. An dem Tage, an welchem die Frau die Erdnüsse pflanzt, zieht sie sich nun mit dem „Medizinrot" einen Strich zwischen Zeigefinger und Daumen, das gibt eine glückliche Hand; oder sie zieht einen solchen auf der oberen Fläche eines Baumstumpfes und umhüllt den Stumpf mit Blättern gleichwie mit einer Mütze. Das heißt: „Möget ihr Erdnüsse unter einem solchen Schutze (das sollen die Blätter andeuten) blühen, wachsen und gedeihen (hierfür das Rot), niemand wird euch etwas anhaben können (hierfür die Medizin)." Ferner pflegt der Mann am Vorabend der Aussaat den im Korbe „versammelten"

Tafel VII.

ERDNUSSPFLANZUNG, IM HINTERGRUNDE MAIS, NTUMGEBIET.

Günter Tessmann, die Pangwe

Verlegt und gedruckt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

[facing p. 90]

Erdnüssen durch einen im Hinblick auf sie verübten Koitus ein gutes Beispiel mit auf den Weg zu geben: „Mehret euch!"[1]) Eine weitere Fruchtbarkeitsmedizin besteht aus folgendem Gemisch: 1. Rinde der Simarubacee **Irvingia barteri** Hook. f. *(andŏk)*, 2. Rinde der Anacardiacee **Pseudospondias microcarpa** (Rich.) Engl. *(ofŏs)*, 3. Elefantenmist, 4. Sand vom Kampo oder Uelle, 5. Salz, und wird am Abend vor der Aussaat den Nüssen beigemengt. Auch sie ist als unmittelbare Kraftübertragung zu verstehen: der Erdnüsse sollen so viele werden wie die Früchte der beiden genannten Pflanzen, sie sollen so außerordentlich groß werden wie der Elefantenmisthaufen außerordentlich groß ist, so zahlreich, wie Sand im Kampo — wir würden sagen wie Sand am Meer — und so unendlich viele wie die Salzkörnchen. Schließlich pflanzt man bestimmte Liliaceen *(ayăṅ)* zwischen die Erdnüsse, damit ihre Blätter so grün werden wie die der Lilien auf dem Felde. Man sieht, an freundlicher Belehrung und gutem Beispiel fehlt es nicht.

Die Früchte, die Tafel VI Fig. *a* u. *b* im Durchschnitt zeigen, haben meistens zwei, seltener drei, noch seltener einen Samen. An unser Vielliebchenessen erinnert es in etwas, wenn ein Junge, der eine solche dreisamige Frucht im Korbe seiner Mutter oder auf dem Felde während der Arbeit gefunden hat, seine Kameraden herbeiruft, mit denen er sich in die Samen teilt. Es heißt dann euphemistisch: *bi kı kăbăd* = wir zerlegen eine Ziege; also auch hier die Lehre: Wohlzutun und mitzuteilen vergesset nicht, wenn ihr im Überfluß lebt! Mehr aus Spielerei essen die Pangwe, besonders die Kinder, wohl auch die rohen Nüsse, sonst werden diese hauptsächlich als Suppe oder Mus bereitet; auch kocht man die ganzen Früchte im Topf mit Wasser und ißt nachher die Samen. Aufbewahrt werden die Nüsse in großen hohen Körben aus Raphiamark, die unter dem Dache hängen bzw. auf einem Bette stehen, oder lose auf dem Erdnußboden, *akăṅ owŭnŏ*.

Infolge ihrer Faulheit und Gleichgültigkeit kommen die Pangwe selten mit den Erdnüssen aus, sie müssen sich immer eine Zeit ohne sie behelfen, bis die neue Ernte eingeheimst und ausreichend getrocknet ist. Daher steigt im Ntum- und Fanggebiet zu dieser Zeit der Preis für den „Teller"[2]) Erdnüsse auf 10 Speer (= 70 ₰), während sonst nur 5 Speer (= 35 ₰) dafür gegeben werden. Im Jaundegebiet kostet der Teller freilich immer 70 ₰ (= 100 Jaundespeere). Die Erdnuß wird einfach als Suppe oder Mus gegessen.

---

[1]) Das wird sogar gemacht, wenn die Frau menstruiert, während man sonst in der Periode den Geschlechtsverkehr vermeidet. Hier, als medizinische Handlung, soll der Geschlechtsverkehr mit einem menstruierenden Weib für die Erdnüsse besonders günstig sein, vorausgesetzt, daß die Frau „glückbringend *(avŭe)*" ist (vgl. Abschnitt XVIII, Geschlechtsleben).

[2]) Die flachen Korbteller, Buschteller genannt, sind Maßeinheit.

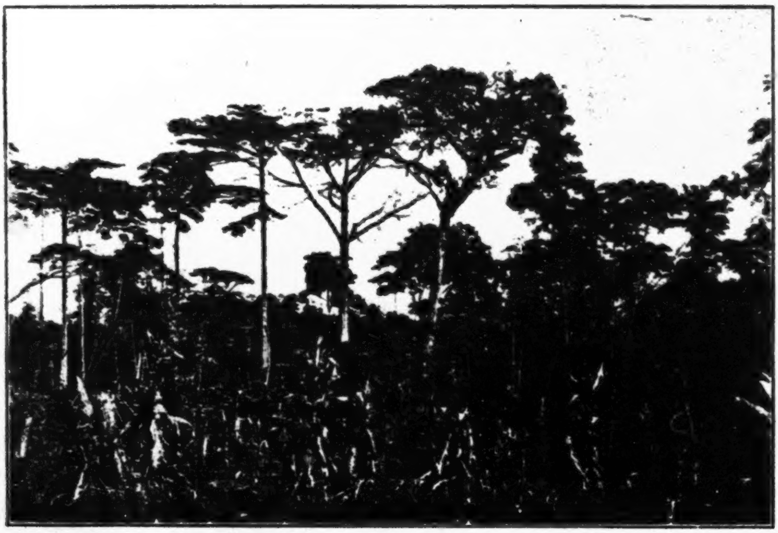


Abb. 52. Erdnuß-Maispflanzung bei Bébai (Fam. Esseng), Süd-Kamerun.

Der Ölgehalt der Nüsse wird in größerem Maßstabe nicht verwertet, das beim Kochen freiwerdende Öl wird aber auf die Haut gerieben, um es nicht umkommen zu lassen. Zum Schluß sei das Rätsel erwähnt:

ongn o nga bɐi a fä e bonvẹ:
(Ein) Vogel, er lebt gebären hinter dem Hause der Mütter:
akɐ avǫk a köke bǫn aväm
Ei eines; es kriechen aus Junge zehn.

Antwort: *owǫno* = Erdnuß.

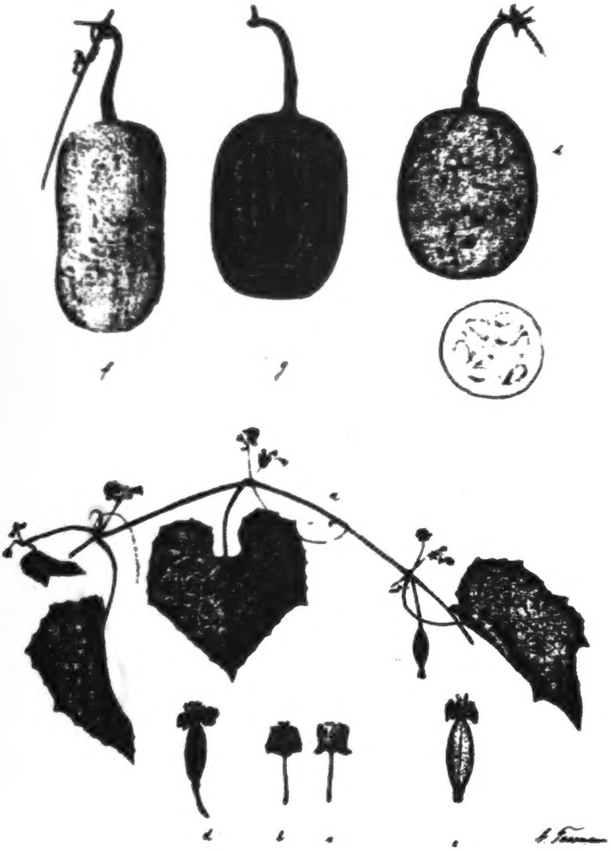
Der **Mais**, **Zea mays L.** *(fän IV)* wird, wie gesagt, fast immer mit der Erdnuß zusammen angebaut (Abb. 52) und zwar meistens als Begrenzung der einzelnen Feldstücke und als Saum gegen den Busch rings um die Pflanzung. Reine Maisfarmen sind verhältnismäßig selten. Ebenso wie die Erdnuß wird der Mais Anfang Oktober gepflanzt und reift Dezember, dann wieder im März angepflanzt und reift Mitte Mai bis Juli. *kándán* = rate ein Rätsel! *kandán* = ich rate.

ma yẹn bönenga, bö mbe ekö-ne, bönenga bete:
Ich sehe Frauen, sie waren auf Wanderschaft, Frauen besagte:
mabǫm a mabǫm
Bäuche — Bäuche.

Ich sehe Frauen, die von der Wanderschaft kamen (d. h. hier früher nicht waren), und alle sind schwanger (die Kolben in den Scheiden).

Antwort: *fän* = Mais.

Tafel VIII.



NGON, CUCUMEROPSIS EDULIS COGN.

a Stück einer Ranke.
b Männliche Blüte.
c Dieselbe im Durchschnitt.
d Weibliche Blüte.
e Dieselbe im Durchschnitt.
f–h Früchte.
i Querschnitt durch eine Frucht.
k Kern.

[facing p. 92]

Der Ngon, **Cucumeropsis edulis** Cogn. *ngǫ́n IV* J. *ngǫ́n IV* F.

(Tafel VIII.)

ist eine zu den Kürbisgewächsen gehörige Pflanze mit fünfeckigen, seltener fünflappigen Blättern, die am Rande fein gezähnt sind. An dem fast runden Stengel stehen die Blätter in Abständen, und diesen sind außer einem gelegentlichen Nebenzweig gewöhnlich noch eine Ranke, eine oder zwei männliche Blütenrispen und stellenweise eine einzige weibliche Blüte eingefügt. Ein Stück eines solchen Stengels zeigt die Abbildung. Die Blüten, von den Fang scherzhaft *alšįne kó* = Schildkrötenfüße genannt, sind nicht sehr groß, mit zurückgeschlagenen, zitronengelben Blütenblättern, die in der Größe etwas veränderlichen weiblichen Blüten (*d*—*e*) tragen einen unterständigen Fruchtknoten, der Rand und die Griffel sind grün, bei den männlichen Blüten (*b*—*c*) dagegen sind die Staubgefäße oben gelb. Früchte groß, länglich eirund.

Im Fanggebiet werden drei Abarten des Ngon unterschieden, die indessen nur an den Früchten kenntlich sind (Fig. *f*—*h*). Die größten Früchte hat die Abart *osȧ'bŏme (f)*, sie sind ca. 15 cm lang, hellgelbgrün mit verwaschener, sprenkelartiger Zeichnung und in der Mitte schwach eingezogen. Bei der zweiten Abart *nia ngǫ́n*, d. h. richtiger Ngon, oder *nšašule*, d. h. dunkler Ngon *(g)*, sind die Früchte im Gegensatz zu voriger meist eiförmig, 12 cm lang und dunkelgrün mit Striemen oder Flatschen von hellgrüner Farbe; auch gibt es gefleckte. Diese Abart scheint die gewöhnlichste zu sein; *mǫne ngǫ́n* = kleiner Ngon *(h)* schließlich ist bedeutend kleiner, mißt nur 9—10 cm, selten mehr, und ist heller. Hier ist die sprenkelartige Zeichnung, die wir schon bei *osȧ'bŏme* sahen, so zusammengelaufen, daß man von hellgrünen Flecken auf etwas dunklerem Grunde sprechen kann. Was die Kerne anbetrifft, so zählte ich bei *osȧ'bŏme* 190—200, bei *nšašule* 224 und bei *mǫne ngǫ́n* nur 80, sie sind birnförmig (*e*) und weiß; nur ihr Inneres wird gegessen. Unter den Früchten kommen vielfache Übergänge vor, an einer und derselben Pflanze finden sich jedoch meist gleichartige, und man kann deshalb ebensogut wie bei Äpfeln und Birnen von richtigen Sorten sprechen.

Unter den sieben Hauptnahrungspflanzen nimmt der Ngon die vierte Stelle ein, nur bei den Jaunde ist er an die fünfte Stelle getreten und dafür der Mais an die vierte gerückt. Ob es allein die Rücksicht auf das trockenere Klima des Jaundelandes gewesen ist, die dem Trockenheit liebenden Mais vor dem im regenreichen Süd- und Westpangwegebiete besser gedeihenden Ngon den Vorzug gegeben hat, vermag ich nicht zu entscheiden, jedenfalls ist der Ngon für das riesige Pangwegebiet und weit darüber hinaus so wichtig, daß man glauben sollte, es wäre ihm in Fachbüchern über tropische Nutzpflanzen ein breiter Raum gewidmet, indessen findet man weder bei Sadebeck noch bei Fesca oder anderswo die Pflanze auch nur erwähnt.

Über die Entstehung des Namens hören wir den Fang folgendes Geschichtchen zum Besten geben: Zuerst kannte man den Namen *ngɔ̂n* gar nicht, man nannte die Pflanze nur allgemein *ekäluga* (von *a käl* = klopfen, weil die Kerne aufgeklopft werden, allgemeiner Ausdruck für alle Früchte, die aufgeklopft werden, und deren Inneres eßbar ist, z. B. *andök* = **Irvingia** usw.), auch war sie noch nicht angepflanzt wie heute, die Weiber suchten sich vielmehr die Früchte im Busch zusammen. Nun war einmal ein Mann, der hatte keine Schwester, durch deren Verkauf er sich eine Frau hätte verschaffen können, noch hatte er sonst einen Menschen, der ihm helfen konnte, zu heiraten; da kam er nun auf den Gedanken, eine riesige Ngonfarm zu machen, und als der Ngon reif war, kamen viele Leute und kauften die Kerne. So hatte er schließlich so viel Geld verdient, daß er den Kaufpreis für ein Mädchen beisammen hatte. Als das andere Leute, die auch keine Weiber hatten, erfuhren, begannen sie, es ihm nachzumachen und heirateten auch mit Hilfe der Pflanze. Daher sagt man: „Oh, ich sehe dieses Gewächs wie ein Mädchen *(ngɔ́n)*, und darum soll es auch *ngɔ̂n* heißen, denn hätte der Mann keinen Ngon *(ngɔ̂n)* gehabt, so hätte er auch kein Mädchen *(ngɔ́n)* heiraten können. Man beachte, daß die beiden Worte durch die Töne verschieden sind, die Pflanze hat Hochtiefton im Fang *(ngɔ̂n)*, Tiefhochton im Jaunde *(ngɔ̌n)*, das Mädchen nur Hochton *(ngɔ́n)*. Ähnlich ist eine Erzählung in der Schöpfungsgeschichte.

Der Ngon wird bloß einmal im Jahre gepflanzt, da seine Kultur die Zeit vom April bis Dezember erfordert. Im April, oft schon sehr lange vorher, wird der Busch geschlagen und gebrannt, der Boden jedoch nicht gereinigt, sondern alles liegen gelassen, wie es fällt, höchstens einmal auf den Verbindungswegen das gröbste Reisig beiseite geräumt. Eine Durchwanderung der Farm, zumal auf Pflanzungswegen, kommt daher einer turnerischen Leistung gleich. Oft wird eine Ngonfarm von den Einwohnern zweier benachbarter Dörfer derselben Sippe gemeinschaftlich geschlagen, jedoch sind die Grenzen, die durch stehengelassene oder gefallene Bäume, seltener durch Lianen angezeigt werden, die man an das Gezweige der liegenden Baumstämme geknüpft hat, dem Uneingeweihten nicht erkennbar, und man muß sich wundern, daß keine Grenzstreitigkeiten vorkommen.

Ist im April die Farm gebrannt, so ziehen die Weiber aus und pflanzen mit ihrem Universalwerkzeug, der Hacke, die Ngonkerne, die vorher einen Tag im Wasser gelegen haben müssen, in die Erde, und zwar zwei bis drei zugleich; da dies aber wegen der herumliegenden Stämme und des Gestrüpps eine böse Arbeit ist, so pflegen wenigstens am ersten Tage die Männer mit

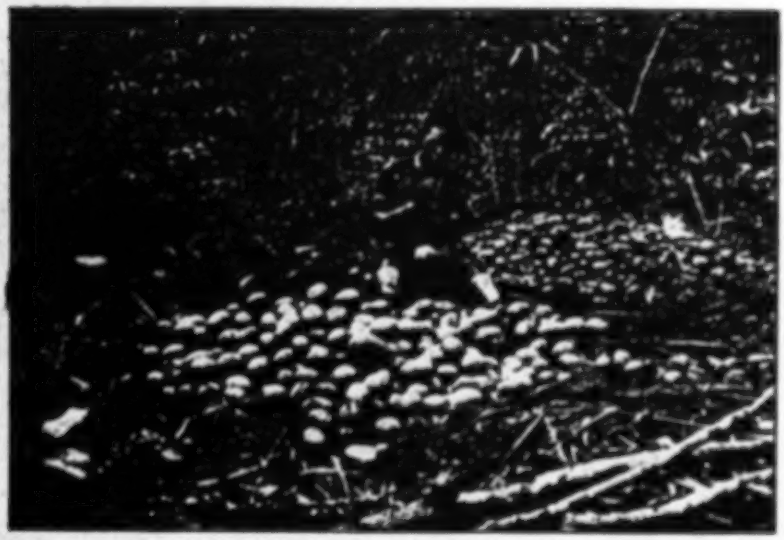


Abb. 53. Frau aus Bebai (Fam. Essong) beim Aufklopfen der Ngonfrüchte in einer Kassavepflanzung.

Hauer und mit dem Grabstock beim Pflanzen zu helfen, während beim Erdnußpflanzen „kein hübscher, junger Mann, überhaupt keiner, der durch Kraft, Schönheit und Einfluß irgend etwas bedeutet", hilft, nur hier und da ein häßlicher oder alter Mann, der sich bei seiner Frau recht beliebt machen will, „damit sie ihm nicht am Ende einmal ausrückt und zu einem anderen geht". Ist die Pflanzarbeit zu Ende, so wird der Ngon sich selbst überlassen und rankt nun an den Baumstämmen und -zweigen hoch; Mitte Mai ist er schon kniehoch, im Juni, Juli wird einmal gejätet, später unterdrückt der Ngon selbst, alles überrankend, das Unkraut, nur einige größere Pflanzen schießen trotzdem in die Höhe und werden bei Gelegenheit ausgerissen. Im September finden wir schon einzelne Früchte ausgereift, und mit Anfang der Trockenzeit, im November und Dezember, kann zur Ernte geschritten werden. Laub und Stengel sind dann fast ganz vertrocknet, und die Früchte hängen an den trocknen Stengeln in dem nunmehr wieder kahl gewordenen Geäst der Bäume, die der Pflanze als Stütze gedient hatten.

Zur Zeit der Ernte wird ein Platz in der Pflanzung gereinigt und mit Blättern sauber belegt. Nun werden die Früchte abgepflückt, was bei mittleren Pflanzungen in drei Tagen beendet ist, und auf dem Platz aufgehäuft, um den ein Gitter von Ölpalmenblättern hergerichtet ist, dann werden die Früchte mit einem Stock aufgeschlagen (Abb. 53) — der Inhalt wird darin gelassen — und zum

Schutz gegen Feldmäuse und Regen mit Kardamomblättern bedeckt. Diese Arbeit ist in einem Tage erledigt. So müssen die Früchte vier Tage liegen. Nach dieser Zeit werden die Kerne aus den Früchten herausgenommen und in gewöhnlichen mit Bananenblättern ausgelegten Körben einen Tag im Hause stehen gelassen, dann werden sie am Flusse gewaschen, um den umgebenden, in Gärung übergegangenen Fruchtschleim zu beseitigen. Den Schluß dieser ziemlich umständlichen Zubereitung bildet das Trocknen. Zu diesem Zweck werden die Kerne zusammen mit Lehm in der Hand durchgeknetet und dann auf dem Dorfplatze ausgebreitet. Warum dies Durchkneten in Lehm geschieht, ist unsicher. Einige sagen — was das Wahrscheinlichere ist —, daß der Ngon dadurch „stärker" würde, da natürlich die dunkle Lehmfarbe die Sonne stärker auf den Kern wirken läßt; von anderen, besonders Jaundefrauen, stammt die Angabe, daß andernfalls, wenn nämlich die Kerne nicht mit Lehm vermischt werden, beim Aufklopfen Schlafsucht oder Schwindel in den Augen eintritt. Ob dies nur ein Aberglaube ist oder auf richtiger Beobachtung beruht, kann ich nicht entscheiden. Jedenfalls müssen die Kerne zwei Tage oder, falls schlechtes Wetter dazwischen kommt, entsprechend länger an der Sonne auf dem Dorfplatz trocknen. Wandert man nach der Ngonernte durch die Dörfer, so findet man vor vielen Häusern die Mengen der weißen, mit Lehm überzogenen Kerne ausgebreitet, Kinder oder Weiber bewachen den Schatz vor vorwitzigen Hunden und Hühnern, beantworten jedes unbefugte Betreten ihrer Ernte mit entrüsteten Drohrufen — besonders eifrige Frauen bewerfen das zudringliche Viehzeug mit Steinen, Holzstückchen oder anderen Wurfgeschossen, bis endlich der besorgte Gatte aus dem Versammlungshause hervorkommt und mittels Stock oder Fliegenklatsche die Störenfriede in respektvollere Entfernung vertreibt, wo sie die Einsicht gewinnen, daß es noch andere, bessere Plätze gibt, und sich auf den nächsten, weniger scharf bewachten Haufen stürzen. Diese Zeit habe ich immer besonders gerne auf Reisen gehabt, da sich dann wenigstens etwas Leben auf dem sonst so stillen Dorfplatz zeigte. Und vollends, wenn eine schwarze Wetterwolke das Nahen eines Tornados anzeigt, kommt Leben in die Gesellschaft; alles eilt, die Kerne einzusammeln, selbst stümperige Greise und die kleinen, nackten Kinder beteiligen sich eifrig, aber doch mit großer Vorsicht, um nicht den Staub mitzunehmen, der trotz alles Kehrens mit dem Besen den Dorfplatz in Masse bedeckt. Für gewöhnlich geschieht das Einsammeln dagegen am Spätnachmittag mit großer Ruhe und Langsamkeit, zumal der anhaftende Lehm, von dem ich vorhin sprach, sorgfältig von den Kernen entfernt wird. Die Angst vor überraschenden Regengüssen hat übrigens allerlei Schutzmedizinen erzeugt, die ich an anderer Stelle (Abschnitt XIV) beschreibe.

Von Schädlingen hat der Ngon mehr als die Erdnuß zu leiden, so sind kleine Käfer und Raupen, besonders aber eine Wanzenart auf die Blätter, einige Säugetiere auf die Früchte erpicht, unter diesen besonders die rotschwänzige Meerkatze, **Cercopithecus buccalis** Leconte *(osók)*, und, wo er vorkommt, der Pavian, **Maimon planirostris** Elliot *(esrge)*, ferner aus der Familie der Eichhörnchen **Sciurus eborivorus** Du Chaillu *(mvǫk)* und **Sc. lemniscatus** Leconte *(osǒn)*, von den Mäusen tritt am schlimmsten auf **Dendromys messorius** Thomas *(njaa)*, nebenbei noch andere Arten wie **Mus pusillus** Ptrs. *(okǒb)*; stellenweise richten Elefant und Büffel, die ebenfalls die Früchte fressen, große Verwüstungen an, die Schirrantilope *(nkǫk)* frißt die Blätter. Auch die Fruchtfäule *(nlür ngǫ̂n*, d. h. Durchfall des Ngon), eine Folge zu reichlicher Regenfälle, vermindert die Ernte mitunter um ein Beträchtliches. Gegen alle jene Feinde ist ja nun nicht viel zu machen, da sie sich zu wenig um Schutzmedizinen kümmern, jedoch glauben die Pangwefrauen die Kerne und die jungen Pflanzen durch allerhand Mittel, ähnlich wie bei der Erdnuß, günstig beeinflussen zu können. Ein solches, *be-ape*, ist schon bei Besprechung der Erdnuß beschrieben worden, ein zweites ist das Bestreuen der im Buschteller zur Aussaat aufbewahrten Kerne selbst mit zerriebenem Rotholz (Rotholz als Zeichen des Wachstums, der Freude und der Zeugung). Ein anderes Verfahren, die Ngonpflanzen in der Farm im Wachstum zu stärken und zu reichem Fruchtansatz zu veranlassen, heißt *emis ndôb*, d. h. Ausspritzen von (der Medizin im) Bananenblattgefäß. Dazu wird ein Gefäß aus Bananenblättern in der Mitte der Farm eingegraben bzw. aufgestellt und folgende Sachen hineingetan:

1. Früchte von **Alchornea cordifolia** Muell. Arg. *(abut)*, wegen der Menge der Früchte, daher auch der Name *abut* von *abut* = viel (vgl. *a bus* = zerbrechen, denn dann gibt es viele Stücke!);
2. Kraut der Amarantacee **Aerva lanata** (L.) Juss. *(anggnenggne III anggnggne* = angeglichen, *anggnggǫnǫ)*, wegen des reichlichen Blütenstandes;
3. Früchte der **Pseudospondias microcarpa** (Rich.) Engl. *(ofǫ̂s)*, wegen der vielen Früchte (vgl. Erdnußmedizinen);
4. Früchte der Euphorbiacee **Staphysora duseni** Pax *(owüwǫmu II* und *III)* wegen der vielen Blüten, daher ist der Name von *a wämu* = anstauen durch Verdoppelung gebildet;
5. Laub des Meleguetapfeffers **Aframomum melegueta** K. Schum. *(andǫ̂a)* zerrieben, ebenfalls wegen der Üppigkeit der Pflanze.

Alles dies wird im Gefäß mit Wasser zerrührt und nun mit einem Stengelstück des **Cissus** *(pfáŝök IV)* auf die jungen Ngonpflanzen gespritzt, damit der Ngon „so üppig wuchere wie die Cissusranke".

Je nach der Gegend wechseln die verschiedenen Teile und Zusätze der Medizin, oft werden einige von ihnen allein benutzt, z. B. **Staphysora** mit Holzkohle vermischt in die Pflanzung gestreut, alle sind sie aber gewählt unter dem Gesichtspunkte, daß sie ihre Kraft auf die Ngonpflanzen übertragen können.

Auf die Wichtigkeit des Ngon im Wirtschaftsleben wirft das Ngonverbot bei den Ntum und Fang ein Licht, das denjenigen Weibern, die gepflanzt haben, für drei Monate geschlechtlich zu verkehren verbietet. Was diese unverhältnismäßig lange Fastenzeit, wenn ich so sagen darf, heißen will, ermißt man daran, daß z. B. bei dem wichtigen Weiberkult Mekang die Neulinge nur zehn Tage geschlechtliche Enthaltung zu üben brauchen, und daß sie bei dem allerwichtigsten Männerkult, dem Sso der Jaunde, faktisch nur drei Monate dauert. Die Fang sagen: Der Ngon würde nicht wachsen, wenn das Verbot gebrochen würde, und der Magen geht ihnen denn auch zu sehr über die Liebe, als daß nicht im allgemeinen dieses Verbot innegehalten würde.

Als Nahrung verwertbar ist nur der weichere Inhalt der Ngonkerne. Man muß sie also aufschlagen, und zwar geschieht das mittels eines kleinen Stockes aus dem Baum **Microdesmis puberula** Hook. f., Euphorbiaceae *(obɪmeǒn)*, mit dem man leicht auf den hochkant gestellten Kern schlägt. Alt und jung, Mann und Weib beteiligt sich an dieser Arbeit, die in und vor dem Wohnhause wie im Versammlungshause ausgeführt wird und sich durch jenes eigenartige knackende Geräusch verrät, das man nicht leicht vergißt, wenn man es einmal gehört hat. Trotz seiner Wichtigkeit im Haushalt wird der Ngon nicht sehr vielseitig bereitet; er wird, wie die Erdnuß, nur als Suppe und zerrieben, in einem Blattbündel gekocht, gegessen.

Und zum Schluß, geduldiger Leser: *kǹndäa* (rate ein Rätsel!): *kàndáa* (ich rate):

akǒn afǐ, e mane nkɵna ngoɩ,
Speer einer, er macht fertig Herde-Schweine.

Antwort:

okǒk ofǐ, e mane dzád e ngǒn
Klopfer einer, er macht fertig Buschteller (mit) Ngon.

Yams, als Nebengewächs des Ngon, wird hauptsächlich in zwei Arten angebaut, diese sind der dreiblättrige Yams **Dioscorea dumetorum** (Kunth) Pax *(andéë)* und der gewöhnliche, **Dioscorea minutiflora** Engl. *(emoaɩ)* mit je vier Abarten; daneben unterscheiden die Pangwe noch zwei als Arten, die aber vielleicht zu **D. minutiflora** gehören oder ihr nahestehen: *iŋö III* Nt., *dzö*, Mehrzahl *biö* F. und *ebŋëöö*. In Jaunde gibt es noch den Jaundeyams mit großen Knollen: *ekŋda* J. Schließlich baut man auch den Luftknollenyams **D. sativa** L. *(alók)* an, aber nur sehr wenig. Wie oben gesagt, gleichen die Wachstumsbedingungen des Yams denen des Ngon, auch er rankt an dem liegengelassenen Strauch- und Baumwerk hoch und wird deshalb oft, zumal der Luftknollenyams, zusammen mit dem Ngon angepflanzt. Eßbar am Yams sind im allgemeinen nur die Wurzelstöcke, beim Luftknollenyams nur die Luftknollen, die, wenn sie reif sind, alle zugleich abfallen. Das hat zu einem symbolischen Brauche beim Yamsessen der Kinder Anlaß gegeben. Wenn z. B. drei Söhne einer Mutter Yams essen, so stößt der erste den zweiten an und dieser den dritten, zum Zeichen, daß sie nacheinander, wie es das natürliche ist, sterben wollen und nicht an einem Tage, wie die Luftknollen.

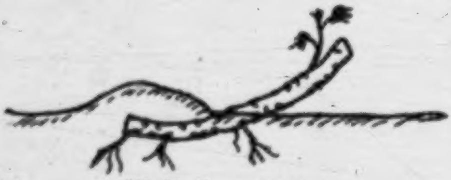


Abb. 54. Kassavesteckling.

Bedeutend weniger als von der ersten und zweiten Gruppe ist von der dritten zu sagen, deren Hauptgewächs Kassave oder Maniok, **Manihot utilissima** Pohl *(mbŏŋ I)*, ist. Die Zeiten für die Kassave liegen folgendermaßen:

oagn esěb = große Trockenzeit (Dezember bis Februar), Farm geschlagen;
sogö, esěb = kleine Regenzeit (März bis Mai), Pflanzen gesteckt;
ojäŋ = Regenhalbjahr verstreicht.

Im folgenden *esěb*, also vom Januar des nächsten Jahres an, das sind sieben Monate nach dem Auspflanzen, kann die Ernte beginnen und sich über beliebige Zeit hinaus erstrecken, da die Pflanze eine ausdauernde ist.

Medizinen zum Gedeihen der Kassave, wie bei Erdnuß und Ngon, gibt es nicht. Das Gebet der Pangwe — Altbekanntes in neuem Gewande — würde sein: „Lieber Gott, laß Erdnuß und Ngon recht gedeihen, die Kassave wächst von selber!" Feinde hat sie nämlich verhältnismäßig wenig, nur Ziegen und Schafe, die die Blätter gern verzehren, und eine Heuschreckenart *(mbädädŋ III)*, die sich massenhaft auf den Blättern sämtlicher Kulturpflanzen, insonderheit von Kassave und Zuckerrohr einfindet. Varietäten der Kassave gibt es sieben, indessen würde es zu weit führen, sie hier aufzuzählen. Die Kassave wird wie Abb. 54 zeigt, gesteckt, indem man die Erde etwas über dem Steckling anhäufelt.

Ähnlich verhält sich das Zuckerrohr, **Saccharum officinarum** L. *(nkök I)*; es wird ebenfalls in den Regenzeiten „gesteckt", und zwar werden die Stecklinge vom oberen Teil des Stengels genommen, den man „Pfeil" (P.: *esök*) nennt, bedarf aber längerer Zeit zur Reife, denn es wird in der zweitfolgenden Regenzeit, also nach 13 Monaten, geerntet. Kassave und Zuckerrohr findet man häufig auf einer Pflanzung, oft noch mit Plantenkulturen dazwischen.

Rätsel:

1. *ošüe e ne m' oko, ke a wụlụ*
(Ein) Wasser, es ist mir dort, nicht (zu) fließen.
— Der Saft im Zuckerrohr.

2. *bangá-tšɪda*1) *be ne m' oko, vö medžǫke medžǫk*
Weiber-Vaters sie sind mir dort, bloß (mit) Tanzhauben, Tanzhauben
— *masəm me nkök* = Blüten des Zuckerrohrs.

3. *ma vüan okö-a ngök, o ke lạme nga*
Ich werfe-zu Steinchen vom Geröll, es geht treffen Frau:
ndöñ-kǫdö abön
Ndongkodo (am) Knie.

Die Auflösung ergibt sich aus folgender Zeichnung (Abb. 55). Ndongkodo ist ein Scherzname für das Zuckerrohr und spielt auf die Biegung seines Schaftes an; *ndöñ*, *ndöño* bedeutet ursprünglich Gestirn, Sonne, ist später auf Menschen übertragen und als Personenname gebraucht, *kǫl* = krumm, wir würden etwa sagen: Ihre Exzellenz von Krumm.

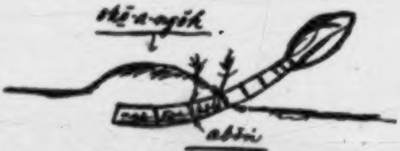


Abb. 55. Zuckerrohrsteckling.

Ich wende mich zu dem zweiten Teil der Nutzgewächse, nämlich den gartenmäßig, d. h. in kleinen Betrieben und im wesentlichen hinter dem Wohnhause oder dicht dabei angebauten zu. Freilich ist der Unterschied zwischen Feld- und Gartenwirtschaft nicht überall scharf, z. B. das Gartengewächs Taro pflanzt man oft fern von dem Dorfe in Feldern an, und Planten zieht man vielfach auf Kassave- und anderen Farmen.

Taro, Colocasia antiquorum Schott *(atá)*, und **Makabo, Xanthosoma violaceum** Schott *(ekábe)*.

Der Taro oder die Kolokasie ist — wie schon der lateinische Name sagt — ein altes Kulturgewächs, auch für die Pangwe, daher ist ihnen die Erklärung des Namen *atá* nicht geläufig; im Gegensatz dazu ist der Makabo, der aus

---

1) Altertümliche Form, heute meistens *boyá*.

Amerika stammt, erst kürzlich eingeführt und nach Angabe der Eingeborenen von den Küstenvölkern vor vielleicht 30 Jahren[1]) übernommen, daher der Name *ekábe* von *a káb-an*, abgeben, teilen, Besitz ergreifen. Beide Pflanzen gehören zur Familie der Araceen; der Taro ist vom Makabo dadurch zu unterscheiden, daß die Blätter am Grunde nur leicht eingebuchtet sind, und der Blattstiel unten in der Spreite eingelenkt ist, während der Makabo richtig pfeilförmige Blätter hat, also der Einschnitt bis auf den Blattstiel hinabreicht Ferner sind die Makaboblätter auf der Oberfläche schwach glänzend, während die Taroblätter matt, um die Adern fast bläulich bereift sind. Der Taro hat gelbe, der Makabo weiße, grün und rosa angehauchte Blüten; beide blühen in den Regenzeiten.

Merkwürdigerweise pflegen die Europäer in Kamerun den Makabo, der für sie die Kartoffel in Afrika vertritt, dem Taro vorzuziehen, obwohl dieser, rein gedämpft, zweifellos wohlschmeckender ist, während die Pangwe den Makabo wenig lieben und den Taro, ihr altes Kulturgewächs, beibehalten haben. Vielleicht kommt das daher, daß sich die Europäer zuerst der Batanga-Köche, die zu den Küstenvölkern gehören, bedienten; ihnen ist der Makabo wichtiger als der Taro, und ihre Bezeichnung *akabe*, Mehrzahl *makabe*, ist bei den Europäern zu Makabo geworden. Von einer Kultur des Makabo seitens der Pangwe kann im allgemeinen kaum die Rede sein, an den alten Stellen zwischen den Planten am Dorf hat man ihn stehen lassen, so wie er von den abziehenden Vorgängern verlassen wurde; da steht er auch heute noch — halb verwildert — und jeder kann sich davon nehmen, soviel er will. Bei Besiedlung eines neuen Gebietes pflanzen dann freilich auch die Pangwe ihn beim Dorfe an und bringen es dann stellenweise zu einer regelrechten Kultur. Man unterscheidet zwei Abarten, die grüne *mfœm ekábe* (*mfœm* = weiß, hell), deren Wurzelknollen weiß sind, und eine zweite *nsạt ekábe* (*nsạt* = dunkel), bei der die Blattstiele dunkelrötlich und die Knollen ebenfalls rötlich sind. Die weiße Abart ist unstreitig die bessere, die dunkle ist zur Herstellung der bei den Europäern beliebten Makabokeks nicht geeignet.

Der Taro wird dagegen angebaut, und zwar, da er bekanntermaßen feuchten Boden liebt, in der Nähe von Sümpfen oder an wasserreichen Stellen seltener in der Nähe der Häuser, meist zusammen mit Makabo. Die Farmen sind im allgemeinen nicht groß. Vom Taro gibt es drei Abarten:

1. *mfœm até*: Blattstiele grün, Blattunterseite glatt;
2. *atiále III* (von *a déá* = anfüllen, die Abart trägt so viele kleine Knöllchen, daß sie einen ganzen Teller füllen): Blattstiele bläulich, Blattunterseite glatt;

---

[1]) Gegen genaue Angaben von geschichtlichen Daten wird man sehr zurückhaltend, wenn man mit dem Schätzungsvermögen der Neger Bekanntschaft gemacht hat.

3. *undandöle III*: Blattstiele bläulich, Blattunterseite an den Blattrippen jederseits mit dunkelgrünen, flechtenähnlichen Auswüchsen.

Der Taro wird zweimal gepflanzt, in der großen und kleinen Regenzeit, und zweimal geerntet, in den darauffolgenden großen und kleinen Trockenzeiten, dabei werden alle Knollen aus dem Boden entfernt, die Farm also ganz abgeerntet; sollte einiges vergessen sein, so liest man in der nächsten Trockenzeit nochmals nach, aber damit ist es zu Ende, mehr als zwei Ernten von derselben Aussaat werden niemals gehalten. Das Stück Land, auf dem Taro gestanden hat, bepflanzt man nie zum zweiten Male, da man an sumpfigem Land genug zur Verfügung hat. Wachstumsmedizinen gibt es für Taro nicht.

Die Knollen und jungen Blätter werden als Gemüse gegessen. Übrigens ist es den Pangwe bekannt, daß nicht genügend gar gekochte Knollen „*melšan*", das ist Jucken im Halse usw., verursachen; sie benutzen sie ferner als Medizin bei Blutgeschwüren *(mɛl'm)*, indem sie die harzartige Ausscheidung des **Pachylobus fraxinifolius** Engl., Burseraceae *(asęń)*, auf die Geschwulst bringen und darüber ein Geschabsel von rohen Taroknollen schmieren, durch dieses Mittel sollen die kranken Stellen, „*ntęgan*", das ist schwach, weich werden.

Plante.

Die Schößlinge der Plante sowie ihres Nebengewächses, der Banane, werden ums Dorf herum oder in Farmen angepflanzt, gedeihen ohne Pflege und reifen zu jeder Jahreszeit. Die Plante[1] oder Negerbanane **Musa paradisiaca** L. *(ekǫ̈n)* (Abb. 56), die im Pangwegebiet in 25 Abarten vorkommt, erreicht freilich nicht die Üppigkeit der Banane, die geradezu wuchert, aber sie ist doch auch sehr fruchtbar, so recht eine Pflanze für den Neger.

Rätsel: *mönɛnga e ne m' okö, a wǫ̈le bɛ bǫn, kaa nüm*
Frau sie ist mir dort, sie viel gebärt Kinder, kein (ohne) Mann.
Antwort: *ekǫ̈n* = Plante.

Das ist so das Ideale: Lohn ohne Arbeit, Früchte ohne Anstrengung, Essen, das einem ohne der Hände Werk in den Mund wächst, und in diesem Sinne verdient die Plante wie ihre Schwester, die Banane, den Namen paradisiaca wirklich am meisten von allen Kulturgewächsen. Von der Banane, **Musa paradisiaca var. sapientum** L., gibt es zwei Arten, die Buschbanane *(adźñi, adź.-ekǫ̈n)* und die Edelbanane *(elǫ̣l, el.-ekǫ̈n)*. Man ersieht aus

---

[1] Das Wort Plante ist aus dem englischen plantain übernommen und dieses wieder aus dem spanischen plátano, das Banane heißt. Da die Plante sehr von der echten Banane zu unterscheiden ist, so halte ich die Beibehaltung des Wortes Plante für zweckmäßig. Die Franzosen nennen sie banane-cochon.

Abb. 36. Planten (Negerbananen) und Bananen bei Nsaâlang (Fam. Essâuong).

dem Namen, daß auch bei den Pangwe die Bananen als eine Form der Planten gelten. Die Edelbanane, die wir kennen, ist, so sagen die Pangwe, von der Küste her eingeführt, man nannte sie zuerst *madźñi mentáṅgan*, d. h. Bananen der Weißen, später gab man ihnen den Namen *elạl* vom Stamme *a lạl* = stöhnen. „Man“ aß nämlich zu viel davon, das konnte „man“ nicht vertragen, „man“ wurde schlapp, und „man“ erlegte nichts mehr auf der Jagd usw., bei den Pangwe immer der Hauptkummer.

Auf die weniger wichtigen Gemüsepflanzen kann ich an dieser Stelle nur kurz eingehen; die Süßkartoffel, **Ipomoea batatas** L. *(dụgạ III)*, wird nicht kultiviert, sie wuchert in der Nähe der Dörfer und erstickt jedes andere Unkraut, so daß man von Batatenwiesen „en miniature“ sprechen kann. Sie ist als Nahrung nicht sehr beliebt. Von weiteren Gemüsepflanzen, die teils in der Nähe der Häuser, teils auf den Farmen mit ausgesät und angepflanzt werden, ist in erster Linie zu nennen die zur Familie der Cucurbitaceen gehörige **Cucurbita maxima** Duch. *(abọk)*, von der es vier Sorten gibt. Das Fruchtfleisch wird gegessen, ebenso das Innere der Samen, kleine unreife Früchte kommen auch ganz als Zutat ins Erdnußbündel. Die jungen Blätter werden zerschnitten und als Gemüse gegessen, doch soll man die Fruchthaut nicht entfernen, sonst würde man im Kampfe verwundet. Die Kerne müssen von den Männern vermieden werden, wollen sie nicht ihre Manneskraft in der folgenden Nacht einbüßen, daher verstößt es gegen den Takt, wenn die Frauen die Früchte mit den Kernen den Männern zum Essen auftischen.

Von den Malvaceen und Tiliaceen werden gepflanzt: **Hibiscus** und **Corchorus** *(lėgė III* = Früchte, *elėlăm)*. Der Name kommt von *a lėk* = schwach, denn die Blätter werden in kurzer Zeit auf Feuer gar, die Früchte heißen *elėlam* von *a lĕbė elăm* = alleinstehen, denn sie stehen allein an der Spitze des Stengels, wenn das Laub verwelkt oder abgepflückt ist. Früchte wie Blätter werden gegessen. Man unterscheidet als Abarten **Hibiscus moschatus** Roxb. *(nia lėge* = richtiger Hibiscus) und die Tiliacee **Corchorus olitorius** L. *(ngbăbelǝmo IV)*. Unter dem Namen *esǻn* faßt man drei Pflanzen verschiedener Familien zusammen, nämlich die Malvacee **Hibiscus sabdariffa** L. *(engǝne-esǻn)*, die Polygonacee **Rumex abessynicus** Jacq. *(ebŭbŭdŏ-es.)* und die Melastomatacee **Dissotis decumbens** (P. B.) Trian. *(esısǻn-bongǝn-b'oyek)*.

Alle diese Pflanzen werden ausgesät und ihre Blätter gegessen.

Weitere Nutzpflanzen sind:

Aus der Familie der Solanaceen: **Solanum melongena** L. var. **inerme** Hiern. *(ažǒn)*, **Solanum dinklagei** U. D. *(oyǝla)*, **Solanum lycopersicum** L. *(ažǒn ntăngan = ažǒn* [S. melongena] der Weißen — von diesen drei Solanumarten werden die Früchte gegessen —, ferner **Solanum aethiopicum** L. *(žŭm IV, enẹm)* mit drei Abarten: *niă žŭm* = eigentlicher *zŭm, ntụma I* und *ndzėi-žŭm* sowie **Solanum macrocarpum** L. var. **thonningii** *(etŭr-zŭm* von *etŭr* = **S. duplosinuatum** U. D., wegen der Ähnlichkeit der Früchte) — von letzteren beiden Arten werden die Blätter gegessen. Aus der Familie der Amarantaceen: **Celosia argentea** L. *(žŭm e mvėlė*, d. h. *žŭm* der Mwele), **Celosia laxa** Schum. et Thom. *(ʃǝlǝm [?], ebŭnėgăn)*, **Amarantus paniculatus** L. *(ʃǝlǝm IV, ʃọm IV)*. Aus der Familie der Labiaten: **Ocimum basilicum** L. *(osım)*, **O. gratissimum** L. *(asǒb)*, **Plectranthus** spec. *(avǻ)*, *aʃǻn* und **Aeolanthus edlingeri** Gürke *(elėlănge* NT., *elăngelănge* F.).

II. Viehhaltung.

Die Pangwe halten sich aus gleich zu erwähnenden Gründen Haustiere, doch kommt es dabei nicht zu einer ausgesprochenen Wirtschaftsform, die man als Viehzucht bezeichnen könnte. Von den vierfüßigen Haustieren kommen vor: Hund, Ziege und Schaf, von Geflügel das Huhn und neuerdings eingeführt die Ente.

Der Hund *(mvŭ IV)* wird im wesentlichen der Jagd wegen gehalten, er wird aber auch gegessen, mit besonderer Vorliebe von den Jaunde. In den Augen des Europäers ist er nichts weiter als eine Karikatur, ein abstoßendes Zerrbild; ein Blick in ihre falschen Augen genügt, um die Tiere zu hassen; gewöhnlich von Geschwüren bedeckt, von diebischem und verlogenem Wesen, unfolgsam, feig und streitsüchtig zugleich, drängen sie dem Beobachter oft einen Vergleich mit ihren Herren auf; auffällig erschien mir, im Gegensatz zu europäischen Hunden, ihr nicht so stark ausgeprägter Geschlechtstrieb. Um so höher schätzt sie der Pangwe, eben wegen ihrer guten Verwendbarkeit auf der Treibjagd. Gute Jagdhunde sind sehr schwer von ihren Besitzern zu haben und gelten so viel wie mittelgroße weibliche Ziegen und Schafe (14 Mk. oder 200 Speer). Hunde haben ebensogut wie bei uns ihre Namen, die aus der Liste der menschlichen Rufnamen genommen sind oder auf Eigenschaften der Tiere in scherzhafter Weise Bezug nehmen. Öfters hat man sogar diese schweinsschnauzigen Köter ganz wie Menschen mit Vor- und Vaternamen versehen oder, da die Feststellung der Vaterschaft erklärlicherweise mitunter auf Schwierigkeiten stößt, mit Vor- und Mutternamen, so: *akut-e-mbaṅ*.

Von menschlichen Rufnamen, die auf Hunde übertragen werden, stellte ich fest: ***ndǫṅo*** (sehr alter Männername, siehe S. 100), ***asǒṅ*** (Schirmbaum, Männername), ***mɤǫ̂nǫ̆*** (Satansaffe, **Colobus anthracinus** Leconte), ***ondɤ̆*** (?, Männername), ***ntǫde-abǫ̆ṅ*** (einzelner Fischotter, Frauenname), ***mfɤ̆meżǫk*** (das Weiße des Elefanten d. h. Elfenbein, Frauenname), ***mbă,ṅ*** (Elfenbein, Frauenname).

Sonstige Hundenamen: ***obɤ̆nŭ*** (von *obǫ̆n* = Perle, Perlengeschmückte, vielleicht auch Weibername), ***olŭ,ṅ*** (Baum **Rinorea dentata** [P. Beauv.] O. Ktze.), ***ebɤ̆ṅenǫṅ*** (der immer auf dem Bette liegt), *ajɤ̆żǫk* (*a jɤ̆* = sich sehnen, *żǫk* = Elefant, also der sich nach Elefantenfleisch sehnt), *angŭ,ṅ* (Hundeglocke), *odză'm* (Zwergmaki, **Hemigalago**, weil der Hund so durchs Gebüsch springt, wie die Zwergmakis auf den Bäumen), *akŭ,t* (der Dumme).

Ziege und Schaf, von den Fang als „*kǫbăd*" zusammengefaßt, werden als Großkapital, aus Liebhaberei und erst in dritter Linie als Schlachtvieh gehalten. Während sonst das Wirtschaftsleben unter dem Gesichtspunkt „Essen" betrachtet wird, tritt dieser auffälligerweise bei den Haustieren ganz in den Hintergrund gegen denjenigen der Freude am Besitz. Wir haben also eine richtige „Thesaurierung", deren Zweck die Aufspeicherung von Brautgeld ist, mit ihren bekannten Folgen, einer bis zum Geiz gesteigerten Sparsamkeit, die sich nur bei ganz seltenen Gelegenheiten ein Stück Fleisch gestattet und vor dem Genuß gefallener Tiere nicht zurückschreckt.

Die Ziegen *(ekɤ̆le)* sind ebenso unangenehm wie die Hunde wegen ihres geradezu niederträchtigen nächtlichen Radaus und sonstiger unanständigen und respektwidrigen Eigenschaften. Das einzige uns sympathische Haustier ist das Schaf *(ntǫma I)*, Abb. 57, aber auch hier verdirbt das böse Beispiel der Ziegen oft gute Sitte. Ihre „Spezialität" ist es, besonders nachts ein

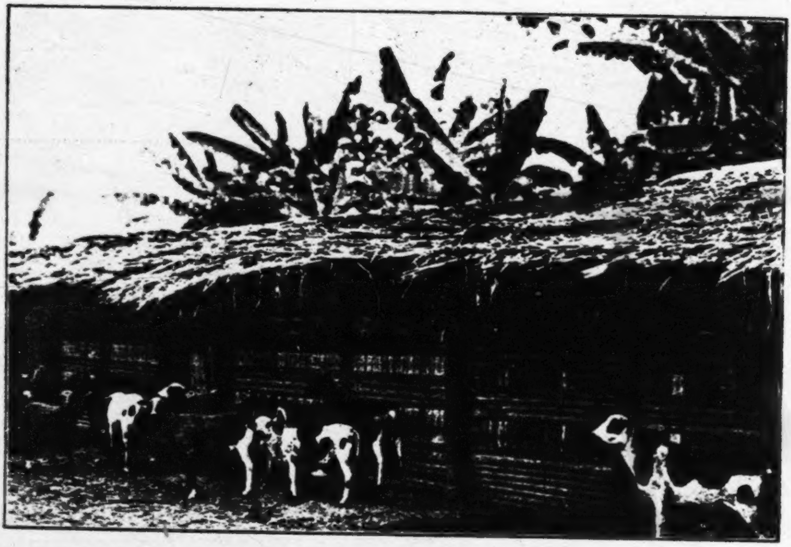


Abb. 57. Schafe. Dorf Makonanäm (Fam. Ojek.)

menschenähnliches Stöhnen hervorzubringen, das in seinem erschütternden Ausdruck einem die Tränen ins Auge zu treiben geeignet ist. Für Ziegen und Schafe baut man in Gegenden, wo es Leoparden gibt, Ställe (Abb. 58) aus Knüppeln, in die sie des Nachts getrieben werden.

Kastrieren ist im Pangwegebiete nur bei Ziegen üblich, nicht bei Schafen (*a tn̦b miǵk* = [den Hodensack] aushöhlen [zu] Verschnittenen) und wird ausgeführt, „damit die Ziegen mächtig groß werden und viel Fett ansetzen". Das Verfahren ist sehr roh; der Fachmann, der übrigens vielfach zugleich das Beschneiden der Kinder ausübt, öffnet mit dem Rasiermesser (*okǒngọn*) den Hodensack der jungen Tiere durch zwei seitliche Schnitte und nimmt den Hoden heraus, dann wird der Sack vier Tage lang mehrmals täglich mit warmem Wasser ausgewaschen. Dem Wasser ist eine Medizin beigemischt, nämlich der Saft der Guttifere **Haronga paniculata** Pers. (Loid.) (*atŭ̦rn*), angeblich, um den Sack zusammenzukleben (der Baum schwitzt unter der Rinde einen klebrigen gelben Saft aus, den man auszieht, indem man Rindenstücke in Wasser legt.)

Der günstige Einfluß auf die körperliche Entwicklung des Tieres bringt eine Wertsteigerung von nebenbei 14 Mk. auf 35 Mk. (500 Speer), also eine Kapitalvergrößerung mit sich, die dem Pangwe gewiß erwünscht ist, größer aber ist noch seine Freude an dem schönen Aussehen der kastrierten Tiere.

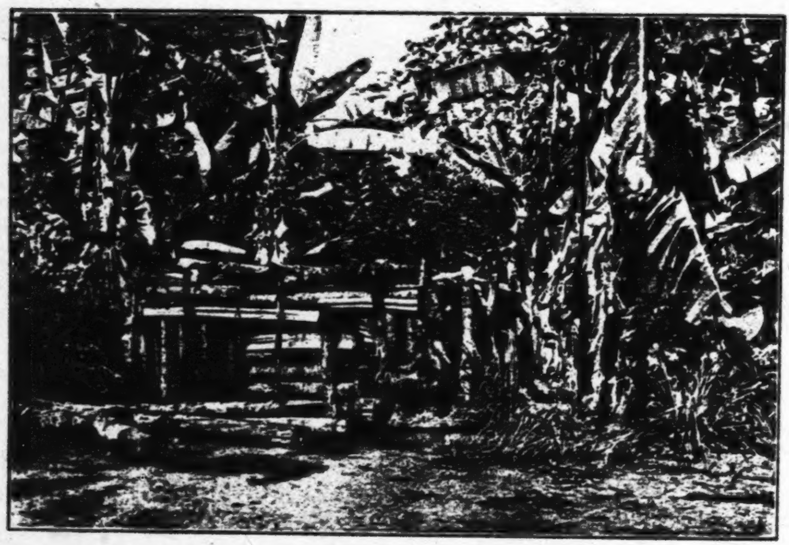


Abb. 38. Schaf- und Ziegenstall in Massóm (Fam. Ndong), Süd-Kamerun.

Auf der Wirkung der Kastration beruht der Vergleich der symbolisch, nicht körperlich kastrierten Menschen (vgl. Abschnitt XVIII, Geschlechtsleben), die sich nun auch — bis zu einem gewissen Zeitpunkt wenigstens — geistig hervorragend entwickeln sollen, mit den kastrierten Ziegen und die Benennung jener mit demselben Namen. Daß das Fleisch solcher Tiere auch als Nahrungsmittel genommen, durch die Kastration besser wird, spielt nur eine nebensächliche Rolle.

Prächtige alte Stücke, auch nicht kastrierter Ziegen und Schafe, werden mitunter mit einem menschlichen Namen belegt, und der Besitzer würde ein derartiges Tier niemals verkaufen, nicht einmal als Heiratsgut fortgeben.

Von sonstigen Haustieren kommt nur die Katze *(pfŏs IV* F., *esiŋa)* vor, die erst ganz neuerdings von der Küste mitgebracht ist.

Von Geflügel ist einheimisch nur das Huhn *(kub IV)*, von dem man nicht die Eier, sondern nur das Fleisch als Nahrungsmittel benutzt und auch das nur selten und bei besonderen Gelegenheiten. Auf seine Bedeutung in der religiösen Anschauung der Eingeborenen komme ich an geeigneter Stelle zurück.

Für die Hühner werden kleine Ställe aus Knüppeln hinter dem Hause gebaut, ferner werden ihnen Körbe an der Außen- und Innenwand des Hauses hingehängt, in denen sie ihr Brutgeschäft abmachen können, auch wird ihnen im Hause auf einem unbenutzten Bett ein Ruheplatz nicht verweigert, falls die Glucke ihn für sich und ihre Küchlein der Sicherheit wegen für den geeignetsten hält; durch ein Loch unten in der Wand findet die Hühnerfamilie einen Ausschlupf.

Enten mit einem roten Kragen um das Auge sind in den achtziger und neunziger Jahren eingeführt; sie gelangten etwa 1890 in das Fanggebiet und hießen *elǒ̧* (Wildente = *elǒ̧i*), später wurden sie *sǫ̈,ǒ̧ III* benannt.

Tierfreunde, wie andere Naturvölker, können die Pangwe nicht genannt werden. Gezähmte Tiere des Waldes sieht man außer Papageien so gut wie gar nicht, selbst nicht Affen. Die Pangwe „ermüden" = *a rǿl*, sie zu pflegen und zu füttern, und man kann es den freiheitlich gesinnten Vierfüßlern und Vögeln dann nicht verdenken, wenn sie das Weite suchen oder sich zum Sterben legen. Graupapageien, die sich gleich mit ihren Rufnamen, z. B. als *esǎ'sǎ'* = Milan, jedem Fremdling vorzustellen pflegen, gibt es recht häufig; sie finden ihre Nahrung meist auf den Abfallhaufen oder unter den Speiseresten im Hause. Hin und wieder kommen jung eingefangene Wildschweine vor, einmal wurde mir ein junger Leopard gebracht, den eine Frau versucht hatte, durch Anlegen an die Brust am Leben zu erhalten, das Tier hatte aber die hilfsbereite Frau arg zerkratzt, und sie war gar bald von der freiwillig übernommenen Mutterpflicht zurückgetreten.

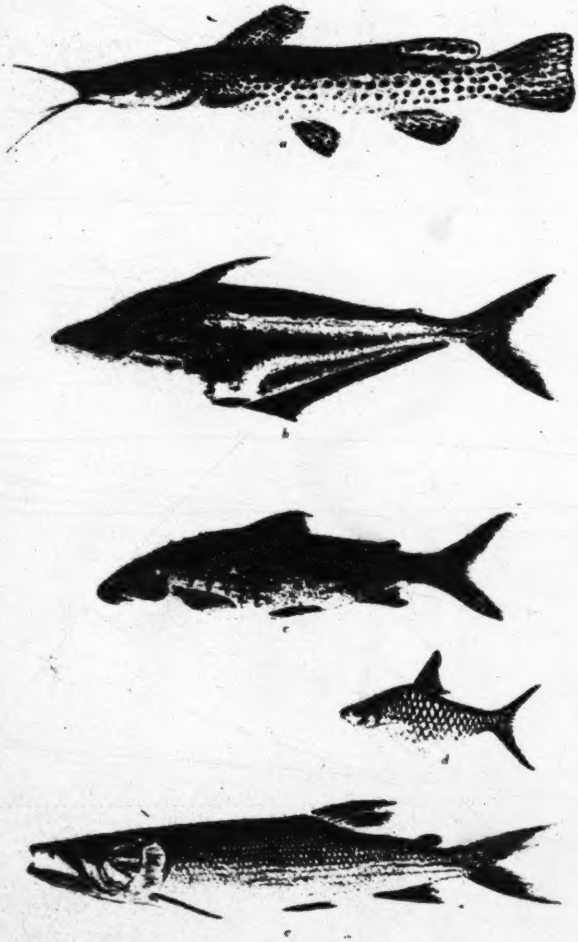
Die Biene, **Apis mellifica** L. var. **adansoni** *(mɪn̄/n̄,ṅ IV, ṅn̄,i' IV F.)*, wird nicht gezüchtet, wohl aber wird der wilde Honig *(wn̄,r*, Mehrzahl *mn̄,r)*, der meist in Baumstämmen zu finden ist, eingesammelt und roh verzehrt.

III. Fischerei.

Wie Westafrika überhaupt eines der reichsten Fischgebiete der Erde ist, so weisen auch die zahlreichen Flüsse und Ströme des Pangwelandes eine große Masse verschiedener Fischarten auf. Einige der hervorragendsten und typischsten Vertreter der Fischwelt des Kampo-Uellegebietes zeigt Tafel IX. Besonders reich vertreten ist hier die Familie der Welse (Siluridae). Von ihnen sind zu nennen: **Eutropius banguelensis** Blgr. *(ekɪ,da* F., *kɪ,da IV* Nt., jung = *esǒ̧b)* der Stachelwels **Auchenoglanis balayi** (Sauv.) var. **gravoti** Pellegr., das ist der Katzenfisch der Pangwe: *nsɪ̧ṅ I*[1]), **Clarias submarginatus** Ptrs. *mɪǒ' IV* F., *mɪǧ IV* Nt.) und **Clarias walkeri** Gthr. *(ngǒ' IV)* sowie eine neue **Synodontis**-Art, **S. tessmanni** Papph., *(ebǔ')* und eine neue **Clariallabes**-Art, **Cl. longicaudatus** Papph. *(ndǒ̧nga I, odǒge III)*. Ferner wurden Arten aus den Gattungen **Doumea, Parauchenoglanis** und **Atopochilus** gesammelt. Von den Mormyriden sind zu nennen: der überall vorkommende, wegen seines merk-

---

[1]) *nsɪ̧ṅ I*, die Ginsterkatze, **Genetta**, weil der Fisch ebenso gefleckt ist.



FISCHE AUS DEM KAMPO UND UELLE

- *a* **Auchenoglanis balayi** (Sauv.) var. **graveti** Pellegr. (Fam. Siluridae).
- *b* **Eutropius banguelensis** Blgr. (Fam. Siluridae).
- *c* **Distichodus hypostomatus** Pellegr. (Fam. Siluridae).
- *d* **Barbus guirali** Thomin. (Fam. Cyprinidae).
- *e* **Sarcodaces odoë (Bl.)** (Fam. Characinidae).

essmann, die Pangwe Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin

[facing p. 108]

würdigen, mit einem elektrischen Organ ausgestatteten Schwanzes beachtenswerte **Gnathonemus moorii** (Gthr.) *(angn)*, ferner **Marcusenius sphekodes** (Sauv.) *(ntötǝm I)*, beides kleinere, für die Pangwe unwichtigere Arten. Aus der Familie der Characiniden ist besonders erwähnenswert: **Sarcodaces odoë** (Bl.) *(nsö I)*, **Distichodus hypostomatus** Pellegr. *(mbûn I)*, als neu **Alestes tessmanni** Papph. *(ekɪ̦da* F. *kɪ̦da IV* Nt.); aus der Familie der Cypriniden **Barbus**-Arten, so **B. guirali** Thomin *(mɪá III endzɪma mɪá)* und der neue **B. malacanthus** Papph. sowie mehrere Arten der Gattung **Barilius**. Weiter habe ich Arten aus den Familien Cyprinodontidae, Anabantidae, Cichlidae und Mastacembelidae gesammelt, auf die ich hier indessen nicht näher eingehen kann.

Die Ausnutzung des Fischreichtums der größeren Ströme ist eine verhältnismäßig geringe, weil die Pangwe sich mit ihren schlechten Flößen auf den meist reißenden Gewässern zu unsicher fühlen, und die wenigen vorhandenen Einbäume, die außerdem den Verkehr an den Übergangsstellen bewältigen sollen, zu einer genügenden Ausbeutung des Fischreichtums nicht ausreichen und für einen Fischereibetrieb überhaupt nicht geeignet sind, dazu kommen die Abgeschlossenheit der Dörfer und die schlechten Verkehrsverhältnisse. Im einzelnen schaffen die hydrographischen Verhältnisse schon auf ziemlich kleinem Gebiet große Verschiedenheiten, so spielt z. B. in Jaunde die Fischerei nicht die große Rolle wie im Süden, die Bawa (Unterstamm der Jaunde) kennen beispielsweise außer dem Fischtreiben nur vier Fangmethoden, nämlich den Korbwehrfang mit langen Körben *(nsö̦n I)* und den mit gewöhnlichen Körben *(nkŏ̦é I)*, das Vergiften der Fische *(ngŭ̦m IV)* und das Angeln.

Um ein allgemeines Bild von dem Fischereibetriebe zu geben, dessen wechselnde Formen in den verschiedenen Gegenden zu schildern zu weit führen würde, bespreche ich nur die verschiedenen Verfahren, die ich bei den mittleren Pangwe im Flußgebiet des Kampo mit seinen linken Nebenflüssen, des Uelle in seinem Mittellauf und vor allem seiner Nebenflüsse Bimfille, Abea usw. kennen gelernt habe. Die besten Monate für den Fischfang sind dort September bis Februar, wenn die Flüsse nach ihrem höchsten Stand anfangen zu sinken; während der übrigen Zeit wird nur geangelt oder hier und da ein Korb gelegt.

Die Fischerei ist Männerarbeit mit alleiniger Ausnahme des Fischtreibens, das Sache der Weiber ist. Die Methoden sind folgende:

1. **Fischtreiben,** *a lŭ̦k* (Zeitwort).

Es besteht darin, daß in seichten Bächen oder Quelläufen das Wasser mit flachen Körben, sogenannten Buschtellern *(dɪ́ɪ̦̆d)*, stromabwärts getrieben wird, nachdem zuvor in einigem Abstande Querdämme aus Steinen oder Zweigstücken aufgeworfen sind. Diese verhindern die Fische zu entkommen. Dann fischen die Frauen mit einem engmaschigen, flachen Netze, das an einen zusammengebogenen Stengel aus der biegsamen Scitaminee **Trachyphrynium violaceum** Radl. *(nkǫ̆monkǫ̆'mo)* gebunden ist und wie der Buschteller eigentlich zur Kücheneinrichtung gehört (zum Kassavewaschen verwendet), die stehengebliebenen Lachen durch.

Die Ausbeute besteht nur in finger-, höchstens spannenlangen Fischchen, verschiedenen Schnecken, Garneelenarten[1], Libellenlarven und sonstigem niederen Getier, aber die Gesamtmenge ist ziemlich groß, alles wird gegessen, und das Fischen macht den Frauen einen Hauptspaß, denn alle naselang sieht man die gesamten Weiber eines Dorfes vom ältesten Mütterchen bis zu dem kleinsten Mädchen nach dem Urwald auswandern, wo sie einen geeigneten Bach wissen, und dort nach Herzenslust bis in die späte Nacht im Wasser herumpatschen. Oft erst, wenn der erste Uhu seinen schaurigen Ruf durch den stillen Wald ertönen läßt, kehrt die Gesellschaft mit reicher Beute, die kaum in den langen Frauenkörben *(nkán)* zu bergen ist, ins Dorf zurück. Bei Gelegenheit des Treibens bauen die Weiber *fi̦s* F., *pfi̦s* Nt. oder *ebǫ'da*, das sind Haufen dicht am Ufer ins Wasser geworfener Steine, Aststückchen usw., unter denen sich die Fische sammeln. Beim nächsten Fischtreiben dämmen sie ober- und unterhalb dieser Stelle den Bach ab und fangen nun leicht die Fische nach Ablaufen des Wassers.

Die Jaunde wenden diese Methode auch in größeren Bächen und nicht zu tiefen Flüßchen an, wo allerdings keine Dämme gezogen, sondern die Fische in seichte Buchten oder auf den überschwemmten Waldboden getrieben werden. Natürlich kann ein solches Treiben nur von einer größeren Anzahl Menschen zugleich ausgeführt werden, und deshalb ruft der Häuptling die Weiber aus der Umgegend zusammen, geht mit ihnen an die Stelle, wo sie fischen wollen, und stellt sie an ihre Plätze. Von der Beute erhält er dafür eine bestimmte Abgabe, und zwar muß ihm jedes Weib die Hälfte ihres Fangs — bei ungerader Zahl rundet man nach oben ab — ausliefern.

2. Fischtreiben *(abü̦lä)*.

Es entspricht dem eben von den Jaunde beschriebenen Verfahren, findet aber nur nachts und ohne Absperrung des Wassers in größeren Flüssen statt.

3. Kinderangeln *(ngá̦k IV)*.

Die Ntum- und Fangjungen fangen sich kleine Fische mit Angeln aus den Stacheln des Quastenstachlers, die vor der Spitze umgeknickt und vermittels der sehr festen Wurzelfäden der Aracee **Rhektophyllum mirabile** N. E. Brown *(ndĕs IV, klẹs IV)* in Hakenform zusammengehalten werden.

---

[1] In der Hauptsache von **Palaemon marcrobrachyum** Herklots *(nwǫ́s I)* und **Caridina togoensis** Hlgd. *(si̦ü IV)*.

4. Die Angel *(nlŏb I)*.

In Jaunde kennt man eine Angel ähnlich der unsrigen aus Schnur, Rute, Haken und Schwimmer, die nach Angabe meiner Jaunde schon vor Ankunft der Weißen in Gebrauch gewesen ist. Die Angeln der Fang und Ntum (Abb. 59) sind wesentlich anders; ihr Haken wird durch einen an der Schnur befestigten Stein auf dem Grund festgehalten; früher hatten sie auch einen Schwimmer, er ist indes später meist als zwecklos aufgegeben worden. Der Angler hockt mit der Schnur in der Hand auf einem Floß oder Kanu, das im Ufergestrüpp verborgen liegt. Als Köder dienen überall Würmer.

5. Tauangel oder Hängeangel *(ekẹle nlŏb, elŭn nl.)*.

Sie unterscheidet sich von der eben genannten nur dadurch, daß die Schnur an einem über den Fluß gespannten Lianentau befestigt ist, ins Wasser hineinhängt und durch den als Senker wirkenden Stein in der Lage gehalten wird.

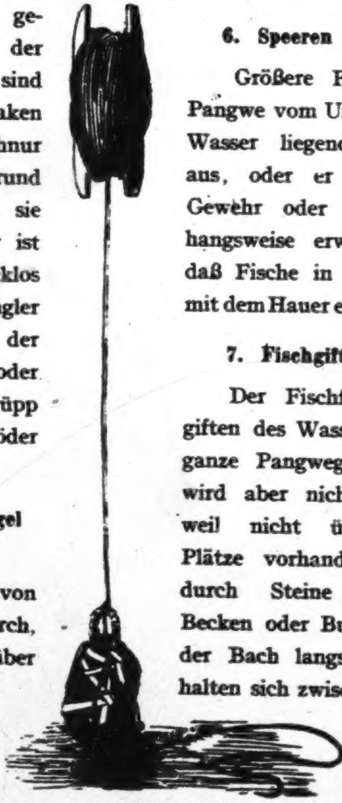


Abb. 59. Angel.

6. Speeren und Schießen.

Größere Fische speert der Pangwe vom Ufer oder einem im Wasser liegenden Baumstamm aus, oder er schießt sie mit Gewehr oder Armbrust. Anhangsweise erwähne ich auch, daß Fische in seichtem Wasser mit dem Hauer erschlagen werden.

7. Fischgift *(ngŭm IV)*.

Der Fischfang durch Vergiften des Wassers ist über das ganze Pangwegebiet verbreitet, wird aber nicht häufig geübt, weil nicht überall geeignete Plätze vorhanden sind, d. h. durch Steine abgeschlossene Becken oder Buchten, in denen der Bach langsam fließt; hier halten sich zwischen den Steinen besonders gern **Distichodus hypostomatus** Pellegr. *(mbŭn)*, Tafel IX, auf, und ihn fängt man hauptsächlich auf diese Weise. Der Name stammt von einem Kraut *(ngŭm)*, das im Jaundegebiet vorkommen soll und dort zum Fischtöten benutzt wird; dann wurde der Name als Sammelname auf alle anderen Fischgifte übertragen. Im Süden werden folgende Pflanzen dazu verwendet:

1. Schoten der furchtbar (nach Abwasser) stinkenden Leguminose **Pachyelasma tessmannii** Harms *(makŏp III)*;

2. Früchte einer Rubiacee *(oyö')*; meist mit 1 zusammen;
3. Blätter und Stengel der Passifloraceen **Ophiocaulon cissampeloides** Hook. f. und der **Adenia lobata** (Jacq.) Engl. (gemeinschaftlicher Name *undündă* oder *ündòndòle a ndźɔk*);
4. Blätter von **Duverronia extensa** (T. And.) Lieb., Acanthacee *(ngünekid,r-nya-zäm IV)*[1], zerrieben, bis es schäumt; meist mit 3 zusammen;
5. Rindenstücke der **Piptadenia africana** Hook. f., Leguminosae *(lüm IV)*;
6. Rindenstücke der **Rinorea dentata** (P. B.) O. Ktze., Violaceae *(olü,n)* meist mit 5 zusammen;
7. Schoten der Leguminose **Tetrapleura thonningii** Hook. f. *(agbwa' III, esīsɛ̄ɪ,)*[2], zerrieben;
8. Blätter der Leguminose **Tephrosia vogelii** Hook. f. *(ndäwòlò III)*[3], zerrieben.

7. Fischwehr *(olä'm)*.

Die großartigste und ergiebigste, freilich auch umständlichste Vorrichtung für Fischfang ist das Fischwehr (Abb. 60). Es schließt den Fluß quer ab und besteht aus drei Teilen, dem Hauptwehr (a) und zwei Seitenwehren (b), das sind Wände aus dicht gestellten Knüppeln oder aus Stöcken, zwischen denen Blätter oder Rindenplatten (Hauptwehr) befestigt sind. In den Seitenwehren werden unten am Grunde Ausschnitte angebracht und in sie Körbe eingelegt. Das Hauptwehr setzt sich dicht unter dem Wasserspiegel in ein bis vier dreieckige Roste (c) fort, die in der Stromrichtung schräg von unten nach oben so eingestellt sind, daß ihre Spitzen etwas aus dem Wasser herausragen.

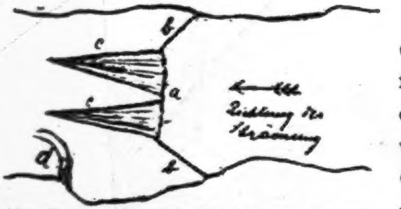


Abb. 60. Lageplan einer Fischwehr in der Abea. *a* Hauptwehr, *b* Seitenwehren, *c* Roste der Hauptwehr, *d* am Ufer wachsender, über das Wasser geneigter Baum.

Selbstverständlich können solche Wehre nur zur Zeit des tiefsten Wasserstandes gebaut werden; steigt der Fluß, so führt er viele Fische mit sich und treibt diejenigen, welche nicht in die Körbe der Seitenwehre geraten, auf die Roste, auf denen sie oft in großen Mengen liegen bleiben und von den Negern einfach abgenommen werden. Man gelangt dahin, indem man vom Ufer aus eine eigene Brücke baut oder auf dem Rand der Seitenwehre entlang klettert.

---

[1] Auch die Acanthacee **Lankesteria elegans** (P. B.) T. And. *(ngünekid,r IV)* scheint für Fische giftig zu sein. Nach Angabe der Neger zerreibt man die Blätter auf Steinen, die im Wasser liegen; dann kommen die Fische (wohl betäubt) an die Oberfläche und werden mit dem Hauer erschlagen.

[2] Sie duften übrigens sehr schön nach Heißwecken, darin gerade das Gegenteil von **Pachyelasma**.

[3] Vom Stamme *a wòlò* morden; vergl. *wòle* (Uelle) = der Mordende.

Diese Art Fischwehr ist überall mit Ausnahme des Nordens verbreitet. Meist regt der Häuptling einige Leute zu dem Bau an, diese haben dann das alleinige Besitzrecht auf Fischwehr und Fische, geben ihren Verwandten und Bekannten wohl unentgeltlich von dem Fang ab, sei es aus Gemeinsamkeitsgefühl, sei es aus der Berechnung, bei ähnlicher Gelegenheit von ihnen ebenso bedacht zu werden, lassen sich von Fremden aber bezahlen, und zwar je nach Größe 1 oder 2 Speer (7 bzw. 14 ₰) für das einzelne Stück. Der größte Teil der Ausbeute wird sofort verzehrt, der Rest wird getrocknet. Bei dem schnellen Verfaulen der Fische in den Tropen kommen nur wenige über ihren Fangort hinaus, zumal die unsicheren Verhältnisse im Fanggebiete einen regelrechten Tauschhandel verhindern[1]).

Neben der eben genannten aus Haupt- und Seitenwehren bestehenden Vorrichtung kommen auch die Seitenwehre allein als selbständige „Korbwehre“ vor. Sie sind weniger ergiebig, dafür aber nicht an einen bestimmten Wasserstand gebunden und liefern deshalb einen gleichmäßigen Ertrag. Man verwendet für sie drei verschiedene Korbarten:

8. *nkŏ̧ɛ̧́ I* = gewöhnliche Körbe,
9. *ayŏ̧* = kurze Fischkörbe (Abb. 61),
10. *nsŏ̧ṅ I* = lange Fischkörbe (Abb. 62),

und zwar meist je zwei zugleich.

In kleineren Flüssen oder Bächen, z. B. dem Miemie, Nebenfluß des Kje, werden *nsŏ̧ṅ* und *ayŏ̧* gelegt, in großen Flüssen eine größere Form der *ayŏ̧* und *nkŏ̧ɛ̧́*, und zwar immer die zwei Arten Körbe in einem Wehr, da man die Erfahrung gemacht hat, daß die eine Fischart sich leichter in der einen Sorte von Körben fängt, eine andere wieder leichter in einer anderen. Nur selten war eine Korbart, z. B. *nsŏ̧ṅ*, ausschließlich verwandt. Diese langen Körbe *nsŏ̧ṅ*, die bis zu 30 cm Durchmesser haben können, sind besonders in Jaunde üblich, kommen aber auch im Süden vor. In ein Wehr werden gewöhnlich drei bis vier Körbe gelegt, etwa zwei *ayŏ̧* und zwei *nsŏ̧ṅ* (Abb. 63). Zu beachten ist dabei, daß die langen Körbe *nsŏ̧ṅ* mit der Öffnung nach der Quelle zu liegen, dagegen die *ayŏ̧* (wie übrigens auch die *nkŏ̧ɛ̧́*) mit der Öffnung nach der Flußmündung zu, so daß auch die flußauf wandernden Fische gefangen werden. Das aus *ayŏ̧* und *nsŏ̧ṅ* bestehende Wehr gilt folgenden

---

[1]) Märkte gibt es überhaupt nicht.

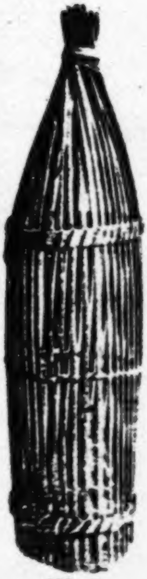


Abb. 61
Kurzer Fischkorb.

Tieren: Stachelwelsen (Sammelname *kŏmĕsŏ̧m IV*)[1], **Clarias walkeri** *(ngŏ)*, **Synodontis tessmanni** Papph. *(ngŏŭ, nwŏ̧ŭ I)*, ferner **Marcusenius sphekodes** (Sauv.) *(nlótŏm)*, **Gnathonemus moorii** (Gthr.) *(anḝn)*, Krebsen, Taschenkrebsen, **Palaemon**-Garneelen *(nwǿs)* usw., auch werden **Clariallabes longicaudatus** Papph. *(ndǫ̇na I)* darin gefangen.

Die Körbe *nkö̧é* sind ebensogroß wie die gleichnamigen von den Frauen bei der Feldarbeit benutzten und haben einen Trichter, durch den die Fische ins Innere, aber nicht wieder zurück gelangen; in ihnen werden hauptsächlich gefangen: **Sarcodaces odoe** *(nsö I)*, Tafel VIII, **Clarias walkeri**, Stachelwelse, **Xenocharax spilurus** Gthr. *(mfĕga, mfĕnga I)*, **Anabas pleurostigma** Blgr. *(awŏ̧n)*, **Parauchenoglanis guttatus** (Lönnbg.) *(ebŏ, evŏs)*, **Eutropius banguelensis** Blgr. *(nkŏde III*, jüngere Stücke = *okĭ̧ III)* und Taschenkrebse; dagegen wird nicht erbeutet **Barbus guirali** Thomin. *(mrŏ̧ǻ III)*.

11. **Korbfalle** *(ngą́ IV)*.

Die Korbfalle (Abb. 64) ist ein länglicher, mit einer Klappe vor der Öffnung versehener Korb. Die Klappe wird nach Muster der Zugfallen durch eine am Ufer aufgestellte Vorrichtung zugezogen, wenn ein Fisch das im hinteren Ende des Korbes angebrachte Hebelsystem auslöst. In den Korb, der in nicht allzu tiefen Gewässern am Grunde fest verankert wird, legt man eine Schnecke als Köder. Diese Falle ist hauptsächlich für den Fang von **Clarias walkeri** *(ngŏ)* und von Taschenkrebsen *(kŏdə)* berechnet.

Abb. 62.
Langer Fischkorb für Korbwehre.

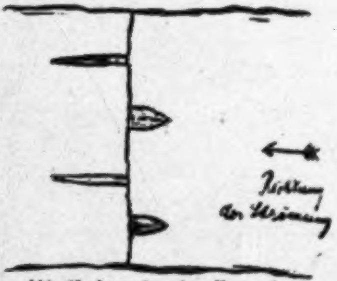


Abb. 63. Lageplan eines Korbwehres.

12. **Fangkorb** *(ngą̈dĕgö III)*,

ist ein kleiner, mit einem Trichter vor der Öffnung versehener Korb (Abb. 65), der für den **Clarias walkeri** bestimmt und, mit einem Köder versehen, in einem Flusse ausgelegt wird. Der Köder besteht aus Stücken eines Ameisennestes (dies *đzŏk, ndzŏk IV* genannt) mitsamt den Ameisen von der Art **Cremastogaster striatula** Em. *(esǫn, asǫn)* oder aus Stücken von Baumtermitennestern (gleichfalls *dzǫk*).

---

[1] *kǿ(s)-a-masŏ̧m*, d. h. Fisch mit Rückenstacheln.

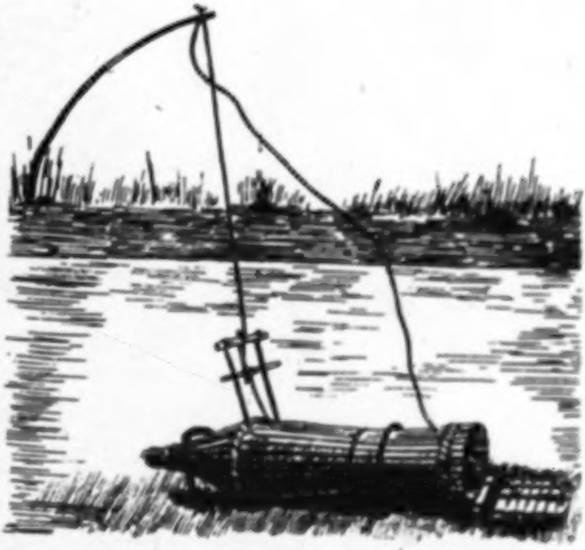


Abb. 64. Korbfalle für Fische.

In derselben Weise werden die Fischkörbe *ayǫ*, mit Kassaveköder[1]) oder auch mit Zweigen (ohne Blätter) der **Oxystigma buchholzii** Harms, Leguminose *(pfǫ,a IV)*, versehen, einzeln ausgelegt. In diesem Falle heißen sie *ewǫ,a-ayǫ* (von *a wǫ,a* = auswerfen).

13. Riesenfischkörbe *(edǫgǫ, adǫi)*.

3—4 m lange, 1—2 m breite Körbe, so groß also, daß 4—5 Leute in ihnen Platz hätten, werden in tiefe Gewässer versenkt, wo sie das erste Mal vier, später jedesmal drei Tage liegen bleiben. Der ganze Korb wird lose angefüllt mit Zweigen der Leguminose **Millettia thonningii** Bak. *(onǵmezǫk)*, der **Impatiens dichroa** Hook. f. *(efés)* und besonders der Euphorbiacee **Cleistanthus angolensis** M. Arg. *(ngbǫde I)*, alles Pflanzen, deren Schleim oder Blätter die Fische fressen, ferner mit den beblätterten Stengeln des Kardamoms, **Aframomum albo-violaceum** K. Sch. *(adźǫm)*, oder der verwandten Scitaminee **Renealmia albo-rosea** K. Sch. *(adźǫm-mekǫm)*, deren Geruch die Fische lieben, sowie schließlich mit den Wurzeln der Kassave und der Euphorbiacee **Uapaca guineensis** Muell. Arg. *(asǫm)*, zwischen denen sich die Fische gern aufhalten. Der Korb ist an der Vorderseite offen und wird mit dieser offenen Seite zuerst aus dem Wasser gezogen, so daß die Fische — außerdem durch das Wurzel- und Zweigwerk behindert und verwirrt — nicht so schnell entweichen können.

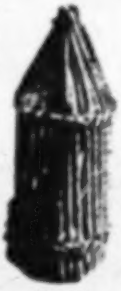


Abb. 65. Fangkorb für Fische.

---

[1]) Ganze Wurzeln gekocht *(ogbǫnǫ,ma mbǫ́ǫ)* und kleingeschnittene, getrocknete Kassave *(ndźǫǫ mb.)*.

14. **Riesenfischkasten** *(etʃ, ba,a III)*.

Statt der Riesenkörbe werden auch Kästen verwandt, die aus Rinde hergestellt, bei einer Länge von 3—4 m 1,5 m hoch sind. Von den Körben unterscheiden sie sich außer in ihrer Form durch einen Deckel, der im Wasser offen steht und sich zuzieht, wenn der Kasten hochgezogen wird.

Die Riesenfischkasten und -körbe sind nicht leicht herzustellen und zu handhaben, und man sieht sie deswegen nicht häufig.

15. **Fischgraben** *(moŋ, IV., moŋ)*.

Ein Graben (Abb. 66) wird senkrecht zur Richtung des Flusses ausgehoben, gegen diesen durch eine in der Mitte mit einer Falltür versehene Rindenwand *(a)* abgeschlossen und mit Köder aus Nestern der oben erwähnten Ameisenart *(c)* versehen. Quer über den Graben baut man einen Steg *(b)*. Nachdem man die Tür einige Tage hat offen stehen lassen, schließt man sie eines Nachts vom Steg aus und fängt die Fische, hauptsächlich wieder **Clarias walkeri** und nebenbei noch **Marcusenius** *(nlotom)*, mit einem Netz heraus. Nur im südlichen Gebiete üblich.

Runde Fischnetze, die ausgeworfen werden und sich im Sinken fallschirmartig ausbreiten — wie sie an der Küste überall gebräuchlich sind —, kennen die Pangwe nicht. Das kleine, runde Netz, das die Weiber zum Kassavewaschen wie auch als Fischkätscher gebrauchen, ist bereits erwähnt. Es bleibt nur noch ein Fischfanggerät zu besprechen, die

16. **Netzfalle** *(alpa)*.

Sie besteht aus der Verbindung eines Netzes mit einem Gerüst. Das Gerüst zeigt Abb. 67 von hinten gesehen; es sind drei Einzelteile vorhanden: Der vordere Galgen *a* mit zwei Querhölzern *d*, der hintere Galgen *b* mit der Tragleiste *c* und der Mittelteil. Letzterer ist zusammengesetzt aus dem Netzreifen *f*, dem daran gehängten Netz (das in der Abbildung noch nicht aufgesteckt ist) und drei langen in *z* befestigten Raphiastengeln, einem freien *(g)* und zwei anderen *(e)*, die noch in *y* und *z* an den Netzreifen festgebunden sind und dem Querholz *c* aufliegen. Eine Person, die auf dem vorderen Galgen sitzt, kann mit dem Stock *g* das Netz handhaben; sie kann es damit herunterlassen (Abb. 68) oder, wenn es nicht gebraucht wird, heraufheben, zwischen die Stangen *d* schieben und nun *g* auf *c* zurücklegen (Abb. 69). Das Gerüst wird so, daß das Netz auf den Grund zu liegen kommt, in einem Bach aufgestellt und dieser an beiden Seiten eingedämmt, so daß die Fische von der Strömung in das Netz getrieben werden, aus dessen spitz zulaufendem Beutel sie nicht entfliehen können (vergl. Abb. 69). Das Netz wird *avidne* genannt. Erklärlicherweise werden in der Netzfalle, die schon wegen ihrer Form nicht übermäßig praktisch genannt werden kann, nur kleinere Fische gefangen.

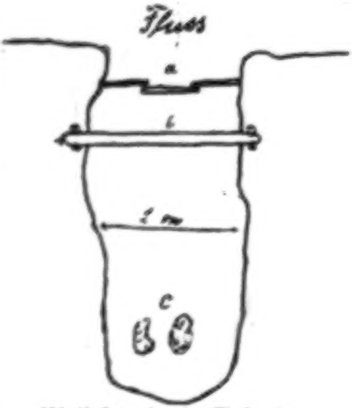


Abb. 66. Lageplan eines Fischgrabens. *a* Rindenwand mit Tür, *b* Steg, *c* Köder.

IV. Fallenstellerei.

Die — nach Ackerbau und Fischfang — drittwichtigste Wirtschaftsform ist die ausschließlich in den Händen der männlichen Bevölkerung liegende Fallenstellerei. Die verschiedenen Fallen, die der Pangwe baut, lassen sich folgendermaßen einteilen:

- A. Fallen, in die das Wild hineinstürzt:
  - 1. Grubenfallen *(ebę̃ŋ, ndáa I)*.
- B. Fallen, die durch Niederstürzen eines Balkens, Tellers oder Eisens wirken.
  - 2. Schlagfallen *(ekütsíl)*,
  - 3. Schlagteller *(akui)*,
  - 4. Speerfalle *(elŭa)*.
- C. Fallen, die aus einer Zugschlinge bestehen:
  - 5. Einfache Schlingen *(aśma* usw.*)*,
  - 6. Zugfallen *(alę̃m)*:
    - a) Bodenzugfallen *(alę̃m)*[1],
    - b) Baumzugfalle *(nkpwęa I)*,
    - c) Halbaffenfalle *(mbéa I)*,
  - 7. Frankolinfalle *(ndęa IV)*,
  - 8. Bogenfallen *(ekęle)*.
- D. Fallen, die Lärm schlagen:
  - 9. Zibethkatzenfalle *(nlía I)*.

1. Grubenfallen *(ebę̃ŋ, ndáa I)*.

Die einfachste Form der Falle, die Grube, ist über das ganze Gebiet verbreitet. Überall an Wegen durch den Urwald befinden sich schmale, rechteckige Gruben von oft 3 m Tiefe so dicht am Wege, daß sie — sorgfältig bedeckt wie sie sind — mitunter Fußgängern, die nicht genau achtgeben, gefährlich werden können. Sie gehen nach unten so schmal zu, daß ein Mensch, der hineingestürzt ist, in halber Höhe zwischen den Wänden eingeklemmt hängen

---

[1] Nicht zu verwechseln mit dem *alę̃'m* (Fischwehr).

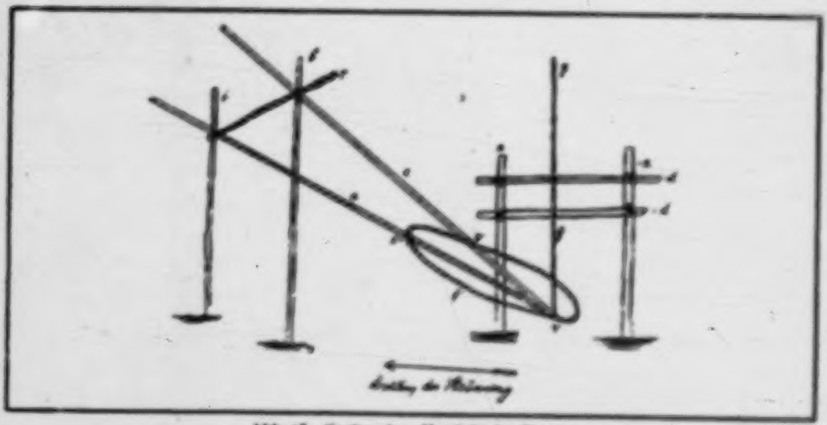


Abb. 46. Gerüst einer Reusfalle für Fische.

bleibt und allein nicht wieder heraus kann. Gruben mit spitzen Pfählchen auf dem Grunde sind nicht für Wild, sondern nur im Kriege in Gebrauch. Die Gruben werden gewöhnlich von zwei Leuten, den Eigentümern, angelegt, von denen der eine gräbt, der andere die Erde wegträgt. Der erstere darf nach dieser Arbeit fünf Tage lang geschlechtlich nicht verkehren. Die Grube ist nämlich ein Loch, wie das weibliche Geschlechtsorgan; würde er sich also durch den geschlechtlichen Verkehr mit der Frau beflecken, so würde er auch in der Grube nichts fangen.

2. Schlagfallen *(eküidi)*.

Von Schlagfallen, d. h. Fallen, in denen das Tier durch einen über einem Gange liegenden und durch eine Schnappvorrichtung ausgelösten Baumstamm oder durch einen frei aufgestellten und hochgerichteten, beschwerten Teller erschlagen wird, unterscheiden die Pangwe sieben Abarten, und zwar:

A. Eigentliche Schlagfallen für Wild:
   1. *eküidi-asɛb* oder *asɛb*,
   2. *eküidi-engdǫ*,
   3. *eküidi-nkǫk*,
   4. *alapa-eküidi*.

B. Rattenschlagfallen:
   5. *eküidi-o-si*,
   6. *eküidi-o-jeb*.

C. Schlagteller:
   7. *akui*.

Abb. [illegible] und [illegible].
Flechtzaun mit einem Netz, das in Verbindung mit einem [illegible] steht.

Die einträglichste und deshalb häufigste Schlagfalle für Wild ist die in Verbindung mit einem Wildgatter aufgestellte *[illegible]*. Sie ist in Abb. 70 Fig. 1 und 2 abgebildet. Das Gatter zieht sich mit verschiedenen Durchlässen oft durch den ganzen Wald, zumeist an den Wegen entlang, und besteht aus nebeneinander eingeschlagenen Stöcken, die entweder dicht aneinander stehen oder in größeren Zwischenräumen und dann mit Blättern von **Sarcophrynium velutinum** *(akiaikui)*, der Raphiapalme oder der Sumpfpalme verflochten werden, so daß die meist kleineren Tiere an dem Gitter entlang laufen und keinen anderen Ausweg finden als jene Durchlässe. Hier werden die eigentlichen Fallen eingebaut: man zieht quer zum Gitter einen Gang aus zwei Reihen dicht nebeneinander eingeschlagener Stöcke *(i)*, von denen der vordere oder einer der vorderen (in der Abbildung der linken Seite), *k*, oben eine Gabel trägt. In den Gang wird ein Baumstamm *g* so eingespannt, daß er mit seinem hinteren Ende dem Boden aufliegt und durch andere Stämme *(h)* beschwert, mit dem vorderen Ende dagegen an einem Hebel *(e)*, der in dem Gabelstock *k* einen Stützpunkt findet, aufgehängt und in der Schwebe gehalten wird. Der Hebelstock *e* wird seinerseits von einer Schnappvorrichtung gehalten, die bei allen Schlag- und Zugfallen in gleicher Weise wiederkehrt und hier deshalb ein für allemal beschrieben werden soll. Die Vorrichtung besteht aus einem Fallenbogen *a*, der beiderseits in den Boden gesteckt wird, und einem Klemmstock *b*, der durch ein Holzstückchen *c*, den Klemmer, an den Fallenbogen gedrückt wird. Die Verbindung dieser Auslöservorrichtung mit dem Hebel geschieht durch ein an den Klemmer geknüpftes Tau *d*, das an dem freien (linken) Hebelarm festgebunden ist und so den an dem anderen Hebelarm aufgehängten Baumstamm hochhält. Der Klemmstock *b* reicht durch die Gitterstäbe frei in den Gang und wird hier durch Laubwerk, das über giebelförmig geknickte Stäbe *m* gelegt ist, verdeckt.

Tritt nun ein Tier in den Gang und auf den Klemmstock, so wird dieser niedergedrückt und dadurch der Klemmer ausgelöst, der Hebel fliegt mit seinem linken Arme hoch, und der Baumstamm fällt herunter.

Diese Schlagfalle wird trotz der großen Arbeit, die das lange Gitter erfordert, meist nicht von allen Dorfbewohnern gemeinschaftlich, sondern — wie das Fischwehr — von zwei Männern hergestellt. Sie fängt besonders folgende Tiere: Hamsterratte **Cricetomys dissimilis** Rochebrune *([illegible])*, Quastenstachler **Atherura africana** Gray *([illegible])*, Eichhörnchen, die Zwergantilope **Cephalophus melanorheus** *([illegible])*, in der Nähe von Gewässern das Hirschferkel **Hyemoschus aquaticus** Ogilby. *([illegible],* Mehrzahl *[illegible])*, von Vögeln einige am Boden lebende Arten, wie Tauben, Perlhühner, Frankolin **Francolinus squamatus** Cass. *([illegible])*, Drossel **Turdus saturatus** Cab. *([illegible])* und Hochtralle **Himantornis**

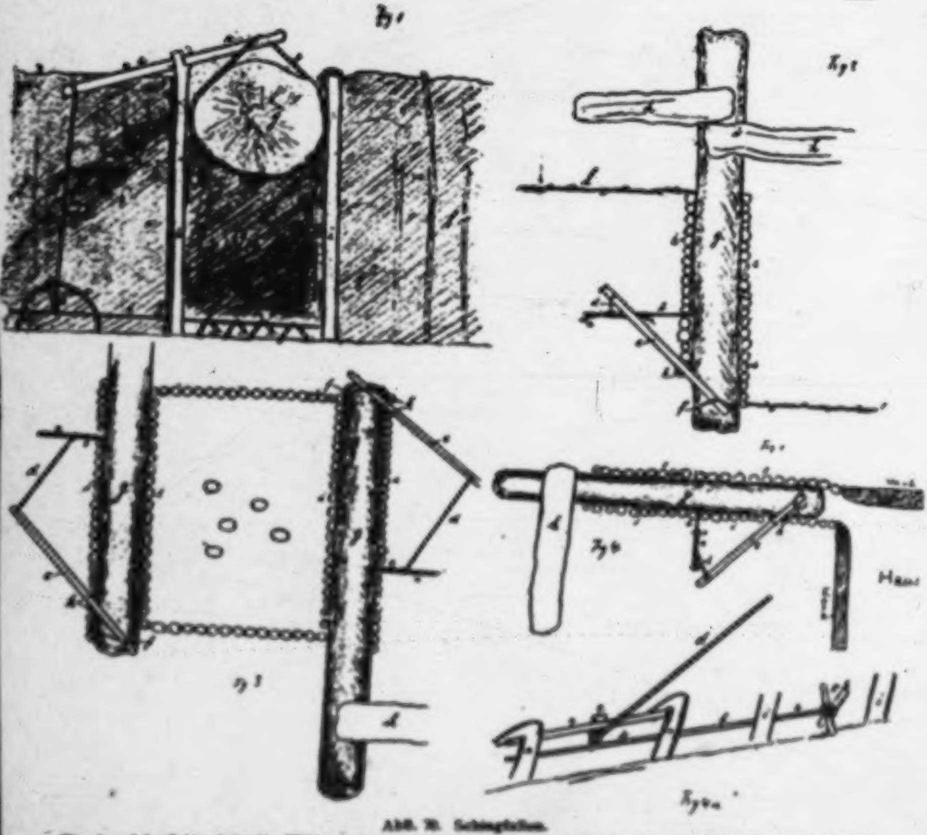


Abb. [illegible] Schlagfallen.
Fig. 1 und 2. Schlagfalle für Wild: [illegible], von vorne und Lageplan. Fig. 3. Doppelschlagfalle [illegible], Lageplan. Fig. 4. Rattenschlagfalle [illegible], Lageplan. Fig. 4a. Auslösevorrichtung.

haematopus (Tem.) Hartl. *(nkwlangw)*, deren auffälliger Ruf auch mit der Schlagfalle in Verbindung gebracht wird[1]). Schließlich geraten auch hin und wieder Nilvarane hinein.

Von der *oseŋ* unterscheidet sich die *ekhidi-engeŋ* nur durch das Fehlen des Gatters und die dadurch nötig werdende Beigabe von Köder. Man legt

---

[1]) Die Ralle ruft:

ma khwele ekhidi e si, — ba,
ich falle (in die) Schlagfalle hinein, fällt an (lautnachahm.).
oder:
ma khwele ekhidi — ma kui.
ich fall' in die Falle — ich entwische.

Bananen für Halbaffen und Fleckenroller, tote Ratten für die Ginsterkatze, Früchte der Tiliacee **Desplatsia dewevrei** Burset (Früchte = *ngǫ̂k IV*) für Hamsterratten und Quastenstachler, Kassave für dieselben, für Eichhörnchen und Feldmäuse.

Eine gleiche Falle wird neben niedergestürzten Baumstämmen *(nkǫk)*, an denen sich Wildfährten entlang ziehen, gebaut und heißt dann *ekǖidi-nkǫk*. Natürlicherweise fällt hier wieder die Köderung weg.

Die *aluña-ekǖidi* (Abb. 70 Fig. 3) ist eine Zusammensetzung zweier Schlagfallen. An einen kleinen viereckigen, bis auf zwei Durchlässe eingezäunten Platz, in dessen Mitte die Früchte der Guttifere *nsængömö III* als Köder gelegt werden, sind die beiden Fallen so angebracht, daß sich die eine nach vorn, die andere nach hinten öffnet. Die Tiere, Hamsterratten, Quastenstachler, Streifeneichhörnchen und Mäuse, sehen die Früchte durch die Einzäunung hindurch, suchen nach einem Eingang und geraten in die Fallen.

Die Rattenfalle *ekǖidi-o-si*, (*o si*, = unten) ist ebenfalls eine Schlagfalle, wie die *osab*, und wird von außen gegen die Rattenlöcher an den Hausecken angebaut (Abb. 70 Fig. 4 und 4*a*); an die Spitze des in den Gang eingeführten Klemmstockes wird, wie Fig. 4*a* zeigt, ein Köder angebunden; nagt die Ratte daran, so wird der Klemmstock unter dem Klemmer herausgeschoben, und die Falle schlägt zu.

Waren sich die bisher aufgeführten Schlagfallen alle sehr ähnlich, so kommen wir jetzt bei der *ekǖidi-o-jǝb* (*o jǝb* = oben) zu einer Falle, die äußerlich ganz anders aussieht, obgleich sie zu derselben Gattung gehört. Wir haben hier nämlich — vgl. Abb. 71 Fig. 1 und 2 — eine Vereinigung von zwei Hebelsystemen, die zusammen einen Schlagbalken tragen und in einiger Höhe über dem Boden angebracht sind. Ein halber Raphiastengel wird mit der Schnittfläche *(z)* nach oben wagerecht auf die Hauswand gebunden oder senkrecht zu ihr und frei in den Raum hineinragend auf ihr befestigt. Auf ihm werden oben zwei Reihen Raphiablattstielstreifen gesteckt, die das Gatter der anderen Schlagfallen vertreten *(i)* und auf der dem Hausinnern zugewandten Seite von zwei Gabelstützen *k* flankiert werden, denen die Hebel *e* aufliegen. Nur der eine Hebel wird von dem Klemmer, dessen Auslösevorrichtung seitlich am Raphiastock (vgl. Fig. 2) angebracht ist, gehalten, der andere wird mit dem freien Ende unter den ersten gesteckt. Beide Hebel halten einen Schlagbalken *g*, der also, im Gegensatz zu den anderen Schlagfallen, frei über dem Gange schwebt, so daß die Ratte von beiden Seiten Zutritt hat. Dieser Schlagbalken wird nun von einem jederseits durch Taue an ihm befestigten, unterhalb des Raphiastengels hängenden Balken *h* herabgezogen, wenn die Klemmvorrichtung ausgelöst wird, an der, wie bei der *ekǖidi-o-si*, ein Köder angebracht ist; meist

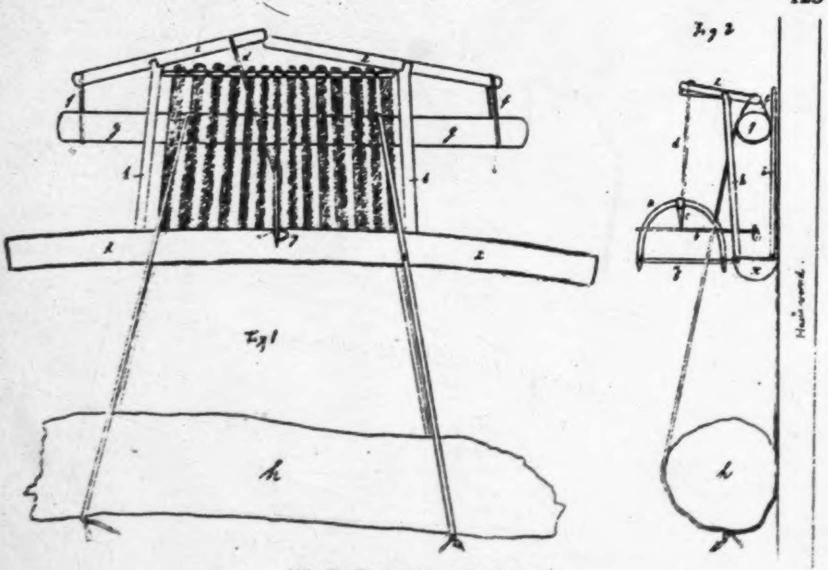


Abb. 71. Rattenfalle *ekŭidi-o-job*.
Fig. 1 von der Seite. Fig. 2 von vorne.

läßt man die Falle einige Zeit stehen, bevor man die Schnappvorrichtung einstellt, und streut Kassave auf den Gang, damit die Ratten sich daran gewöhnen, ihren Weg über die Falle zu nehmen; zu demselben Zweck setzt man sie eine Zeitlang außer Betrieb, wenn sie eine Anzahl Ratten gefangen hat[1]).

---

[1]) Die Fachausdrücke der Pangwe für die verschiedenen Teile der Schlagfallen sind:

a) Fallenbogen = *ekŭleyá* Nt., *ekuluga* F. von *a kulu* = umbiegen;
b) Klemmstock = *mṛŏnegan* F. von *mṛŏnegan* = der Jüngere, der Fallenbogen ist der Ältere, weil man ihn zuerst in den Boden stecken muß, dann erst kommt der Klemmstock;
c) Klemmer = *asọ̈ṅ* von *asọ̈ṅ* = der Zahn;
d) Klemmertau = *nkọ̆-asọ̈ṅ* von *nkọ̆* = Tau, *asọ̈ṅ* = Zahn, Klemmer;
e) Hebel = *mbṛmeyá I* F. von *a bıme* = schlagen, zuschlagen, auch *mbŏṅ I* genannt;
f) Schlagbalkentau = *nkọ̆-ekŭidi* von *nkọ̆* = Tau, *ekŭidi* = Schlagfalle;
g) Schlagbalken = *mṛŏ̩k IV*;
h) Druckbalken = *etŭt̩dega* F. *tŭt̩deja IV* Nt. von *a tŭde* = aufdrücken, beschweren;
i) Schlagbalkengitter = *nsabega* F., *sa̩bejá IV* Nt. von *a sab* = aneinanderreihen;
k) Hebelstütze = *ala[k]-ekŭidi* von *alak* = Gabelstock; (vgl. S. 124)

[Fortsetzung der Anmerkung S. 121.]

3. Schlagteller.

Der Schlagteller *akui* ist eine ganz einfache Falle, die statt des Ganges und der Schlagbalken nur einen hochgestellten, mit Lehmklößen oder Steinen beschwerten Teller *(nka-akui)*, aus der Schlingpalme **Ancistrophyllum acutiflorum** *(nhȧne)*, zeigt, der auf die Tiere (kleinere Nager) herabfällt, falls sie den bis unter den Teller reichenden und mit Köder (Kassave) versehenen Klemmstock berühren.

4. Speerfalle *(elüṇ)*.

Sie wird für Elefanten angelegt, und zwar dort, wo deren Wechsel zwischen zwei geeigneten Bäumen hindurchführt; sie besteht aus einem schweren, eisernen Speer, den man durch ein Tau unmittelbar mit dem Klemmer verbindet und derart über einen Ast hängt, daß er den Elefanten in den Nacken trifft, wenn dieser die Schnur, die als Verlängerung des Klemmstockes ausgespannt ist, berührt. Meist trifft der Speer den Elefanten nicht tödlich, das Tier läuft dann weiter und entgeht oft dem Fallensteller.

5. Einfache Schlingen.

Man unterscheidet

1. Freischlingen:
   a) Bodenschlinge *(aśɟmȧ-o-si,)*,
   b) Baumschlinge *(aśɟmȧ-o-jơb)*;
2. Handschlinge oder Zugschlinge *(nsṃm)*.

Die Bodenschlinge *aśɟma-o-si*, (*o-si*, = unten) (Abb. 72), wird besonders auf den Wechseln des Zwergböckchens **Neotragus batesi** Winton *(odśüe)* befestigt und zwar an einem Querholz *a*, das auf zwei gut verdeckten Gabelstützen *b* liegt. Erbeutet werden in den Bodenschlingen auch noch Hühnervögel (Perlhuhn, Frankoline) und die Nachtralle (**Himantornis**).

Auf Bäumen, deren Früchte gern von Vögeln gefressen werden, insonderheit der **Afzelia africana** Smith *(orȯn)*, stellt man mit großem Geschick eine ganze Anzahl Schlingen auf, die *aśɟma-o-jơb* (*o jơb* = oben) heißen und sich von selbst zuziehen. Besonders werden Nashornvögel und der blaue Haubenturako **Corythaeola cristata** Vieill. *(kŭnȯk IV)* darin gefangen. Hin und wieder gerät auch einmal eine Meerkatze hinein.

---

l) Fallengatter = *ndśɩ̧bega-osȧ̧b* von *a dśɩ̧b* = schließen, *osȧ̧b* = Gitterschlagfalle;

m) Brücke im Gang = *akȧn* von *akȧn* = Boden;

n) Gang = *abȯ̧k* von *abȯ̧k* = Lager.

Anders als die beiden vorigen Schlingen ist die aus Buschtau hergestellte Handschlinge für Papageien *(nsụm I)*. Sie besteht aus einer Schleife, die um einen Ast herumgelegt und mit dem einen Ende hier festgeknotet ist, mit dem anderen bis auf die Erde reicht, wo ein Mann sie in der Hand hält und anzieht, sobald ein Tier den Kopf durchsteckt. Der Papagei wird an den Ast gedrückt und kann gegriffen werden. Diese Papageischlinge wird besonders in den dicht belaubten **Myrianthus**-Bäumen (*mangd'me III* F., *engükǫm* Nt., J.) aufgestellt, deren Früchte die Papageien lieben, und die trefflich geeignet sind, um sich unter ihnen zu verstecken. Die Ausübung des Papageienfanges ist hauptsächlich Sache der Knaben, doch vergnügen sich auch Erwachsene damit.

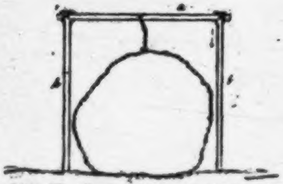


Abb. 72. Bodenschlinge *asima-o-si*.

6. Zugfallen.

a) Bodenzugfallen.

Von ihnen unterscheiden die Pangwe nicht weniger als neun Arten und zwar

I. Fallen, die über einer Grube errichtet sind:
    1. *esụma*,
    2. *nsǫbǫ I* Nt., *nsǫk* F., *nsǫbogǫ* F.,
    3. *ngǝ[k]-olām*;
II. Fallen ohne Gruben:
    4. *ndākię, III*,
    5. *olāme-zé*,
    6. *yiẹn* F.,
    7. *olame-nsịṇ*.
    8. *efúga, apfụḍ*,
    9. *ewudẹ*.

Alle diese Bodenzugfallen, ebenso wie die Baumzugfalle und die Halbaffenfalle, zeichnen sich dadurch aus, daß ein elastisches, in den Boden gestecktes Stämmchen, der Zugstock (*migge* F.), durch den Klemmer festgehalten wird und, befreit, die Schlinge im Aufschnellen zuzieht. Die Bodenzugfallen sind im allgemeinen für größeres Wild, wie Antilopen, berechnet und unterscheiden sich untereinander durch kleinere Verschiedenheiten in Form und Aufstellung, durch Vorhandensein oder Fehlen einer verdeckten Grube, die es dem Tier erschwert, sich zu befreien, usw. Nahe verwandt sind die ersten drei Formen, *esụma*, *nsǫbo* und *ngǝ[k]-olām*, die alle eine Grube zeigen. Als

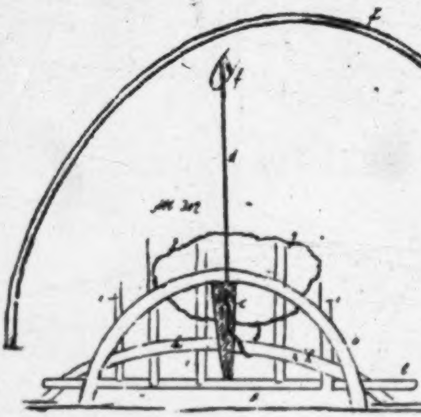


Abb. 74. Antilopenfalle *nsabogo*.

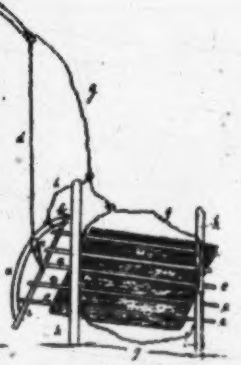


Abb. 73. Antilopenfalle *esuma*.

Beispiel sei die *esụma* hier genauer beschrieben (Abb. 73). Sie besteht aus einem starken, elastischen Stämmchen *f*, an dem oben durch ein Tau *d* der Klemmer *c* und die bei diesen großen Fallen aus Raphiapiassave gedrehte Schlinge *g* angebracht werden. Der Klemmer hält den Zugstock, der beim Aufstellen der Falle heruntergebogen wird, durch die schon von den Schlagfallen her bekannte Auslösevorrichtung (in der Abbildung seitlich angebracht) fest. Die Schlinge, die vor der Grube zwischen den Haltestöcken *k* aufgestellt wird, ist außerdem durch ein Tau *h* mit dem oft doppelten Fallenbogen verbunden. Über die Grube werden nun Stöcke auf den Klemmstock gelegt. Das Ganze, vor allem die Grube mit den Stöcken und der am Boden liegende Teil der Schlinge, wird sorgfältig mit trockenem Laub usw. bedeckt, über das Ende des Zugstockes, dort, wo Klemmtau und Schlinge befestigt sind, wird noch besonders ein trockenes Blatt gebunden, kurzum, in kunstgerechter Weise die ganze Falle den Augen des Wildes möglichst entzogen. Tritt nun ein Tier auf die Blätter, so drücken die Stöcke *e* den Klemmstock *b* nieder, der Klemmer *c* fliegt hoch und der Zugstock mit der Schlinge, die sich zuzieht, schnellt in die Höhe, jedoch nur soweit, als es das Tau *h* gestattet. Dadurch wird das gefangene Tier an den Fallenstock gedrückt und so erstickt, zumal es noch halb in der Grube hängt. Je nach der Stärke ist die Falle geeignet für Antilopen, Wildschweine, den kleinen Leoparden *Felis servalina* Puch. *(ebrö)*, Zibeth- und Ginsterkatzen.

Von voriger Falle unterscheidet sich die *nsabogo* (Abb. 74) nur dadurch, daß die Schlinge bei dem Klemmer an das Klemmertau geknüpft und unter einem Haltestock *h* durchgeführt, außerdem aber direkt auf die Erde gelegt wird. Deshalb wird das Tier hier meist an den Vorderbeinen gefangen.

Die *ngă[k]-olam* ist — könnte man sagen — eine kleine *nsǫbogo*, nur für Quastenstachler berechnet und wird von Jungen gestellt, wenn sie sich die Stacheln für ihre kleinen Angelhaken *(ngăk)* verschaffen wollen, daher der Name; es fangen sich aber auch Zwergantilopen und Perlhühner darin.

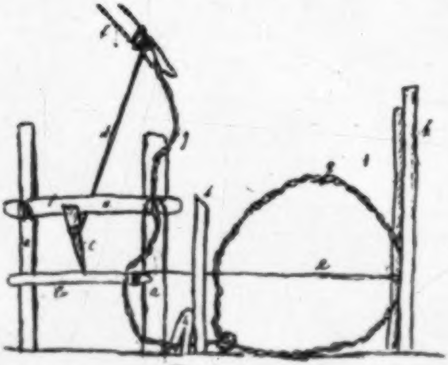


Abb. 75. Antilopenfalle *ndakię*.

Eine andere Art der Auslösung lernen wir bei den Zugfallen *ndakię* (Abb. 75) und der Spitzotterfalle *olame-zė* (Abb. 76) kennen. Hier stößt das Tier — ähnlich wie bei der Elefantenspeerfalle — gegen eine Schnur, die die Verlängerung des Klemmerstockes bildet *(ndakię)*, oder gegen diesen selbst *(olame zė)*. Statt des Fallenbogens wird oft — wie in der Abb. 75 — ein Galgen angebracht. Der Name *ndakię* bedeutet eisernes, d. h. ganz festes Haus (*ndă* = Haus, *ekigi* = Eisen), sein Gebrauch schwankt indes und wird in einigen Gegenden auf ähnliche Fallen, wie z. B. die *gien*, übertragen. Für den merkwürdigen Spitzotter *(zė)* **Potamogale velox** Du Chaillu allein berechnet ist die *olame zė*. Aus der Zeichnung (Abb. 76) wird wohl auch ohne Beschreibung die Bauart klar. Merkwürdig ist dabei die Ausnutzung der Eigentümlichkeit des Spitzotters, seine Losung immer an ganz bestimmten Stellen am Ufer abzusetzen; diese werden nun im Halbkreis mit einem Zaun *(c)* umgeben, während die Schlinge und dahinter die Verlängerung des Klemmstockes die freie Seite abschließt.

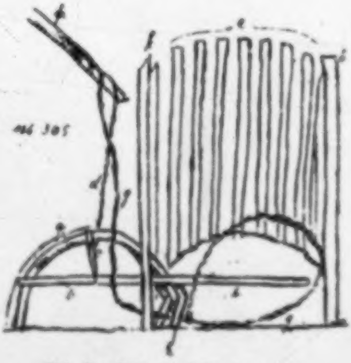


Abb. 76. Spitzotterfalle *olame zė*.

Die Falle *gien* (Abb. 77) unterscheidet sich von den vorigen dadurch, daß das Tier unter der in Form eines hohen Galgens errichteten Auslöservorrichtung durchzuschreiten hat, hierbei die Schnur berührt, die von der

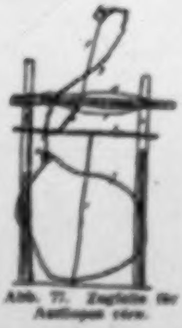


Abb. 77. Zugfalle für Antilopen *gien*.

Mitte des Klemmerstockes (oben) nach einem in den Boden gesteckten Pflock gespannt ist *(e)*, und die Klemmvorrichtung auslöst. Auch bei dieser Falle wird das gänzliche Zurückschnellen der Schlinge durch die Haltetaue *h* verhindert. Die *rign* schließt sich — was die zu fangenden Tiere anbetrifft — der *esuma*, der *nsǫbogo* und der *ndakie* an, daher auch wohl die Übertragbarkeit des Namens *ndakie* auf diese „Antilopenfallen".

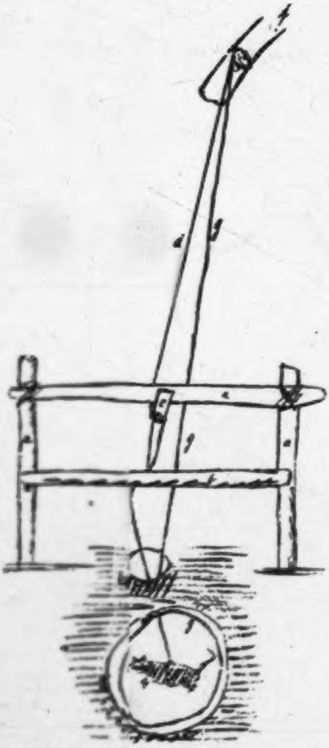


Abb. 78. Ginsterkatzenfalle *olam e nsin.*

Nach Muster der *rign* ist die *olame-nsiń* gebaut (Abb. 78), nur wird sie immer an einer kleinen Bodenerhebung errichtet, und diese unter ihr ausgehöhlt. Auf den Boden der kleinen Höhle legt man eine Ratte als Köder, durch ein Loch in der Decke führt man die Schlinge und das am Klemmstock angebrachte Tau, das um die Ratte gebunden ist, ein.

Die *olame-nsiń* wird, wie der Name sagt (*nsiń* = Ginsterkatze), vor allem zum Fang der Ginsterkatze **Genetta aubryana** Pucheran, deren Felle beliebte Schmuckstücke sind, verwendet, daneben ergibt sie oft eine Ausbeute von Fleckenrollern **Nandinia binotata** Reinwardt *(mvgi)*, Zierrollern **Poiana poensis** Waterhouse *(ojąn)* und Zibethkatzen **Viverra civetta** *(zö,e)*. Auch hier gewöhnt man das Wild durch Auslegen von Ratten erst vor, dann in der Höhlung an die Stelle, wenn man nicht die Höhle der Tiere selbst benutzen kann.

Schließlich sind noch zwei kleinere Zugfallen für Feldmäuse bzw. für Vögel zu erwähnen, nämlich die *efúga* und *ewuds*, bei denen die Schlinge mit Hilfe eines Stockes *i* um den Fallenbogen *a* gelegt wird, so daß das Tier an diesen geklemmt wird (vgl. Abb. 79); die *efúga* ist für Mäuse und andere kleine Nager bestimmt und in der Art der Spitzotterfalle vor einem umfriedigten und mit einem Köder (Kassave) belegten Platz errichtet. Ferner sucht man sich mit dieser Falle des lästigen Hühnerräubers **Dryotriorchis batesi** Sharpe *(ngbáwge III* Nt.*)* zu entledigen. „Wenn der Vogel ein Huhn gefangen hat und es nun beim Hinzueilen der Leute wieder fallen läßt, so macht man schnell die Falle und legt das Huhn hinein; dann kommt vielfach der Räuber zurück, um das Huhn zu holen, und fängt sich dabei in der Falle."

Die Vogelfalle *ewud,s* (*wud,s* = lautnachahmend für das Zuziehen der Schlinge), Abb. 79, ist genau ebenso gebaut, nur daß die Umzäunung fehlt, und für Tauben, Perlhühner, Frankoline und Nachtrallen bestimmt.

b) Baumzugfalle.

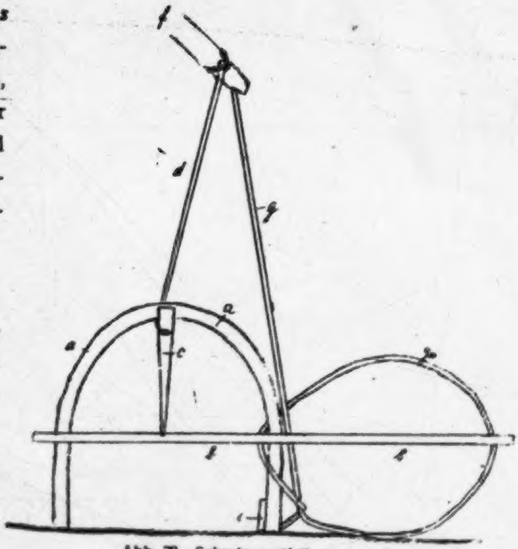


Abb. 79. Schreitvogelfalle *ewuas.*

Die häufigste Falle für kleinere Vögel ist die Baumzugfalle *nkpwd,s* (*nkpwd,s* = lautnachahmend für das Zuschlagen der Falle oder der Hand zum Fang), Abb. 80. Sie wird auf Bäumen angebracht, und daher ist der Fallenbogen *a* an einen Zweig *x* angebunden. Neu ist hier, daß der Klemmstock an seinem sonst freien Ende, die Verlängerung — wie wir es genannt haben — in der Gabelung eines Halters *i* (*nlĕbe-osǫ III* von *a lebe* = stehen, *osǫ* = vor, also Vorsteher) festgeklemmt wird, ferner die Einrichtung der Schlinge, die aus zwei Tauen aus den Stengeln des **Sarcophrynium velutinum** K. Sch. (*okiaikui*, Stengel = *ndĕnan*) hergestellt wird. Die beiden Taue werden am Ende zusammengeknotet und an einen Zweig, der den Zugstock vertritt (*f*), angebunden, dann schlingt man einen Bindfaden *h* um den Ast *x* und knotet ihn lose an die Schlinge *g* (in *y*), so daß er auf ihr verschiebbar ist. Die Enden der Schlinge werden nun um die Verlängerung des Klemmstockes gelegt, darauf wird in *z* der Köder angebunden, und die Falle ist fertig. Der Vogel, der sich auf den Klemmstock in *z* setzt, drückt diesen unter dem Klemmer heraus, die Schlinge zieht sich zu, der Vogel wird mit den Füßen in *y* festgehalten und so meist lebendig gefangen.

Diese Vogelfalle wird hauptsächlich von Jungen aufgestellt, denn sie bringt ja nur kleinere Vögel. Als Lockspeise dienen für Honigsauger (Nectariniidae) neben Blüten der **Canna bidentata** Bertol (*ekonesok*) die des **Aframomum hanburyi** K. Sch. (*obă[s]-adsom*, Blüten = *alsǫ[k]*), aber auch anderer Scitamineen; für Webervögel, **Ploceus cucullatus** (St. Müll.) (*ngără*), **Spermospiza guttata** Vieill. (*ku-o-si,*), **Spermestes poensis** Fras. und **Estrilda-Arten** (*odŏbie*), Gräser, wie **Panicum sulcatum** Aubl. (*ekpk*) und

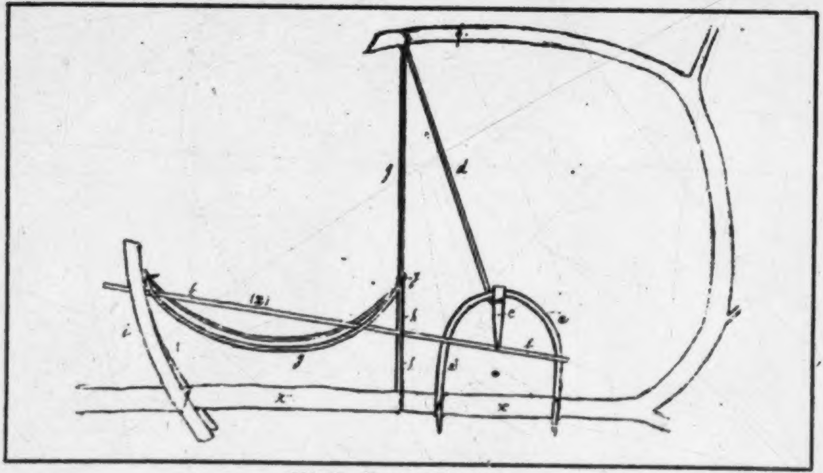


Abb. 80. Vogelzugfalle *nkpwas.*

Panicum ovalifolium Poir. *(obụtebedzö'le)*; für **Andropadus**-Arten *(olǖ,k)* und andere Haarvögel, wie **Phyllastrephus leucopleurus** Cass. *(ngö'medźa')* und den Bülbül **Pycnonotus gabonensis** Sharpe *(nkögėlö'n)* Pfeffer **Capsicum** *(okálan)* und **Heckeria subpeltata** (Wild.) Kunth. *(abö'medzö'n)*. Von sonstigen Vögeln, die in den Baumzugfallen gefangen werden, sind zu nennen: Bartvögel (Capitonidae), z. B. **Gymnobucco bonapartei** Verr. Hartl. *(orǫ́* Nt.), **Buccanodon duchaillui** Cass. *(ejrle)*, **Barbatula**-Arten *(omvǿg)* und **Trachylaemus purpuratus** Verr. *(ekaka')*, ferner außer den oben genannten Haarvögeln noch **Ixonotus guttatus** Verr. (*esa,sa*, F., *edźandźa* Nt.), Tauben **Chalcopelia afra** L. *(oda')* und **Turtur semitorquatus** Rüpp. *(źa,m)*, Glanzstare **Lamprocolius**-Arten *(kpan)*, Nashornvögel: **Lophocerus fasciatus** Shaw. *(okögbwö'n,)* und **camurus** Cass. (*nkakae I* Nt.). Für sie alle dienen als Lockspeise die Früchte der Euphorbiacee **Alchornea cordifolia** Muell. Arg. (*abúi* Nt., *abuí* F.), der Guttifere **Haronga paniculata** (Pers.) Lodd. *(alü,r)*, der Euphorbiaceen **Antidesma laciniatum** Muell. Arg. *(okǒbezǒ)* und **Hasskarlia didymostemon** Baill. *(efüöle)*, des **Ficus preussii** Warb. und **laurentii** Warb. und anderer **Ficus**-Arten *etob-o-job* F., *ejer*, Nt.). Überall sieht man die Fallen in dem **Alchornea**-Gebüsch oder auf lichten Plätzen, wo die eben genannten Bäume wachsen, aufgestellt; wenn sich ein Junge Mühe gibt und bei der Falle aufpaßt, so kann er bis zu zehn Vögeln an einem Tage in einer Falle fangen. Die Beute bringt er seiner Mutter, die die größeren Vögel, z. B. die Tauben, für sich behält und die kleineren den Kindern läßt.

c) Halbaffenfalle.

Abb. 81. Halbaffenfalle (*mbuǹ*).

Eine sehr kunstreiche und fein ausgedachte Falle ist die Halbaffenfalle *mbúǹ I*, *ebǫ́s I*, von *bu* = liegen, *mbuǹ* = Querbalken, d. h. ein Balken, der auf anderen liegt, so genannt, weil die Falle an einen Stamm, welcher über eine Lichtung gelegt ist, angebaut wird (Abb. 81). Sie (Abb. 82) ist eine echte Zugfalle mit dem Zugstock *f*, dem Klemmer *c* am Klemmertau *d* und zwei am Zugstock befestigten Schlingen *g*. Die an dem liegenden Stamm *r* angebrachte Vorrichtung bedarf dagegen der Erläuterung. Sie besteht aus einem Raphiablattstielstück, das mit dem einen Ende in die Erde gesteckt, am anderen gespalten und so unter den Ast geschoben ist, daß dieser in den Spalt zu liegen kommt, beide Hälften werden, wie Fig. 2 zeigt, später miteinander verschnürt *(y)*. Oberhalb des Stammes wird jede der beiden Gabelenden zu fünf Zinken eingeschnitten (Abb. 82, 1—5), von denen die mittelste (3) ein ganzes Stück länger gelassen ist als die übrigen. Beide Mittelzinken (vgl. Fig. 2) sind durch einen Stock miteinander verbunden und bilden so den Galgen für die Klemmvorrichtung. Zwischen die oberen Enden der Zinken werden Querstöcke *(n)* geklemmt und fest verschnürt. An das Tau *y* wird dann die Auslösevorrichtung (Fig. 2 *z*) angeknüpft, ein Maschenwerk, das *y* mit dem Klemmstock *b* verbindet. Die Einstellung der Falle ist aus der Fig. 2 zu ersehen. Der Klemmer *c* wird hinter dem Galgen *e* herumgeführt, vorn zwischen *e* und Klemmstock festgeklemmt, dann je eine Schlinge vorn zwischen den Querstäben *n* 1 und *n* 2 und hinten zwischen *n* 3 und *n* 4 hindurchgeführt (vgl. Fig. 1) und in die Öffnung gelegt. Reichliches trockenes Laub verdeckt die Falle. Das Tier klettert über den Ast, um von der einen Seite der Lichtung zu der anderen zu gelangen und gerät in die Falle, die oft so vorzüglich arbeitet, daß das Tier von beiden Schlingen zugleich erfaßt und mit großer Kraft an die Stäbchen gedrückt wird.

Diese Falle wird in erster Linie für nächtlich lebende Halbaffen[1]) und den Fleckenroller, **Nandinia binotata** Reinw. (*mvą,r* F., *mvę,r* Nt.), aufgestellt, und zwar in lichter Gegend, z. B. wo sich längs des Weges ein Buschstreifen zieht, durch welchen die Tiere hindurchwechseln. Man schlägt eine Bresche hinein und legt quer über sie den zum Bau der Falle nötigen Ast. Es werden dann meist drei bis sieben Fallen nebeneinander aufgestellt.

Nebenbei verwendet man große Fallen derselben Art für Meerkatzen und dann nur im Urwalde über Wegen oder Lichtungen.

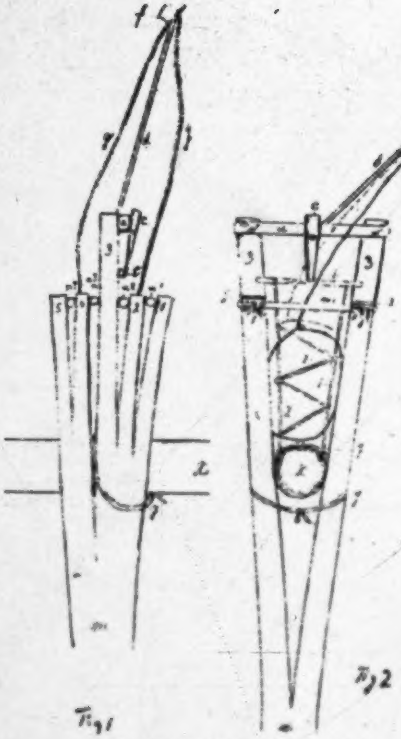


Abb. 82. Halbaffenfalle.
Fig. 1 von der Seite. Fig. 2 von vorne.

7. Frankolinfalle.

Bei der Frankolinfalle *(ndǫ,n)* (Abb. 83) ist, wie bei den Fallen der vorigen Klasse, ein Zugstock vorhanden, indessen ist die Art der Klemmvorrichtung völlig verschieden. Der bodenständige Teil der Falle ist nichts weiter als ein rundes, nicht sehr tiefes Loch in der Erde; in der Wand stecken sich gegenüber zwei horizontale Raphiastäbchen *e*, unter die der Klemmer *c* mit dem — wie bei der Falle *nsąbogǫ* — unmittelbar daran befestigten Schlingentau[2]) geschoben ist; die Schlinge wird um das Loch herum gelegt. Ein paar Maiskörner oder Erdnüsse sind als Köder um und in das Loch gestreut; der Frankolin steckt seinen Kopf hinein, berührt dabei den Klemmer, der hochfliegt und zugleich dem Vogel die Schlinge über den Kopf zieht. Außer dem Feldfrankolin, **Francolinus squamatus** Cass. *(ogbwǝ)*, geraten noch Tauben in diese ebenso einfache wie ergiebige Falle.

---

[1]) Potto, **Perodicticus batesi** Winton *(awən)*; **Arctocebus aureus** Winton *(masaitɔdi I u. III)*; Spitznagelmaki **Euoticus elegantulus** Leconte *(nagı, I)*; Stumpfnagelmaki **Sciurocheirus gabonensis** Gray *(cndm)* und Zwergmaki **Hemigalago demidoffi** Fischer *(osǫm, odǫm)*.

[2]) In diesem Falle wird auch ein- und dasselbe Tau, das um den Klemmer geknotet ist, benutzt.

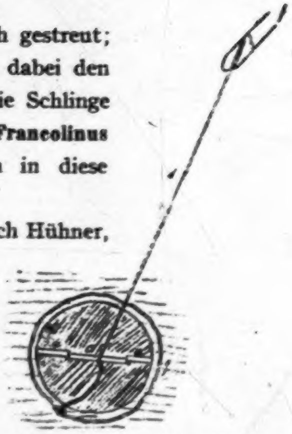


Abb. 83. Frankolinfalle *ndon*.

Dabei mag nebenbei erwähnt sein, daß man auch Hühner, wenn sie sich nicht greifen lassen, durch eine solche ad hoc errichtete Falle einfängt oder aber durch eine Blatttüte, in die ein Maiskorn hineingelegt wird. Das Huhn stülpt sich dabei die Tüte über den Kopf und wird dann, bevor es sich freimachen kann, eingefangen[1]).

8. Bogenfallen.

Sie haben die Form eines Bogens, der beim Zurückschnellen eine Schlinge zuzieht. Solcher Fallen gibt es drei Arten:

---

[1]) Die technischen Ausdrücke für die Teile der Zugfallen sind außer den bei den Schlagfallen erwähnten:

a) Fallenbogen = Fallengalgen (siehe unter Schlagfallen);
b) Klemmstock (siehe unter Schlagfallen).;
c) Klemmer (siehe unter Schlagfallen);
d) Klemmertau (siehe unter Schlagfallen);
e) Klemmerstockstäbe oder Klemmerstocktau = *ndǫ'nejá IV*, *ndẹ'mejá IV*;
f) Zugstock = *miåge* F., *mgẹjá III* Nt.;
g) Schlinge = *ekǫe*, Nt., *ekǫw*, F., *nkẹb I*;
h) Schlingenhalter = *mbẹ'le-ekowe*, F.;
i) Schlingenstütze = *saǹ-ekǫe* Nt.;
k) Pflock = *engǫlá*;
l) Einfriedigung *(bei ... usw.)* = *ndẹ'ịb I* von *a dẹ'ịb* = schließen.

Bei der Halbaffenfalle:

m) Fallenstock = *aǫẹ*;
n) Querstäbchen = *alį* Nt., *esẹ* F.;
o) Köder.

Bei der Baumzugfalle:

Ast, auf dem die Falle errichtet = *obǫmega*;
b) Klemmerstock mit der Fortsetzung = *olẹmejá*;
c) Klemmerstockhalter = *nẹ'ẹe-aẹ III*;
d und e) Klemmertau mit Klemmer = *okǫlejá*.

1. *ekigle,*
2. *bŏgǫ̆ III,*
3. Bogenfalle der Jaunde: *ebgde.*

Die *ekigle* ist am weitesten verbreitet (Abb. 84 Fig. 1). An ein wagerecht verlaufendes Lianenstück oder einen Ast *a* wird der Bogen *b* angebunden, an dessen unterem Ende in *c* zwei Taue befestigt werden, das Klemmertau *d* mit dem Klemmer *e* und das Schlingentau *g*, das auf dem anderen Bogenarm in *h* in einer Durchziehschleife angeknotet wird. Der Bogen wird dadurch gehalten, daß der Klemmer *e* einen kurzen Klemmstock *f* an das obere Bogenende und das Klemmertau festdrückt. Unten auf den Bogen wird als Köder Kassave gelegt und über das Ganze eine Blatttüte gestülpt. Weitere auf die Liane *a* gelegte Kassave dient dazu, das Tier an den Weg nach der Falle zu gewöhnen. Wenn nun ein Tier von hier aus durch die Schleife läuft, berührt es den Klemmstock, die Auslösung erfolgt, und die Schleife zieht sich zu. Die Falle wird hauptsächlich im Urwald für Mäuse und andere kleine Nager aufgestellt, nebenbei auch im Hause zum Fang von Ratten.

Für die gleichen Tiere wird die zweite Bogenfalle der Fang, *bǫgö,* verwendet (Abb. 84 Fig. 2 *a-c*). Sie ist fast noch einfacher als die *ekigle*; an dem einen Bogenende wird eine Blatttüte angebracht *(b)*, durch welche die am anderen Ende angeknüpften Taue *c* und *d* an verschiedenen Stellen durchgeführt werden. Das vordere Tau *(d)* legt man als Schlinge um die Öffnung der Tüte; das hintere *(c)*, das den Bogen spannen soll, zieht man durch das hierfür durchbohrte Bogenende uud sichert es dahinter durch einen Knoten. Hinter diesem Haltetau — wenn man von vorn in die Tüte sieht — befindet sich an einem Stöckchen ein Stück Kassave *(e)*. Das Tier nagt, um zum Köder zu kommen, das Haltetau durch, der Bogen schnellt zurück, und die Schlinge zieht sich zu, so daß die Ratte an den oberen Teil der recht festen Blatttüte gedrückt und erdrosselt wird.

Eine sehr hübsche und geschickte Erfindung ist die Bogenfalle der Jaunde *ebgde* (Abb. 84 Fig. 3). Sie unterscheidet sich wesentlich von den vorigen; wir sehen hier an einem gebogenen Raphiastreifen *a*, wie eine Sehne angebracht, das Klemmertau *b*, das — wie bei der Frankolinfalle — in der Mitte des Klemmers *c* mit einem Knoten befestigt ist und dann weiter in die Schlinge *d* ausläuft. Diese Schlinge endet in einen Knoten, an dem wieder das Haltetau *e*, das den Bogen umschlingt, angeknotet ist. Wird die Falle aufgestellt, so schiebt man den Klemmer mit der Spitze unter den Knoten, während er andererseits durch ein zweites Haltetau *f* und durch den Druck auf die Innenseite des Bogens vor dem Zurückgleiten bewahrt wird; sobald aber eine Ratte durch die Schlinge läuft, zieht sich diese etwas herunter, die Klemmerspitze gleitet unter dem

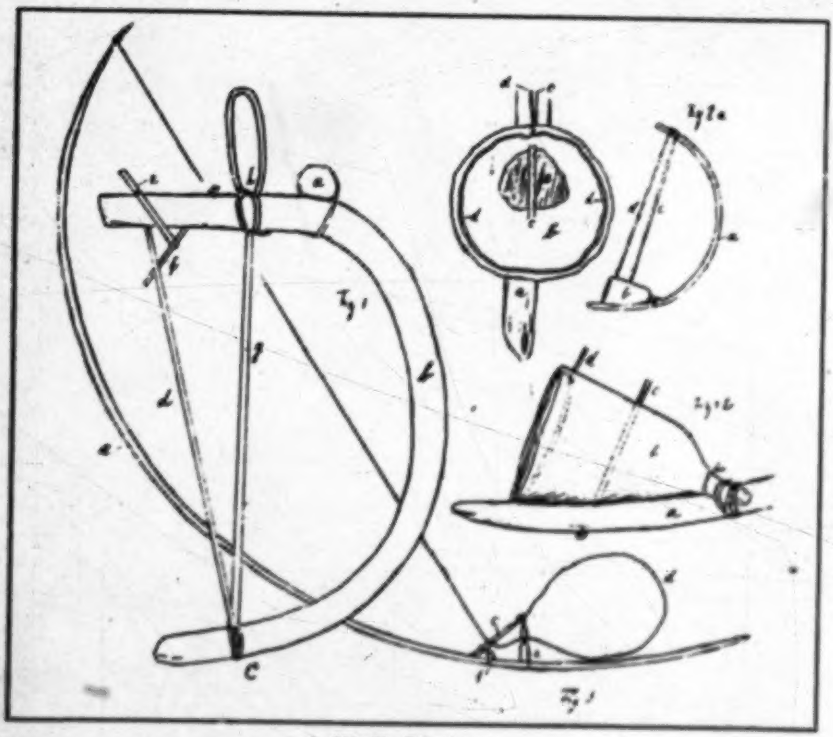


Abb. 64. Bogenfallen.
Fig. 1 ebenda. Fig. 2 Bogen im ganzen, b unterer Teil von der Seite, c derselbe von vorne.
Fig. 3 Bogenfalle ebenda.

Knoten heraus, ebenso unter dem Haltetau *f*, und die Schlinge zieht sich um die Ratte zu.

Die Falle wird im Hause hinter den Betten oder wo sonst die Ratten gern herumlaufen, aufgestellt.

8. Zibetkatzenfalle *(nline-ðôé)*.

Wer im Pangwegebiet reist, wird häufig in Dörfern quer über den Platz eine Schnur ausgespannt sehen, an deren Mitte eine hölzerne Hundeglocke oder ein Bündel leerer Schneckengehäuse hängt. Das ist nicht etwa, wie man denken könnte, eine Medizin gegen böse Geister oder eine Signalvorrichtung, sondern eine Alarmfalle für Zibetkatzen, **Viverra civetta poortmanni Pucher.** *(ðôé IV)*. Während die Schnur an dem einen Ende an eine freistehende Stange geknüpft ist, ist sie an dem anderen hinter dem Hause des Besitzers an einen Baumstumpf gebunden und etwas über der Erde mit einigen toten Ratten behängt. Schnappt die Zibetkatze des Nachts eine Ratte weg und reißt dabei an der Schnur, so ertönt die Glocke, oder es klirren die Schneckenschalen und wecken den Hausherrn.

V. Jagd.

So geschickt die Pangwe als Fallensteller sind, so schlecht schneiden sie ab, wenn es auf die weidgerechte Ausübung der Jagd ankommt. Den Namen eines Jägervolkes können sie nimmer in Anspruch nehmen, ja mit den Küstenvölkern oder gar den Pygmäen verglichen, erscheinen sie als klägliche Sonntagsjäger. Nur da, wo sie ein großer Gewinn lockt, nämlich bei der Jagd auf Elefanten, geben sie sich mehr Mühe und erzielen deshalb einen Erfolg, der bei der Einfachheit ihrer Jagdwaffe (Steinschloßgewehr mit Eisenstückchen oder Speer (Abb. 85) als Geschoß) beachtenswert ist. Sonst leisten die Pangwe auch mit besseren Jagdgewehren nicht viel, z. B. erlegte von den vielen mit modernen Gewehren ausgerüsteten Fangjägern, die ich im Laufe von drei Jahren in meinem Dienst hatte, nur einer einmal eine Antilope, während ein Pygmäe später in einer Woche fünf Antilopen, einmal sogar zwei an einem Tage, geschossen hat; die schönen Schopfadler, **Lophoaetus occipitalis** Daud. *(abějek)*, und viele andere Tiere, die ihres scheuen Wesens wegen einen ganzen Jägersmann erfordern, erlegten meine Herren Jäger niemals. Meist zu bequem, um allein in den Wald zu gehen, lieben sie laute, ungezwungene Unterhaltung und fröhliches Lachen auf dem Jagdzuge, das sie natürlich bald dem Wilde verrät; nicht vereinzelt, sondern viele Male ist es mir vorgekommen, daß meine Jagdbegleiter vor dem Wild, das ich gerade beobachtete, mit weit vernehmbarer Stimme riefen: *e ne nie!* — he be hin! (da ist er!), und noch heute erinnere ich mich mit Vergnügen daran, wie mein getreuer Ajong Boka eine ahnungslose Meerkatze, auf deren günstigere Schußstellung ich wartete, mit dem Rufe aufstörte: „Nama, *osök, osök!*“ (*osök* = rotschwänzige Meerkatze), und wie das erschreckte Tier in wahnsinnigen Sprüngen davonstürzte.

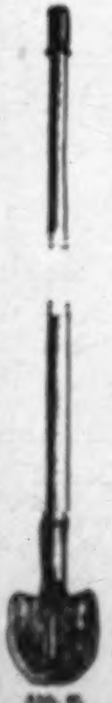


Abb. 85. [illegible] Gewehr [illegible] nat. Größe.

Bei der von weidmännischen Grundsätzen nicht angekränkelten Natur der Pangwe ist natürlich an ihren jagdlichen Mißerfolgen das Gewehr oder — das Weib (siehe Abschnitt XVIII, Geschlechtsleben) schuld, und unzählige Jagd- und Gewehrmedizinen, auf die ich in Abschnitt XIII zurückkomme, sehen wir in verwirrender Fülle auf uns eindringen. Neben den großen, an die Kulthandlungen anschließenden, von der gesamten Dorf-einwohnerschaft ausgeführten Medizinen *(malán, ongunga)* habe ich an hundert kleinere Medizinen, die den einzelnen Mann wieder auf die „Jägerbeine" bringen sollen, aufgezeichnet.

Unter den verschiedenen hier zu besprechenden Formen der Jagd ist die niedrigste, die Treibjagd, die ja nichts weiter ist als ein Hineinjagen der Beute in Fallen, am meisten ausgebildet. Wir haben da zu unterscheiden:

1. Treibjagd auf niedere Tiere in Körbe,
2. Treibjagd auf Hochwild in Netze.

Bei der Treibjagd auf niederes, in Höhlen lebendes Wild, insbesondere auf Quastenstachler *(ngám)*, werden längliche Körbe *(nkịr-ngám)* aus den Stengeln des **Sarcophrynium velutinum** K. Sch. *(ekiaikui)* (Abb. 86, Fig. 1) verwendet, die man an die verschiedenen Ausgänge der Höhle legt. An einem stellt sich der Jäger selbst auf und läßt einen Hund in den Gang oder klopft mit einem Stocke auf den Boden. Das geängstigte Tier flüchtet einem der übrigen Ausgänge zu und gerät in den Korb, wo es sich festklemmt und wegen seiner Stacheln nicht so schnell zurückkann. Ein flugs herbeieilender Mann tötet das Tier mit dem Speer.

Eine zweite Art von Körben, nur entsprechend dünner (Abb. 86, Fig. 2), wird an Rattenlöcher gelegt. Die Tiere werden in einem förmlichen Treiben, an dem sich die ganze Jugend des Dorfes beteiligt, in den Korb gejagt und getötet. Diese Körbe werden *nsie* genannt.

Was diese mit großem Hallo betriebenen Rattentreibjagden für die Jungen sind, das ist dem Erwachsenen die Treibjagd auf Wild *(nsą̃m I, ebim)*. Aneinandergereihte Tiernetze *(ayẽ)* von oft 16 m Länge werden an geeigneten Stellen im Busch, oft in weit sich hinziehenden Schneisen, aufgestellt; gegen diese scheuchen die Treiber, unterstützt von Hunden, die hölzerne Glocken *(nkĝe-ayẽ I, ayẹ̃ao IV, ongąn e ayẽ, ndąn e ayẽ, ongąle-ayẽ, ekkwele)*, Abb. 87, um den Hals tragen, die Tiere, die sich in den Maschen verwickeln und von den dort aufgestellten Jägern geschossen werden. Übrigens ist diese Treibjagd ein großes Unternehmen und allgemeines Volksfest, dessen Einzelheiten zu beschreiben ich mir allerdings versagen muß. Bemerken will ich nur, daß auf diese Weise oft eine erkleckliche Anzahl von Antilopen und anderem Wild gefangen wird, und es verdient immerhin Anerkennung, daß die Pangwe dieses Unterfangen, das in dem schlechten und unwegsamen Urwaldgebiet in der Tat nicht einfach ist, mit Glanz zu Ende führen; sogar das Treiben von Elefanten in große umzäunte Plätze ist den Fang nicht unbekannt und soll früher, als das Gebiet noch reicher an diesen Dickhäutern war, häufiger ausgeübt worden sein.

Die Verteilung des Fleisches der auf Treibjagden erbeuteten Tiere ist geregelt; erlegt z. B. ein Jäger ein Stück Wild so, daß es auf der Stelle verendet,

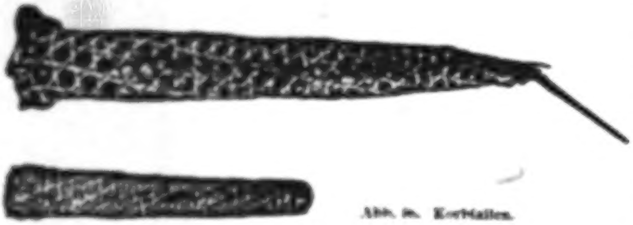


Abb. [illegible]. Korbfallen.

so muß er dem ersten Jagdgenossen, der hinzukommt, Fleisch von einem Vorderfuß abgeben, läuft dagegen das Wild noch weiter, so hat er Anspruch auf den ganzen Vorderfuß, der zweite auf die Schulterstücke *(abɐ)*[1] der einen Seite, der dritte auf die Außenseite der Schenkel *(ebɐn)*; derjenige endlich, welcher das Tier fortträgt, kann die Halsknochen mit etwas Fleisch *(ebɔ̃ŏ)*[2] beanspruchen.

Bei dem leicht erregbaren und stürmischen Charakter der Pangwe ist es kein Wunder, daß manche bei dieser Jagd, wo überall aus den Büschen das begehrte leckere *fil* (*fil* = Fleisch und Wild) hervorspringt, den Kopf vollständig verlieren und blindlings auf alles, was sich bewegt, losschießen. Dabei kommt es denn sehr häufig vor, daß so ein wilder Nimrod einen Jagdgenossen oder einen Treiber über den Haufen schießt. Jagdunfälle sind an der Tagesordnung und machen den unglücklichen Jäger der Familie des Getöteten gegenüber haftpflichtig. Um sich in diesem Rechtsstreit mildernde Umstände zu sichern, versteckt man sich zur Entschuldigung hinter den Glauben, daß einige „böse" Menschen oder Zauberer sich in Antilopen verwandeln können und sich in solcher Form schießen lassen, um — des Lebens müde — noch zuletzt ihrem Feinde Ungelegenheiten zu bereiten. Der Jäger erklärt, das wäre auch im Augenblick des Schusses der Fall gewesen; er hätte eine Antilope gesehen, auf sie geschossen, und nun läge ein Mensch da, er sei also ohne Schuld. Diese Ausrede hilft ihm in der Sache wenig, da die gemeine Handlungsweise des Opfers den Pechvogel keineswegs der Verpflichtung, ein ausreichendes Sühnegeld für den Getöteten oder Verwundeten zu bezahlen, enthebt, aber sie verkleinert doch seine Schuld.

Übrigens werden auch einzelne Tiere, deren frische Spuren der Hund aufgefunden hat, in Netze getrieben. Man stellt dabei durch Einkreisen *(a kia e fil)* den Aufenthaltsort der Tiere fest und jagt sie mit Hilfe der übrigen Dorfbewohner in das Netz.

---

[1] Vom Stamme *bi* teilen; diese Stücke werden meist zuerst verteilt, weil das Tier mit den Schultern zuerst auf die Erde (die ja auch gemeinsames Gut ist) fällt.

[2] Denn er trägt das Tier auch am Halse (über die Schultern gelegt): *a bɔ̃ŋə. bɔ̃* — tragen.

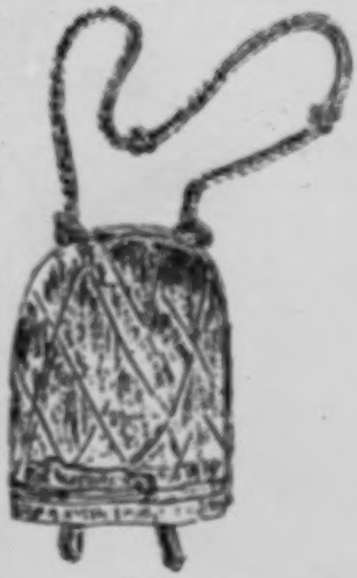


Abb. [illegible]
[illegible]

Auf der Einzeljagd *(ełąpą)* versagen die Pangwe — wie im Anfang ausgeführt — mehr oder weniger. Ein eigenes Wort für Jäger gibt es nicht, *ngąṅ a ngǫ III* heißt: „der mit der Flinte schießt“, und muß das Wort Jäger ersetzen, dagegen ist *nlǭgme III* einer, der Tiere und Fische „fängt“. Von der gewaltigen Menge der jagdbaren Tiere des waldbedeckten Landes werden nur die wenigsten ohne Hilfe von Fallen, Netzen und Treibern erlegt, von größeren am meisten noch — außer Elefanten — wegen ihres Wertes Schweine und Leoparden[1]. Früher jagte man auch Büffel, die es allerdings nur an den großen Flüssen (Kampo usw.) gibt, und deren Haut man zu den bekannten Schilden gebrauchte; seit die letzteren mit Einführung des Steinschloßgewehres wertlos geworden sind, scheidet dieser Beweggrund aus, allein des Fleisches wegen sie zu jagen, dazu ist die Jagd zu gefährlich; ebenso wenig lohnend ist die auf Gorilla und Schimpanse, und einen reinen Jagdsport kennen die Leute, mit verschwindenden Ausnahmen, nicht. Die Birsch auf Antilopen ist den Pangwe ohne Stellnetze zu schwierig und mühsam. Meerkatzen, deren Jagd abwechslungsreich, nicht allzu schwierig — obgleich manche Affen recht scharfe Augen und Ohren haben — und lohnend ist[2], Eichhörnchen und kleinere Vögel werden mit der Armbrust geschossen.

Daß die Armbrust europäischen Vorbildern nachgeahmt sei, halte ich selbst für eine verfehlte Annahme; wie sollte denn wohl ein Neger darauf kommen, das Vorbild so umzumodeln und gar noch — wie es die Bassi am Sanaga tun — das Vorderende zu einem schaftartigen Fortsatz zu verlängern und ihm zuweilen eine echte Speerklinge mit Tülle aufzusetzen. Mir liegt der Gedanke, daß man Speer und Bogen vereinigt und so selbständig eine neue Waffe geschaffen hat, näher. Schließlich ist nicht nachweisbar, daß von der Westküste

---

[1] Ein Leopard war früher so viel wert wie eine Frau.

[2] Die Affen werden durch Blasen auf einer durchlöcherten Frucht, dem Affenlocker *(elǭa, elǭą)*, Abb. 88b, die Vögel mit einem, *zǭe IV, zá* genannten, mirlitonartigen Instrument, Abb. 88a, angelockt.

Afrikas aus, mit Ausnahme der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts, überhaupt europäischer Einfluß bis zu den Pangwe gedrungen ist.

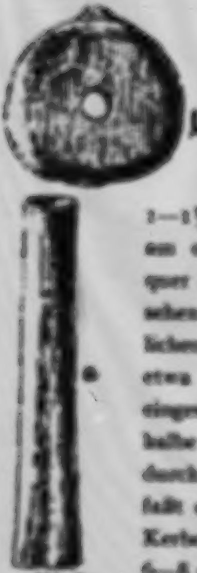


Abb. 88. [illegible]

Die Armbrust (*mbąn I*), Abb. 89, besteht aus zwei Teilen, dem Schaft (*[illegible]-mb.*)[1] und dem Bogen (*[illegible]-mb.*)[2] mit der Sehne. Der Schaft ist ein 1—1½ m langes, im Querschnitt plattenförmiges Holz, das sich am oberen Ende entenkopfförmig verdickt und hier mit einem quer durchgehenden quadratischen Ausschnitt für den Bogen versehen ist. Der ganze andere Teil des Schaftes ist durch einen seitlichen Längsschnitt in zwei Blätter geteilt, von denen das obere etwa handbreit unterhalb des verdickten Schaftendes kreuzförmig eingeschnitten ist, so daß der Querarm des Kreuzes nur durch die halbe Dicke des Holzes geht, also eine Kerbe bildet, der Längsarm durch die ganze Dicke geht, also einen Ausschnitt bildet; in diesen faßt ein entsprechend geformter Zapfen des unteren Blattes. Die Kerbe ist für die Sehne des Bogens bestimmt. Vor ihr ist eine 6—8 cm lange Längsrinne in den Schaft eingeschnitten, die mit Bienenwachs ausgefüllt wird und das Lager für den Pfeil bildet.

Zum Spannen der Armbrust nimmt man den Schaft unter den rechten Arm, stemmt das eine Knie gegen den Bogen, faßt die Sehne mit den Händen und zieht sie in die Kerbe, wobei der Zapfen und mit ihm das ganze untere Blatt etwas nach unten gedrückt wird.

Bei der Schießstellung (Abb. 90) hebt man die Armbrust bis zur Schulterhöhe, stützt sie etwa in der Mitte mit der linken Hand und drückt mit der rechten die beiden Schaftblätter hinten zusammen. Dadurch schiebt sich der Zapfen in den Ausschnitt und drückt die Sehne heraus, die das Geschoß mit großer Kraft fortschleudert.

---

[1] Für den Schaft werden die Hölzer folgender drei Annonaceen bevorzugt: **Meiocarpidium lepidotum** Engl. et Diels (*[illegible]*), **Xylopia striata** Engl. (*[illegible] IV*) und **Hexalobus salicifolius** Engl. (*[illegible] III*).

[2] Für den Bogen werden wegen ihres starken Holzes genommen: 1. **Olax tessmannii** Engl., Icacinaceae, (*[illegible]*); 2. Sapindaceen: **Pancovia pedicellaris** Radlk. et Gilg und **Placodiscus opacus** Radlk. (*[illegible]*); 3. Violaceen **Rinorea longisepala** Engl. (*[illegible]*) und **R. welwitschii** (Oliv.) O. Kze. (*[illegible]*); 4. Rubiaceen **Randia acuminata** Bth. und **micrantha** K. Sch. (*[illegible]*); 5. Anacardiaceae **Trichoscypha** spec. (*[illegible]*); 6. Rubiacee **Gardenia [illegible]** K. Sch. (*[illegible]*), scheint nicht so sehr geeignet zu sein; 7. Polygalaceae **Carpolobia alba** Don. (*[illegible]*); 9. eine Rubiacee (*[illegible]*).

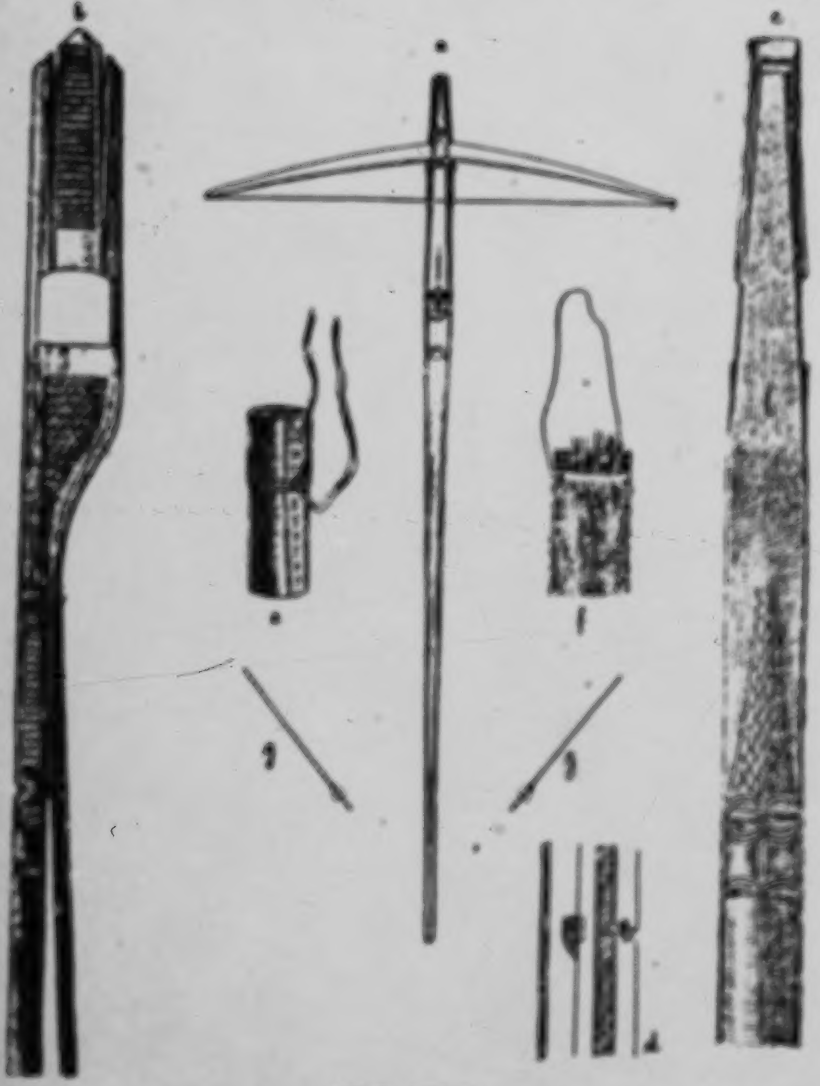


Abb. 89. Armbrust.
a von oben, b oberer Teil des Schaftes von der Seite, c derselbe von unten, d Auslösevorrichtung, e Rindenschächtelchen zum Aufbewahren der Pfeile, f Köcher, g Pfeile.

Die kurzen Pfeile *(ake)* (Abb. 89g), die in hübschen Köchern *(Tafel IV)* aus Tierfell (Abb. 89f) oder in Rindenschächtelchen mitgeführt werden, sind aus Raphiablattstielrinde und kurz vor dem unteren Ende gespalten, so daß

Abb. [illegible]. Jäger mit einer Armbrust.

ein dreiseitiges Blattstück *(ndé-ndojo IV)* aus dem Blatte der Menispermacee Penianthus longifolius Miers. *(ndé-ndojo)*, seltener der Flacourtiacee, **Lindackeria dentata** (Oliv.) Gilg *(nôm e ndé)*[1]), im äußersten Notfalle auch das Sarcophrynium als Flugsicherung eingeschoben werden kann. Die Spitze ist mit einer Salbe aus zerriebenen Strophanthus-Samen[2]) vergiftet.

Obwohl diese Waffe in den Händen der Eingeborenen viel gefährlicher ist als ein Vorderlader, so wird sie doch im Kriege nie benutzt, soll auch vor Einführung des Gewehrs keine Kriegswaffe gewesen sein.

---

[1]) *nôm* = Mann, d. i. männliche *ndé* *(ndem)*.

[2]) Wohl **Strophanthus kombe** Oliv. *(asen.)*.

Abschnitt VI.

Nahrungs- und Genußmittel.

1. Nahrungsmittel. Rohstoffe: Fleischkost (Menschenfleisch, eßbare [illegible] und andere Tiere); — Pflanzenkost (wilde Pflanzen mit eßbaren Blättern, Früchten); — Gewürze (Pfeffer, Salz und seine Gewinnung); — Öl; — [illegible]. — Küchen- und Kochgeräte ([illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible] und andere Löffel der Frau, Kochtöpfe). — Zubereitung: 1. Kassave ([illegible]; [illegible]; gekochter [illegible]; [illegible], in [illegible] gelegenen [illegible] gekochter Kassave, [illegible] Kassave). 2. Planten. 3. Erdnuß ([illegible], [illegible], [illegible], Erdnußsuppe). 4. Yams. 5. Mais ([illegible], Maissuppe, Maisbrei, Maisbrot). Anderes Gemüse und Fleisch. — Mahlzeiten. — Essen. — Tischgeräte, Eßlöffel und seine Formen.
2. Getränke und Genußmittel. Getränke: Wasser, Trinkgefäße, [illegible]. — Genußmittel: Zuckerrohrsaft, Bananenwein, Palmwein (Vorkommen der palmweinliefernden Palmen, Güte des Palmweins, Aussehen und Geschmack, Gewinnungsarten, Haltbarkeit). — Trunkenheit. — Tabak (Abarten der Tabakpflanze, Rauchen, Tabakspfeifen, Pflege der Tabakpflanze, Behandlung der Blätter).

Einer der höchsten leiblichen Genüsse ist dem Pangwe das Fleisch (*öli*, gekochtes Fleisch: *[illegible] a öli* von *a nöön* = kochen). Vom Menschen an bis herab zur kleinsten Termite erscheint ihm kaum etwas ungenießbar.

Es gilt als erwiesen, daß die Südpangwe bei Gelegenheit Menschenfleisch essen (Abb. 91), die Pangwe in der Gesamtheit kann man indes nicht als Menschenfresservolk bezeichnen. Bei den nördlichen Unterstämmen wird nirgends von Kannibalismus berichtet, und die Eingeborenen behaupten, daß er auch früher nicht bei ihnen bekannt gewesen sei. Bei den mittleren Fang in Spanisch-Guinea und im französischen Gebiet dagegen werden ausnahmsweise von einigen die gefallenen Feinde verspeist; das geschieht angeblich keineswegs aus religiösen Gründen, sondern stellt einen bis zum äußersten durchgeführten Racheakt dar, durch den der Feind zu einem Tier herabgewürdigt und wie ein solches verspeist wird. Daß Verwandte oder Angehörige derselben Sippe geschlachtet und verzehrt würden, habe ich nie gehört und wäre auch in den Augen der Fang ein ungeheuerliches Verbrechen. Ganz im Süden, besonders nach Südosten zu, wo die Pangwe durch Mischung mit ihren Nachbarstämmen im Wesen verändert sind, mag die Menschenfresserei etwas häufiger sein; wahrscheinlich ist sie überhaupt

[p. 143]

von den in dieser Beziehung berüchtigten östlichen Grenzstämmen, insonderheit den Njem, übernommen.

Den Hauptfleischbedarf decken also die Tiere, und hier macht der Pangwe nicht einmal vor der dicken Haut des Elefanten halt; fast alles ist ihm genießbar. Nicht gegessen werden von Säugetieren nur Spitzmaus, Hausratte und das Zwergeichhörnchen **Sciurus pumilio** Leconte *(mvul-esán)*, von Reptilien Chamäleon, die Eidechse **Lygosoma fernandi** Burt. *(ebgnelakas)* und die **Agama colonorum** Daud. *(ngídé III)*, von Amphibien die Kröten: **Bufo superciliaris** Blgr. *(mvǫą IV)* und **Bufo latifrons** Blgr. *(dúgą, Mehrz: bígą, mą́gą)* sowie der Frosch **Rana mascareniensis** D. et B. *(nkgé I)*. Die Gründe, weshalb diese Tiere niemals gegessen werden, werde ich zusammen mit den Speiseverboten in Abschnitt XIII besprechen.

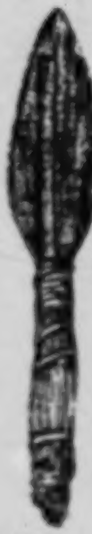


Abb. 91. Messer aus einer Speerklinge zum Zerlegen eines größeren Bratens.

Die Bezeichnung für die einzelnen Teile des geschlachteten Tieres (Ziege) sind aus Abb. 92 ersichtlich.

Von wirbellosen Tieren werden gegessen: die Larven *(fǫ IV)* des Palmenrüßlers **Rhynchophorus phoenicis** Fabr. und des Nashornkäfers **Augosoma centaurus** F. Pl. (Larve = *akąm*); von den Jaunde die großen Elefantenmistkäfer, **Copris** (*ejǫtok* J.), selbst; 21 verschiedene Raupenarten, meist **Saturniden** (*nkǫs I* = eßbare Raupe); Libellenlarven und Termiten (*ǫ̂swe IV* Nt., *kap* J.); Taschenkrebse und Garneelen, Schnecken, mit Ausnahme der Nacktschnecken, und eine Flußmuschel.

Von den genannten niederen Tieren verdienen die in den Blattstielen der Raphiapalme lebenden Nashornkäferlarven auch die Beachtung der Europäer, da sie gebraten recht wohlschmeckend sind, ja fast als Leckerbissen gelten können (man denke an den Cossus der Römer!); auch den Termiten könnte man Geschmack abgewinnen, wenn sich durch irgendein Verfahren die unangenehmen langen Flügel beseitigen ließen. Im Mwelegebiet bei Sinekoa sah ich die in den Pflanzungen stehenden Termitenhaufen der *kap* genannten Art sorgfältig umhegt; die in Massen ausfliegenden Tiere wurden in Körben gefangen und zum Teil lebendig, mitsamt den Flügeln, gegessen, zum Teil von den Frauen zubereitet. Die Tierchen schmecken nach rohen Eiern und würden zu einer Art Brot verbacken gar nicht übel sein, wenn nicht, wie gesagt, die Flügel eine unerwünschte Zugabe wären.

Wenn sich die Pangwe nicht in der Ausübung des Weidwerks so stümperhaft zeigten, wenn sie nicht einen wahren Horror vor dem Schlachten der Haustiere hätten, und wenn sie die Fallenstellerei etwas eifriger und geregelter be-treiben wollten, so würden sie bei dem Wildreichtum ihres Landes an frischem Fleisch keinen Mangel leiden. So aber bildet die Pflanzenkost ihre Hauptnahrung.

Die Gemüsepflanzen sind, soweit sie angebaut werden, bereits im vorigen Abschnitt erwähnt; die wildwachsenden kommen unter gewöhnlichen Verhältnissen nur zum Teil ständig auf den Tisch, in Hungerszeiten aber, oder wenn sonst einmal das Essen knapp geworden ist, dienen sie dem Pangwe häufig als Nahrung.

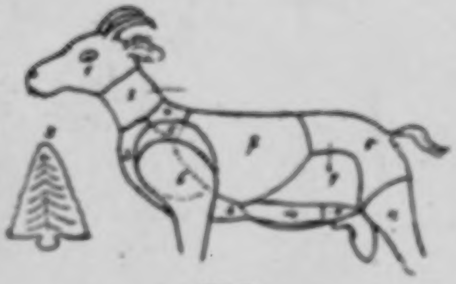


Abb. 92.
Namen der Fleischteile eines Schlachttieres.

1. Kopf — [illegible].
2. Hals — [illegible].
3. Brust — [illegible].
4. [illegible] — [illegible].
5. Bug — [illegible].
6. Blatt und Vorderbein — [illegible].
7. Rückenstück — [illegible].
8. Kreuzstück — [illegible].
9. Seitenstück — [illegible].
10. Bauch — [illegible].
11. Stücke über den Geschlechtsteilen — [illegible].
12. Keule und Hinterbein — [illegible].

Zu nennen sind da von Palmen die Ölpalme, die Raphiapalme und besonders **Ancistrophyllum**, dessen innerste Blätter (Palmkohl) gegessen werden; von Begoniaceen **Begonia poggei** Wrbg. (*[illegible] e [illegible]* Nt.) und **B. ciliobracteata** Wrbg. (*[illegible] e [illegible]*); von Amarantaceen **Celosia argentea** L. (*nsum [illegible], nsum [illegible]*), **C. laxa** Schum. usw. (*nsum e [illegible]*) und **Pupalia lappacea** L. (*nsum e [illegible]*); von Acanthaceen **Justicia insularis** T. And. (*[illegible]*), **Endosiphon obliquus** Clke. (*nsum [illegible], [illegible] III*) und **Pseuderanthemum nigritianum** (T. And.) Radlk. (*[illegible] I*); von Urticaceen **Urera laurentii** de Willd. (*[illegible] I*) und **Fleurya aestuans** (L.) Gaud. (*[illegible] IV*); von Euphorbiaceen **Microcoeca mercurialis** (L.) Benth. (*[illegible]*); von Tiliaceen **Corchorus olitorius** L. (*[illegible] IV*); von Melastomataceen **Dinophora spennerioides** Bth. (*[illegible]*) und **Dissotis decumbens** (P. B.) Tr. (*[illegible]*); von Moraceen **Myrianthus arboreus** P. B. (*[illegible] III F., [illegible] Nt., J.*); von Araceen **Rhektophyllum mirabile** N. E. Brown (*[illegible] IV, [illegible] IV*); von Dioscoreaceen **Dioscorea prehensilis** Bth. (*[illegible]*); von Farnkräutern (*[illegible] IV*) endlich besonders **Dryopteris tomentosa** C. Chr., **Dr. megaphylla** (Mett.) C. Chr. (*[illegible]*), **Dr. parasitica** (L.) O. Ktz. (*[illegible]*), **Dr. gongylodes** (Kuhn) O. Ktz. (*[illegible]*), **Stenochlaena guineensis** (Kuhn) (*[illegible] III*), **Alsophila camerunensis** Diels (*[illegible]*) und **Diplazium silvaticum** (Borg.) Sw. (*[illegible]*).

Früchte werden sehr wenig kultiviert. Von ihnen ist die Banane die einzige alteinheimische, während neuerdings eingeführt sind die Ananas (*[illegible] I F., [illegible]* Nt. [1]), die über das ganze Gebiet verstreut, wenn auch nur in spärlicher Anzahl angepflanzt wird, die über einen schmalen Küstenstreif kaum hinausgekommene Papaya Carica papaya (*[illegible]* J., *[illegible]* Nt., F.) [2], deren Bäumchen sich schlecht [illegible] lassen, letzteres, kleine Zitronen, Citrus

---

[1] *[illegible]* Zucker, *[illegible]* Liliaceen, Cyperaceen; *[illegible]* Cyperus (von den Mvele), wegen der den Cyperaceen ähnlichen Blätter.

[2] *[illegible]* — Mimusops djave (Lan.) Engl. *e [illegible]* des Weißen.

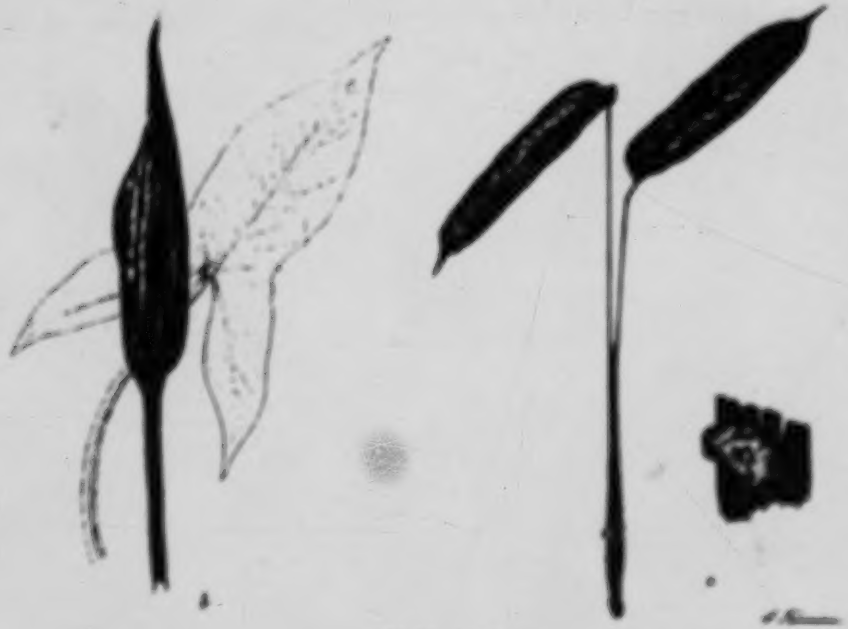
limonum Risso *(ɛlǝ F., alɔ Nt., ŋgǝmbɛ IV)* und für Europäer fast ungenießbare Apfelsinen.

Kokospalmen (*mbɛ́a I, nʃɛ̃me I*, Nt., F., *mǝɣǝndǝ IV* J.) gibt es nur am Meeresstrande und auch dort nur in geringer Anzahl.

Vielleicht angepflanzt wird die einheimische „Buschpflaume" **Pachylobus edulis** E. Don., var. **mubafo** Engl., Burseracee (*asǝ* Nt., *ǝsɛ̃ŋǝ F.*), die man nur in oder bei Dörfern antrifft. Die wundervoll lilablau oder leuchtend rosa gefärbten Früchte werden auf dem Feuer geröstet, das gelbe, ganz wohlschmeckende Fruchtfleisch wird warm gegessen.

Alle anderen Früchte, die von den Pangwe gegessen werden, wachsen wild. Der Buschpflaume in Gestalt und Geschmack der Früchte verwandt ist **Pachylobus [illegible]** Engl. *(asǝ́, Früchte ǝsǝ IV)*, die auch ebenso zubereitet wird. Sehr wichtig sind die ölhaltigen Früchte der Sapotacee, **Mimusops djave** (Lan.) Engl. *(adzab, Früchte abǝ)*. Sie gleichen einem großen Apfel; das Fruchtmus, in dem die zwei bis vier Samen eingebettet sind, ist sehr klebrig, aber recht wohlschmeckend; die Samen werden zur Ölbereitung benutzt. Nächst diesen besitzt eine große Bedeutung die **Irvingia barteri** Hook. f., Simarubacee *(andǝ́k, Früchte ndǝ́k IV)*. Merkwürdigerweise wissen die Pangwe den Saft des gelben Fruchtfleisches, der außerordentlich duftig und erfrischend ist — vorausgesetzt allerdings, daß die Früchte gerade im richtigen Reifezustand sind — nicht zu schätzen, wie sie überhaupt, im Gegensatz zu den Küstenstämmen, vielen Waldfrüchten (z. B. den Früchten des Kardamoms, der Palme **Podococcus barteri** u. a.) wenig Bedeutung beimessen und sie nicht zu nutzen verstehen. Der nahrhafte Inhalt des Kernes wird getrocknet gegessen oder zu einer Art Brei verarbeitet. Eine so schmackhafte [illegible] aus den Früchten zuzubereiten wie die Benga, verstehen die Pangwe [illegible]; auch ist das Nußbrot der Mpongwe ihnen unbekannt. Weitere wichtige eßbare Nüsse sind **Coula edulis** Baill., Olacinacee *(ewɔ̃ŋɔ F., ǝwɔ́ŋɔ Nt., Früchte kɔ̃ŋɔ* bzw. *kɔ́ŋɔ)*, **Panda oleosa** Pierre *(afǝ́mǝ[k], Früchte fǝ́mǝ[k])* und eine mir unbekannt gebliebene Art *(andǝ́ŋ, Früchte ndǝ́ŋ IV)*. Sehr schmackhaftes und erfrischendes Fruchtfleisch liefern folgende Bäume: Burseracee **Pachylobus macrophyllus** (Oliv.) *(ǝndáŋǝm Nt., aŋǝm F., Früchte ndáŋǝm IV Nt., ŋǝm IV F.)*, Anacardiaceen **Trichoscypha** spec. *(amǝ́l, Früchte mǝ́l IV)* und *(avǝŋǝ, Früchte vǝŋǝ)*; etwas säuerlich, aber recht erfrischend ist das Mus (Pulpe), in dem die Kerne verschiedener **Landolphia**-Arten eingebettet sind, und zwar von **L. ochracea** K. Sch. *(nǝ́ŋǝ)*, **L. piriformis** Stapf *(dǝ́ III)* und zwei anderen Arten *(ǝsǝ́ŋǝ F.* und *ŋǝ́mǝ III)*. Allen übrigen Früchten — soweit ich sie gekostet habe — kann der Europäer kaum besonderen Reiz abgewinnen, ja, einige, wie **Lecaniodiscus** und **Pseudospondias**, sind von geradezu scheußlichem Geschmack und — wie man in Westafrika sagt — good for blackmen, no good for whitemen. Ihre Namen sind: **Parinarium tessmannii** Engl., Rosaceae *(asǝ́)*, **Chrysophyllum tessmannii** Engl., Sapotaceae *(ndǝ́m I)*, **Pachylobus tessmannii** Engl., Burseraceae *(asa-angǝlǝ́ŋǝ)*, **Lecaniodiscus spinulosodentatus** Radlk., Sapindaceae *(asǝ́ŋǝ)*, **Pseudospondias microcarpa** (Rich.) Engl., Anacardiaceae *(asǝ)*, **Pseudospondias tessmannii** Engl., ebenso *(angǝ́lǝŋǝ)*.

[facing p. 146]



[illegible]

a HALOPEGIA AZUREA K. SCH., FAM. ZINGIBERACEAE.
b CYRTOSPERMA SENEGALENSE (SCHOTT) ENGL., FAM. ARACEAE.

Pentaclethra macrophylla Benth., Leguminosae *(ebay)*, **Cola acuminata** (P. B.) R. Br., Sterculiaceae *(abē)*, **Carpolobia alba** Don., Polygalaceae *(onǵe, [illegible])*, **Ricinodendron africanum** Muell. Arg., Euphorbiaceae *(ezaŋfə)*, **Myrianthus arboreus** P. B., Moraceae *(maŋgfəme III F., engakəm Nt., J.)*, **Desbordesia glaucescens** Engl., Simarubaceae *(alòb)*, **Duboscia macrocarpa** (?) Bocq., Tiliaceae *(akak e sə'e)*, **Oncinotis glandulosa** Stapf, Apocynaceae und **Tylostemon minutiflorus** Stapf, Lauraceae *([illegible] bzw. [illegible])*, **Tristemma hirtum** Vent., Melastomataceae *([illegible])*, **Cnestis aurantiaca** Gilg, Connaraceae *(abja e ndzik)*, **Vitex bipindensis** Gürke, Verbenaceae *([illegible])*, **Anonidium mannii** Oliv., Anonaceae *(ebəm ali)*, **Sarcocephalus sambucinus** (K. Sch.) *([illegible] und [illegible])*, die Palme **Podococcus barteri** M. et W. *([illegible])* sowie verschiedene **Aframomum**-Arten, z. B. die in Band II abgebildete **Afr. albo-violaceum** K. Sch. *([illegible], Früchte [illegible])*.

Schließlich spielen Pilze, von denen die Fang zwanzig eßbare Arten unterscheiden, im Haushalt eine wichtige Rolle; giftige Bodenpilze scheinen, mit Ausnahme einer übelriechenden, mit einer Art Schleier überdeckten Morchel, nicht vorzukommen.

Von Gewürzen sind Pfeffer und Salz bekannt, beide den Pangwe zur Zubereitung der Speisen unentbehrlich. Pfeffer, **Capsicum** *([illegible] IV, ondondo III)*, wird in drei Arten und vielen Abarten hinter den Häusern oder dicht beim Dorf ausgesät und findet sich verwildert überall in der Nähe menschlicher Ansiedlungen, wo seine grünen, in der Reife roten Früchte jedesmal frisch abgepflückt werden, wenn man sie braucht; sie werden ganz oder auf einem Stein zerrieben an die Speisen getan.

Mehr Umstände macht das Salz. Wenngleich heute das von Europa eingeführte schon fast das ganze Gebiet überschwemmt und, mit dem Tabak zusammen, geradezu einen Wertmesser bildet, so wird an entlegenen Stellen im Innern vielfach noch die schwierige Herstellung aus Sumpfpflanzen nach alter Weise geübt.

Die beiden Hauptsalzpflanzen sind die auf Tafel X abgebildeten **Halopegia azurea** K. Sch., Marantaceae *([illegible] I)* und **Cyrtosperma senegalense** (Schott) Engl., Araceae *([illegible])*; außerdem werden in kleineren Mengen die Wedel der Raphiapalme hinzugetan. Im Fanggebiete werden **Halopegia** und **Cyrtosperma** stets zusammen verwendet, nie eine ausschließlich; an anderen Stellen, z. B. im Ntumgebiet, nimmt man noch folgende Sumpfpflanzen dazu: die Loganiacee **Anthocleista zenkeri** Gilg *([illegible] III)*, die Zingiberacee **Renealmia albo-rosea** K. Sch. *([illegible])*, die Urticacee **Boehmeria platyphylla** D. Don. *([illegible])*, die Acanthacee **Brillantaisia vogeliana** Bth. *([illegible])*, die Aracee **Anubias heterophylla** Engl. *([illegible])*, eine Composite *([illegible])*, die Commelinaceen **Palisota schweinfurthii** C. B. Cl. *([illegible])* und **Pollia condensata** C. B. Cl. *([illegible])*, außerdem da, wo Sumpfpflanzen fehlen, die Marantacee **Phrynium confertum** (Benth.) K. Sch. *([illegible] I)* und die schlingende Aracee **Rhektophyllum mirabile** N. E. Brown *([illegible])*.

Zur Salzgewinnung gehen die Männer in den Sumpf *(ɔʒm)*, schlagen die salzliefernden Pflanzen ab und lassen sie zum Trocknen einen Monat an der Sonne liegen. Dann bringt man sie unter ein in der Nähe errichtetes Schutzdach und verbrennt die Blätter und Blattstiele auf offenem Feuer. Die Pflanzenasche, verunreinigt durch die Reste der Feuerscheite, wird ins Dorf gebracht und auf dem Hängeboden über der Feuerstelle im Hause drei Wochen lang zum Trocknen aufbewahrt. Die letzte Arbeit der Männer hierbei ist die Anfertigung eines großen Trichters, den sie aus den Stengeln der Marantacee **Trachyphrynium violaceum** Radlk. *(nkɔ̂mokɔ́me I)* ziemlich roh zusammenflechten *(ngɔ̀ŋ nkɔ́ IV)*; das weitere übernehmen die Weiber. Sie stellen den Trichter, den sie mit Stangen stützen, inner- oder außerhalb des Hauses auf und legen ihn derart mit Blättern von **Sarcophrynium** aus, daß das unterste Blatt — trichterförmig zusammengefaltet — gerade in die Spitze paßt und die anderen Blätter dachziegelartig die Wand bedecken. Unten schließt man den Trichter durch ein Knäuel aus Gras, **Paspalum** *(ɔbɛt)*, oder Blättern der **Phytolacca dodecandra** C. Her. *(alèt)*[1] zu einem Filter ab, tut die Asche hinein und gießt Wasser darauf, das ziemlich rasch durch den Filter in ein daruntergestelltes Gefäß sickert. So läßt man das Ganze eine Nacht stehen, gießt am Morgen etwas frisches Wasser nach, um das letzte Salz auszuziehen, und trocknet nun die erhaltene gelbbraune Sole so lange, bis alles Salz *(nkɔ́ I)* ausgefallen ist[2].

---

[1] Vom Stamme *lè* = durchrinnen, durchtröpfeln, weil die Sole durch das Kraut hindurchtröpfeln muß.

[2] Die Untersuchung des Salzes, über die Herr W. Lenz vom Pharmazeutischen Institut der Universität Berlin berichtet, ergab folgendes: „Das Buschsalz selbst besaß braune Färbung und ein feuchtkrümeliges Aussehen. Es schmeckte scharf salzig, seine Lösung reagierte stark alkalisch. Die von Herrn Regenstein ausgeführte chemische Untersuchung ergab folgende Zusammensetzung:

43,33 %	KCl (Kaliumchlorid)
27,50 %	K_2SO_4 (Kaliumsulfat)
16,26 %	K_2CO_3 (Kaliumkarbonat)
0,85 %	$NaCl$ (Natriumchlorid)
8,72 %	H_2O (Trockenverlust bei 180°)
3,34 %	Unlösliches (Differenz)
100,00 %	

Das Kalium wurde als Kaliumplatinchlorid vom Natrium getrennt. In dem Unlöslichen wurden Kalzium, Magnesium, Eisen, Aluminium, Mangan, Phosphate, Silikate, Karbonate nachgewiesen und 0,7 % des Salzes SiO_2 (Siliziumdioxyd) bestimmt.

Auffällig ist der hohe Gehalt des Buschsalzes an Chloriden und Sulfaten sowie die Verwendung des überwiegend aus Kaliumsalzen bestehenden Salzgemisches zum Würzen der Speisen, also an Stelle von Kochsalz."

Neben den Gewürzen brauchen die Pangwe als Zutat zu Speisen Öl, das sie aus der Ölpalme, **Elaeis guineensis** L. *(alën)* und der **Mimusops djave** (Lan.) Engl. *(adzáb)* gewinnen, aber so selten, daß seine Verwendung in der Küche gegen diejenige in der Hautpflege ganz zurücktritt. Die Ölgewinnung bespreche ich deshalb bei der letzteren.

Die Küche der Pangwefrau befindet sich, wie beschrieben, im Hause unter den Hängeböden. Einen eigentlichen Herd gibt es nicht; bei den Mwai vertreten ihn drei Steine, sonst aber wird der stets fußlose Topf auf eine Topfscherbe oder unmittelbar auf die geschickt zurechtgelegten Feuerscheite gestellt. Wenn einmal mehr zu kochen ist, z. B. nach einer erfolgreichen Elefantenjagd, so wird der tägliche Feuerplatz zu klein, und man richtet einen zweiten hinter dem Hause her.

Zum Kochen tun — wie jedes kleine Pangwemädchen schon weiß — drei Dinge not: Holz, Wasser und Feuer. An Holz mangelt es nicht; jeden Tag bringt die Hausfrau die nötigen Scheite aus der Pflanzung (Abb. 51) mit. Wasser ist ebenfalls in Menge vorhanden; es braucht nur am Fluß in Kalebassen *(ndjk IV)* oder — bei den Ntum und Okak — in tönernen Wasserflaschen (Abb. 92), P.: *etagę*, geschöpft zu werden (daher der Name *(ak*, lautnachahmend für das unter Glucksen eindringende Wasser, so auch *o-kök* = Wasserfall); von dem Feuer haben wir schon im vorigen Abschnitt gesprochen.

Das Küchengerät der Frau ist sehr einfach. Überall vorhanden ist der Mahlstein *(akǫk)* mit dem dazugehörigen kleinen runden Reibstein *(ngǫk IV)*; jener ist unregelmäßig flach, durch das Reiben glatt gescheuert und liegt meist auf der Erde, wo die Frau bei der Arbeit davorkniet. Bei den Mwai, die in der Kochkunst überhaupt etwas weiter vorgeschritten sind, steht der Stein auf vier kleinen Pfählen, gleich einem Tischchen, was ihn im Ansehen bedeutend „hebt". Auf dem Mahlstein werden Erdnüsse, Ngon usw. durch Hin- und Herreiben des Reibsteines zerrieben. Demselben Zweck dient ein fast runder Holzteller von der Form eines gestielten Blattes mit erhöhtem Rand *(ngjo-ndǫk, efję-nd.)* für die Kerne der **Irvingia barteri** Hook. f. *(andǫk, Früchte ndǫk IV)*, Abb. 93 sowie als Reiber dazu eine kugelrunde, harte Frucht *(abok)*.

In sehr sauberer Weise entfernt die Pangwefrau mit dem halben Schulterblattknochen eines Tieres, z. B. eines Affen (Abb. 94a), mit einem Stück Raphiastengel oder einem Baumpilz (Abb. 94b) die Reste der zerriebenen Nüsse oder Kerne vom Mahlstein. Nur selten geschieht dies mit der Hand.

Zum Zerstampfen von Kassavablättern und anderem Gemüse wie zum Entfleischen der Ölpalmenfrüchte dient ein an beiden oder nur an einem Ende kolbig verdickter Stößel (ntum e mbi̯k) in einer Mulde (mbi̯k l), die meist die Gestalt eines Einbaumes (Kanus) mit einem oder seltener zwei Griffen (Abb. 95) hat. Im Mwai- und südlichen Fanggebiet sieht man größere Mulden von viereckiger Gestalt und kleine Holztröge mit oder ohne Griff (Abb. 96), endön.

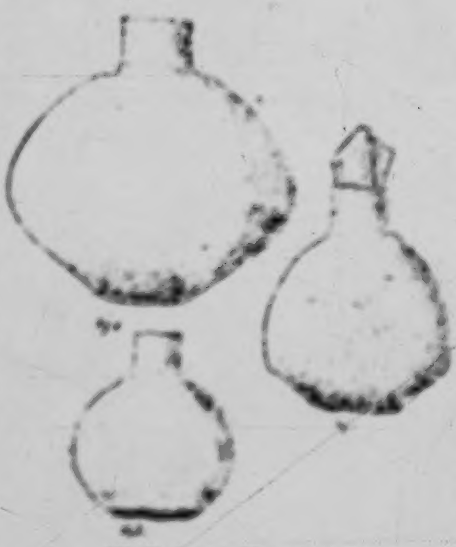


Abb. 93. Tönerne Wasserflaschen.

Die Planten werden mit einem Plantenschäler (mbi̯l), Abb. 97, geschält, indem man die Schale stückweise absprengt und abstößt. Er besteht aus einem schmalen Stück Raphiablattstiel und ist öfter mit Ritzmustern hübsch verziert.

Der flache Korbteller (dèpé, Mehrzahl: bèpé), vgl. Abschnitt VIII, den wir bereits unter den Ackerbau- und Fischfanggeräten kennen gelernt haben, spielt auch in Haus und Küche eine große Rolle, wo er gleichzeitig als Schüssel, Schale, Teller usw. dient. Die Frauen haben eine ganze Auswahl von größeren (dèpé) und kleineren (nyi̯k) solcher Teller zur Hand. Bisweilen sieht man auch Holzteller oder, besser gesagt, Holznäpfe von der gleichen Form wie die Korbteller¹).

Der Küchen- oder Rührlöffel (ndzik l, ski̯m), der streng vom Eßlöffel unterschieden werden muß, ist aus Holz flachgeschnitten (Abb. 98) und dient zum Umrühren von Speisen, Verrühren von Gemüsen und Zerteilen von Brei.

Über dem Feuerplatz hat die Frau ihre Eß- oder Schöpflöffel, mit denen sie die Speisen beim Kochen schmeckt und beim Essen aus dem

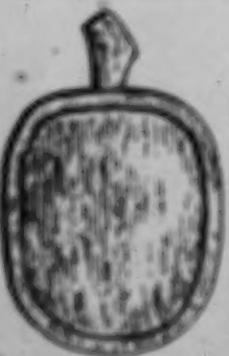
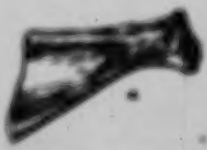


Abb. 95. [illegible]



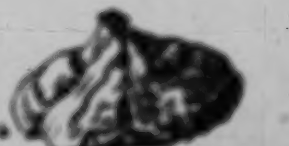


Abb. 96. [illegible]

---

¹) Aus dem Holz der Alstonia congensis Engl. (ekpé), Apocynaceen, oder der Ceiba pentandra (L.) Gärtn. (dum).

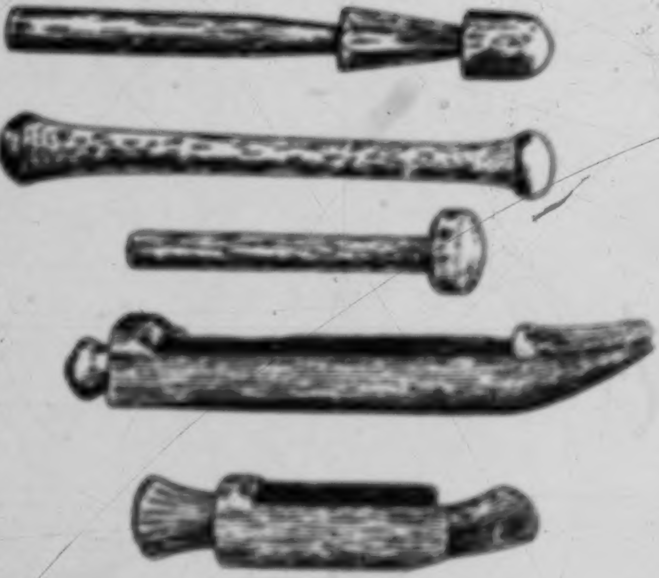


Abb. [illegible]

Topf herausschöpft. Es gibt verschiedene Formen, von denen die einfachste ein Sarcophrynium-blatt ist, das in Löffelform zusammengefaltet und nur einmal gebraucht wird. Dieser Blattlöffel heißt *[illegible]*. Eine höhere Stufe stellen der Kalebassenlöffel *([illegible])*, verfertigt aus einer halb durchschnittenen kleinen Frucht des Kalebassenkürbis (Abb. 99 und 100), und der Schneckenlöffel *([illegible], [illegible])*, Abb. 101 dar, der aus der großen **Achatina marginata** Sw. *([illegible])* hergestellt wird, indem man ein Stück aus der Schale herausschneidet. Sie sind die eigentlichen Gebrauchslöffel der Frau und entsprechen als solche dem hölzernen Eßlöffel *(156)* des Mannes. Die Frau gebraucht niemals Schöpflöffel aus Holz.

Das wichtigste Küchengerät ist der Kochtopf *([illegible], [illegible],* Mehrzahl: *[illegible])* aus Ton *([illegible])*, von dem jede Frau eine Reihe größerer *([illegible], [illegible])* und kleinerer *([illegible])* auf dem Topfboden *([illegible])* stehen hat. Durch den Faktoreihandel sind bereits eiserne, mit drei Füßen versehene Töpfe *([illegible])* überallhin verbreitet.

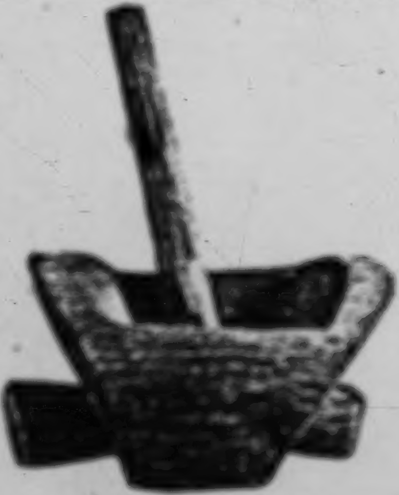


Abb. [illegible]

Nach diesen allgemeinen Vor-

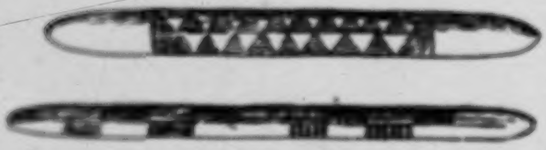


Abb. 97. [illegible]

bemerkungen gebe ich zur Beschreibung der Zubereitungsweisen der hauptsächlichsten Küchengewächse über. Die für die Erklärung wichtigsten seien noch einmal der Reihe nach aufgeführt: Kassave, Plante, Erdnuß, Ngon, Mais, Taro, Yams[1] (Fanggebiet).

1. Kassave.

Die Wurzel wird auf fünferlei verschiedene Weisen, wenn ich von unbedeutenden Unterschieden absehe, zubereitet. Zwei von ihnen, nämlich zerriebene, in einer steigbügelförmig gebogenen Blattrolle gekochte Kassave *(nkǫ́ra-mbǫ́n)* und gedämpfte Kassave *(amǫ́na-mbǫ́n)* — wenig schmackhaft und wenig sorgfältig zubereitet — sind in der Hauptsache Frauenspeise. Die drei übrigen sind im wesentlichen für Männer bestimmt, nämlich Kassaverollen, sogenannte Kanko[2] *(ebobi)*, ihrer handlichen Form wegen auf Reisen die ausschließliche Nahrung, Kassavescheibchen *(nan-mbǫ́n)* und endlich gekochte Kassavewurzeln *([illegible])*. Im ganzen Gebiete herrscht in puncto Kassavespeisen Übereinstimmung, mit der alleinigen Ausnahme, daß jene steigbügelförmigen Blattrollen bei den Ntum und Fang auch einmal hier und da von Männern gegessen werden.

Dem europäischen Geschmack sagt die Kassave, die vielleicht unsere Kartoffel ersetzen könnte, wegen ihres scharfen Geruches wenig zu, zumal in den Formen, wie die Neger sie bereiten. Am ehesten können uns noch — trotz des kleisterartigen Geruches — die wurstförmigen Kassaverollen im Norden, wo die Wurzeln vorher in reinem, fließendem Wasser gelegt werden, behagen, wenn man sie nach europäischer Weise in Scheiben schneidet oder zerrieben mit einem Ei vermischt und in Butter brät. Ganz schlimm sind die Kanko im Süden, weil dort die Wurzeln vor der Zubereitung eine Zeitlang in den Sumpf gesteckt werden und dadurch einen ganz widerwärtigen Morastgeruch annehmen.

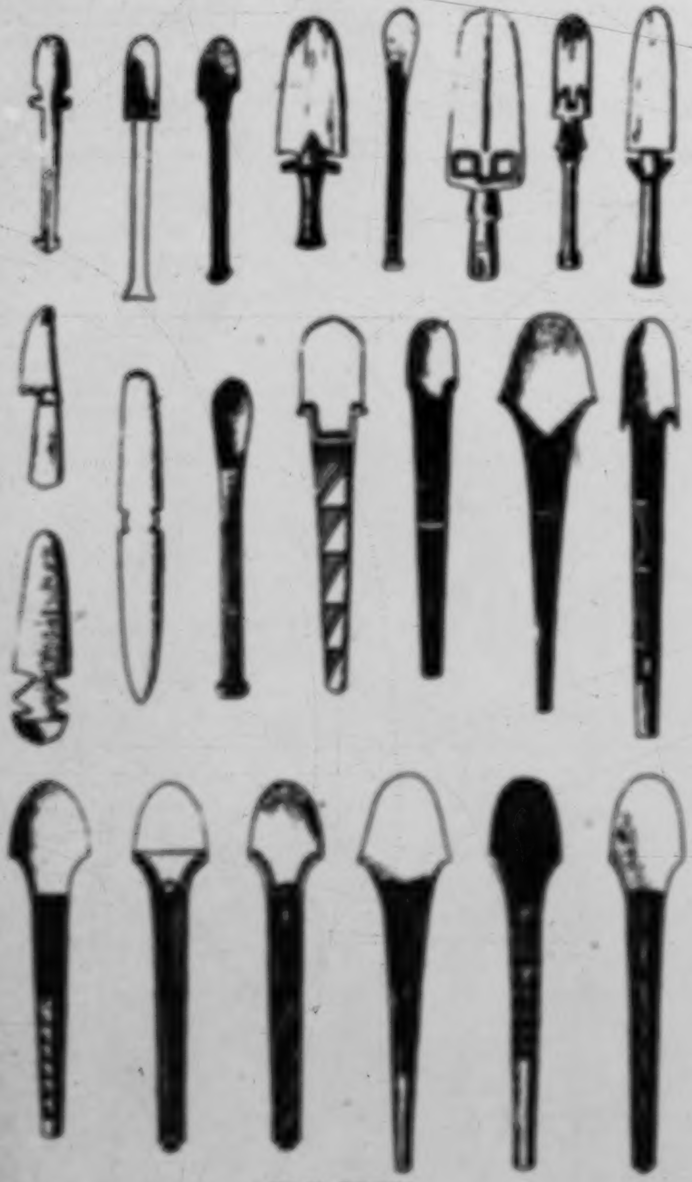
α) Kassaverollen oder Kassavebrote *(mbǫ́n ǝ-mb., ebobi)*.

Sie erfordern zur Zubereitung längere Zeit, nämlich 4—5 Tage. Die Wurzeln werden so, wie sie aus der Pflanzung kommen, also mit der Rinde und unzerkleinert (mit Ausnahme von ganz großen Wurzeln, die durchgeschnitten

---

[1] Kleinere Wiederholungen sind in den einzelnen Abschnitten der Deutlichkeit halber nicht ganz zu vermeiden. Der Leser möge sie gütigst entschuldigen.

[2] Die Herkunft dieses Wortes ist mir nicht klar geworden; ich weiß nicht, ob es ein aus anderen Negersprachen übernommenes oder im Küstenenglisch verdorbenes europäisches Wort ist.



[illegible]

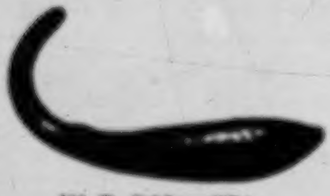


Abb. 99. Kalebassenlöffel.

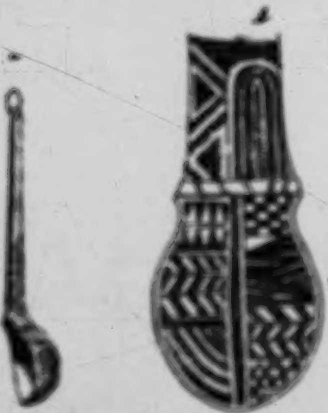


Abb. 100. Fruchtschalenlöffel.

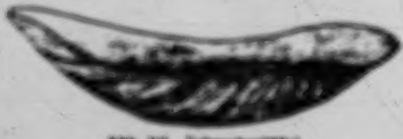


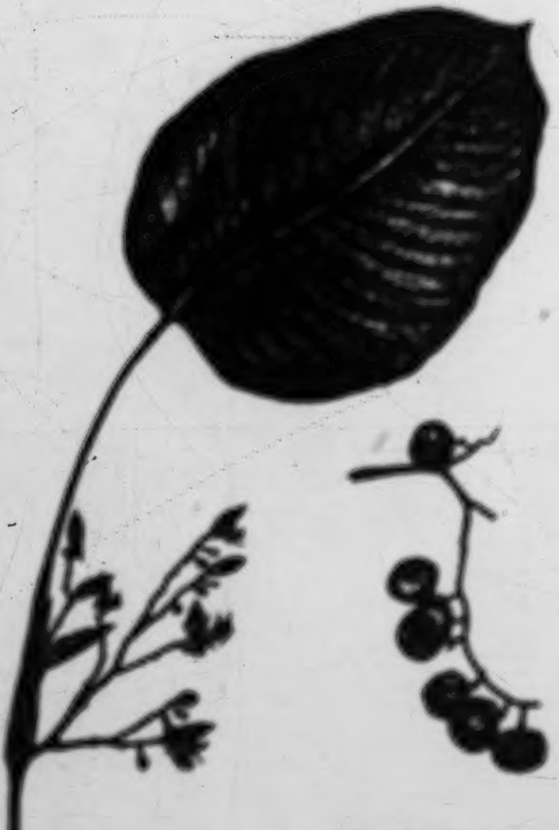
Abb. 101. Schneckenlöffel.

werden), in Wasserlöcher gelegt, um ihre giftigen Stoffe auszuziehen. Auf die Beschaffenheit des Wassers legen die Frauen der Ntum und Fang keinen Wert, ja sie scheinen mit Vorliebe gerade sumpfige Stellen, z. B. Raphiasümpfe, auszuwählen. Man sieht da häufig auf dem vollständig trüben Wasser und am Rande der Pfütze die Reste der Kassave, über der eine Unzahl von Schmetterlingen, insbesondere von Bläulingen, Weißlingen, Papilio-Arten, darunter der große blaue Zalmoxis, einer Wolke gleich, schweben. Diese gleich stark nach Modde und Kassave riechenden Löcher sind für den Sammler wertvolle Fundplätze. Im nördlichen Gebiet, bei den Jaunde, Bene und vielen Bulu, pflegt man dagegen die Kassave nicht in die Modde, sondern auf den Sandgrund kleiner Bäche zu legen, und zwar nahe am Ufer, wo das Wasser langsamer fließt; auch macht man sich die Mühe, einen Bach so weit abzudämmen, daß nur wenig Wasser durchlaufen kann, und steckt die Wurzeln unterhalb des Dammes in den Grund. Vielleicht kommt das von der Seltenheit der Raphiasümpfe im nördlichen Gebiet; jedenfalls muß die Kassave in stehendem oder nur ganz schwach fließendem Wasser 3—4 Tage liegen, 3 Tage bei jüngeren, 4 Tage bei älteren, starken Wurzeln. Nach Ablauf dieser Zeit nimmt die Frau die Wurzeln heraus und zieht mit der Hand die Rinde nebst der darunterliegenden festeren Faserschicht ab, was keine Schwierigkeiten bietet; dann wäscht sie die Wurzeln an Ort und Stelle leicht ab, zieht die Mittelrippe heraus, drückt die Kassave im Wasser mit beiden Händen zu einem Ball, wobei ein weißlicher Saft ausfließt, und tut die Bälle in einen mit Blättern ausgelegten Korb. Die weitere Zubereitung geht im Hause vor sich; dort wird die Kassave auf dem Mahlstein zerrieben und das Gemahlene auf Blätter geschüttet, welche die Frau auf der Rückkehr vom Sumpf gepflückt hatte. Im Süden sind es die Blätter der bereits mehrfach erwähnten Marantacee *Sarcophrynium velutinum* (Baker K. Sch. /*ekiejkɛ*/, *ekiej*[1]), Tafel XI, mit der Abart *glabrum* Loes.

---

[1] *ekiej* = Blatt, *a kɛ* = umhüllen, Stamm *kɛ*, vgl. *kɔfu*, die Schildkröte wegen des Panzers, *a kɛ* = klopfen, aufklopfen, d. h. veranlassen, daß sich etwas enthüllt.

Tafel [illegible]



SARCOPHRYNIUM VELUTINUM (Bak.) K. SCHUM., FAM. MARANTACEAE.

Günter Tessmann, Die Pangwe

Verlag und Eigentum von Ernst Wasmuth A.-G. Berlin

[facing p. 154]

(andeme), im Norden (Jaunde) die der Clinogyne schweinfurthiana K. Sch. *(ombǝŋ)*. Jeden Tag bringen die Frauen große Bündel solcher Blätter vom Felde mit, da sie sich ihrer nicht nur zur Umhüllung von Kassave- und Maisbroten, sondern auch als Unterlagen und Teller bedienen.

In diesen Blättern wird die Kassavemasse durch leichtes Kneten zu einer Wurst geformt, darauf das Blatt gerollt, an den Enden, wie bei einem Paket, umgeschlagen und mit einem Teil von den Stengeln derselben Pflanze umwickelt, welche die Blatthülle geliefert hat (die Stengel der Pflanze heißen *ndje IV ndjnas IV*). Diese Rollen werden in einem verschlossenen Topf mit etwas Wasser eine Stunde lang gekocht und dann zum Kaltwerden beiseitegestellt, nur in seltenen Fällen sofort warm gegessen (Abb. 102). Sie halten sich so 3 Tage. Gewöhnlich sind sie 35 cm lang, etwas länger in Jaunde, und 5 cm dick, im ganzen etwas größer im Bulugebiete.

Ein solcher „Kank" gilt überall im Gebiete ein Blatt Tabak (Handelstabak) oder einen Löffel Salz, was einem Stück Speergeld oder 7 Pfennigen entspricht, und ist als Verpflegung für Träger und Angestellte der Weißen wegen der Handlichkeit, der sich stets gleichbleibenden Menge und der Beliebtheit bei den Eingeborenen allgemein üblich.

Getrocknete Kassaverollen *(ongomo-nk.)*.

Da sich die gewöhnlichen Rollen nicht länger als 3 Tage halten, so wendet man für längere Reisen oder für Fälle, wo man die Rollen nicht immer wieder neu herstellen kann oder will, ein besonderes Verfahren bei der Zubereitung an. Dabei werden die Kassavebälle, nachdem sie ausgewaschen sind, ungefähr für einen Monat auf den Trockenboden gelegt und dann erst verarbeitet d. h. auf Steinen zerrieben, in Blätter gewickelt und gekocht. Mitunter werden auch die Bälle selbst mit auf die Reise genommen und dann, wenn man sie benutzen will, in Wasser aufgeweicht, gekocht und kalt verzehrt. Beide Arten bezeichnet man als *ongomo-nkja*.

b) Kassaveschnitzel *(ont-nk., ngǝl-nk. IV)*.

Eine sehr bittere und zugleich giftigere Abart der Kassave wird zu Kassaveschnitzeln verarbeitet. Die Wurzelstücke werden dazu mit einem Messer abgeschält, der Länge nach halbiert oder geviertelt und in einem mit Pfeilwurzblättern ausgelegten Topf mit 1½ l Wasser eine Stunde lang gekocht. Nun werden die Wurzeln herausgenommen, wie ein Brot in Scheiben geschnitten, in einem mit Blättern ausgelegten Korb einen Tag lang in fließendem Wasser gehängt, dann noch auf dem unter Fischfang, S. 110, beschriebenen Netz tüchtig am Fluß ausgewaschen und so kalt gegessen.

Getrocknete Kassaveschnitzel *(dád[a]-mb.)*.

Sie werden nach dem Kochen, bevor man sie ins Wasser hängt, in der Art wie *engwna-mb.* getrocknet und in gleichen Fällen verwandt.

c) Gekochte Kassavewurzeln *(agbwǫma-mb.)*.

Eine verhältnismäßig wenig giftige Abart unserer Pflanze, die deshalb eines langen Auslaugens im Wasser nicht bedarf, wird ebenso wie die vorige zurechtgeschnitten, eine Stunde gekocht, und die sehr fade und faserige Wurzel heiß gegessen.

d) Zerriebene, in steigbügelförmig gebogenem Blatt gekochte Kassave *(nkǫné-mb. I)*.

Von der Wurzel wird mit dem Hauer ein Streifen Rinde abgespliessen und von hier aus das Innere mit einem rauhen Stengelstück aus den Stämmchen der Schlingpalmen **Ancistrophyllum acutiflorum** Becc. *(nkǫne)* oder **Calamus deerratus** M. et W. *(ndíɔa)* herausgerieben. Die Spänchen fallen auf ein untergelegtes Blatt und werden dann auf dem Mahlstein zerrieben. Die Masse wird jetzt in einem mit einem Blatt ausgelegten Korb- oder Holzteller mit dem Rührlöffel tüchtig durchgeknetet, unter Zusatz von Wasser, das man über ein in einem Blatttrichter befindliches verkohltes Stück Plantenschale laufen läßt, wodurch das Wasser und damit die Kassavemasse schwärzlich gefärbt wird, angeblich, weil die weiße Farbe den Weibern nicht gefällt. Die Masse wird nun in ein steigbügelförmig gebogenes, gerolltes Blatt (Abb. 103) gefüllt, wie die Kassaverollen mit wenig Wasser aufgesetzt und eine Stunde lang gekocht.

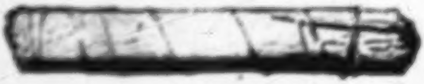


Abb. 102. Kassaverolle.

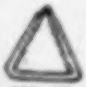


Abb. 103. Steigbügelförmig gebogenes Blatt.

Die Speise ist leimartig zäh und schwärzlich, von häßlichem Aussehen und wenig angenehmem Geschmack.

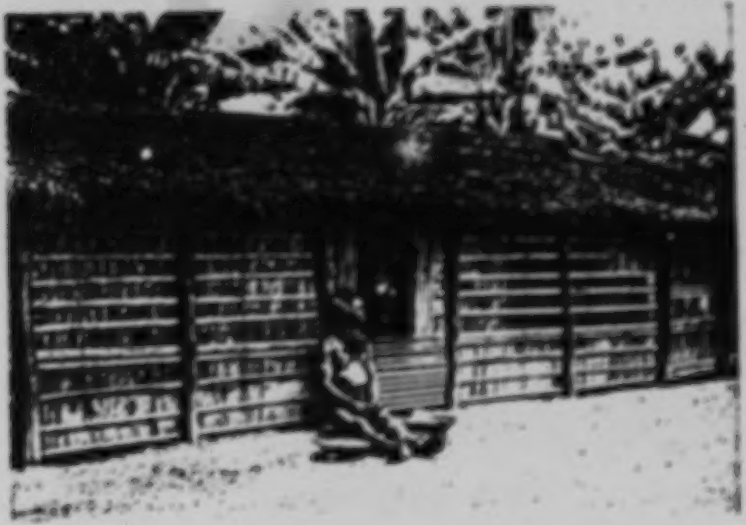
e) Gedämpfte Kassave *(amǫ́nd-mb.)*.

Zerriebene Masse, wie sie zu den Kassaverollen benutzt wird, oder auch gekochte Wurzeln werden zwischen zwei Blätter, die über einen Topf gebunden sind, gelegt. In dem Topf selbst werden Makaboblätter gekocht, und so zugleich die Kassave gedämpft (eine Stunde lang).

Neben den Wurzeln werden die Blätter der Kassave *(mandzǫa*, Mehrzahl) häufig gegessen, und zwar hauptsächlich von Weibern. Man zerstampft die Blätter gehörig in einer Holzmulde (Abb. 104), setzt sie in einem offenen Topf mit etwas

[facing p. 156]

Tafel XII.



WOHNHAUS IN BERAI (AM SSANGA, NTUMGEBIET.

G. Tessmann, Die Pangwe

Günter Tessmann, die Pangwe

Verlag und gedruckt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

Wasser auf, gießt später Wasser nach und läßt sie nicht weniger als 3½ Stunden kochen; dann werden sie mit Pfeffer oder Salz verrührt und aufgetischt. In dieser Form heißt das Gemüse *mbob I*, schmeckt zwar nicht schlecht, gilt aber als minderwertig und wird von den Männern nur gegessen, wenn nichts anderes da ist.

5. Plante.

Sie wird in fünf verschiedenen Zubereitungsformen gegessen, und zwar nimmt man zu dreien von ihnen unreife, zu den übrigen reife Früchte.

a) In Asche geröstete Planten *(nggó-ekpu I)*.

Eine unreife geschälte Plante wird in ein Blatt eingewickelt und neben das Feuer in die Asche gelegt, die etwas darübergeschüttet wird. Nach einer halben Stunde ist das Gericht fertig. Die Plante ist außen weißlichgelb, innen dunkelgelb und schmeckt recht trocken.

b) Gekochte Planten *(mbeg ekpu I)*.

Die unreifen Planten werden geschält, von den Rippen und anhaftenden Schalenteilchen gereinigt und 20 Minuten in Wasser gekocht.

c) Zerstampfte Planten *(ndipme ekpu I)*.

Ebenso wie vorige zubereitet, aber zerstampft als Brei genossen.

d) Gekochte reife Planten *(mfaḁ-ekpu I, mfi̥-nia I)*.

Die Schale von reifen Planten wird mit dem Plantenschäler gelöst und in einen Topf gelegt. Darauf kommen ganz oder zerstückelt die Früchte, darüber wieder Schale, dann gießt man Wasser zu, bis das Ganze bedeckt ist, und kocht es ½ Stunde lang; man ißt die Planten ganz oder mit kaltem Wasser zu Brei verrieben.

e) Rohe reife Planten *(nia III)*.

Die reifen Früchte werden roh oder in Asche geröstet gegessen.

6. Erdnuß.

Sie wird mitunter als ganze Nuß *(kŏk IV-ewu,ve, akŏe -ew.)* geröstet gegessen, sonst auf viererlei Art, teils als Suppe, teils als Mus zubereitet. Für alle heißt es zuerst die Erdnüsse mit der Hand aufbrechen (Tafel XII), wobei oft die ganze Familie mithilft; dann werden die Nüsse von der Frau auf dem Erdnußröstbrett einige Minuten über Feuer schwach geröstet und auf dem Mahlstein zweimal durchgerieben. Nach dem zweiten Durchreiben heißt die Masse *ebi(o)-ew.* (*bi* = teilen, davon *e-bi-b* = das Abgeteilte, z. B.

[illegible]

[illegible], die vom Baum abstehen, und *[illegible]* — die Schuppen, weil das Zerriebene etwas auseinanderfällt und wie Schuppen vom Stein fällt. Aus ihr bereitet man nun folgende Speisen.

a) Erdnußmus (*[illegible]*).

In einem Topf wird Wasser erhitzt und das heiße Wasser bis auf einen kleinen Rest in ein Schälchen abgegossen. Nun nimmt man den Topf vom Feuer, schüttet die Erdnußmasse hinein, rührt mit einem Kochlöffel unter 3—4maligem Zugießen von heißem Wasser tüchtig um, streut Salz hinein, rührt noch einmal gut um, und das Gericht ist fertig. Auch kocht man wohl die Masse mit wenig Wasser im Topf selbst.

b) Erdnußbündel (*[illegible]*).

Wie bei a) wird Wasser in einem Topf aufgesetzt; nachdem der Topf vom Feuer genommen ist, wird Erdnußmasse hineingeschüttet und unter Zugießen von etwas Wasser verrührt. Dann wird der Brei in ein Pflanzenblatt gefüllt, das man durch Feuer gezogen hat, um es geschmeidig zu machen, das Blatt zu einem Bündel zusammengebunden und mit kaltem Wasser im Topf aufgesetzt. Der Topf muß oben mit Blättern zugebunden werden. Wenn die Erdnüsse nicht mit heißem Wasser angerührt, sondern, wie in diesem Falle, kalt aufs Feuer gesetzt werden, müssen sie stets ½—1 Stunde lang kochen.

c) Erdnußbrei (*[illegible]*).

Erdnußmasse — wie oben vorbereitet — wird in einen Topf mit kochendem Wasser geschüttet und durchgerührt, dann kurze Zeit — 5 Minuten — auf Feuer gesetzt und mit Salz verrührt.

d) Erdnußsuppe (*[illegible]*).

Sie unterscheidet sich von dem vorigen nur durch Zugabe einer größeren Menge Wasser, so daß eine Suppe daraus wird. Sie wird als Beiguß zu Fleisch ausgegeben, nicht allein gegessen.

4. Ngon.

Der Ngon wird nur in zwei Formen, als Bündel (*[illegible]*) und als Suppe (*[illegible] I*), zubereitet, die den bei der Erdnuß aufgeführten entsprechen.

5. Mais.

Er wird in viererlei Gestalt gegessen, nämlich die ganzen Kolben geröstet (*[illegible] I*), als Maissuppe (*[illegible] I*), als Maisbrei (*[illegible]*) und als Maisbrot (*[illegible] III*).

a) Die ganzen Kolben.

Wie die Planten frisch in Asche geröstet.

b) Maissuppe (*[illegible] I*).

Die Körner werden aus den Spindeln alter Kolben herausgebrochen und in einem halbvollen Topf mit Wasser weich gekocht (½ Stunde lang), dann zerrieben und mit zerschnittenen Blättern der Kassave und des Amaranthus (*[illegible]*) 1 Stunde gekocht. Wenn sie gar sind, wird kaltes Wasser zugegossen, durchgerührt und die Suppe angerichtet.

c) Maisbrot (*[illegible] III*).

Man entkörnt alte Maiskolben und schüttet die Körner in einen Topf mit Wasser, damit sie etwas quellen, dann schöpft die Frau jedesmal einige mit dem Löffel heraus, legt sie auf den Mahlstein und zermahlt sie unter öfterem Zugießen von Wasser zu Mehl (ein halber Korb Maiskolben ergibt einen gehäuften Korbteller voll Mehl, woraus drei Brote gemacht werden). Das Mehl wird in einem mit Blättern ausgelegten Korbteller mit Wasser zu Brei verrührt, dem Salz, Pfeffer, oft auch noch Garneelen und Libellenlarven beigefügt werden. Dieser Brei kommt, wie bei der Frauenkassave (*[illegible]*), in ein steigbügelförmig gebogenes Sarcophryniumblatt, wird so in einem Topf mit wenig Wasser 1 Stunde lang gekocht und ergibt eine zwar schwere, aber ganz wohlschmeckende Speise.

d) Maisbrei *(ngbaei).*

Er wird aus frischem Maismehl hergestellt, das gekocht eine weiße, breiige Suppe darstellt. Da ich jedoch die Herstellung nicht genauer beobachtet habe, kann ich die Einzelheiten nicht angeben.

Die übrigen Nutzpflanzen, wie Taro, Makabo, Yams usw. sind nicht wichtig genug, um in bezug auf verschiedene Arten der Zubereitung hier erörtert zu werden. Wie ich glaube, wird der Leser sich aus den bisherigen Angaben ein Bild von der vielseitigen Verwertung der pflanzlichen Nahrungsstoffe durch die Pangwe machen können.

Fleisch wird in Töpfen für sich gekocht — ebenso Fische, die man, wie wir, ausnimmt und schuppt — oder im Blattbündel mit Erdnuß und Ngon zusammen. Von anderen Zubereitungsweisen kennen die Pangwe das Rösten, wenden es aber nur an, um die Speise haltbar zu machen und aufbewahren zu können.

Die Mahlzeiten sind recht ungeregelt und schlecht verteilt:

„*Mkiime afiä ang,* *kamal abam e nkšt,*
Morgens ein Bißchen für den Mund, (mit)tags ein Darlehn für den Kinnbacken,
alu bepfaa"
nachts ganz voll.

Morgens nimmt man gleich nach dem Aufstehen meist etwas kalte Kassavespeise oder ähnliches, was die Frauen den Abend vorher gekocht hatten, da sie meist früh in die Pflanzungen müssen. Im Laufe des Vormittags begnügt man sich mit einem kleinen Imbiß von Kassavebrot, Bananen und dergl. Dann folgt das warme Mittagessen, das, je nach der Rückkehr der Frau aus der Pflanzung, zwischen 12 und 5 Uhr stattfindet. Die Hauptmahlzeit, die ziemlich reichhaltig ist, fällt auf den Abend; es bleibt aber nicht bei einer, sondern die Frauen müssen zwei- und mehrmals, ja sogar noch mitten in der Nacht, frisch kochen, um die hungrigen Magen zu befriedigen. Von dieser „Regel" weicht man freilich häufig ab; gibt es viel Vorrat und wenig Arbeit, so wird den ganzen Tag gegessen, andererseits läßt man ebensogut Mahlzeiten aus oder fastet einen ganzen Tag, wenn irgend etwas dazwischenkommt.

Die Mahlzeiten bestehen im wesentlichen aus Kassave und Plante; daneben ißt man von den anderen erwähnten Speisen, was man gerade hat.

Männer und Weiber essen gewöhnlich getrennt; die Frau versorgt sich schon während des Kochens, auch mit der Männerspeise, die nicht für sie bestimmt ist, oder sie ißt mit ihren Töchtern und kleineren Söhnen, nachdem sie das Mittagessen ihrem Manne ins Versammlungshaus, wo sich auch die reiferen Knaben einfinden, geschickt hat. Die späten Abendmahlselten pflegt dagegen der Gemahl zu Hause im Familienkreise einzunehmen, da es dann schon zu kalt oder einsam im Versammlungshause geworden ist.

Durchweg ißt der männliche Pangwe ruhig und würdig, wenngleich unter behaglichem Schmatzen und Schwatzen. Gieriges Essen *(a dzban a di)* erscheint dem Pangwe lächerlich und unziemlich und ist ihm ein Zeichen schlechter Erziehung. Viele der guten Lehren, die der Vater seinem Sohne gibt, bewegen sich in dieser Richtung, und in Sprichwörtern und Märchen (z. B. in dem netten Märchen von Bimmes Freßgier, in der Geschichte vom Freßsack usw.) kehrt dieselbe Auffassung wieder.

Das Tischgerät ist sehr dürftig, wie man nicht anders erwarten wird. Bei flüssigen Speisen wird der Kochtopf, falls er klein ist, gleich vom Feuer in die Mitte der Gesellschaft gestellt, falls er groß ist, sein Inhalt in einen kleineren umgegossen; jeder nimmt seinen Löffel und schöpft sich aus dem gemeinsamen Gefäß. Speist der Mann abends im Hause, so wird für ihn meist ein eigener Topf hingestellt. Feste Speisen, z. B. Pasten und Kassavaschnitzel, werden auf einem Bananenblatt aufgetragen, und jeder nimmt sich davon mit der Hand. Als feiner gilt es, das Blatt auf einen Korbteller zu legen oder das Essen ohne Unterlage auf dem Korbteller zu reichen.

Der Löffel der Männer ist aus Holz *(tok*, Mehrzahl *IV* oder unregelmäßig *mintok)*, Abb. 105, und kommt in vier verschiedenen Formen mit je zwei Abarten vor. Die erste Form ähnelt unseren Salatlöffeln; sie hat entweder *(a—c)* eine kreisrunde bzw. breit-eiförmige Muschel und einen platten Stiel, der etwas unterhalb ihrer Außenfläche ansetzt — diese Form ist von Norden gekommen, vielleicht von den Jaunde und Bene, bei denen sie sehr verbreitet und beliebt ist, vielleicht von noch weiter nördlich sitzenden Stämmen, und wird im Süden bei den Bulu noch häufig, bei den Ntum ziemlich viel, bei den Fang nur mehr selten gesehen — oder *(d)* sie hat eine birnenförmige Muschel, und einen breiteren, tiefer ansetzenden Stiel (mir nur von den Fang bekannt).

Die zweite Form *(e—f)* besteht aus einer ziemlich kreisrunden, tiefen Muschel und einem an ihrem Rande ansetzenden breiten, über die Fläche giebelig geknickten Stiel, der sich meist gegen das Ende verbreitert und mit Kerbschnittmustern verziert oder mit gepunztem Messingblech beschlagen ist — so nur bei den Fang, und wegen der runden Form der Muschel *dzamo-pôdôwôdô* = Nest des Bülbüls (Pycnonotus) genannt.

Einen Übergang zwischen der ersten und zweiten Form zeigt *g*, bei der der schmale, unverzierte Stiel der ersten Form in der Weise der zweiten Form giebelig geknickt ist — so nur in Jaunde.

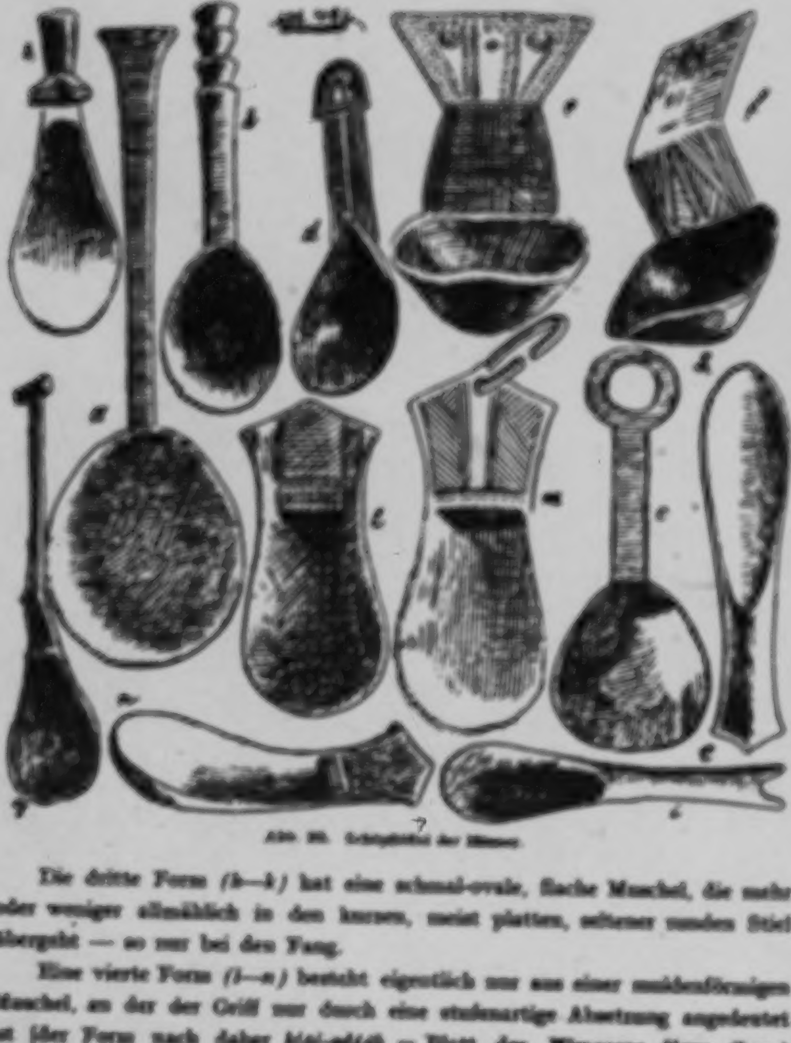


Abb. [illegible]. Schöpflöffel der Männer.

Die dritte Form *(h—k)* hat eine schmal-ovale, flache Muschel, die mehr oder weniger allmählich in den kurzen, meist platten, seltener runden Stiel übergeht — so nur bei den Fang.

Eine vierte Form *(l—n)* besteht eigentlich nur aus einer muldenförmigen Muschel, an der der Griff nur durch eine stufenartige Absetzung angedeutet ist [der Form nach daher *kiai-edzab* = Blatt der Mimusops djave (Lan.) Engl. genannt], nur bei den Fang.

Die *Löffel der Frau*, Blattlöffel, Kalebassenlöffel und Schneckenlöffel, sind oben erwähnt; es mag hier hinzugefügt werden, daß auch der Mann, besonders wenn er keinen Holzlöffel bei der Hand hat oder auf Reisen, diese Löffel gelegentlich benutzt. Meist führt freilich jeder ein oder zwei Stück des nützlichen Gerätes in seiner Umhängetasche aus Ananasfasern *(mfǝk)* mit sich.

Getränke und Genußmittel.

Das gewöhnliche Getränk des Pangwe ist Wasser; er trinkt es aus kleinen Töpfen, in die es aus der Tonwasserflasche gegossen wird, oder aus den Kalebassen *([illegible] IV)*, die neben den Tonwasserflaschen auch zum Wasserholen benutzt werden, oder aus eigenen, halb durchgeschnittenen (Mvele) bzw. mit einem Ausschnitt versehenen (Jaunde) Trinkkalebassen. Unterwegs benutzt er ein oder mehrere in der Art des Blattlöffels tütenförmig zusammengelegte Blätter oder die rechte Hand, mit der er das Wasser aufschöpft und sich in raschen Schleuderbewegungen in den Mund wirft.

In dichten Urwäldern, wo man keinen Bach in der Nähe weiß — allerdings ein seltener Fall, z. B., wenn man sich verirrt hat oder wenn plötzliche Erkrankung mit Durst eintritt oder dergleichen —, kann man sich mitunter einen verborgenen Quell in der Wasserliane, **Dichapetalum [illegible]** Engl. *([illegible] III Nt., [illegible] III V.)*, erschließen, die aber leider nicht überall vorkommt. Sie zieht sich unmittelbar von der Erde bis zu den höchsten Wipfeln der Bäume, kann die Dicke eines Oberschenkels erreichen, mißt aber meistens nur 40 cm im Umfang. Um Wasser zu bekommen, braucht man nur die Liane so hoch, wie man eben reichen kann, durchzuschlagen, was mit einem Hieb geschehen ist, und von der unteren Hälfte ein Stück abzuhauen. Dieses wird senkrecht gehalten, damit das Wasser nicht auslaufen kann, und über ein Trinkgefäß, z. B. tütenförmig zusammengelegte Blätter, langsam geneigt. Das Wasser, das — wie die Neger versichern — gut für den Magen sein soll, fließt nun unter Zischen in dickem Strahle aus. Es ist ganz erstaunlich, welche Mengen die Liane enthält; ein armlanges Stück genügt, um den heftigsten Durst zu stillen, und faßt nach meiner Schätzung 1½ l. Braucht man mehr, so schneidet man sich weitere Stücke ab, und da das Wasser wegen des Luftdruckes aus der durchschnittenen Liane nicht ausfließen kann, so hat man immer genug, selbst für große Karawanen.

Von Genußmitteln kennen die Pangwe Zuckerrohrsaft, Bananenwein, Palmwein und Tabak, sie sind aber in ihrem Gebrauch im allgemeinen durchaus mäßig. Hierin hätte die Einführung von Rum sicher einen Wandel zum Schlechteren geschaffen, wenn nicht 1906 das Verbot des Spirituosenhandels dazwischen getreten wäre.

1. Zuckerrohrsaft.

Der Saft, den das Zuckerrohr in sich birgt, wird dadurch gewonnen, daß man die Rinde mit einem Messer absplittert und das Fleisch aussaugt, oder daß man den Saft auspreßt und ihn dann als „Zuckerwein *([illegible])*" trinkt. Letztere Art der Gewinnung kommt nur im Südpangwegebiete vor.

und zwar in zwei Formen. Die erste ist so: Man zerschneidet das Rohr in 6—8 cm lange Stücke und entfernt das Fleisch dadurch, daß man den stachligen Stengel von **Trachyphrynium danckelmanianum** Braun et K. Schum *([illegible])* hindurchsteckt und eine Zeitlang hin und her zieht (Abb. 98). Um das Geriebsel aufzufangen, legt man ein Blatt unter, später tut man es in einen Korbteller und preßt es mit den Händen aus. Ein zweites, feineres Verfahren besteht darin, daß man das Rohr mit dem Messer entrindet und in einer Mulde zerstampft; die so erhaltene Masse tut man in eine Zuckerpresse *([illegible])*, ein aus **Ancistrophyllum** *([illegible])* hergestellten großen Flechtwerk von rechteckiger Form, das an den Schmalseiten in Schlaufen ausläuft, durch die zwei Stöcke geschoben werden. Der eine von diesen wird durch zwei in den Boden gerammte, in der Mitte durchlochte Pfähle gesteckt, der andere oben auf die beiden Pfähle gelegt. Soll die Presse gebraucht werden, so stellt man ein Gefäß (Topf) darunter, nimmt den oberen Stock ab, legt die Zuckerrohrmasse in das Flechtwerk, dreht den Stock mit beiden Händen um, und wringt so die Presse aus. Der Saft, der gleich getrunken werden kann, wird meist nur für ältere Leute, die das Zuckerrohrfleisch nicht mehr recht zerkauen können, bereitet, außerdem noch für medizinische Zwecke.

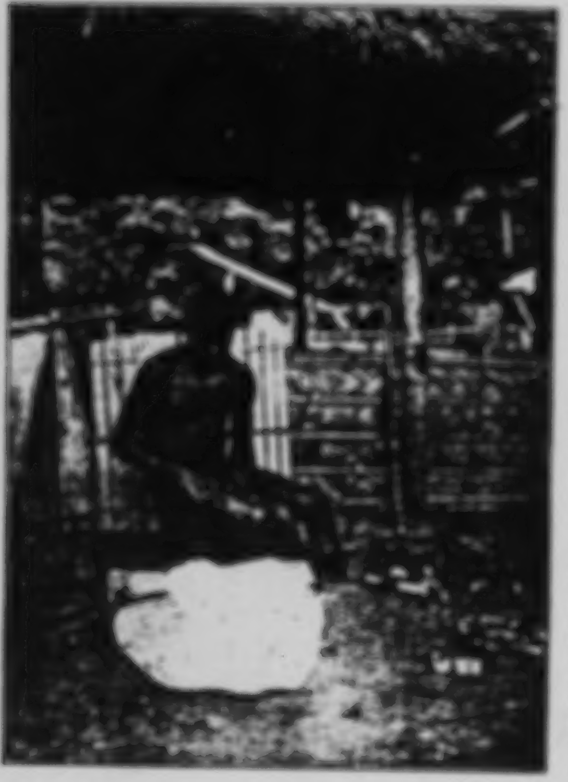


Abb. 98.

[illegible]

1. Bananenwein.

Er wird aus reifen Bananen oder Planten gewonnen, die abgeschält und halb durchgeschnitten in einen mit Wasser gefüllten Topf getan werden. Den Topf bindet man mit einem durchlöcherten Blatt zu und setzt ihn einen Tag lang der Sonne aus. Dann wird die Flüssigkeit vorsichtig abgegossen, in eine Kalebasse gefüllt und wieder für kurze Zeit in die Sonne gestellt. In Jaunde wird dieser nur im Nordpangwegebiete bekannte Bananen- oder Plantenwein (letzterer soll noch besser sein) sehr geschätzt und dem Palmenwein gleichgestellt, was unter anderem daraus hervorgeht, daß die als Feinschmecker bekannten älteren Häuptlinge ihn besonders gern trinken. Das Getränk ist in der Tat gar nicht übel und übrigens auch bei Weißen beliebt.

2. Palmwein.

Der Palmwein wird von den Pangwe hauptsächlich aus der Ölpalme, **Elaeis guineensis** L. *(alēn)*, in ganz seltenen Fällen aus der Raphiapalme, im äußersten Norden auch aus der Delebpalme bereitet, infolgedessen entspricht seine Häufigkeit und Güte der größeren oder geringeren Verbreitung der Ölpalme, d. h. es kommt eigentlich nur das nördliche Pangweland, hauptsächlich das Mvele-, Jaunde- und Benegebiet in Betracht, in ganz geringem Maße auch das Bulugebiet. Im Süden dagegen ist die Palmweinbereitung nahezu unbekannt, hier stehen die Ölpalmen so vereinzelt, daß sie als besondere Merkwürdigkeit den nahen Ortschaften ihren Namen gegeben haben (Alēn, Malēn). Wein aus Raphiapalme, der bitter und wenig angenehm schmecken soll, ist nach Hörensagen den Südpangwe bekannt, mag auch vereinzelt hergestellt werden, ich sah und trank ihn aber nie, dagegen ist der Wein aus der Delebpalme, **Borassus flabellifer** var. **aethiopum** Mart. (*Mv.: awui*), die in ganz vereinzelten Stücken in den nördlichsten Teil des Pangwegebietes hineinreicht (von mir zwischen Ebandi und Abandakudi bemerkt) ganz vorzüglich und mit Recht hochgeschätzt, wenn er auch nicht die eigenartige Blume des Ölpalmenweines hat. Ich habe mir auf meiner Reise durch das Mveleland erzählen lassen, daß die Palme abstirbt, wenn man den Blütenstand zur Weinbereitung abschneidet, und sah auch eine ganze Reihe der riesenhohen Stämme gleich Masten kahl zum Himmel ragen; ich fand aber, muß ich gestehen, als ich in [illegible] die durstige Kehle mit diesem Getränk erquicken konnte, den Preis — die Palmenleiche — fast nicht zu hoch dafür.

Für die Pangwe ist Jaunde das klassische Land des Palmenweines oder Mimbo, wie er auf Pidgeonenglisch heißt. Durchzieht man das Jaundegebiet in der richtigen Jahreszeit, so sieht man fast an jeder Ölpalme einige Kalebassen hängen, die anzeigen: „Hier gibt es Palmwein."

Die Güte des Weins hängt von verschiedenen Umständen ab, wirklich vorzüglichen, der sehr wohl einen Vergleich mit den weniger guten Sektmarken aushält, bekommt man nur höchst selten zu trinken.

Abgesehen von der Gewinnungsart, spielt das Alter des Baumes eine Rolle, man kann aus den Blütenständen junger Palmen keinen guten Wein gewinnen, auch dürfen zum Auffangen des Weines nur alte Kalebassen, in denen schon öfters Palmwein aufbewahrt war, verwandt werden. Wovon aber sonst der bessere oder schlechtere Geschmack abhängt, vermag ich nicht zu sagen; gewiß ist, wie bei unseren Weinen, Boden und Klima von Wichtigkeit, so haben sich meine Jaunde im Süden die erdenklichste Mühe gegeben, mir einen guten „*Stoff*" vorzusetzen, aber es war allegal — wie sie selbst zugaben — ein Getränk, von dem man nur sagen konnte: „'s sieht aus wie Wein, ist's aber nicht, man kann dabei nicht singen, dabei nicht fröhlich sein." Jedenfalls tut dem der unrecht, welcher nach der ersten Probe eines vielleicht nur mäßig geratenen Weines das Palmenblut überhaupt verurteilt — man muß sich erst an seine Eigenart gewöhnen —, und jeder, der sich, wie ich, von Duala durch das Bakoko- und Basaland, durch Jaunde und Mwele bis zu der Nordostgrenze des Pangwegebietes nach Kombokotto hindurchgetrunken hat, weiß, daß man einen wirklich guten Tropfen nur zu suchen braucht, um ihn auch zu finden, und daß es einer dann zum Besten gehört, was es im Pangweland an kulinarischen Genüssen gibt.

Gewöhnlich ist der Palmwein gelblichweiß, herbe oder mehr oder weniger süß, der beste fast durchsichtig im Glas, perlend wie Schaumwein, schwachsüß und sehr stark berauschend, weniger guter ist trüber, eine recht mäßige Sorte, die — wie später beschrieben — aus dem Stamm gewonnen wird, ist undurchsichtig, mit Schaum bedeckt wie Seifenwasser, an das es auch im Geschmack etwas erinnert, alle aber haben eine eigenartige und feine Blume, an die man sich, wie gesagt, zuerst gewöhnen muß, die man aber dann nie vergißt. Wenn ich die Blätter meines Tagebuches durchlese, die von den Reisetagen in Jaunde erzählen, so scheint sie mir daraus hervorzuströmen und alles in sich zu schließen, was das tropische Westafrika in der Erinnerung Schönes und Eigenartiges bietet.

Es gibt drei Arten der Gewinnung, von denen die zwei ersten das Fällen einer etwa fünfjährigen Palme verlangen und deshalb im Pangwegebiete nicht sehr gebräuchlich sind[1].

Die erste, die den besten Wein liefert und in Jaunde *magə[k] me nkgue* heißt, wird so ausgeführt, daß man die Blätter der niedergelegten Palme, zumal die oberen, abhaut und die Kalebasse oben an das Herz der Palme legt.

Bei der zweiten Art — *magə[k] me nkǫk* = Palmwein aus dem niedergelegten Stamm — wird in der Mitte des Stammes ein viereckiges Loch bis in das Mark, etwa 15 cm tief, ausgehoben, jedoch erst, nachdem der Stamm einen Tag lang gelegen hat, und zum Schutz gegen Insekten mit den alten, wie Rinde aussehenden Blattscheiden bedeckt, die wieder mit Blattstielenden u. a. beschwert werden. In diesem Loche sammelt sich der Palmwein an und wird täglich einmal ausgeleert. Dies dauert 4—5 Tage und ergibt im ganzen fünf oder mehr Flaschen eines nicht sehr guten Weins.

---

[1] Im Basalande, wo die Palmen so zahlreich sind, daß sie in dieser Weise verschwendet werden können, sind sie häufiger.

Am häufigsten ist die dritte Art der Weingewinnung, nämlich die aus den männlichen oder weiblichen Blütenständen erwachsener, also zehnjähriger oder älterer Bäume (einfach: *meyö(k) m'alen* = Wein aus der Ölpalme genannt), ein Verfahren, das freilich lange nicht so einfach ist wie die beiden vorigen, da der Mann auf die Palme hinaufklettern und, im Haltetau pendelnd, längere Zeit arbeiten, insbesondere die Blätter abhauen muß; es kommt dabei häufig vor, daß er im Eifer das Haltetau durchhaut und zu Boden stürzt, dann braucht er noch gar nicht einmal zu tief in eine palmweingefüllte Kalebasse geschaut zu haben.

Auf einer Palme werden wenigstens zwei, meist drei oder vier, seltener bis zu sechs Blütenständen gleichzeitig angezapft, da einige Stände mehr, andere weniger oder gar keinen Saft liefern, so z. B. sind bei vier Ständen nur zwei, bei sechs nur vier saftgebend.

Man geht nun so vor, daß man von unten her die Blätter der Krone ringsherum entfernt bis zu dem Blatt, in dessen Achse der Blütenstand eingefügt ist. Dieses wird nur zum Teil entfernt, sein unterer Rand und die dem Blütenstand abgewandte Hälfte des unteren Stielendes bleiben stehen, weil sonst der Blütenstand abbrechen und herunterfallen würde. Zwischen den Blütenstand einerseits und das stehengebliebene Stück des Blattes und das Nachbarblatt andererseits wird ein Stab geklemmt, der den des Haltes beraubten Blütenstand stützt. Erst am nächsten Tage arbeitet man weiter, schneidet mit einem zweischneidigen Messer aus der Hülle von oben nach unten einen rechteckigen Ausschnitt bis etwa 6 cm über dem Ansatz heraus, trennt hier den Stiel des Blütenstandes durch und nimmt letzteren heraus, so daß jederseits nur noch die Blütenstandshüllen stehen. Jetzt kann man den Stab entfernen, da eine Stütze nicht mehr nötig ist. Nach zwei Tagen kann man den Palmwein auffangen. Dann wird eine dünne Schicht von dem stehengebliebenen Blütenstandstiel abgeschnitten und die leeren Hüllen an der Spitze mit zerknüllten alten trockenen Hüllen verstopft; dann macht man aus fünf Blattfiedern der Ölpalme eine langgestielte, pfeifenähnliche Tüte, die man mit dem „Kopf" nach unten und der Spitze nach außen an den unteren Teil des Ausschnitts legt, an den sie durch ein Stäbchen aus Rinde des Ölpalmblattstieles, das jederseits durch die Blütenstandhülle gesteckt ist, festgedrückt wird. Die ganze Vorrichtung bezweckt, Insekten, wie Goliathkäfer, Palmenstühler, Rosenkäfer, Bienen, Fliegen usw., von dem Eindringen in die Blütenstandhöhlen abzuhalten. Um ferner zu verhindern, daß der Wein an der Tüte vorbeirinnt, verstopft man da, wo sie dem Stielen aufliegt, die Ritzen mit der Wolle von Ölpalmblattscheiden. An dem Stäbchen, welches den Tütenstiel festdrückt, wird eine Kalebasse, der ein kleiner Blatttrichter aufgesetzt ist, so aufgehängt, daß das untere Ende der Tüte in den Trichter reicht, damit auch hier kein Weg für ungebetene Gäste aus dem Insektenreich bleibe.

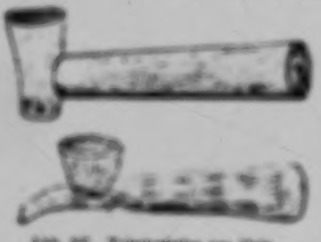


Abb. 97. Tabakspfeifen aus Holz.

Man muß nun morgens, mittags und abends den Palmwein aus der Kalebasse entleeren, da er sonst verderben würde, und jedesmal wieder eine dünne Schicht vom Blütenstandsstiel abschneiden, auch stets eine neue Stieltüte und einen neuen Trichter machen. Die jedesmalige Anzapfung eines Baumes währt drei Tage und ergibt z. B. bei vier Zapfstellen 6—8 Flaschen Wein. Nach dieser Zeit wird der Baum mindestens ein halbes Jahr in Ruhe gelassen, damit er sich erholen kann, je noch länger, wenn man genügend andere Palmen zur Verfügung hat.

Zur Verbesserung — den Jaunde zufolge —, zur Verschlechterung — wie ich meine — legen die Jaunde vielfach die Rinde eines glücklicherweise nur im Waldgebiet wachsenden Baumes namens ovo'ma J., die sie sich von dort holen, in die Kalebassen. Diese Rinde macht den Palmwein „stark", wie sie sagen, d. h. gibt ihm berauschende Eigenschaften; wenn ihm auch möglicherweise eine ganz geringe Menge der Rinde zuträglich sein mag, so schadet doch das Zuviel der Jaunde dem schönen Palmweingeschmack. Besonders erinnere ich mich an einen Streich meiner Jungen, die mir zum Essen einige viertelvolle Kalebassen zusammengegossen hatten. Der Wein war schon in jeder einzelnen viermal so kräftig wie gewöhnlich und das ganze Gemisch so stark, daß es heftigen Schwindel und Kopfschmerz verursachte.

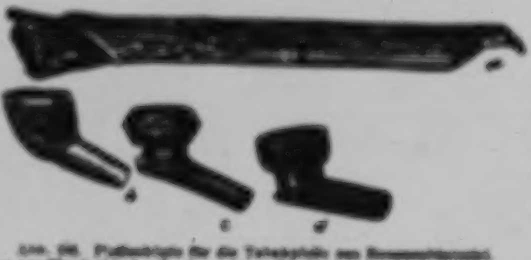


Abb. 98. Pfeifenköpfe für die Tabakspfeife aus [illegible]. a von Messingblech mit einem [illegible], b–d aus Ton.

Der Palmwein, der aus dem Mark des niedergelegten Stammes gewonnen wird (*[illegible]*), hält sich im Hause 24 Stunden lang, der aus den Blütenständen hergestellte dagegen höchstens einen halben Tag, bei großer Hitze verdirbt er — wie ich beobachtete — sehr schnell, ebenso wenn man ihn unterwegs mitnimmt. Ich habe deshalb im Palmweingebiet die Regel befolgt, guten Wein immer gleich oder möglichst bald auszutrinken.

Wie gesagt, sind die Pangwe im allgemeinen mäßig, es gibt aber auch tüchtige Zecher, die sich im Palmwein regelrecht betrinken. Ob die im Nordpangwegebiete verbreitete Fallsucht (*[illegible]*) eine Folgeerscheinung übermäßigen Palmweingenusses seitens der Eltern ist, muß dahingestellt bleiben.

6. Tabak.

Der Tabak, **Nicotiana tabacum** L. (*[illegible] III*)[1], findet sich im Pangwegebiet in vier Abarten; früher gab es noch eine fünfte, der Anbau ist aber aufgegeben worden. Die Abarten sind, mit Ausnahme zweier sich sehr ähnlicher, leicht an den Blättern zu unterscheiden. Der Schlüssel für die Bestimmung lautet:

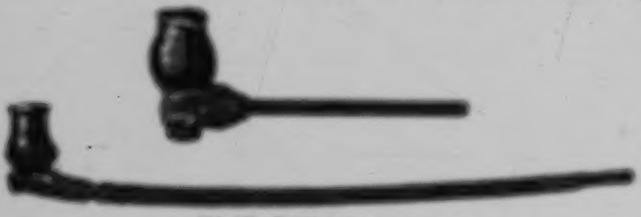


Abb. 106. Tabakspfeifen aus Ton.

A. Blätter nicht geflügelt, Blattstiel lang, deutlich: *[illegible]* wegen der Ähnlichkeit der Blätter mit **Hibiscus sabdariffa** L.,

B. Blätter geflügelt,

  a) Blätter schmal, lanzettlich: *[illegible] IV*,

  b) Blätter breit, eiförmig,

    1. Blüten hellrosa, fast weißlich, Blätter im Verhältnis breiter, als bei der folgenden: *[illegible] I*,

    2. Blüten dunkelrosa bis rot, Wuchs gedrungener: *[illegible] I*.

Ursprünglich ist der Pangwe im allgemeinen kein leidenschaftlicher Raucher, wenn man auch in jedem Dorf alte Leute trifft, die ohne ihr Pfeifchen nicht leben können. Im ganzen Gebiete, namentlich im Norden, wo der Einfluß der Weißen schon mehr vorherrscht (z. B. in Jaunde), nimmt der Tabakgenuß sehr schnell zu, viel mögen dazu die Güte des eingeführten Tabaks und die mannigfaltigen gefälligen Formen der in den Faktoreien eingelegten Pfeifen

---

[1] Vielleicht entstanden aus tabaco.

Abb. 206. Tabakspflanzung auf einem Dorfplatze.

beitragen. Neben dem Salz ist der „Trafetabak" einer der Haupthandelsartikel.

Der Tabak wird nur aus Pfeifen geraucht, Kauen oder Schnupfen kennt man nicht. Die Pangwe unterscheiden drei Formen von Pfeifen, nämlich kurze, aus einem Stück geschnittene Holzpfeifen (nur bei den Fang), *ebak-oyiāt* (Abb. 207), zweitens Bananenblattstielpfeifen *(ntóa I, Kopf: ebē)*, die aus einem über meterlangen Stück Blattstiel oder -rippe der Banane und einem daraufgesteckten Kopf aus dem Kern der Raphiafrucht, aus Messingblech oder Ton besteht (Abb. 208). Der Stiel bedarf von Zeit zu Zeit der Erneuerung. Diese Pfeife liegt fast in jedem Versammlungshause an der Wand über zwei Haken und kreist häufig unter den Männern, wobei der Häuptling als erster einen bis drei tiefe Züge tut und sie dann an den Nächsten weitergibt. Der Letzte legt die Pfeife wieder an ihren Platz zurück. Die dritte Form *(mvē-ton)* setzt sich aus einem Tonkopf und einem etwa 30 cm langen Holzstiel zusammen, der zum Teil mit Messingdraht sauber umsponnen ist (Abb. 209). Sie soll früher in Jaunde die Länge eines Armes gehabt haben.

Der geringen Verbreitung des Rauchens entspricht die geringe Sorgfalt und Liebe, mit der die Tabakspflanze und ihre Blätter behandelt werden. Wo viel Tabak durch die Handelshäuser eingeführt wird, vernachlässigt man den Anbau ganz.

Die Tabaksamen werden in irgendeiner beliebigen Pflanzung zu derselben Zeit mit ausgesät, wenn die Hauptfrucht des Feldes gepflanzt wird, also z. B. mit Erdnüssen zusammen zweimal im Jahr. Oft wird dicht am Dorf ein kleines Tabaksbeet angelegt, oder die Samen werden bei den Häusern, mitunter auf dem Dorfplatz, ausgestreut (Abb. 110).

Haben die Pflanzen eine gewisse Höhe erreicht, so pflückt man die Blätter bis auf die obersten ab, die man stehen läßt, damit die Pflanze weiter treiben und Blüten und Früchte hervorbringen kann. Dann erntet man zum zweitenmal die Blätter und die zur nächsten Aussaat bestimmten Früchte ab, nimmt zugleich — da die Hauptfeldfrucht inzwischen abgeerntet ist und das Feld darum aufgegeben wird — die jungen Tabakspflanzen, die sich aus früh gesäten Samen entwickelt haben, mit nach Hause und pflanzt sie in der Nähe der Häuser an.

Die weitere Behandlung der Blätter besteht einfach darin, daß sie im Hause getrocknet werden, und zwar entweder auf den Trockenböden (1 oder 2 Tage) oder unter dem Dach, unter dessen Matten sie mit dem Stiel gesteckt werden, so daß sie frei herabhängen (je nach dem Abstande vom Feuer 3—5 Tage). Von einer Fermentation haben die Pangwe natürlich keine Ahnung, vielleicht mag sie einmal zufällig eintreten, wenn die Blätter zusammengebunden in einem Korb aufbewahrt werden. Gewöhnlich finden sich aber soviel Brüder, Freunde und Sippengenossen ein, daß die ganze Ernte aufgeteilt wird. Der Tabak gilt nämlich sozusagen als gemeinschaftliches Eigentum; wie die Pfeife im Versammlungshause von allen gemeinsam benutzt wird, so gelten auch die Tabaksblätter als Gemeingut, und es ist Sitte, bei jeder Ernte den Dorfgenossen abzugeben.

Trotz der rohen Behandlung des Tabaksblattes soll der einheimische Tabak, wie ich mir von Rauchern habe versichern lassen, gar nicht so ganz schlecht sein,

Abb. [illegible]. Leute aus [illegible] (Fam. [illegible]), Span. Guinea.

Abschnitt VII.

Trucht und Schmuck.

1. Tracht: Männertracht (Lendenstreifen, Gürtel). — Frauentracht (Vorderschurz, Hinterschurz, Arbeitskleid). — Kindertracht. — Haartracht der Kinder, der Erwachsenen: Helmfrisuren, [illegible], Verbreitung, Arten, Herstellung). — Haartracht der Älteren. — Kopfbedeckung. — Barttracht.
2. Schmuck. Haarschmuck. — Durchbohrung der Nasenscheidewand. — Nasenschmuck. — [illegible]. — Halsschmuck (Halsketten und -bänder, Halsringe aus Metall). — Brustschmuck. — Armschmuck. — Fingerschmuck. — Beinschmuck. — Zehenschmuck. — Überladung mit Schmuck.
3. Körperpflege. Reinlichkeit. — [illegible] und ihre Vertreibung. — Pflege des Haupthaares. — [illegible]. — Achsel- und Schamhaare. — Zahnpflege. — Salben mit Öl: Gründe, [illegible], [illegible], Ölpalmöl (Verbreitung, Sorten, Herstellung des gepreßten, gekochten, gewaschenen Öles und des Palmkernöles). — Beschmieren mit Farbe: Gelegenheiten, rote Farbe (Bereitung, Gefäße zum Aufbewahren), weiße und schwarze Farbe.
4. Körperverzierung. Entstehung. — Arten. — Brandnarben. — Ziernarben. — Bemalung. — Tätowierung[1]: Herkunft; Zweck; Körperteile, die tätowiert werden; Ausführung; Sorten; Bezeichnung des Tätowierkünstlers. — Zahnverstümmelung: Grund; Ausführung.

1. Tracht.

Die einheimische Tracht der Männer ist der zwischen den Beinen durchgezogene und vorn und hinten über einen Gürtel geschlagene Zeugstreifen von ungefähr 90 cm Länge und 70 cm Breite aus der Rinde verschiedener Feigen-

---

[1] Das Lübecker Museum für Völkerkunde schreibt Tatauierung.

[p. 172].

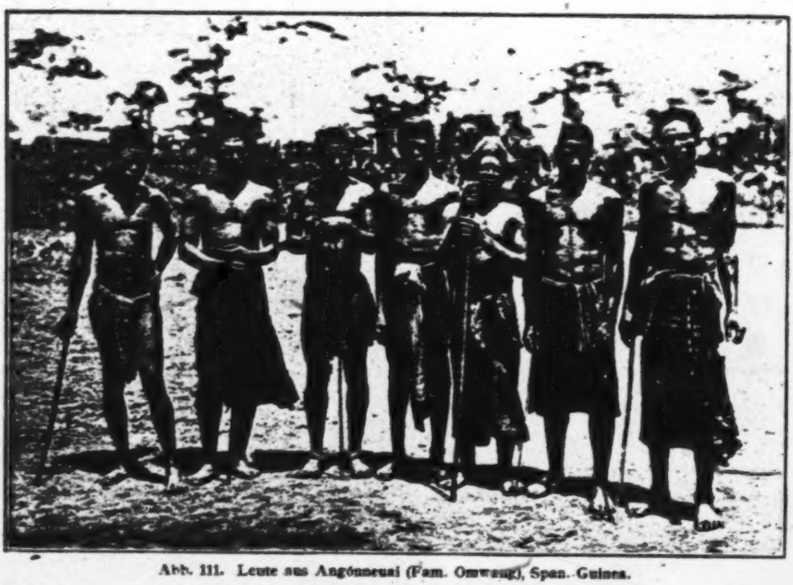


Abb. 111. Leute aus Angónneuai (Fam. Omwang), Span. Guinea.

Abschnitt VII.

Tracht und Schmuck.

1. **Tracht** Männertracht (Lendentücher, Gürtel). — Frauentracht (Vorderschurz, Hinterschurz, Arbeitskleid). — Kindertracht. — Haartracht der Kinder, der Erwachsenen: Helmfrisuren, Helmmützen, Vorkommen, Arten, Herstellung). — Haartracht der Älteren. — Kopfbedeckung. — Barttracht.
2. **Schmuck.** Haarschmuck. — Durchbohrung der Nasenscheidewand. — Nasenschmuck. — Stirnschmuck. — Halsschmuck (Halsketten und -bänder, Halsringe aus Metall). — Brustschmuck. — Armschmuck. — Fingerschmuck. — Beinschmuck. — Zehenschmuck. — Überladung mit Schmuck.
3. **Körperpflege.** Reinlichkeit. — Schmarotzer und ihre Vertreibung. — Pflege des Haupthaares. — Puder. — Achsel- und Schamhaare. — Zahnpflege. — Salben mit Öl: Gründe, Ölgewächse, Raphiapalmöl. Ölpalmöl (Verbreitung, Sorten, Herstellung des gepreßten, gekochten, gewaschenen Öles und des Palmkernöles). — Beschmieren mit Farbe: Gelegenheiten, rote Farbe (Bereitung, Gefäße zum Aufbewahren), weiße und schwarze Farbe.
4. **Körperverzierung.** Entstehung. — Arten. — Brandnarben. — Ziernarben. — Bemalung. — Tätowierung[1]): Herkunft; Zweck; Körperteile, die tätowiert werden; Ausführung; Sorten; Bezahlung des Tätowierkünstlers. — Zahnverstümmelung: Grund; Ausführung.

1. Tracht.

Die einheimische Tracht der Männer ist der zwischen den Beinen durchgezogene und vorn und hinten über einen Gürtel geschlagene Zeugstreifen von ungefähr 90 cm Länge und 70 cm Breite aus der Rinde verschiedener Feigenbäume (Abb. 111). Das Rindenzeug wird entweder naturfarben gelassen und zeigt dabei alle Abstufungen vom fast reinen Weiß bis zum dunklen Rotbraun, oder mit Rotholz leuchtend rot gefärbt und ist oft trefflich bereitet, so daß man es nur bei genauerem Hinsehen von europäischem Stoff unterscheiden kann.

---

[1]) Das Lübecker Museum für Völkerkunde schreibt Tatanierung.

[p. 172]

Heute sind durch den Handel die europäischen Tuche überall verbreitet und verdrängen die ursprüngliche, so kleidsame Tracht. Sie werden mitunter ebenso wie das Rindenzeug getragen, meist aber mit oder ohne Gürtel glatt um die Lenden gelegt (vgl. Abb. 111).

Nur einmal sah ich an Stelle des Rindentuches einen schmalen Schamschurz aus Affenfell, der mit seinem oberen Ende auf die Hüftschnur gezogen war und im übrigen in langen Streifen herunterfiel *(elǝb-mabǝ̧s)*.

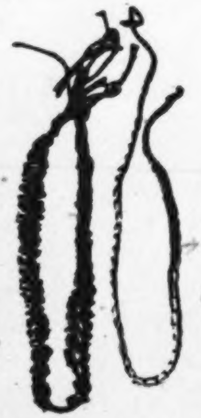


Abb. 112. Bastgürtel. *b* mit Kaurischnecken verziert.

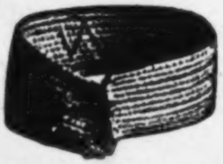


Abb. 113. Geflochtener Gürtel.

Der Gürtel *(kǝ̈nǝ IV)* besteht aus Faserschnüren mit und ohne Perlen, geflochtenem Palmband (Abb. 112) oder Fell. Die einfachen Schnüre sieht man nur bei Jungen oder Leuten, die wenig auf sich geben; die Perlengürtel sind, im Gegensatz zu denen der Frauen, Einzelschnüre, die geflochtenen Gürtel (Abb. 113) *(bǝ̈b IV F.)* scheinen nur im Süden vorzukommen, die Fellgürtel sind entweder schmale Bänder, meistens aus Affenfell, oder breite Antilopenfellgurte, deren Haarseite zuerst gleichmäßig kurz geschoren, dann zu allerlei Mustern verschnitten wird. Als minderwertigste Gürtel, die nur von ganz nachlässigen Leuten getragen werden, dürfen solche aus Stengeln der Winde *(abɔ̧dembẹ́*, d. h. die Schlechtkleidende, *bɔ̧l* = kleiden, *mbẹ́* = das Schlechte) gelten.

Die Kleidung der Frauen ist nach Form und Material wesentlich anders als die der Männer. Sie besteht aus zwei Stücken, dem Vorderschurz und dem Hinterschurz, die beide durch das Hüftband aus Fellstreifen, Bast, Perlenschnüren oder europäischem Zeug an den Leib gedrückt werden. Der Vorderschurz besteht in seiner einfachsten Gestalt, die bei den Nordpangwe vorkommt, aus einem langen, schmalen, trockenen Bananenblatt, das zwischen den Beinen auf Scham und Damm liegt und vorn zu einem dreieckigen Zipfel gefaltet ist, der über die Hüftschnur geschlagen wird. Sonst besteht er entweder aus Rindenzeug oder einem Fellstück. Der Hinterschurz ist bei den Fang ein kleines, bescheidenes Rindenstoffkleidchen, das in zwei Formen vorkommt, einmal als 3½ m langes, 23 cm breites, aus vielen (8—9) Stücken zusammengenähtes

Band, das durch Fältelung auf eine kleine Schürze von 24 cm Länge, 13—27 cm Breite verkürzt und durch eine längs der oberen Kante durchgezogene Schnur fächerförmig gerafft ist, zweitens aus 2—8 kleinen viereckigen Rindenzeugstückchen zusammengesetzt, die oben fächerförmig zusammengerafft hintereinander in einen Klemmer *(abďs)* gesteckt sind (Abb. 114); dieser besteht aus 5—8 Holzstäbchen, die an dem Ende mit Messingdraht oder -blech umwickelt, wie ein Rost nebeneinandergelegt und mit Palmband zusammengebunden sind.

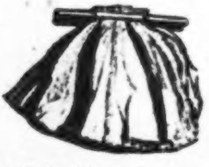


Abb. 114. Hinterschurz der Fang-Frauen aus Rindenzeug.

Bei den übrigen Pangwe ist der Hinterschurz aus Raphiabast verfertigt und hängt wie ein richtiger, abgestutzter Pferdeschwanz herunter (Abb. 115). Name: *mfŏ̦kI*, *mfŏ̦ō-zăm* (*zăm* = Raphiapalme), *elă̦ă*, *azŏ̦m*, *azṓǹ*, *ebăı̦,*, *ekŏm*.

Während der Arbeit in den Pflanzungen, beim Fischen usw. legen die Frauen die Raphiaschwänze und Rindenschürzen ab, um sie zu schonen, und stecken dafür ein weichblättriges Kraut, wenn möglich die **Brillantaisia** *(ebŭgebŏñ)*, oder Farnkraut unter den Gürtel. Mit diesem Arbeitskleid sieht man sie oft auch noch auf dem Heimweg zum Dorf, und Raphiaschwanz oder Rindenschürze prangen oben auf dem mit Feldfrüchten oder Feuerholz gefüllten Korb. Männer tragen niemals, auch nicht bei der Fischerarbeit Blätter.

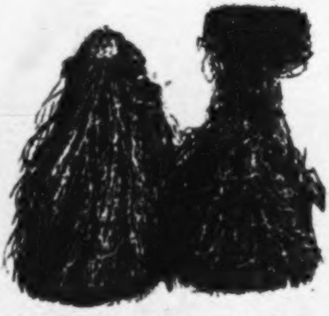


Abb. 115. Hinterschurz der Ntum-Frauen aus Raphiabast.

Kleine Kinder gehen in den ersten Lebensjahren meist nackt, und zwar Mädchen bis zum fünften, Knaben bis zum siebenten Jahre; die Beschneidung der Knaben bildet hierbei keine bestimmte Grenze, insofern man unbeschnittene bekleidet und beschnittene nackt sehen kann; lange über diesen Zeitpunkt hinaus wartet man aber nicht gern. Es kommt auch vor, daß die Kinder, besonders Mädchen, schon wenn sie anfangen zu laufen, mit einem Zeuglappen bekleidet werden.

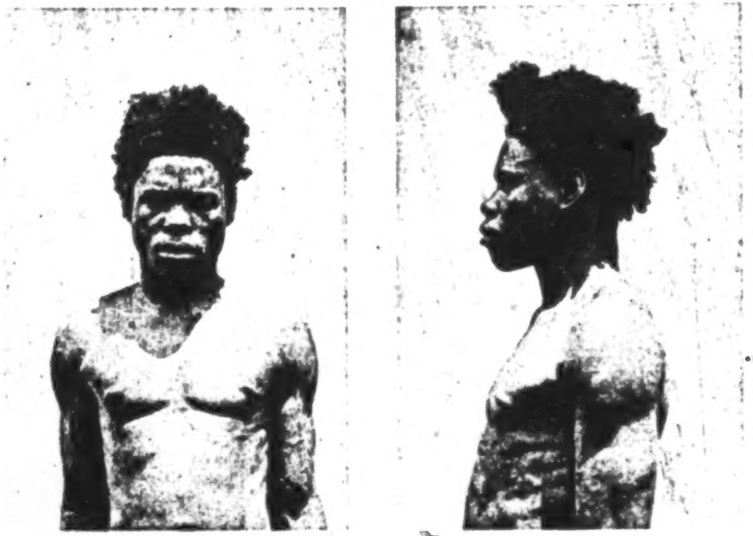
Eine einheitliche Haartracht der Pangwe gibt es heute nicht; wir begegnen bei ihnen einer Fülle verschiedener Formen — selbst innerhalb desselben Dorfes —, die zeigen, daß der Pangwe es, wie alle Neger, liebt, in der Behandlung seines Haupthaares zu Schmuckzwecken seiner Laune die Zügel schießen zu lassen.

Kindern wird meist schon früh der Kopf rasiert, entweder ganz glatt oder

1: Tessmann

FH9 Fang

[Facing p. 174]



MANN AUS ANGÓNNEUAI (FAM. OMWANG), SPAN. GUINEA.

Günter Tessmann, die Pangwe

Verlegt und gedruckt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

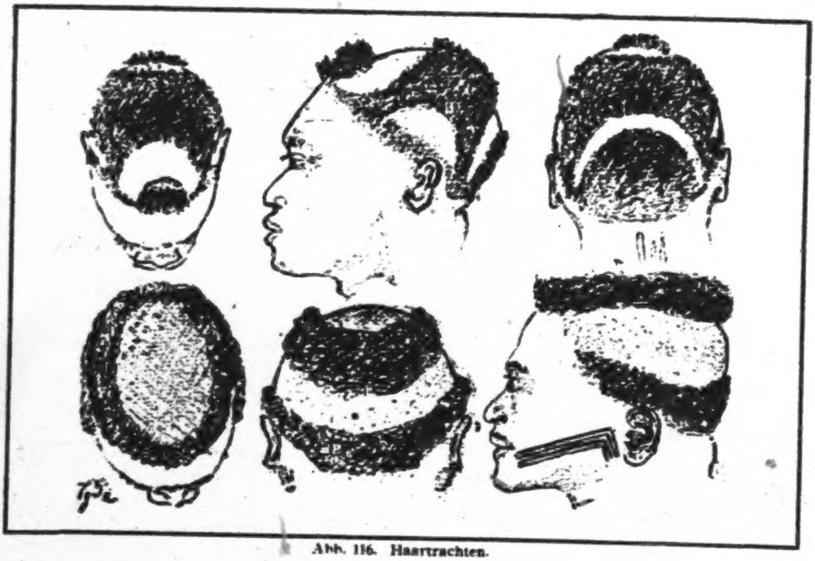


Abb. 116. Haartrachten.

mit Stehenlassen eines Schopfes vorn oder hinten oder einer Raupe. Halbwüchsige Jungen tragen das Haar lang oder in Mustern ausrasiert.

Bei Erwachsenen ist es entweder ganz lang und ungepflegt (Tafel XIII) oder ganz glatt wegrasiert oder halblang abgeschnitten und sorgfältig gepflegt oder kurz geschnitten, und zwar entweder gleichmäßig kurz (vgl. Abb. 6) oder so, daß ein Schopf, *aśik*, vorn oder eine Raupe, *ongǫn*, über dem Scheitel stehen bleibt, oder das Haar wird kurz geschnitten und in allerhand Mustern ausrasiert (vgl. Abb. 3), die *pfɛɛ, III* (*a tûb bopfɛɛ,* = in Schmuckformen rasieren) heißen und ein ganzes Buch füllen würden, wenn man sie alle aufzeichnen wollte. Einige wenige habe ich in Abb. 116 gebracht.

Das Non-plus-ultra aller dieser Haartrachten bildet die mit Perlen, Kauri, Knöpfen und Messingnägeln reichverzierte Haarfrisur von der Form eines Helmes, die den Pangwe vor allen anderen Völkern des tropischen Westafrika auszeichnet (Abb. 117). Im Norden, wo diese Mode nie die Vervollkommnung wie im Süden erreicht hatte, ist sie infolge europäischen Einflusses wieder aufgegeben, bei den Ntum und Fang dagegen blüht die Kunst der Helmfrisurenherstellung üppig (Abb. 118); es werden hierbei die Haare durch untergelegte Stützen aus Raphiamark oder Palmstreifen hochfrisiert, und die Locken durch eingeflochtene Baststreifen zu Zöpfen umgebildet, die wieder untereinander verflochten ein gleichmäßig dickes Polster bilden. Da die Herstellung geraume Zeit erfordert, einen Monat und länger, laufen die Eingeborenen lange mit

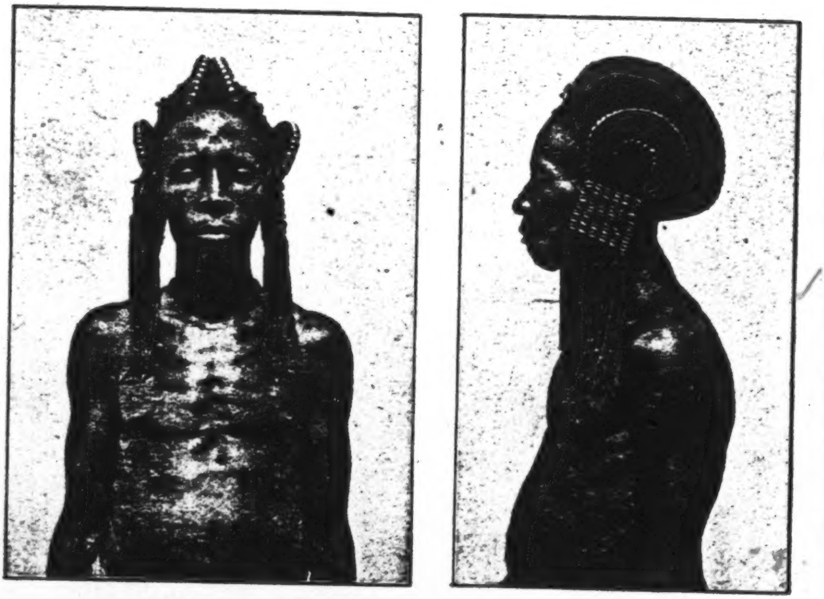


Abb. 117. Assoko aus Alén (Fam. Essáuong). Span. Guinea.

Abb. 118. Ntum beim Zubereiten von Schmuckhelmfrisuren. Akonangi, Süd-Kamerun.

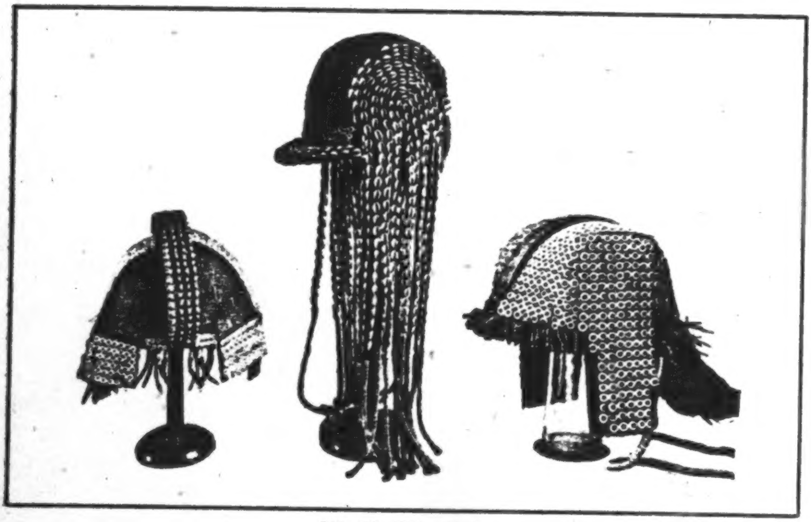


Abb. 119. Helmmützen.

eben angefangenen oder mehr oder weniger unfertigen Frisuren umher, so daß man zunächst glaubt, lauter verschiedene Haartrachten vor sich zu haben, so sind Abb. 8 u. 13 nur zwei verschiedene Entwicklungsstufen ein und derselben Frisur.

Neben diesen aus dem Kopfhaar geformten Frisuren gibt es abnehmbare Mützen, die in genau derselben Weise und genau denselben Formen (Abb. 119) verfertigt werden wie jene, so daß man nur bei eingehender Untersuchung entscheiden kann, ob es sich um eine Frisur oder um eine Kopfbedeckung handelt. Sie sind aber nicht häufig und werden nur von den Ntum und wenigen Fang (Okak) hergestellt; die festen Frisuren überwiegen durchaus, was erwähnt sein möge, da man nach dem Museumsmaterial zu einem anderen Schluß kommen könnte. Die hier gegebenen Abbildungen zeigen sämtlich Frisuren.

Von 25 verschiedenen, mit eigenen Namen belegten Formen wird etwa die Hälfte von beiden Geschlechtern unterschiedslos, die übrigen entweder nur von Männern oder nur von Weibern getragen. Bei den Fang gleicht sich Männer- und Frauenschmuck häufiger als bei den Ntum, und sie werden deswegen öfter die Zielscheibe des Spottes.

Helmfrisuren und Schmuckmützen werden dauernd getragen, nur als Zeichen der Trauer werden beide — die ersteren manchmal auch vor einem Jagdzuge — abgelegt.

Zur Herstellung seiner Schmuckmützen *(edʊban, etūŋ)* nimmt der Ntum ein Fell von Meerkatzen, Zwergantilopen, jungen Ziegen oder Schafen. Das Fell wird vom Fett gereinigt, mit der Innenseite nach außen über die Rundung eines halbkugelig behauenen Plantenwurzelstocks gezogen, an seiner Grundfläche mit einer Schnur festgebunden und am Rande auf dem Boden festgepflockt. So gespannt, muß das Fell an der Sonne und später noch über Feuer austrocknen.

Ferner hat man geschwärzte Baststreifen der **Triumfetta** nötig, die folgendermaßen gefärbt werden: Stücke von der Rinde gewisser Pflanzen[1]) werden zerkleinert, in einen Kochtopf gelegt und zwar derart, daß zu unterst eine Schicht Rinde kommt, dann die Baststreifen und darüber wieder Rindenstücke folgen. Nun wird eine Stunde lang gekocht, um bestimmte Stoffe aus der Rinde auszuziehen, dann trägt man den Topf zum Fluß und knetet die Baststreifen abwechselnd im Lehm des Ufers und in dem Rindenauszug durch, und zwar fünf- bis siebenmal hintereinander. Die Streifen haben nun eine schwärzliche Farbe, die im Hause beim Trocknen bis zur tiefsten Schwärze nachdunkelt.

Nun zur eigentlichen Mützenanfertigung: Das getrocknete Fell wird vom Block heruntergenommen und auf der Innenfläche durch drei kreuzweis untergelegte Bügel gestützt, die aus acht der Länge nach aneinandergelegten und mit Triumfettabast verflochtenen Palmstreifen bestehen. Angenehm können die kantigen Bügel und das schwere Gestell beim Tragen kaum sein, doch der dicke Wollschädel des Negers merkt davon wohl nichts.

Auf der Außenfläche wird zu beiden Seiten der Scheitellinie in zwei parallelen Längsreihen das Fell je vierzehnmal durchbohrt für sieben doppelt durchgezogene Ananasschnüre von ½ m Länge. Mit diesen werden aus je drei von den oben erwähnten schwarzgefärbten Bastbändern hergestellte Zöpfe verflochten, die von der Mitte angefangen, in der Sagittalrichtung zum vorderen und zum hinteren Rande verlaufen, etwas darüber hinausragen und in einem Knoten enden[2]). Solcher Längsflechten werden zwölf dicht nebeneinander gelegt. Den Raum zwischen diesen und dem Rand der Mütze füllen ebenso hergestellte, aber senkrecht zu jenen verlaufende Flechten aus, die am Rande durch drei bis vier Reihen ringsherum verlaufender Flechten überlagert und mit dem Fell vernäht werden.

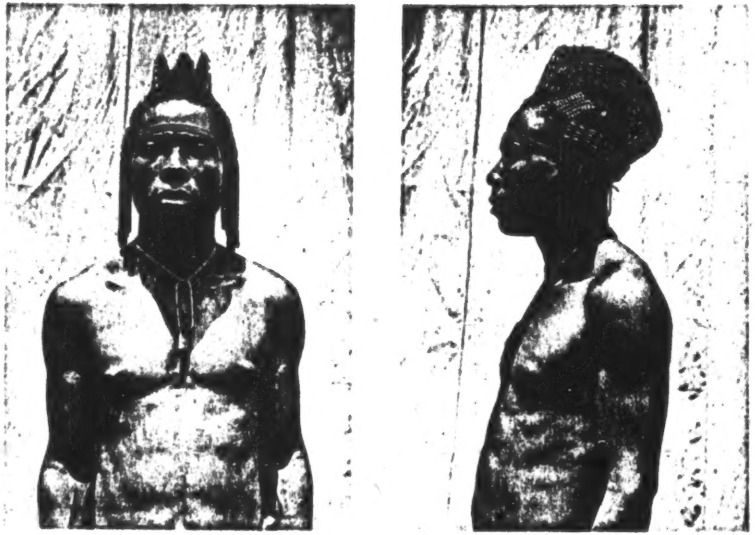
---

[1]) Combretacee **Terminalia superba** Engl. et Diels *(akʊ̈m)*, Euphorbiaceen **Bridelia zenkeri** Pax. *(ewʊlʊ̈k)*, **Alchornea cordifolia** Muell. Arg. *(abúi* Nt.), **Megabarea trillesii** Pierre *(abūi-źām)*, Leguminose **Mucuna flagellipes** Vogel *(kǫ̈ndʊ̈ʊ̈-źām)*, Borraginacee **Cordia odorata** Gürke (*ēbē*, F., *ebūi*, Nt.), Anacardiacee **Pseudospondias tessmannii** Engl. *(angókǫ̈n)*, Flacourtiacee **Petersia minor** Niedenzu *(abín)*.

[2]) Beim Flechten fettet man die Finger häufig ein und dreht die Bänder etwas.

[facing p. 178]

Tafel XIV.



FANG (FAM. OMWANG). SPAN. GUINEA.

Günter Tessmann, die Pangwe

Verlegt und gedruckt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

1: Tessmann
FH9 Fang

Dazu braucht man eine Nadel aus Rinde, deren Spitze im Feuer gehärtet, und deren anderes Ende für den Faden aus Bast geschlitzt wird. Die am Rande überstehenden Flechten werden abgeschnitten. Über den Scheitel der Kappe legt man eine Raupe *(mbəm)* aus einem Stück Raphiamark, das von den beiden Schmalseiten her eingeschnitten wird, damit es sich besser biegt, darüber näht man einen Zeuglappen, auf den ein gleichbreiter, mit Messingnägeln beschlagener Bügel aus Palmstreifen — wie sie oben von der Innenfläche der Mütze beschrieben sind — aufgesetzt wird. Zu beiden Seiten der Raupe verlaufen einige Längsreihen roter auf Raphiapiassave gereihter Perlen. Ein weiterer Schmuck der Mützen besteht in seitlich angenähten, mit Kauri oder weißen Knöpfen benähten Lederstücken, an denen Fransen aus Ananasschnüren mit aufgereihten Perlen hängen (vgl. Abb. 118 im Vordergrund).

Die Schmuckmützen der Fang sind nicht aus Fell, sondern aus gleichlaufenden Palmstreifen hergestellt, die mit geschwärztem Triumfettabast so zusammengeflochten werden, daß immer ein Streifen überschlagen wird und so ein Schachbrettmuster entsteht.

Die älteren Leute tragen meist keinen Perlenschmuck im Haar — wofern noch von einem solchen bei ihnen die Rede ist —, sondern einfachere Frisuren, die übrigens früher mehr Mode gewesen sein sollen.

Von Kopfbedeckungen sind nur Kappen aus dem Fell von Affen, Zibethkatzen oder des Ichneumons, **Bdeogale nigripes** Puch., sowie eingeführte rote Kappen, die von Häuptlingen und sonstigen älteren „Respektspersonen" getragen werden, zu erwähnen. Hüte, aus Grashalmen **(Paspalum)** zusammengenäht, gleichen in der Form unseren gewöhnlichen Strohhüten und sollen nach einer Angabe europäischen Vorbildern nachgeahmt sein.

Eine Barttracht ist bei den Pangwe selten, da die meisten sich die Haare — gleich vielen anderen Negern — ausreißen; vereinzelt gibt es Männer mit schönen Vollbärten (Abb. 11) oder mit Spitzbärten, deren Ende in ein kleines Zöpfchen gedreht und mit Kauris oder Perlen besetzt wird, andere machen zwei, noch andere eine ganze Anzahl Zöpfe aus ihrem Bart (Abb. 12); Schnurrbärte sieht man selten und auch dann nur ganz unbedeutende.

2. Schmuck.

Der Verschönerungstrieb beherrscht bei den Pangwe Mann und Frau in gleichem und erheblichem Maße, Schmuckbehang der verschiedensten Art wird von ihnen an allen möglichen Stellen des Körpers angebracht. In die Haare (Abb. 120) steckt man eine Feder, die oft in Mustern ausgeschnitten ist *(a, b)*, einen Quastenstachlerschwanz *(c)*, einen Pfeil aus Holz, Knochen

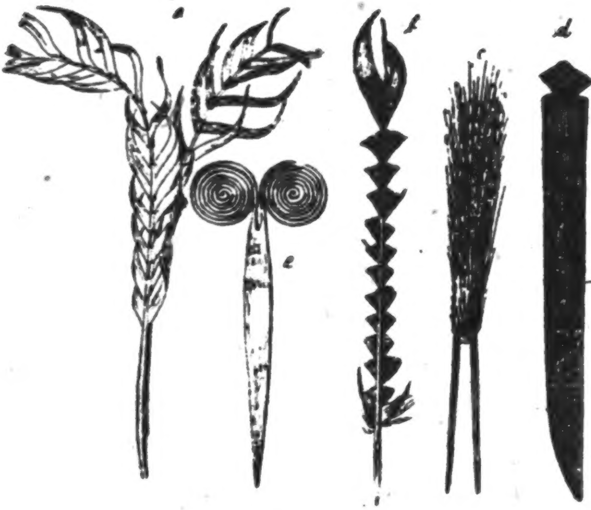


Abb. 120. Haarschmuck.

(d) oder spiralig gewundenem Messing *(e)*, einen Steckkamm (vgl. Abb. 139) sowie in seltenen Fällen — meist zum Tanzvergnügen — auch Blumen, so z. B. von **Costus** *(miĕn)*, und hübsche oder wohlriechende Blätter, so von der Leguminose **Cryptosepalum** aff. **staudtii** Harms *(andụ̈)* und des Krautes *(afuṅ)*, letztere zwei nur von Weibern getragen, und zwar meist in zwei Büscheln hinter dem Ohr, dessen Läppchen nur bei einigen Mwai durchbohrt und mit Schmuck versehen ist.

Nasenschmuck (Abb. 121) erfreut sich dagegen einer großen Beliebtheit, und zwar wird er in einer Durchbohrung der Scheidewand, nicht an den Nasenflügeln, angebracht. Die dazu nötige Operation wird bei Kindern von 6—8 Jahren vollzogen. Vorher drückt sich der Betreffende die Blätter des **Aframomum** *(adzŏm)*, die im Feuer erwärmt sind, an die Nasenscheidewand, um sie weicher zu machen. Dann nimmt der Medizinmann einen Raphiastengelstab, einen Stachel vom Quastenstachler oder ein anderes spitzes Werkzeug und durchbohrt damit die Wand, nachdem er mit dem Zeigefinger der anderen Hand die richtige Stelle ausgesucht hat. Auf die Spitze des Stachels schiebt er nun ein kleines Stengelstück des **Trachyphrynium violaceum** (Stengel: *nkŏmokŏmo I*, Blätter: *dzĕdekiai IV* Nt.) und zieht beide zusammen zurück, bis der Stengel in der Scheidewand liegt. Er soll das Loch für den späteren Schmuck offen halten. Die weitere Behandlung ist ganz sachgemäß: alle zwei Tage wird die Wunde ausgewaschen und der Stengel erneuert.

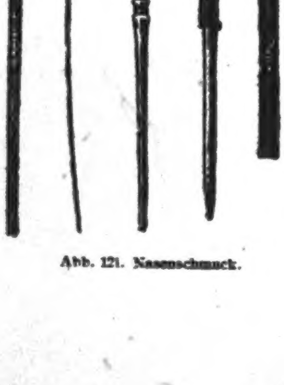


Abb. 121. Nasenschmuck.

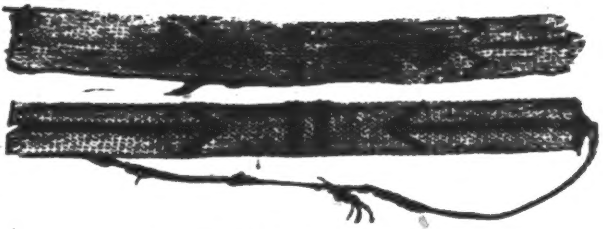


Abb. 122. Stirnbänder aus Perlen.

Nach zehn Tagen wird er endgültig entfernt und durch die bleibenden Schmuckstücke ersetzt. Die Gegenstände, die man dazu nimmt, sind kaum alle aufzuführen: Stengel, Blätter, Blüten von **Gomphrena globosa** L. *(ngǒn)*, die wir schon als Zierpflanze kennen gelernt hatten, Federn[1]), Papierrollen, mit Perlen bereihte Holzstäbe, Raphiastäbe, mit Messingdraht umwundene Stäbe oder Knochen, Messingringe mit einer großen Perle, die gerade auf die Oberlippe zu hängen kommt (vgl. Abb. 132) und vor allem Perlenschnüre, deren Enden hinter den Ohren an der Frisur festgeknüpft werden, und die so zugleich einen Wangenschmuck bilden.

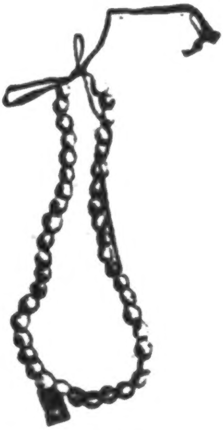


Abb. 123. Halskette aus Früchten von *Coix lacryma* (Hiobstränen).

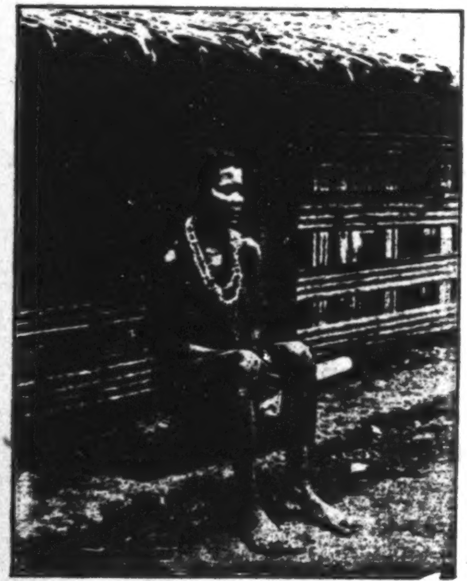


Abb. 124 Ntumfrau aus Alén (Fam. Essandun).

Stirnschmuck findet sich als Perlenschnüre, Perlenbänder, die im Süden des Fanggebietes oft sehr hübsch gemustert sind (Abb. 122), als Streifen aus schwarzem Schaffell *(tal IV)*, und bei Frauen zuweilen als nett geflochtene und mit Büscheln versehene Bastbänder.

Reichlich ist der Hals, den man selten ohne irgendein Bändchen oder eine Schnur läßt, mit Schmuck bedacht. Früher waren die Früchte des Grases **Coix lacryma** L. *(mədandá III)*, die bekannten, an so vielen Stellen der Erde als Schmuck verwen-

---

[1]) Besonders sind die roten Schwanzfedern des Graupapageien und Sichelfedern des Hahnes beliebt, beide Tiere spielen in der Religion eine große Rolle.

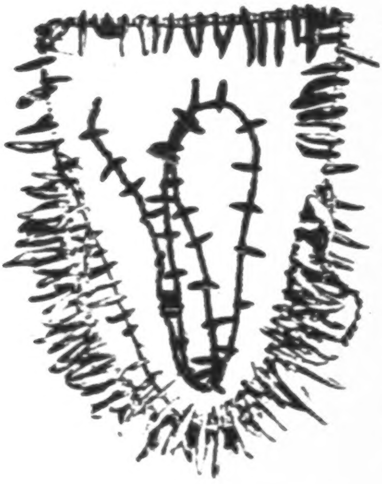


Abb. 125.
Halskette aus Hunde- und Meerkatzenzähne.
Abb. 126. Halskette mit nachgemachten Zähnen aus den Samen der *Podococcus Barteri*.

deten Hiobstränen (Abb. 123) und aufgereihte Stengelstücke des Farnes **Lygodium smithianum** Presl. *(ozǫ̆k)* beliebt, deren Name *ozǫ̆k* sich dann auf die länglichen, roten Perlen übertragen hat, sind heute aber, nach Einführung der Glasperlen, die jetzt das Bild beherrschen, längst nicht mehr fein genug. Daneben finden wir bei Frauen die Früchte der **Mucuna flagellipes** Vogel *(kǫndǘǘ-zam III)*, da sie ein Symbol der Treue sind, freilich wohl ohne die bestimmte Absicht, sich Treue zu gewinnen oder zu erhalten [1]. Weiterer Halsschmuck sind aufgereihte Reißzähne von Meerkatzen und Hunden (Abb. 124/125), als Anhänger auch solche von Leoparden und Hauer von Wildschweinen (Abb. 127), nachgemachte aus den weißen, etwas zugespitzten Samen der Palme **Podococcus barteri** Mann et Wendl. *(niamvǫne)* (Abb. 126) oder aus Knochenstücken als Anhänger, nachgemachtes Horn aus entsprechend geschnitzten und mit Messingdraht umwundenen Ebenholzstückchen (**Diospyros**-Arten), Abb. 128, endlich eine Kralle des großen Kampfadlers, **Spizaetus** *(ndẵ IV)* (Abb. 129) [2]. Ebenso hübsche, wie einfach herzustellende Halsbänder werden aus Streifen von **Oncocalamus mannii** Wendl. *(nloñ)* oder **Trachyphrynium violaceum** *(nkǫmokǫ̈mo)* gemacht, die durch ein zierliches Geflecht aus **Rhektophyllum**fäden zusammen gehalten werden. Bemerkenswert ist ein Halsschmuck aus den wohlriechenden Wurzeln der Urticacee **Trymatococcus africanus** H. Baillon *(ngǘna IV)*, der bei den Ntum nur von Frauen, bei den Fang von beiden Geschlechtern getragen wird, namens

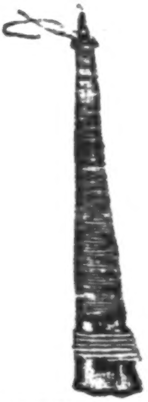


Abb. 128. Anhänger aus Ebenholz, das mit Messingdraht umwunden ist. Nachgemachtes Horn.

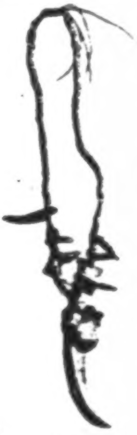


Abb. 129. Halskette mit der Kralle eines Kampfadlers.

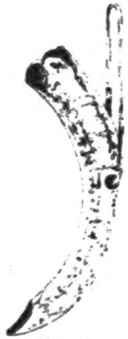


Abb. 127. Anhänger an den Halsschmuck. (Hauer eines Wildschweines.)

---

[1] Das Symbol der Treue ist diese Liane deshalb, weil sie sich nur um einen Baum schlingt, nicht, wie die meisten tropischen Lianen und Schlinggewächse, alle erreichbaren Bäume und Sträucher überwuchert.

[2] Auch europäischen Tand, z. B. Patronenhülsen, Schlüssel und Vorhängeschlösser sieht man bei den Pangwe als Anhänger.

egbwę̈r, ngŭna IV F., oder *azǫ̇m-e-si*, Nt. (vgl. Saf. XII). Die Wurzeln werden, längshalbiert und getrocknet, in eine doppelte Schnur eingeknotet als Halsband (Abb. 131 *a*) oder schneckenartig zusammengerollt als büschelförmiger Anhänger (Abb. 131 *b*) getragen, meist noch mit Rotholz gefärbt. Nicht sehr häufig ist eine von beiden Geschlechtern getragene Halskrause aus Bast, ihres Aussehens halber *etŭgantǫ̈ma* = Schafmähne genannt (Abb. 131 *c*), ebensowenig ein Basthalsschmuck für kleine Mädchen (*ngǫ̈ne*).

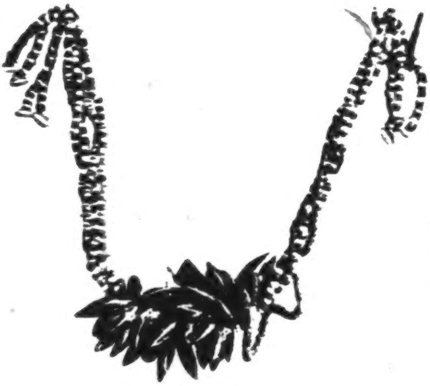


Abb. 130. Halskette mit den Früchten von **Chrysophyllum tessmannii Engl.** (*mbam*).

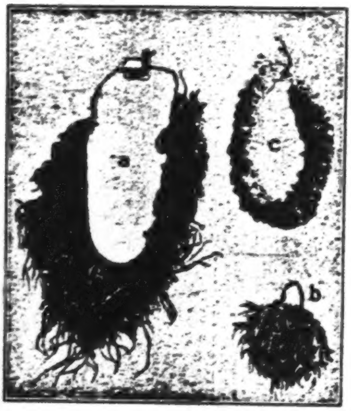


Abb. 131. Halsschmuck.

Eiserne Halsringe sind heute recht selten, um so häufiger solche aus Messing (*mrǫ̈l I*), die in schweren und leichten Arten gegossen werden. Erstere zeigen zweierlei Formen. Die einen haben gesimsartig vorspringende Kanten und keine Verzierung (Abb. 132), die anderen sind im Querschnitt dreieckig und in der Mitte der beiden Vorderflächen, oft auch noch auf dem oberen Rand mit eingravierten Mustern versehen (*mrǫ̈le zuŋ*, vgl. Abb. 14). Die Herstellung wird beim Messingguß beschrieben werden. Es ist nicht leicht, einen solchen bis drei Pfund schweren Ring zu tragen, ebensowenig, ihn umzulegen; er wird nämlich von neuem im Feuer weich gemacht und auseinandergebogen, damit sich sein glücklicher Besitzer mit dem Hals hineinzwängen kann, und dann auf dem Schmiedestein wieder zusammengeklopft. Noch schwieriger ist es, ihn abzunehmen. Dazu legt sich der Betreffende auf den Rücken, das eine Ende des Ringes wird fest an einen Baumstumpf geknüpft, das andere mittels einer Schlinge mit einem Hebel verbunden und durch diesen abgebogen; vorher ist nicht zu vergessen, den Hals tüchtig mit Öl oder mit dem Saft aus den Blättern des **Clerodendron**

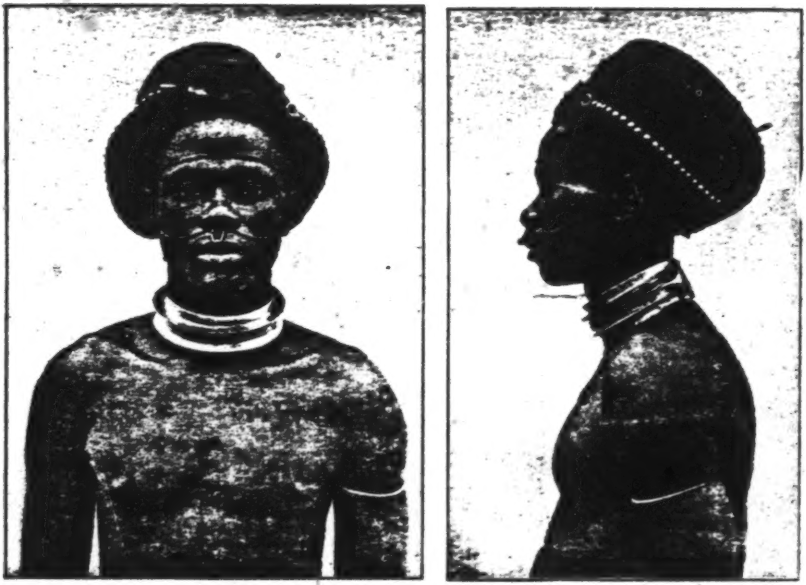


Abb. 132. Fang (Fam. Omwang), Span. Guinea.

büttneri Gürke *(maṛúlu-ndšik III)* einzureiben. Als einen beliebten raschen und billigen Ersatz benutzen die Diener der Europäer Konservenbüchsen, die sie durch Abnehmen von Deckel und Boden in einen Halsring verwandeln. Ebenso sind ihnen europäische Kragen eine äußerst sympathische Kulturerrungenschaft, die sie sich zu eigen machen, oft schon, bevor sie sich Hosen und Hemden anschaffen.

Brustschmuck kommt hauptsächlich bei Frauen vor, und zwar in Form von lang herunterhängenden Perlen- und groben Messingketten, die — wie sich denken läßt — nur für ältere Damen zu empfehlen sind.

Nicht weniger reichlich werden, besonders von Frauen, die Arme und Beine mit Schmuck behängt. Ober- oder Unterarm oder beide sieht man mit Spiralen aus eingeführtem Messingdraht oder mit Reifen aus eingeführten Messingröhren geschmückt (Abb. 133). Für den Oberarm sind die Spiralen kürzer, für den Unterarm meist so lang, daß sie ihn ganz einhüllen. Seltener sind Oberarmringe aus dicht aneinandergelegten **Laccosperma**- oder **Trachyphrynium**streifen, die durch ein zierliches Geflecht aus **Rhektophyllum** verbunden sind (Abb. 134); nur bei Männern finden sich am Oberarm Streifen aus schwarzem Schaffell, die den Stirnbändern aus demselben Material entsprechen. Ringe oder Bänder um das

Handgelenk gehören mit zu dem beliebtesten Schmuck. Schon Kinder legen sich die Stengel der Rubiacee **Megalopus mannii** K. Sch. *(ngóne III)* spiralig um den Arm, Erwachsene — Männer und Frauen — tragen Ringe aus den Stengeln einer Liane, aus geflochtenem Palmband (Abb. 135) aus Elefantenschwanzhaaren, aus gegossenem Messing oder Messingdraht, dessen Enden sich wie zwei Ranken umeinander schlingen *(nkrb I,* Abb. 136a), oder feinem, um sich selbst gewundenen Messingdraht (Abb. 136b), Bänder aus **Oncocalamus** geflochten und dicke Ringe aus Elfenbein bzw. Elefantenknochen *(ekǒm e šǫk)* oder eine Nachahmung aus Holz der **Alstonia** *(ekăk)* namens *šǫ̆[k] ekăk* = Elefant (d. h. Elfenbein) aus Alstonia. Alle drei Sorten werden besonders von Häuptlingen getragen. In Jaunde gibt es hübsch gearbeitete, dünne Armreifen aus Elfenbein.

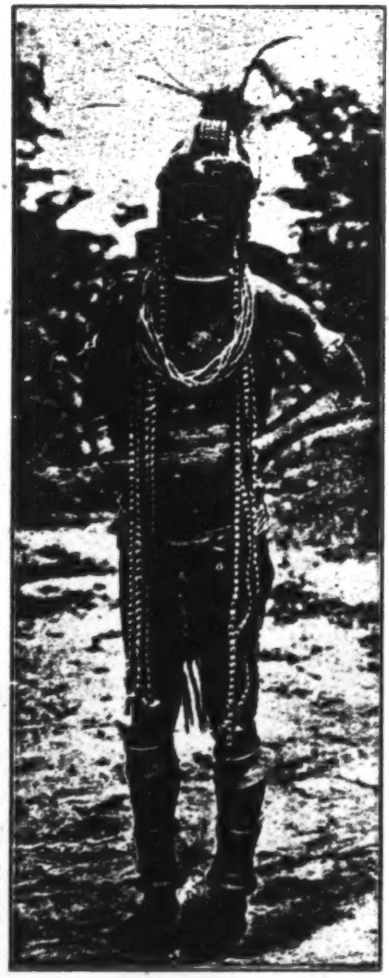


Abb. 138. Ntumfrau aus Akonangi (Fam. Esandum).

Fingerringe (Abb. 137), sind aus Elfenbein *(a)*, in Raphiapalmöl geschwärztem Horn[1]) *(b)* und Messing gearbeitet, von letzteren gibt es Spiralen *(c—d)*, einfache dünne Ringe, die mit den Enden etwas übereinandergreifen *(e)*, Bänder und dickere oft etwas verzierte Reifen *(f)*.

Der Beinschmuck entspricht im großen und ganzen dem der Arme, auch hier sind kürzere Messingspiralen über dem Knie, bei Frauen auch dicht unter dem Knie und, gleichfalls nur bei ihnen, längere, die von der Mitte der Wade bis aufs Fußgelenk hinunterreichen, am häufigsten. Außerdem tragen beide Geschlechter massive oder hohle Messingringe sowie an den Knöcheln die eigenartigen, feinverzierten Messingfußstulpe *(ebąl, ngöb IV)*.

---

[1]) Der Schwarzsteiß-Schopfantilope, **Cephalophus callipygus** Ptrs. *(mein IV)*.

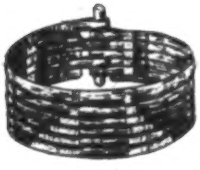


Abb. 134.
Armband aus Palmenstreifen.

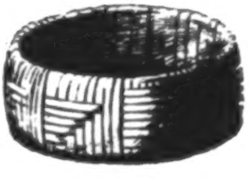


Abb. 135.
Geflochtenes Armband.

An den Zehen, vielfach an allen fünfen, stecken Ringe, wie sie an den Fingern getragen werden.

Durch all diesen Zierat wirken besonders die Frauen überladen und unschön (Abb. 138, vgl. auch Abb. 133), zumal er ihren infolge des Tragens schwerer Lasten watschelnden Gang, den schon von weitem ein taktmäßiges Klirren ankündigt, noch ungeschickter und plumper macht — der göttlichen Muse Terpsichore müßten diese Schönen samt und sonders ein Greuel sein —, außerdem ist er ihnen selbst wegen seiner Schwere mehr als lästig, z. B. scheuern die Knöchelringe die Haut wund und werden dann mit einem eigenen Band an die über den Waden getragenen angebunden.

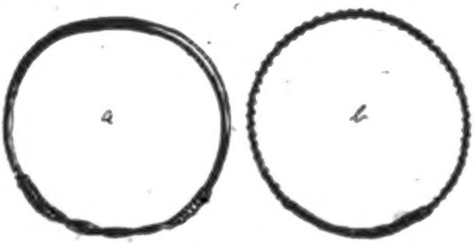


Abb. 136. Handgelenkringe aus Messing.

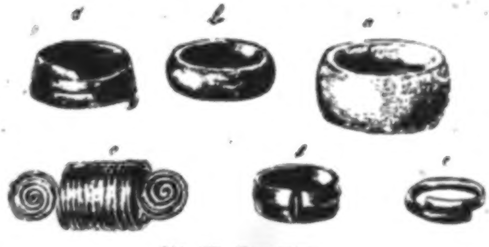


Abb. 137. Fingerringe.

3. Körperpflege.

Man kann die Pangwe im großen und ganzen als ein sehr reinliches Volk bezeichnen, reinlicher als manches europäische. Die Mehrzahl wäscht und badet sich häufig, und wie man einen Schmutzfinken beurteilt, zeigt das Sprichwort:

ota[k]-mföö a dzọna: kǎ mvǒŋ a bẹde ma,
Alte-Tasche[1]) sie sagte so: wenn nun schon Regen er benetzt mich,
ngbạna a mǒban e madẓịm a bě ma ana
Zeit zu waschen im Wasser, es war mir gerade!

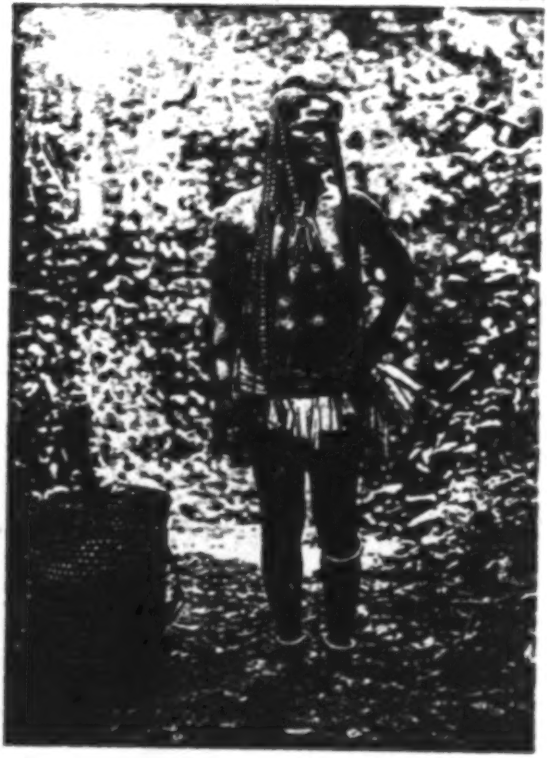
d. h.: „Da kam der Regen gerade recht, es war auch die höchste Zeit zu baden."

Die vielen Hautkrankheiten, von denen besonders häufig jüngere Personen befallen werden, scheinen andere Ursachen zu haben als Unreinlichkeit, wenn

---

[1]) Häufiger Schimpfname für Männer, ähnlich wie bei uns: alte Schachtel für Frauen.

Tafel XV.



FRAU AUS BEBAI (FAM. ESSENG), NTUMGEBIET.

Günter Tessmann, die Pangwe Verlegt und gedruckt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

[facing p. 186]

auch zugegeben werden muß, daß bei vielen Negern eine unglaubliche Gleichgültigkeit in bezug auf Körperpflege, Wundbehandlung und Schmarotzer besteht. Im allgemeinen aber kann man den Pangwe wegen ihrer Sauberkeit nur Lob zollen.

Für das Waschen von Rindenzeug war früher sogar Seife aus einer Rubiacee (*ogbwɑ̈m* F., *ogbwɛ̈me* Nt.) üblich.

Menschenflöhe gibt es nicht, dagegen massenhaft Läuse, die man absucht und zerbeißt — die Frauen schlucken sie dabei auch hinunter —, außerdem durch besondere Medizinen tötet. Dazu setzt man dem Raphiapalmöl, mit dem man sich die Haut einschmiert, und das die Läuse sowieso nicht lieben, verkohlte und zerriebene Plantenschale oder zerriebene und dann getrocknete Wurzeln der Apocynacee **Doneanga diplochlamys** K. Sch. (*ojėmelüŋ* Nt.), zerriebene Blätter und Blüten der Simarubacee **Quassia africana** Baill. (*isüŋ-elɪ*), zerriebene Blätter der Malpigiacee **Heteropteris africana** A. Juss. *mfám-endźɪk IV)* und der Simarubacee **Odyendea gabunensis** (Pierre) Engl. (*ozọ̈k*) zu, ferner tut man die Leguminose **Tephrosia vogelii** H. f. (*ndüwilö III*) und die Ochnacee **Lophira alata** Banks (*akö̈ga*), auf die Frisur.

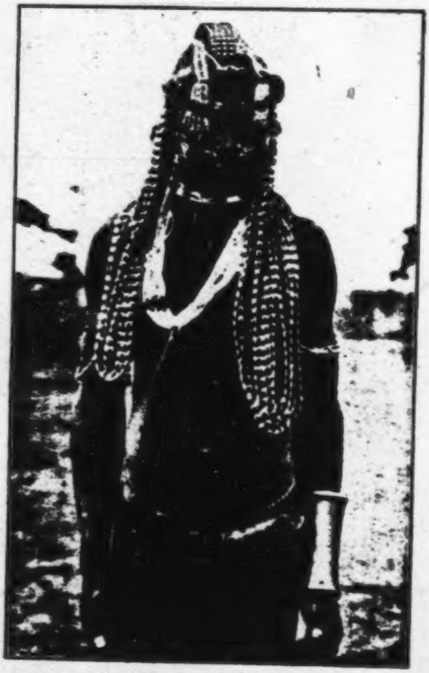


Abb. 138. Ntumfrau aus dem Kampogebiet.

In den Helmfrisuren, unter deren dickem Polster man den Läusen nicht beikommen kann, tötet man sie durch ein besonderes Verfahren: Man stülpt aus Plantenblättern gefertigte dichtschließende „Laushauben“ über den Kopf, nachdem man abgeschabte und feucht gemachte Rinde der Flacourtiacee **Caloncoba welwitschii** (Oliv.) Gilg (*migmegümo III*) hineingetan hat.

Die Frisuren werden stets mit Öl eingefettet, ebenso wird das kurz getragene Haar sehr sorgfältig gepflegt, mit Öl benetzt und ausgekämmt. Es gibt zwei

Sorten Kämme *(mɛ̣ds IV)*, ganz aus Holz geschnitzte (Abb. 139*b–d*) und aus Stäbchen von Raphiablattstielrinde zusammengesetzte (Abb. 139*a*). Dem Öl wird vielfach ein wohlriechendes Haarpulver *(akụl)* zugesetzt, das von beiden Geschlechtern benutzt, aber nur von Frauen hergestellt wird. Sie mischen dazu die Wurzeln folgender vier Pflanzen:

1. Cyperacee **Cyperus articulatus** L. *(andə́k)*,
2. Moracee **Dorstenia scabra** (Bureau) Engl. (*azɔ̀m* F.),
3. Urticacee **Trymatococcus africanus** H. Baillon *(ngǫnd III)*,
4. eines unbestimmten Grases namens *niasə̀da*

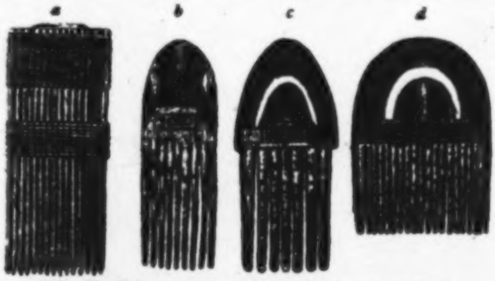


Abb. 139. Kämme, *a* aus Raphiablattstiel, *b—d* aus Holz.

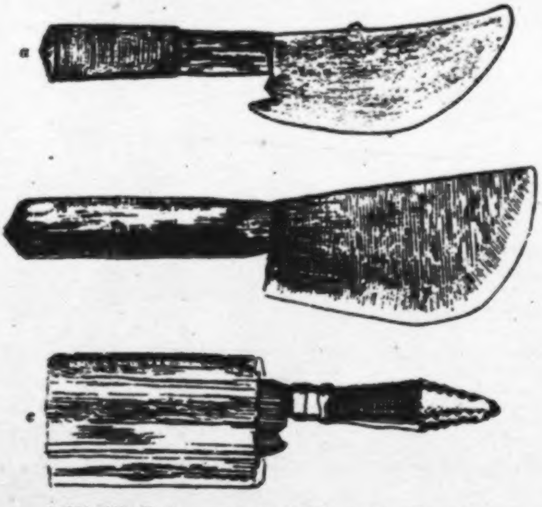


Abb. 140. Rasiermesser, *c* mit Scheide aus Raphiamark.

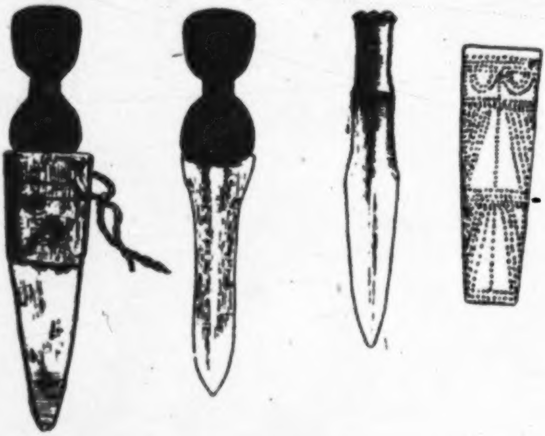


Abb. 141. Zweischneidige Messer der Fang mit Scheiden.

oder wenigstens zwei bis drei von ihnen, wenn nicht alle vier zu bekommen sind. Die Wurzeln müssen zwei Monate lang in der Hütte trocknen, werden dann ganz — bei **Trymatococcus** nur die Rinde — zerrieben und durch einen Korbteller mittels Klopfen mit einem Messer (*a kut* = klopfen) durchgesiebt; sie ergeben ein angenehm duftendes, gelbliches Pulver.

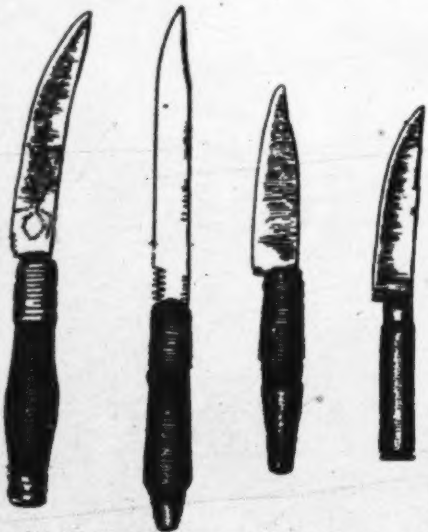


Abb. 142. Messer der Fang mit einfacher Schneide.

Ebenso ungern wie im Gesicht sieht der Pangwe die Haare am übrigen Körper. Die Achselhaare werden „wegen des üblen Geruches", die Schamhaare, weil sie angeblich leicht Jucken erzeugen, von beiden Geschlechtern mit einem Rasiermesser (Abb. 140) wegrasiert. Natürlich gibt es immer genug Menschen, die, wie der gute Otu-Mföö, auch für diese Art der Körperpflege nichts übrig haben.

In derselben Weise, wie bei uns Taschenmesser gebraucht werden, benutzt der Eingeborene selbstgeschmiedete ein- oder zweischneidige Messer *(okɔ́n)* (Abb. 141 u. 142), die er in Scheiden aus Messing, Leder, Fell usw. am Gürtel trägt.

Je weiter nach Norden im Gebiete, desto eifriger putzt der Pangwe seine Zähne, und zwar mit Hilfe eines oben zersplissenen Stockes (Abb. 143), der mitunter mit Messingdraht hübsch umflochten ist und oft zugleich als Spazierstock dient. Trotzdem haben die Pangwe lange nicht so gute Zähne als man glauben sollte, unter den Fang wenigstens sah ich ein tadelloses Gebiß bei Erwachsenen noch nie, die Backenzähne sind oft erstaunlich schlecht, die doch vielfach zugespitzten vorderen Zähne dagegen, vielleicht weil sie allein ordentlich geputzt werden, besser erhalten.

Das wichtigste Toilettengerät beider Geschlechter ist unbestritten das Öltöpfchen. So oft es geht, salben sich die Pangwe vom Kopf bis zum Fuß mit Öl, hauptsächlich aber bedenken sie das Haar bzw. die Frisur. Ein Grund dafür ist — wie sie sagen — der, daß ihnen der Geruch des Öles angenehm ist, ein zweiter, daß die Haut geschmeidiger und widerstandsfähiger wird, also hygienischer Natur. Hierzu kommt, daß — wie oben erwähnt — das Raphiapalmöl den Läusen offenbar unangenehm ist und sie davon zurückhält, mit ihrem „Wirt“ allzu intim zu werden, bei Hautkrankheiten (Krokro und Krätze) und Sandflohwunden wird es sogar als Heilmittel verwendet.

Abb. 143. Zahnbürste.

Das Öl *(mbɔ́n)* wird hauptsächlich aus Palmen, im Norden nur aus der Ölpalme, im Süden selten aus ihr, hauptsächlich aus der Raphiapalme, gewonnen; mitunter stellt man es auch aus den Kernen der **Mimusops djave** (Lan.) Engl. *(adzáb*, Früchte: *ebɔ́n*, Kerne: *ngɔ́n IV-ebɔ́n)*, denen der **Carapa procera** D. C. *(engán)* und nur ganz nebenbei aus Erdnüssen (vgl. S. 92) her.

Das Öl der Raphiapalme wird ausschließlich, das der Ölpalme zum größten Teil zur Hautpflege, nur zu 1/6—1/5 als Speiseöl benutzt.

a) Raphiapalmöl.

Die noch nicht ganz reifen Früchte *(azǖ,r)* werden in Körben aus dem Sumpf ins Dorf gebracht und dort sechs Tage lang unter Bananenblättern und -stammstücken aufbewahrt, dann wird der Schuppenpanzer, soweit er nicht schon von selbst heruntergefallen, abgelöst und die ölreiche Schicht, welche sich zwischen dem Panzer und Samen befindet, mit dem Finger oder mit Hilfe einer Schuppe des Panzers abgeschält. Auf letzteres Verfahren bezieht sich das Rätsel:

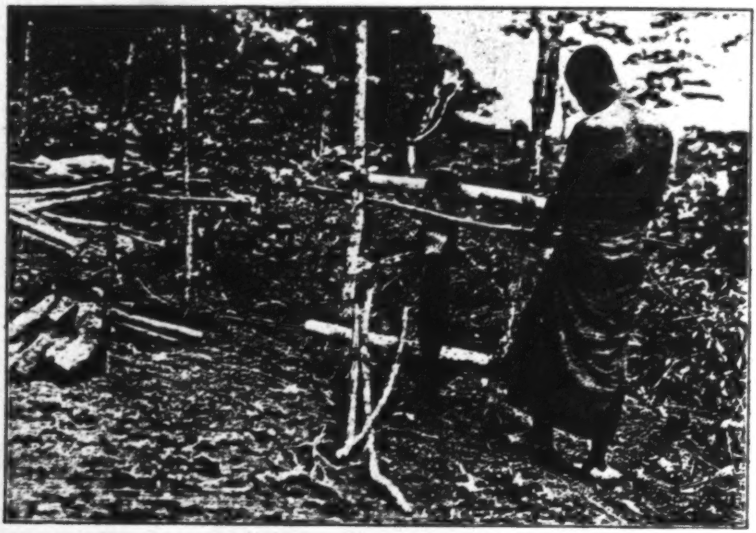


Abb. 144. Ölpresse, auf der Raphiapalmöl ausgepreßt wird. Links wird das ölhaltige Fruchtfleisch über Feuer erhitzt.

ma vüi mot oko, okǒn, o mbe a nie abum
Ich tötete (einen) Menschen dort, (das) Messer, es war ihm (am) Bauch
a si, o wo ma ba nie a oa
unten, mit dem ich zerteile ihn für dich!

Mit dem Messer, welches er unten am Bauche hatte, zerteile ich ihn für dich.

Dieser ölhaltigen Masse setzt man etwas Wasser zu, rührt sie um und legt sie auf einem Rindenstück einige Tage lang an die Sonne. Dann kommt sie auf ein Gestell (Abb. 144, links) und wird durch ein darunter angezündetes Feuer ½—1 Stunde lang tüchtig erhitzt. Hierauf füllt man sie in ein eigens zu diesem Zwecke gemachtes Körbchen *(ekat ažñ,i')* aus **Ancistrophyllum** *(nkane)*, das nun auf der Ölpresse *(ekr̄le-mažñ,r, efǎī-až.)* ausgepreßt wird. Diese Presse, die zwar von einem Manne allein gemacht ist, aber von allen Dorfbewohnern frei benutzt werden darf, findet sich in den meisten Dörfern beim Versammlungshause aufgestellt und besteht aus einem Rahmen — zwei in einigem Abstand in den Boden gesteckten Pfählen mit zwei daran festgeschnürten Querstöcken — und einem nach unten zugespitzten Brett, das seitlich an dem Rahmen befestigt ist, und zwar so, daß es einfach an den oberen Querstock angebunden (so in Abb. 144) oder durch einen schräg auf die Erde gestellten Stab gehalten wird, der durch eine Durchbohrung am oberen Ende hindurchgeht; zur Sicherung ist das Brett mit dem unteren Querstock verschnürt. Mitunter sieht man statt des Brettes gleichlaufend dicht nebeneinander gelegte Stöcke, die dann natürlich oben und unten an den Rahmen geschnürt sind.

Das Pressen selbst *(a krle mažũ,r)* zeigt Abb. 144. Das Körbchen mit der Fruchtmasse wird entweder über den schrägen Stock oder über das obere Ende des Brettes (Abb. 144) gehängt, so daß es vor dieses zu liegen kommt, und nun mit Hilfe von Stöcken ausgepreßt. Das geschieht so ,daß man von oben nach unten einen Stock nach dem andern quer über das Körbchen legt und an dem einen Ende hinter den entsprechenden Rahmenpfosten steckt, an dem anderen vor ihm entlang führt und an ihm festbindet, Dadurch wird das Körbchen gedrückt und der Inhalt nach unten gepreßt.

Vorher hat man unter das Brett, an dem das Öl beim Pressen herabrinnt, ein Gefäß gestellt mit einem Blattfilter oder einem alten Korb darüber, der die größeren Unreinlichkeiten zurückhält. Während der Regenzeit ergeben die Früchte mehr wässeriges Öl, während der Trockenzeit ein Öl, das sehr bald nach dem Auspressen fest wird.

b) Ölpalmöl.

Entsprechend der von Norden nach Süden abnehmenden Verbreitung der Ölpalme hat das Ölpalmöl dort weit größere Bedeutung als hier, dort wird es — wenn ich an dieser Stelle von ihm als Nahrungsmittel reden darf — besser, wenn auch nicht so gut wie bei den Küstenstämmen, hier schlechter zubereitet, auch gibt es dort vier, hier nur drei Arten der Gewinnung und dementsprechende Ölsorten. Es sind dies

Abb. 145. Palmölgewinnung aus den Früchten der Ölpalme.

1. Gepreßtes Palmöl (*mowá* Pl.), zum Salben und Essen,
2. Gekochtes Palmöl *(nngăman e mbŏn)*, nur zum Salben,
3. Gewaschenes Palmöl *(śoṅ)*, Jaunde und Mwele, zum Salben und Essen,
4. Palmkernöl (*mbŏn e mbaṅ*, *maniaṅga* J.), nur zum Salben.

In der angeführten Reihenfolge von 1—4 nimmt die Häufigkeit der Herstellung ab, das gepreßte Öl wird also am häufigsten, das Palmkernöl am seltensten hergestellt, für die Südpangwe ist die Reihenfolge ebenso, nur fehlt bei ihnen das gewaschene Öl überhaupt.

1. Gepreßtes Öl.

Die reifen Fruchtstände werden vom Baum abgenommen, mittels Axt und Hauer auseinandergeschlagen und unter einer Decke von Bananenblättern zwei Tage liegen gelassen. Dann löst man die Früchte selbst los, kocht sie in einem mit Blättern zugebundenen Topf mit wenig Wasser ungefähr eine Stunde lang, zerstampft sie in einer Mulde mit einem Holzstößel und liest die Nüsse heraus (Abb. 145). Das Fruchtmus wird nun auf der Ölpresse ausgepreßt. Das Öl hat die bekannte gelbrote Farbe und kommt bei Europäern mit Fleisch, Makabo- oder Taroknollen zusammen als „Palmoilchop" auf den Tisch, wird aber von den Eingeborenen nur zum geringen Teile (¹/₄, im Süden noch weniger) gegessen.

2. Gekochtes Öl.

Das gepreßte Öl kocht man so lange, bis es ganz hell wird, ein Grad, der am besten zu erkennen ist, wenn man einige Tropfen Öl auf ein Stück Raphiamark fallen läßt. Während des Kochens taucht man etwa eine Minute lang einige zusammengebundene Blätter des Fiebergrases, **Andropogon schoenanthus** *(ośim e nlaṅgan)*, das einen eigenartigen Geruch hat, hinein. Hat das Öl lange genug gekocht, so nimmt man den Topf vom Feuer, tut Blätter und Rindenstücke der Buschpflaume, **Pachylobus edulis** E. Don. (*asá'* Nt., *ośŭnga* F.), auf etwa drei Minuten hinein — angeblich, weil sie einen angenehmen Geruch haben — und gießt dann das durchscheinende, schmutzig-weiße Öl ab.

3. Gewaschenes Öl.

Man behandelt das Öl zuerst wie das gepreßte. Nach dem Stampfen wird Wasser in die Mulde gefüllt und das Fruchtfleisch tüchtig durchgeknetet, wobei zugleich die Nüsse entfernt werden, dann wird das Wasser vorsichtig abgefüllt. Dieses Durchkneten des Fruchtfleisches im Wasser wiederholt man noch zweimal, dann wird das Fleisch entfernt und das auf dem Wasser in der Mulde schwimmende Öl abgeschöpft. Es ist von derselben Beschaffenheit wie das gepreßte, auch gelbrot, und wird ebenso benutzt. Auch dieses Öl kann gekocht werden und entspricht dann genau dem gekochten Preßöl.

4. Palmkernöl.

Die Palmnüsse werden auf einem Stein aufgebrochen (Abb. 146), und die Kerne in einem Topf ohne Wasser über Feuer erhitzt. Dann zündet man die Kerne an, treibt dadurch das in ihnen enthaltene Öl heraus, schüttet dann die Kerne nebst Öl auf eine doppelt durchlöcherte Scherbe und läßt das Öl in ein darunter gestelltes Gefäß sickern. Das Palmkernöl ist ganz dunkel und undurchsichtig.

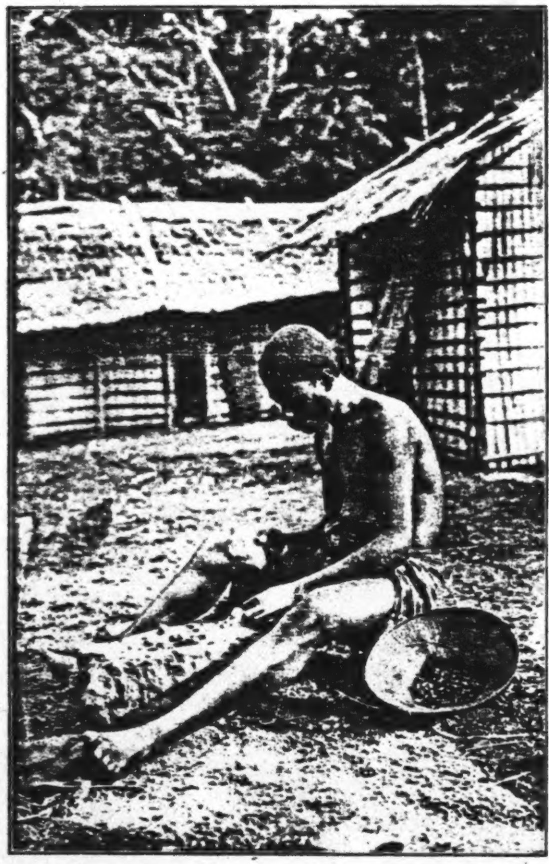


Abb. 146. Ölpalmnüsse werden zur Ölgewinnung aufgeklopft.

Schließlich mag erwähnt sein, daß Kinder — Erwachsene nur, wenn gerade kein Öl vorrätig ist — mitunter die Palmfrüchte einfach zwischen die Feuerscheite legen und dann die warmen Früchte in der Hand hin und herreiben. Das austretende Öl reiben sie sich sodann auf die Haut.

Außer dem Einsalben mit Öl ist bei den Pangwe für bestimmte Gelegenheiten das Beschmieren des Körpers mit Farbe beliebt, und zwar wird hauptsächlich rot, seltener weiß, nur ausnahmsweise schwarz verwandt, weitere Farben gibt es überhaupt nicht. Rot ist die Farbe der Freude, weiß die des Todes, des Bösen. Daraus ergeben sich die Fälle, bei denen die betreffenden Farben verwandt werden. Bei festlichen Gelegenheiten, Tänzen, Hochzeits- und Geburtsfeiern nimmt man rot, das mitunter (z. B. beim Liebestanz) durch weiße, selten schwarze Sonnen und Kreise belebt wird; auch bringt man rautenförmige Flecke (*bendö[k] be ba* = Rauten aus Rotholz) auf die Haut oder läßt auf der roten Bemalung rautenförmige Flecke frei, beides mit Hilfe einer Schablone, das ist eines Blattes, aus dem ein rautenförmiges Stück herausgeschnitten ist. Bei Trauerfällen und bei den Kulten, die dem „Bösen" gelten, wird dagegen weiß getragen.

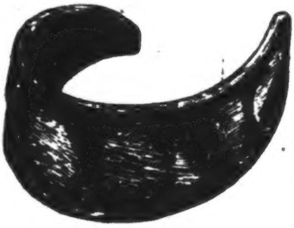


Abb. 147. Reiber für Rotholz (Schote der Pentaclethra).

Die rote Farbe *(bǫ III, esı,)* wird aus dem Kernholz des Rotholzbaumes, **Pterocarpus soyauxii** Taub. (*mr̰ŏ' IV* F., *mr̰ĕ IV* Nt.), einer Leguminose, gewonnen. Mit Vorliebe sucht man sich alte, gestürzte, außen schon verrottete Bäume, schlägt ein handliches Stück ab und reibt mit ihm als Reiber *(nıă̦k-esı, IV)* auf dem Reibblock *(nıĕ̦-esı,)*, dem Stamme, hin und her, indem man von Zeit zu Zeit feinen Sand dazwischen streut; einmal sah ich die Schote der Leguminose **Pentaclethra macrophylla** Benth. *(ebği,)* (Abb. 147) als Reiber gebraucht. Wo der nächste Rotholzbaum zu weit entfernt liegt, als daß man immer dorthin laufen könnte, nimmt man sich einen kleinen Block samt einem Reiber mit in die Hütte, um die beliebte rote Farbe immer leicht herstellen zu können. Zum Aufbewahren hat man sehr niedliche kleine Gefäße in Form von Töpfchen, Mulden, Tellern oder Schemeln (Abb. 148).

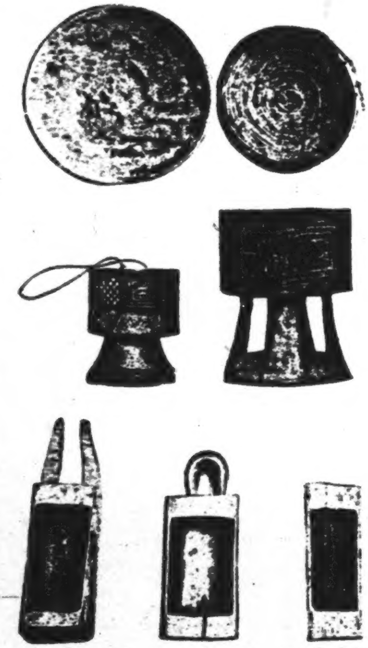


Abb. 148. Gefäße zum Aufbewahren von Rotholz.

Weiße Farbe *(rŭ̦ok IV)* wird aus dem gleichnamigen weißen Ton, einer Abart des gewöhnlich dunkleren Töpfertones, gewonnen. Er wird mit Wasser verrührt aufgestrichen. Schwarze Farbe wird aus gestampfter Holzkohle unter Zusatz von Wasser bereitet (Farbe und Kohle = *pfı'di III*).

4. Körperverzierung.

Während wir bei dem Behängen des Körpers mit Gegenständen das reine Schmuckbedürfnis, beim Beschmieren mit Farbe den Wunsch, persönliche Stimmungen zum Ausdruck zu bringen, als Triebfeder erkannten, spielen bei der dauernden Veränderung des Körpers ursprünglich wohl religiöse Gründe mit, so beim Zahnanspitzen und bei der Beritzung des Körpers. Natürlich sind diese uralten Anschauungen heute vergessen, der Schmuckgedanke hat den religiösen Hintergrund meist vollständig überwuchert.

Im Pangwegebiete kommen vier Arten der eigentlichen Körperverzierung vor, Brandnarben, Ziernarben, Bemalung und Tätowierung. Diese Reihenfolge möchte ich auch zeitlich, entwicklungsgeschichtlich verstanden wissen. Ich halte die Brandnarben für die ältesten, zuerst unabsichtlich entstanden infolge des Umgangs mit dem Feuer, dann absichtlich hervorgerufen durch Betupfen mit glühender Kohle. Diese Brandnarben hat man später durch „Schnitt"-narben, d. h. mit dem Messer hervorgebrachte Ziernarben ersetzt, da das Messer eine feinere und kunstvollere Linienführung gestattete. Vielleicht täuschten nun jüngere Leute aus Furcht vor dem Schmerz die Brandnarben dadurch vor, daß sie entsprechende Punkte oder Striche auf dem Körper mit erkalteter Kohle zogen. Damit war der Anfang der Bemalung gefunden, die später dann mit anderem, besserem Material weiter entwickelt wurde. Eine Verbindung von Ziernarben und Bemalung ist die Tätowierung, bei der die Wunden mit verkohltem Harz eingerieben werden.

Alle genannten Arten der Körperverzierung haben also meines Erachtens eine gemeinsame Wurzel, nämlich das Feuer; in dieser Beziehung ist eine kurze sprachliche Betrachtung von Wert: *kă* ist, wie ich bereits S. 8 angedeutet habe, der Urstamm zur Bezeichnung der feindlichen Hin- und Herbewegung, für Schmerz und Gefahr, für Kälte und Hitze (denn beide wirken gleich), infolgedessen auch für das Feuer, wo seine Wirkung betont werden soll, so *n-kă'-bă* = die Flamme; *e-kă'ba* = was man zur Flamme braucht, Fackel; *a kă'-d-an* = Feuer mit einer glühenden Kohle anlegen *(an)*; *-ka-d?* = glühende Holzkohle (vgl. Meinhof, Grundriß einer Lautlehre der Bantusprachen S. 160, im Pangwe mir nicht bekannt); *me-kă elĭ* = Name eines Baumes, der Holzkohle liefert, wörtlich: Kohlenbaum; *a kắ-ǹ* = kohlenzeichnen, zeichnen, schreiben, brandmalen, malen (mit schwarz); *e-kă'-ǹ* = Tätowierung; *n-kă'-ǹ* = die Gezeichnete, das Perlhuhn (auch heilig, I. Vorsilbenklasse, siehe Kult Mekang).

Ob in allem Anfang das Feuer in seiner profanen Wirkung als Herdfeuer den Anstoß gab zu der besprochenen Entwicklung oder das Feuer in seiner religiösen Bedeutung als heiliges, göttlich verehrtes Element, wie ich glaube, kann ich hier nicht entscheiden.

Einfache Brandnarben *(ndătŏ'lŏ III)*, reihenweise angeordnet, machen sich heute nur Kinder und halbwüchsige Jungen oder Mädchen auf den Unterarm, seltener an andere Körperstellen. Ein kleiner, bereits flüchtig verkohlter Splitter aus Raphiablattstielrinde wird mit der Spitze auf die Haut gedrückt und oben angezündet; er brennt dann langsam ein Loch in die Hand, das eine etwas erhöhte, oben glatte, rundliche Narbe hinterläßt.

Die Ziernarben scheinen bei den Fang, bei denen man sie am häufigsten und kunstvollsten findet, alteinheimisch zu sein, sich aber nicht sehr weit nach Norden verbreitet zu haben; sieht man sie bei den Ntum noch häufiger, so findet man sie bei den Bulu nur mehr selten, bei den Bene nur an einigen älteren Leuten und bei den Jaunde überhaupt nicht. Neuerdings fangen sie auch im Südpangwegebiete an zu schwinden, da man sich lieber der kürzlich eingeführten, bei weitem weniger schmerzhaften Tätowierung unterzieht. Die Ziernarben werden von den Ntum *mɛ̣dǹ* (Mehrzahl), von den Fang *endöǹ* genannt und kommen bei beiden Geschlechtern vor. Man braucht dazu einen kleinen, eisernen Haken, (*tsǫ̈ă III* Nt., *endöǹ* F.), mit dem die Haut etwas hochgezogen wird, und ein Messer, Abb. 149 *(okǒǹ e mɛ̣dǹ)*, mit dem senkrecht auf den Haken die hochgehobene Falte eingeschnitten wird (Abb. 150 u. 151). Die Wunde läßt man heilen, ohne daß irgend etwas eingerieben oder ein Verband daraufgelegt wird. Diese Ziernarben finden sich nur auf dem Körper und dem Oberarm, selten im Gesicht und dann nur auf der Stirn.

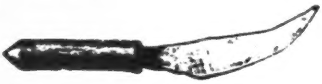


Abb. 149.
Messer zur Herstellung von Ziernarben.

Die Bemalung ist auf das Ntum- und Fanggebiet beschränkt und fehlt im Jaundegebiet, angeblich, weil dort der Baum, aus dem der Farbstoff gewonnen wird, nämlich die **Randia malleifera** (Hook). Benth., die bei den Fang *obɛ̱ndɛ̱m*[1]) oder *ʃɪ̀na IV*[2]), auch *mʃɪ̀na*, bei den Ntum *abɛ̱ndɛ̱m* oder *kədemăn IV* heißt, nicht vorkommt. Mit dem Namen *ʃɪ̀na (mʃɪ̀na)* und *kədemăn* wird auch die Bemalung selbst bezeichnet.

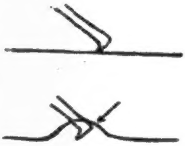


Abb. 150. Führung der Ziernarbenschnitte.

Die **Randia** ist ein zur Familie der Rubiaceen gehöriger dünner Baum, der besonders in der Nähe von Flüssen wächst. Die großen weißlichen Blüten hängen von den Enden der Zweige oder von den Astgabelungen herab; die Frucht ist eine Beere und mit einer Anzahl von oben nach unten verlaufender Wülste besetzt. Zur Gewinnung des Farbstoffes wird ein Stäbchen aus Raphiablattstielrinde in die Ansatzstelle der Frucht gebohrt und der Inhalt umgerührt. Zieht man das Stäbchen heraus, so klebt an der Spitze ein weißlicher, etwas dicklicher Saft, der gleich mit demselben Stäbchen in den gewünschten Mustern auf den Körper aufgestrichen wird und nach kurzer Zeit tief blauschwarze Farbe annimmt. Die Zeichnung hält sich drei bis vier Tage auf der Haut, bei öfterem Waschen nur zwei, nachher verschwindet sie von selbst.

---

[1]) Entstanden aus *abé*, **Cola acuminata** P. B., und *ndɛ̆m* = lang, schwankend, wegen der Schlankheit des Baumes.

[2]) Vom Stamme *ɛ̣ɪ̀n* = dunkel, schwarz; *e-ɛ̣ɪ̀n-di mȫl* = Schwarzer (Mann), Neger.

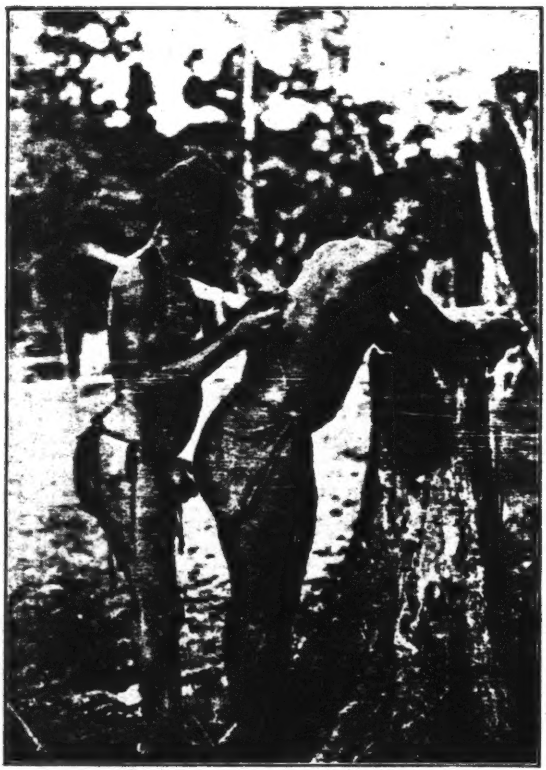


Abb. 131. Ziernarbenkünstler bei der Arbeit. Bébai, Span.-Guinea.

Heutzutage bemalen sich nur kleine oder halbwüchsige Jungen aus Spielerei; früher aber taten es die jungen Leute beiderlei Geschlechts, um aufzufallen und dadurch eine Wirkung auf das andere Geschlecht zu erzielen. Damals verwandte man infolgedessen große Sorgfalt auf die Muster, heute kommen bei der kindlichen Ungeschicklichkeit nur verschmierte heraus.

Das Erbe der Bemalung hat die vor rund 20 Jahren eingeführte Tätowierung angetreten, die von jener den Namen *fína* und *kŭdemăn*, bei den Fang auch den Namen für Ziernarben, *mędn*, bekommen hat, bei den Ntum außerdem noch *ekăn* (siehe oben), bei den Jaunde *olŭ* heißt (von *olŭ* = Harz, das in die Wunden gerieben wird und das bleibende Muster hervorbringt). Da die Tätowierung, nach Angabe der Fang, Anfang bis Mitte der neunziger Jahre von Norden her zu ihnen gekommen ist, und da man bei den Bene, die sie zuerst wahrscheinlich von Osten her erhalten haben, auch nur jüngere Leute tätowiert sieht, so folgt, daß sich die Kunst im ganzen Pangwegebiete mit außerordentlicher Schnelligkeit ausgebreitet haben muß, zum Teil vielleicht unter dem Einfluß kriegerischer Ereignisse; so wird erzählt, daß die

Ntum in den Kämpfen mit den Bulu die Tätowierung an den Leibern der Erschlagenen gesehen und sich von den Gefangenen die Kunst hätten zeigen lassen.

Wie früher die Bemalung dient heute die bei beiden Geschlechtern, besonders aber dem männlichen, vorkommende Tätowierung den jungen Leuten dazu, sich zu schmücken, um dadurch bei der Liebeswerbung anderen den Rang abzulaufen. Schmuck und Liebeswerben ist eine Sache, ein- und dasselbe *(a ne dzám eda eda)*, wie der Pangwe sagt, und sicher können hübsche Muster so in die Augen stechen, daß man unwillkürlich ein größeres Gefallen an dem Besitzer oder der Besitzerin findet, als es ohne eine solche Beeinflussung des Schönheitsgefühles der Fall gewesen wäre.

Schon die kleinen Jungen lassen sich tätowieren, und zwar meist ein halbmondförmiges Muster auf die Stirn, aber es pflegt nur schwach eingeritzt zu sein und daher wieder zu verbleichen, so daß von ihm unter den später darüber aufgetragenen Mustern kaum etwas sichtbar bleibt. Von der Zeit der Geschlechtsreife an läßt man sich eifriger tätowieren, und mit 25 Jahren, wo die Ausschmückung etwa ihren Höhepunkt erreicht hat, ist die Anzahl der Muster schon eine recht erhebliche. Tätowiert wird durchweg Gesicht, Schulter, Brust und Bauch bis zum Nabel, häufig der Rücken — dieser dann meist nur in der oberen Hälfte — und der Arm bis unter das Ellbogengelenk, selten Hände und Unterarm und der Bauch vom Nabel abwärts[1]). Aus Gründen der Schamhaftigkeit bleibt Gesäß und Oberschenkel von jedem Ritzschmuck verschont, da es ja zu unanständig wäre, durch die Muster den Blick auf diese bei der ursprünglichen Tracht „leider" vielfach unbedeckten Körperteile zu lenken; nur ausnahmsweise sieht man bei einzelnen Weibern der Jaunde, Bulu und Küstenmwai auch die Oberschenkel tätowiert, ein Brauch, der, von den lockeren Jaunde mitgebracht, vom Volksbewußtsein allgemein als schamlos empfunden und damit entschuldigt wird, daß „es ja dafür nur Weiber seien, und Männer sich schämen müßten, in dieser Weise herumzugehen" (ähnlich, wie sich bei uns auch nur Frauen „dekolletieren").

Die bei den Pangwe bis ins äußerste entwickelte Arbeitsteilung und Spezialisierung aller Gebiete künstlerischen und geistigen Könnens tritt auch bei der Tätowierkunst, die vielleicht nur einer von hundert versteht, in die Erscheinung. Die Operation, die übrigens recht unangenehm, wenn auch lange nicht so schmerzhaft ist wie bei den Ziernarben, wird im Versammlungshause ohne irgendwelche Förmlichkeiten vorgenommen, der „Patient" sitzt oder liegt dabei (Abb. 152). Zunächst stellt man sich Ruß her, indem man Harz *(olọ)*, vgl. S. 80, verbrennt und den Qualm sich auf einer Topfscherbe niederschlagen läßt. Dann zeichnet der Künstler das Muster auf dem Körper vor, indem er

---

[1]) Hals nur in Jaunde und selten.

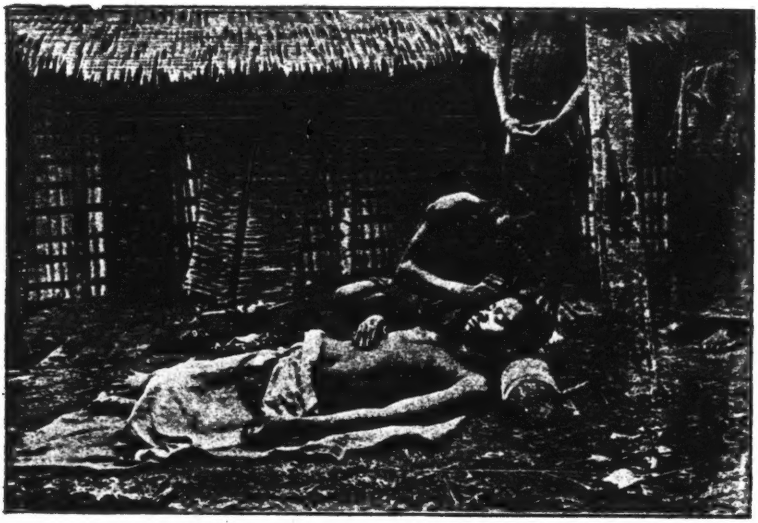


Abb. 152. Tätowierkünstler bei der Arbeit. Nikolentángan, Span.-Guinea.

die krummen Linien mit einem biegsamen, feucht in Asche gelegten Grashälmchen, die geraden mit einem ebenso behandelten Raphiastäbchen abklatscht; überstehende Linien werden mit dem nassen Finger sorgsam fortgewischt. Für das „Spinnenwebemuster" bedient er sich eines Stempels aus dem handförmigen Blatt des Schirmbaumes (Musanga), dessen Rippen nach der Entfernung der Spreiten 1 cm vom Stielansatz abgebrochen werden. Auf den vorgezeichneten Linien macht er mit dem Messer dicht an dicht kleine, schräge Einschnitte, wischt das langsam herausquellende Blut, wenn es stört, fort und reibt die Wunden mit dem Harzruß ein, den er mit dem Daumen oder Zeigefinger gut hineinwischt. In anderen Fällen wird das zerriebene Harz selbst, dann nur das von der Anonacee Xylopia aethiopica (Dun.) V. Rich. *(ojaṅ)* in die Wunden gebracht. Der tätowierte Körperteil wird jetzt oberflächlich gewaschen, um Blut und Ruß abzuspülen; später wird das Einreiben mit Harz noch einmal wiederholt. Mitunter kommt es vor, daß sich

Abb. 153 u. 154. Grifflose Messer zur Tätowierung (ekut).

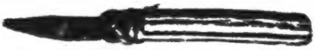


Abb. 155. Messer zur Tätowierung (tendolo).

an den Wunden kleine Fleischwucherungen bilden, die die Schönheit des Musters beeinträchtigen; meist aber heilen die Wunden in kürzester Zeit glatt aus.

Man unterscheidet zwei Arten von Tätowierungen, die allgemein verbreitete, *ekụl*, und die außerdem bei den Fang gebräuchliche, *endọlọ*. Die erste wird mit einem schmalen, grifflosen Messer *(nsŏṅ-bekụl I)*, Abb. 153, ausgeführt und zeigt, je nach der Tiefe der parallelen Einschnitte, die Linien aus deutlich hervortretenden Schnitten zusammengesetzt oder mehr verwaschen, gleichmäßig dunkel. Zur *endọlo*-Tätowierung nimmt man ein gewöhnliches Rasiermesser *(okọ̆ṅngọ́ṅ)*, vgl. Abb. 140, bzw. ein eigenes, skalpellartiges Messer *(ŏkọ̆ṅ e mvạ́ṅ)*, Abb. 155. Ihre Muster sind durch Kreuz- und Querführung der Schnitte gekennzeichnet lassen sich indes in späteren Jahren von den *bekụl* kaum mehr unterscheiden, zumal beide mit dem Alter verbleichen.

Die Tätowierkünstler werden, wenn es sich um die eigenen Sippenmitglieder handelt, gewöhnlich nicht bezahlt; von Fremden verlangen sie aber oft unverschämt hohe Preise. So wurde der in Abb. 218 Fig. c dargestellte Mann, wie aus den in Anmerkung [1]) erwähnten Zahlen hervorgeht, tüchtig hochgenommen, wobei allerdings bemerkt werden muß, daß er wegen seiner Tätowiermanie von einigen „für nicht ganz normal" gehalten wurde. Echt negerhaft wird die Kostenfreiheit damit begründet, daß der Tätowierte seinen Schmerz nicht so fühlt, als wenn er obendrein noch bezahlen müßte. Jedoch sind diese Verhältnisse örtlich sehr verschieden; in Jaunde ist allgemein Bezahlung üblich, oft sogar eine verhältnismäßig hohe.

Zahnverstümmelung kommt überall bei beiden Geschlechtern vor, und zwar an den oberen vier Schneidezähnen. Das hat neben dem Schmuckgedanken wohl noch einen tieferen religiösen Grund, der jedenfalls uralt ist und noch in den Negern lebt, die — wie mir einmal gesagt wurde — ihre Zähne nicht wie Tierzähne erscheinen lassen wollen [2]). Da nun tatsächlich bei keinem

---

[1]) Tätowierungen des Fang Mangame-Ssui aus Ebianemajong (Fam. Essauong) vergl. Abb. 218 Fig. c.

a	hergestellt von	Meka-Mendongo (Essauong)	für	3 Stück Kautschuk	ℳ	—.75
b, c, d	„ „	Akoa-Mbelewe (Jenköng)	„	2 Hauer	„	1.—
e	„ „	Mba-Efanga (Essauong)	„	5 Reihen Perlen . .	„	—.50
g, h	„ „	Endongo (Essauong)	„	1 Faden Zeug . . .	„	—.75
i, k	„ „	Ndong-Efa (Jemwam)	„	3 Hauer	„	1.50
f, l, m	„ „	Ndong-Ntutum (Omwang)	„	3 „	„	1.50
n, o	„ „	Meko-Mefanga (Essauong)	„	3 Stück Kautschuk	„	—.75
Ziernarben	„ „	Meba-Mendongo (Jibikon)	„	1 Huhn	„	1.—

[2]) Siehe auch die gleiche Ansicht bei den Malaien und den Sudannegern (nach Frobenius).

großen Säugetier die Vorderzähne (denn um diese handelt es sich)[1] spitz sind, so erscheint dieser Grund glaubhaft, obgleich für uns gerade die zugespitzten Zähne einen tierischen Eindruck machen, weil wir an das von den vorspringenden Reißzähnen beherrschte Bild des aufgesperrten Rachens denken. Der Pangwe sieht in erster Reihe die Vorderzähne und findet namentlich bei den Horntieren eine überraschende Ähnlichkeit mit seinen eigenen heraus. In dieser vergleichenden Betrachtung stört es ihn auch nicht, daß es sich bei jenen nur um die Vorderzähne des Unterkiefers — im Oberkiefer haben die Wiederkäuer meist keine — handelt, denen die Vorderzähne seines Oberkiefers ähneln. Wie menschlich, fast allzu menschlich selbst für uns die Vorderzähne z. B. unseres Rindviehes erscheinen, das lehrt uns ein Blick auf die Tierkarikaturen unserer Witzblätter. Nun spielt das Horntier, zahmes (Ziege und Schaf) wie wildes (Antilope), eine große Rolle in der Religion der Pangwe, insofern es wegen seiner Hörner mit dem Monde in Verbindung gebracht wird. Der Kult des Mondes aber ist der Kult des Bösen, und so ist die Zahnverstümmelung ein Symbol der Abwendung, Entähnlichung vom Bösen; andererseits deutet sie zugleich positiv auf eine Anähnelung an das Gute; denn das ist die Sonne (bzw. Gott *[e-sá-mbe]*, der sich in der Sonne zeigt), und deren Strahlen sollen die Zähne ähnlich gemacht werden. Die Zahnverbildung besteht darum nicht im Herstellen einer regelrechten „Spitze", die im Gegenteil etwas Unangenehmes und Schlechtes (in *n-sọ-ǹ I* = Spitze steht der Stamm *sọ*) sein würde — es mag sein, daß etliche Völker deshalb ihre Vorderzähne alle oder zum Teil ausschlagen —, sondern darin, daß die Zähne nur verschmälert und in eine Form gebracht werden, wie sie Abb. 156 zeigt; sie werden gewissermaßen „gestreckt", einem Strahl geähnelt, daher der Ausdruck *a sá-m-ǎn masǫ̈ǹ* von *a sá-m* = ausstrecken (*n-sá-m-ba* = die Reihe, Linie, eigentlich Strahl). Der vielfach übliche Ausdruck „Zahnspitzen" trifft nur das Richtige, wenn man ihn nicht zu wörtlich nimmt: die Schneide wird nur verschmälert, nicht zugespitzt; der Ausdruck „Zahnfeilen", dem man gleichfalls öfter begegnet, ist nicht angängig, da die Zähne abgesplittert, nicht gefeilt werden. Im Pangwe sagt man außer *a sáman*

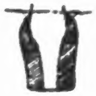


Abb. 156.
Verstümmelung eines Vorderzahnes.
Das Schraffierte wird abgeschlagen.

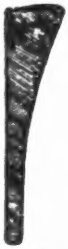


Abb. 157.
Meißel zum Abstemmen der Vorderzähne.

---

[1] Siehe die Ausdrücke für Zahnbehauen weiter unten, in denen für Zahn stets *asǫ̈ǹ* = Vorderzahn steht; ein Wort für Zahn im allgemeinen gibt es nicht, dagegen für Eckzahn, Reißzahn bei Tieren *(fǫ̂ III)* und Backenzahn *(ekǒ̈k)*.

masə̣ǹ noch *a sá-ǹ masə̣ǹ* von *a sá-ǹ* = schnitzen, behauen, verzieren; *zá,-ǹ IV* = Schnitzerei, Schnitzmuster, Stamm *sa*[1]).

Die Operation wird so ausgeführt, daß sich der „Patient“ lang auf den Rücken legt und fest mit den Vorderzähnen auf eine Holzrolle beißt. Der Zahnkünstler setzt einen kleinen Eisenmeißel *(záǹ e mașə̣ǹ IV)*, Abb. 157, auf den Zahn, nimmt ein Stück Holz als Hammer und splittert die Kanten in kleinen Stückchen ab. Die Schmerzen dabei sind nicht gering, und man kommt deshalb hier und da von der alten Sitte zurück, ein Entwicklungsgang, der unter europäischem Einfluß beschleunigt wird.

---

[1]) Dagegen z. B. Anspitzen von Stöcken usw.: *a sǫ̀no* F., *a süŋne, a sŭŋne* Nt. (Stamm *so*!).

Abschnitt VIII.

Handfertigkeit und Werkzeug.

Allgemeines.

Erster Teil. Rindenarbeiten. a) Rohrinde. Verwertung: Rinde für den Hausbau, Schmuckrinden, Rindengefäße (ihre Herstellung, Bedeutung des Namens), Sarg. b) Rindenstoff. Klopfer. — Rindenstoffliefernde Baumarten. — Herstellung.

Zweiter Teil. a) Fäden und Nähen. Fasern des Rekthophyllum, der Ananas. b) Seile und Knüpfen. Seile aus Ananas und Banane, Raphiabast und seine Herstellung, Raphiabastseile, Gärtnerabastseile, Triumfettabastseile. — Knoten. c) Bänder und Flechten. Allgemeines. I. Zöpfe aus Bast. II. Tragbänder und Mattengeflechte. III. Trockenbretter und Kästen. IV. Vorratskörbe. V. Körbe (Arten, Material, Schlingpalmen und ihre Bedeutung). VI. Korbnäpfe der Mwele. VII. Korbteller. VIII. Gürtel. Körbe (Stoffe, Korbarten, Preise), Messerscheiden.

Dritter Teil. Holzarbeiten. Allgemeines. — Erzeugnisse der Holzschnitzerei. — Herstellung von Hauerscheiden, Schemeln, Rührlöffeln, Eßlöffeln, Pulverfläschchen. — Andere Holzarbeiten.

Vierter Teil. Metallarbeiten. a) Eisengewinnung. Gebiete der Gewinnung, Häufigkeit. — Schmelzmedizin. — Enthaltsamkeitsgebot und Medizinen. — Eisenstein. — Schmelzhütte. — Schmelzarbeit: Vorbereitung, Arbeiter und ihr Handwerkszeug. Errichtung des Ofens, Beschickung, Arbeit der Blasebalgzieher und des Medizinmannes. — Abreißen des Ofens. — Verteilung des Roheisens. — Erträge. b) Eisenverarbeitung. Stellung des Schmiedes. Schmiedehütte und Einrichtung der Werkstätte, Medizinen, Handwerkszeug, Holzkohle, Schmiedearbeit. c) Messinggießerei. Herkunft des Messings. Schmelzen, Guß und Zubereitung der Halsringe.

Fünfter Teil. Töpferei. Allgemeines, Erzeugnisse. Preis und Herstellung der Töpfe. Verzierung. Herstellung der Düsen.

Handwerke in unserem Sinne gibt es bei den Pangwe nicht; alle Handfertigkeiten werden nur beiläufig neben den wirtschaftlichen Arbeiten Ackerbau, Fischfang, Fallenstellerei, ausgeübt. Die ganz einfachen sind jedem bekannt und geläufig; darüber hinaus fängt die in allem Können der Pangwe zu verfolgende Spezialisierung an, und die geht so weit, daß z. B. nicht einmal die Tragbänder für Kinder, die nur aus zwei zusammengenähten Lederstreifen bestehen, von allen Familienvätern gemacht werden können, und daß einer, der Eßlöffel herstellt, keine anderen Holzarbeiten, nicht einmal einen Rührlöffel, machen kann. Ein Schemelmacher versteht nur Schemel zu machen, ein Armbrustschnitzer nur Armbrüste, einer, der Männertragkörbchen *(ebg'de)* macht, nur Männertragkörbchen usw. Da es in einem Dorfe oft nur einen oder zwei Leute gibt, die ein Handwerk verstehen, so müssen die Einwohner dieses Dorfes die nicht bei ihnen herstellbaren Gebrauchsgegenstände aus allen Himmelsrichtungen zusammenkaufen, und es kann vorkommen, daß weite Wege, ja Reisen gemacht werden müssen, um sich einen Schemel, eine Armbrust und dergl. zu besorgen.

[p.204]

1. Rindenarbeiten.

Baumrinde findet im Haushalt der Pangwe vielseitige Verwertung, und zwar in zwei Formen, roh und zu Stoffen verarbeitet.

a) Rohrinde.

Sie wird zu folgenden Zwecken benutzt:

1. zur Hauswandbekleidung und als Tür[1]),
2. zu Schmuckrinden,
3. zu Schachteln,
4. zum Sarg bzw. zur Unterlage des Toten im Grabe,
5. zum Bespannen des Resonanzbodens der Harfe (siehe Musikinstrumente, Abschnitt XX).

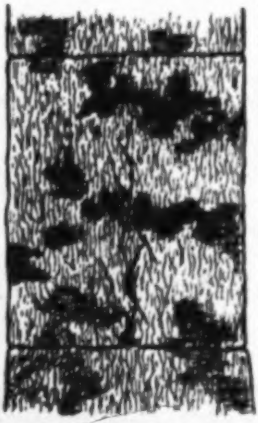


Abb. 158. Ablösung der Baumrinde zum Hausbau.

Die nötigen Stücke werden so gewonnen, daß der Baum oben und unten geringelt und dazwischen mit Kreuz- und Querhieben des Hauers eine Zickzacklinie eingeschlagen wird, von der aus der Rindenmantel leicht abgehoben und losgelöst werden kann (Abb. 158); dabei durchkreuzen sich oft zufällig die schrägen Schnitte, so daß Rauten entstehen. Diese Rauten haben dann ein wichtiges Ornament abgegeben, worauf ich später noch zurückkomme.

Für die Hauswände werden die abgelösten Rindenplatten zum Teil ohne weiteres verwendet, und zwar entweder ganz roh oder nach Abschälen der äußersten Schicht — so machen es die Jaunde —; die Ntum und Fang aber tun das höchstens bei **Xylopia aethiopica** *(ojạṅ)*;

---

[1]) Zum Hausbau wird die Rinde von etwa 15 Bäumen benutzt, deren wissenschaftliche Namen, soweit feststellbar, aufgezählt seien:

Flacourtiaceae **Homalium buchholzii** Warb. *(oɣōn-e-sə̆k)*,
Sterculiaceae **Sterculia tragacantha** Lindl. *(edzə̆le)*,
Borraginaceae **Cordia odorata** Gürke (*ebẹ*, F., *ebə́i*, Nt.),
Bignoniaceae **Markhamia tomentosa** K. Sch. *(edzịdzə̆n)*,
Rhamnaceae **Maesopsis tessmannii** Engl. *(nkúə̆ I)*,
Bombaceae **Ceiba pentandra** (L.) Gärtn. *(dəm IV)*,
Anonaceae **Xylopia aethiopica** (Dun.) A. Rich. *(ojạṅ)*,
„ **Cleistopholis staudtii** Engl. et Diels *(aɣə̆m, ɣə̂mə III)*,
„ **Isolona spec.** *(ovə̆k)*,
Sterculiaceae **Sterculia tragacantha** Lindl. *(edẑịfə̆b, edẑịfə̆k)*.
Triplochitonaceae **Triplochiton tessmannii** *(ajə̆ə́)*.

im übrigen trocknen sie lieber die Stücke fünf oder mehr Tage über Feuer im Versammlungshause oder an der Sonne, da sie sonst leicht ziehen oder Risse und Löcher bekommen.

Die Schmuckrinden werden ebenso behandelt und ganz besonders gut getrocknet, da sie nicht, wie die Hauswände, durch beiderseitige Latten gehalten werden. Man kann zur Gewinnung von Schmuckrinden alle in der Anmerkung S. 78 genannten Bäume benutzen; besonders geeignet aber ist **Cordia odorata** Gürke (*ebę*, F.) und **Triplochiton tessmannii** (*ajǫá*), da man von ihrer Rinde nach dem Trocknen verschiedene Schichten abziehen und jede für sich benutzen kann. Das bedeutet eine Arbeitsersparnis, die dem Neger ebenso wertvoll erscheint wie uns. Es sind rechteckige Platten, mit Figuren und szenischen Darstellungen bemalt oder in farbigen, rechteckigen, dreieckigen und bogenförmigen Feldern gemustert. Die Einfassungen der eckigen Felder bestehen aus meist diagonal verlaufenden Raphiablattstielstreifen, die der bogenförmigen aus Streifen von Schlingpalmen; beide sind durch Bohrlöcher gezogen, die mit einem Pfriemen (*nsǫǫ*), Abb. 174 c, gestochen werden, und mit feinen Palmenbändern aufgenäht. Auf die Muster komme ich im nächsten Abschnitt zu sprechen.

Während man für Haus- und Schmuckrinden eine ganze Anzahl Bäume zur Auswahl hat, werden die Rindenschachteln — wenigstens im Südgebiet — nur aus der Rinde eines einzigen Baumes, einer Tiliacee (*ekǫb*) hergestellt. Sie sind sauber gearbeitet und sehen neu wegen ihrer gleichmäßig gelbgrauen Farbe, die später infolge des Rauches in der Hütte und des Alters eine dunkelbraune bis schwarze wird, sehr gut aus. Die Herstellung ist folgende: Das nötige Stück Rinde wird in der gewünschten Größe abgeschnitten und die äußerste Schicht über Feuer angesengt, so daß sie sich mit dem Messer abschaben läßt. Nun wird es zu einem Zylinder so weit zusammengebogen, bis die Ränder in schmalem Streifen übereinanderliegen, und zwischen die Hälften eines bis zur Mitte längsgespaltenen Stockes geklemmt, die ober- und unterhalb durch eine Verschnürung wieder aneinandergepreßt werden. Die Ränder werden nunmehr in zwei Nähten durch Spleißen der Stiche mit Palmband aufeinandergenäht, für das mit einem Pfriemen Löcher gebohrt werden; der überstehende Rand wird abgeschnitten. Der Deckel besteht aus einem ebenso hergestellten Reifen aus derselben Rinde und einer tellerförmigen Platte aus Schirmbaumholz, wie sie auch als Boden im Gefäß eingesetzt wird.

Man stellt Schachteln in allen Größen her, von den niedlichsten Schächtelchen bis zur riesigen Tonne; in einem sind sie aber alle gleich, nämlich darin, daß nur Wichtiges darin aufbewahrt wird, z. B. die vergifteten Pfeilchen für die Armbrust, die Schädel der Vorfahren, vor allem Medizinen, alles Dinge, die mit dem Tode in Verbindung stehen; daher heißen sie auch *nsǫ́k I*[1]), denn in *n-sǫ́-k*, entstanden aus *n-so-ak*, steckt der Stamm *sǫ́*, der den Tod in religiöser Beziehung bezeichnet; in das Rindengefäß tut man eben etwas, was mit dem Tod *(sǫ́)* zusammenhängt (aktive Handlung, da man zuerst nach einem Behälter z. B. für die Schädel der Toten gesucht hat, um sie darin unterzubringen, daher Nachsilbe *aka*). Ein Rindengefäß ist gleichsam auch das Grab *(n-so-ǫ́)*, denn in ihm liegt der Tote in einer Mulde aus Rinde, die manchmal mit einem gleichen Deckel verschlossen ist (passiv, da zuerst einfach die Stelle, wo der Tote gerade lag, sei es im Hause, sei es im Freien, *n sǫ́n* genannt wurde, daher passive Nachsilbe *ǫ́*).

b) Rindenstoff.

Die Verarbeitung der Rinde zu Stoff geschieht durch Klopfen mit einem Schlägel (Abb. 159) aus dem Ende eines Elefantenzahnes *(d)*, einer halben Elefantenrippe *(b, c)*, dem Horn einer Weißrückenschopfantilope, **Cephalophus longiceps** Gray *(mvọ IV)*, oder dem Holz der Leguminose **Eurypetalum tessmannii** Harms *(andzịtsịǹ)* *(a)*. Es wird dazu nicht das Holz eines frisch gefällten Stammes, sondern das härtere rote von alten, längst gestürzten genommen. Der Holzschlägel hat etwa die Form des Holzhammers unserer Zimmerleute und besteht aus einem geraden Stiel und einem walzenförmigen Schlagteil, der in seinem ganzen oder halben Umfang geriffelt ist. Zu Rindenstoffen eignet sich nur die Rinde von Feigenbäumen *(etǫ́b* = Feigenbaum [**Ficus**] und Stoff, Kleidung)[2]).

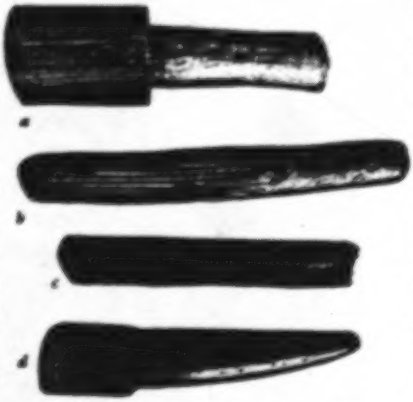


Abb. 159. Schlägel, bei der Rindenherstellung gebraucht. *a* aus Holz, *b* und *c* aus Elefantenrippe *d* aus einem Elefantenzahn.

---

[1]) Daneben kommt *nkǫ́b I* vor, daher der Name des Baumes: *ekǫ́b*.

[2]) Folgende Arten kommen im Pangwegebiete dafür in Betracht:

Ficus globicarpa Warb. var. *(embiǫ́ǹ)*,
„ cfr. **wildemaniana** Warb. *(adzǫb-etǫ́b)*,
„ **bubu** Warb. *(akǫ-etǫ́b)*,
„ **stellulata** Warb. *(etịlǫ́*, Stamm *lo(b)* verdoppelt),
„ **preussii** Warb. u. **laurentii** Warb. *(etǫ́b, etǫ́b-o-fǫ́b, ejẹ̀, akǫm)*,
„ **barteri** Sprague *(asdmenlǫ̀mo* F., *asdmenlǫ̀ẹme* Nt.),
ferner die von den Pangwe *abǫ́ǹ, andǫ̀m, undǫ̀m* und *ngus* genannte Arten.

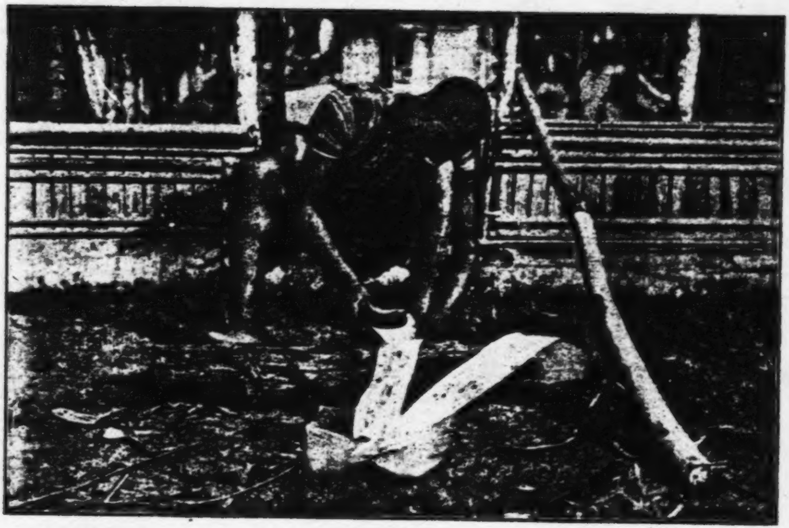


Abb. 159. Herstellung von Rindenstoff durch Klopfen der Bastschicht eines Ficusstammes. Uelleburg, Span. Guinea.

Die verbreitetsten Arten sind **Ficus globicarpa, stellulata, preussii** und **laurentii, barteri,** *abăṅ* sowie *andŭm.* Den besten Stoff — er ist fast reinweiß — liefert **F. globicarpa** Warb. *(embiŏṅ),* der früher bei Dörfern angepflanzt wurde; ihn bevorzugen besonders die Frauen, die „mehr auf Kleidung geben“ als die Männer.

Es werden möglichst glatte junge Baumstämme, nicht dicker als 8 bis 10 cm, ausgewählt, man schlägt ein Stück aus dem Stamm heraus, läßt es einen halben oder einen ganzen Tag im Freien liegen, sengt es dann über einem schwachen Feuer gleichmäßig an und befreit es durch Schaben von der Borke, bis die Bastschicht blosliegt. Dann schneidet man diese der Länge nach auf, lockert sie durch Klopfen mit dem Schlägel und zieht sie mit den Fingern oder einem untergeschobenen Holz ab. Die abgezogene Bastschicht wird nun auf irgendeiner Unterlage, z. B. auf einem Baumstamm oder einer Holztrommel, in der ganzen Länge von links nach rechts weitergehend, geklopft, ohne daß der Schlägel seine Stellung (d. h. die Richtung der Rillen) verändern darf (Abb. 159), zusammengefaltet, auf der Rückseite geschlagen, nochmals gefaltet und geklopft und schließlich quergefaltet ebenso bearbeitet. Durch diese Behandlung hat sich das Stück ungefähr um das Doppelte seiner Länge ausgedehnt, dagegen in der Breite nicht verändert, es wird nunmehr auseinandergefaltet, einige Male durch Wasser gezogen und dann ausgedrückt.

Aus den Arten **F. bubu,** *andum* und *undum* bereitete Stoffe brauchen nicht gewaschen zu werden.

Die einzelnen in der beschriebenen Art und Weise hergestellten Stoffstücke sind nur schmal; es müssen daher mehrere mit den Längsseiten aneinandergenäht werden, z. B. wenn man einen Lendenschurz machen will, für Männer sechs, für Knaben vier.

2. Faserarbeiten.

Sie gehören mit wenigen Ausnahmen zu den Beschäftigungen der Männer, und zwar zu ihren häufigsten und liebsten. Hieraus erklärt sich die Geschicklichkeit im Nähen, Flicken usw., die der Europäer zu seiner Freude bei den schwarzen Dienern entdeckt.

a) Fäden und Nähen.

Das einfachste Material für Faserarbeiten sind Fäden *(klẹs IV, ndĕs, IV)*, die aus der schlingenden Aracee **Rhektophyllum mirabile** N. E. Brown *(klẹs IV, ndĕs IV)* gewonnen werden, und zwar so, daß die Luftwurzeln abgeschlagen und die Leitbündel herausgezogen werden, die äußerst haltbar und oft recht lang sind und als Nähmaterial, für Kinderangeln *(ngă,k)*, nebenbei als Bindematerial für Kämme aus Raphiablattstielstreifen und Halsbänder aus Schlingpalmenband (bzw. Marantaceenstreifen) benutzt werden.

Abb. 160. Schnurwickler mit Schnur.

Auch die Blattfasern der Ananas werden roh verwendet, um Rindenstoffe zusammenzunähen usw.

b) Seile und Knüpfen.

Häufiger als zu Fäden werden die Pflanzenfasern in Form von Schnüren (Abb. 160) verwendet, die genau wie bei uns der Pechfaden des Schusters, durch Rollen mit der flachen Hand auf dem Oberschenkel zusammengedreht werden. Die hierzu benutzten Pflanzen sind Ananas, Plante, Raphia, Gaertnera und Triumfetta.

Von der Ananas werden die Leitbündel der Blätter benutzt; ihre Schnüre sind recht haltbar — nur im Wasser nicht, so daß keine Angelschnüre aus ihnen gemacht werden — und ziemlich fein, so daß sie sich besonders als Perlenschnüre eignen. Niedlich gemacht sind aus ihnen geknüpfte Umhängetaschen *(mfŏk I)*, in denen allerlei kleine Habseligkeiten, Medizinen usw. Platz finden, und die hauptsächlich von den Männern auf Reisen mitgenommen werden.

Aus der Plante werden sehr schöne weiße Fasern *(ndĕ[s]-ekǫn)* gewonnen, indem der Stamm abgeschlagen, Blätter und äußere Blattscheiden entfernt und

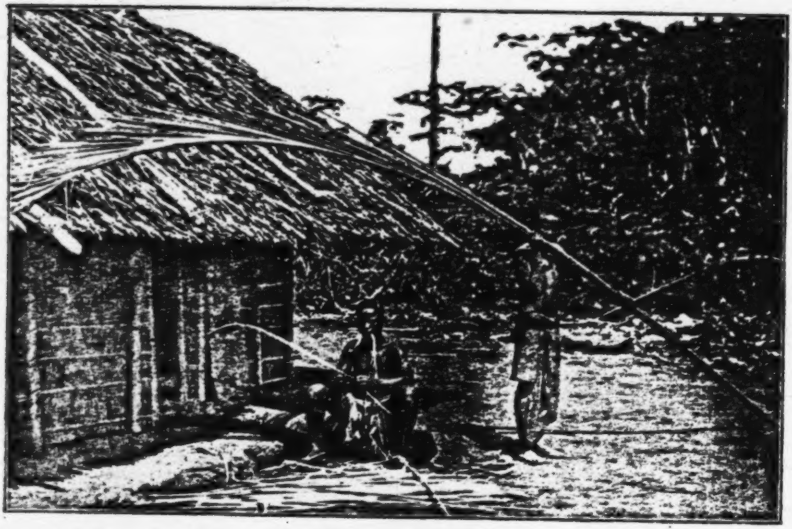


Abb. 161. Zubereitung von Bast aus einem jungen Raphiapalmblatt. Nkolentangan, Span. Guinea.

die Leitbündelfasern aus den inneren Blattscheiden herausgezogen werden; man verflicht sie zu dünnen, aber nicht sehr haltbaren und deshalb wenig benutzten Schnüren.

Von der Raphiapalme ist es der Bast der Blätter, der zu Seilen verarbeitet wird (Abb. 161). Ein ganz junges, noch geschlossenes Blatt (die Eingeborenen gebrauchen wegen der spitzen Form dafür die Bezeichnung *ntọ̀ǹ* = Horn, *ntọ̀[ǹ] ndzăga*, d. h. ein junges (hornartiges) Raphiablatt) wird abgeschlagen und auf die Erde geworfen, damit die Fiedern sich lockern und leicht abgerissen werden können. Die zusammengefalteten Spreiten der Fiedern sind gelblich, nur an den umgebogenen Rändern, die bei geschlossenem Blatte allein von außen sichtbar sind, grün. Letztere werden nicht verwendet, sondern abgerissen. Dann zieht man eine Spreite von der Spitze her bis kurz vor den Grund ab, knickt sie hier ein, legt sie nach oben um und reißt sie unter Festhalten des Falzes darunter weg. Nun schlägt man ihr unteres Ende gegen die Blattrippe, damit sich die allein verwendbare mit der Epidermis eng verwachsene Bastschicht der Oberseite vom Mesophyll lockert, und zieht sie ab. Den Bast läßt man trocknen und benutzt ihn dann flüchtig gezwirbelt oder zu richtigen Schnüren verarbeitet, für verschiedene Zwecke (Nähen von Rindenstoff, Aufreihen von Perlen usw.).

Die haltbarsten Seile (Abb. 162) liefert der Bast der Rubiacee **Gaertnera paniculata Benth.** (*esǘmọ̀* F., *esǘĕme* Nt., *ngóm̀* Nt., Bu.). Die Schößlinge

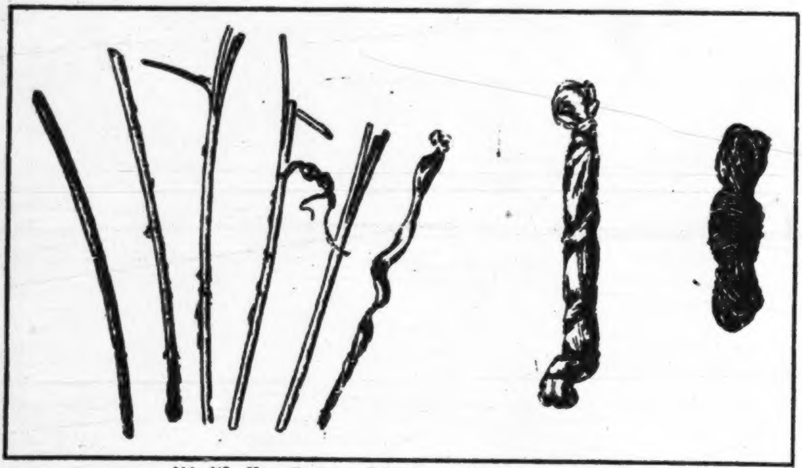


Abb. 162. Herstellung von Schnüren aus Gaertnera paniculata.

dieses Baumes werden abgehauen und ihre Rinde mittels eines Raphiastengelstreifens *(ngąn)* abgeschabt. Dann werden sie an dem einen Ende ein Stück weit längsgevierteilt und einen Tag lang getrocknet, darauf die oberen vier Zipfel eingeknickt, wobei sich die Bastschicht vom Holz löst, die nun in vier Streifen abgezogen wird. Die Schicht besteht aus einem feinen, weichen Fadengewebe, das ohne weiteres verarbeitet werden kann und bräunlich gefärbte Seile ergibt, die wegen ihrer Stärke zu Angelschnüren, Wild- und Fischnetzen, Armbrustsehnen und zum Aufreihen der Schmuckkauri benutzt werden.

Die **Triumfetta cordifolia** Guill. et Perr. (var. **tomentosa.**), *okąn* ist ein strauchartiges Gewächs, das übermannshoch werden kann, an den dunkelgrünen, unten silberweiß schimmernden, weichbehaarten Blättern und den gelblichen Blütenrispen leicht kenntlich ist und, wenn auch nicht überall gleich häufig, an lichten Plätzen in der Nähe von Dörfern und an Stellen, wo früher Dörfer gestanden haben, vorkommt. Diese leichte Erreichbarkeit der Pflanze hat zur Folge, daß ihr Bast häufiger zu Seilen verwendet wird als der anderer Pflanzen. Um den Bast zu gewinnen, schlägt man den Stengel in 1 m Höhe ab und schneidet ihn am oberen Ende viermal ein; dann werden die äußeren Schichten vom Holz abgezogen und nun erst die Rinde von der Bastschicht getrennt. Diese wird zuletzt noch von ihren Zellen befreit, indem man sie unter der Schneide eines fest aufgedrückten Messers hindurchzieht (der Neger sitzt dabei auf der Erde und benutzt die eine Ferse als Unterlage). Der so gewonnene Bast wird getrocknet und zu Seilen verarbeitet, die in gleicher Weise wie die Gaertnera-Seile verwendet werden.

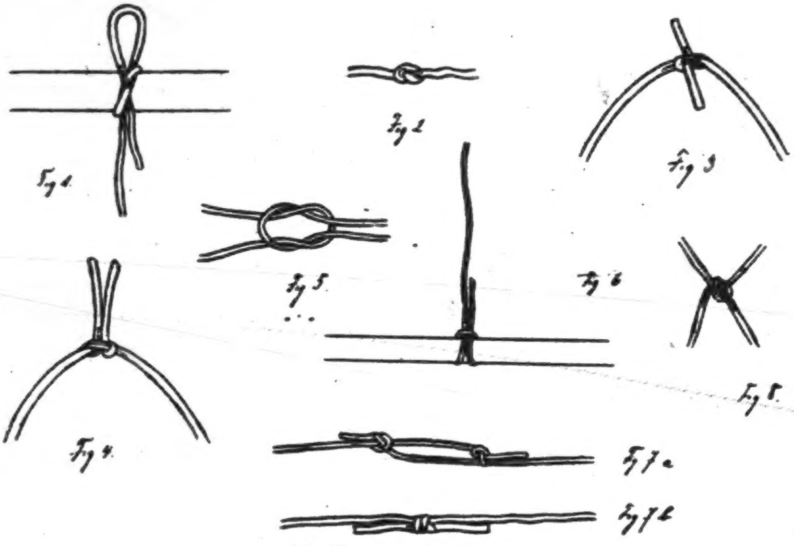


Abb. 163. Knoten der Pangwe.

Anhangsweise seien nach der beigegebenen Abbildung 163 die Namen und Erklärungen der im Pangwegebiete üblichen Knoten angeführt:

Fig. 1: *solufumo*, zusammengezogen: *sofumo* von *a šulăn* = sich auflösen, *fum* = in nichts. Da sich durch Ziehen an dem langen Ende der Knoten sofort auflöst, so benutzt man ihn, um Sachen, die man öfters zu gebrauchen pflegt, im Hause aufzuhängen, und für Halsbänder.

Fig. 2: *alšiṅ e lǫ̈dǫ̈lg̃* von *alšiṅ* = Knoten, *lǫ̈dǫ̈lg̃* = fest, stark. Der Knoten wird — wie bei uns — am Ende eines Fadens angebracht, um zu verhindern, daß dieser sich zurückzieht (z. B. bei Körben), oder daß aufgereihte Perlen abfallen.

Fig. 3: *alšiṅ e mbidăṅ* von *mbidăṅ* = Haltetau, mit dem man die Bäume erklettert, zum Zusammenknoten zweier Taue, besonders für die Haltetaue.

Fig. 4: *alšiṅ e zǒṅ* (*zǒṅ* = fest, stark?). Ebenso wie der vorige benutzt, ferner auch für Hals- und Stirnbänder, die man längere Zeit benutzen will.

Fig. 5: *dži[s]-arg̃l, džis* = Auge, *arg̃l* = Stellnetz. Knoten für Stellnetz und Hängematte. Fig. 5 zeigt den Knoten offen.

Fig. 6: *alšiṅ e nkpwă,s* (*nkpwă,s* = Baumzugfalle für Vögel), bei Vogelfallen, Fischwehren, auch wohl sonst verwendet.

Fig. 7: *nia alšiṅ* = richtiger, eigentlicher Knoten. Fig. 7 a offen, Fig. 7 b zugezogen.

Fig. 8: *mrakalu* (*mras* = Rücken, *ka[l]* = Schildkröte, also Schildkrötenrücken), nur zur Verknotung der Netzmaschen.

c) Bänder und Flechten.

Im Gegensatz zur Seilerei, die zu Schnüren gedrehte Pflanzenfasern verknüpft, vereinigt die Flechterei Streifen nebeneinanderliegender Fasern, die ich Bänder nenne. So angeordnet kommen sie in der Natur vor in Blättern, Rinde, Bast oder Holz, die man zu Streifen schneidet.

Hergestellt werden

I. Zöpfe aus Bast.

Man nimmt zwei Baststreifen, legt einen doppelt und den zweiten dazwischen, so daß die obere Hälfte außerhalb bleibt und später zur Befestigung dienen kann; es entstehen also drei gleichartige Flechtelemente, die zu einem Zopf miteinander verflochten werden (Helmmützen und -frisuren, vgl. auch Topfaufhängevorrichtung der Mwele Abb. 164).

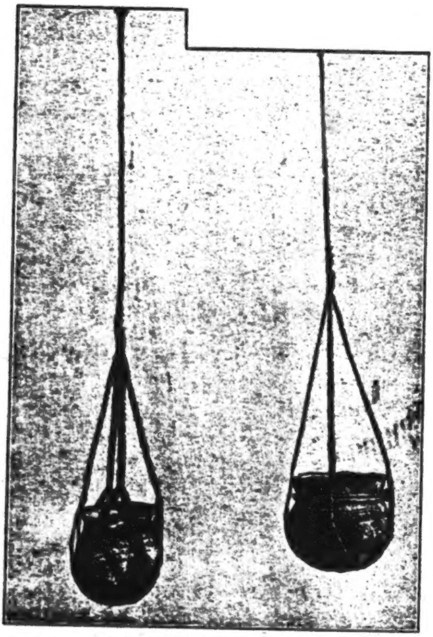


Abb. 164. Aufhängevorrichtung für Kochtöpfe. Mwele.

II. Tragbänder und Mattengeflechte.

Erstere sind aus **Triumfetta**-Baststreifen geflochten (2 unter, 2 über), letztere aus Blattstreifen vom Schraubenbaum, **Pandanus** *(awŭba, kŭbuga,* zusammengez.: *akŭ̦ă),* die sich schachbrettartig umschlingen; Matten kommen nur im südlichen Grenzgebiet vor und sind wohl eingeführt. Aus gleichem Geflecht wie die Matten und aus demselben Stoff besteht ein kahnartiges Täschchen für die Neulinge des Jaunde-Mondkults (vgl. Abschnitt XI).

III. Trockenbretter und Kasten.

Bei jenen werden die Böden durch ein Geflecht von Raphiastengelstreifen (4 unter, 3 über), bei diesen Boden und Teile der Seitenwände aus einem Palmbändergeflecht (3 unter, 3 über) hergestellt.

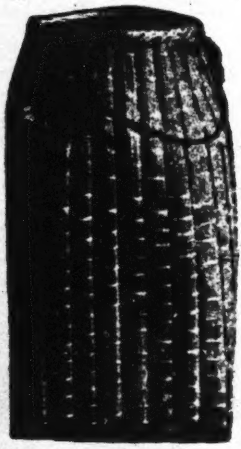


Abb. 165. Vorratskorb für Erdnüsse.

IV. Vorratskörbe.

Der Vorratskorb (*angạn* J., *angunda* Mw.) bildet insofern eine Übergangsform vom Kasten zum Korb, als das Grundmaterial aus nebeneinandergestellten Brettchen von Raphiamark (Abb. 165) gebildet wird, die durch umgeschlungene Stengelstreifen von **Sarcophrynium** aneinandergehalten werden. Die Vorratskörbe dienen zum Aufbewahren von Lebensmitteln, z. B. Erdnüssen, Maiskolben usw., im Hause.

V. Körbe.

Ihr Geflecht besteht entweder aus ein und demselben Material oder einer Verbindung zweier verschiedener. Das erstere ist der Fall bei den

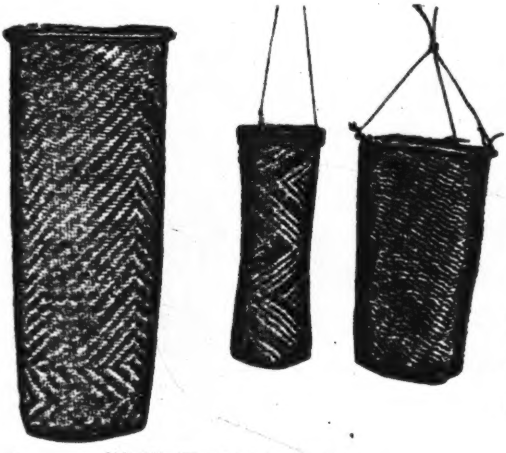


Abb. 166. Hängekörbchen der Frauen.

1. Hängekörben der Frauen (*nkún I*), die im Gegensatz zu den meisten anderen auch von Frauen hergestellt werden, und zwar aus Streifen der Stengelrinde von **Sarcophrynium velutinum** K. Sch. (Stengel *ndẹ́n, ndẹ́nan IV*). Sie zeigen in Größe und Muster reiche Abwechslung (Abb. 166).

2. Tragkörbe (*nköẹ I*) für einmaligen Gebrauch werden aus Stengeln von **Sarcophrynium** weitmaschig von Männern und Frauen geflochten, wenn sie ihre eigentlichen Tragkörbe nicht oder nicht in genügender Anzahl zur Hand haben oder schonen wollen, z. B. um das blutige Fleisch eines eben erlegten Elefanten ins Dorf zu tragen, und dergl.

3. Ölpreß- und Erdkörbe (*ekút, ekút-ašñ,i* = Ölpreßkörbe, *ekút-ebệ* = Erdkörbe). Erstere dienen dazu, die ölhaltige Masse der Öl- oder Raphiapalmfrüchte (*ašñ,i*) auszupressen, letztere, die bei der Herstellung von Gruben (*ebệ*) ausgehobene Erde beiseitezuschaffen; beide sind aus **Ancistrophyllum acutiflorum** Becc. (*nkạne*) geflochten.[1]

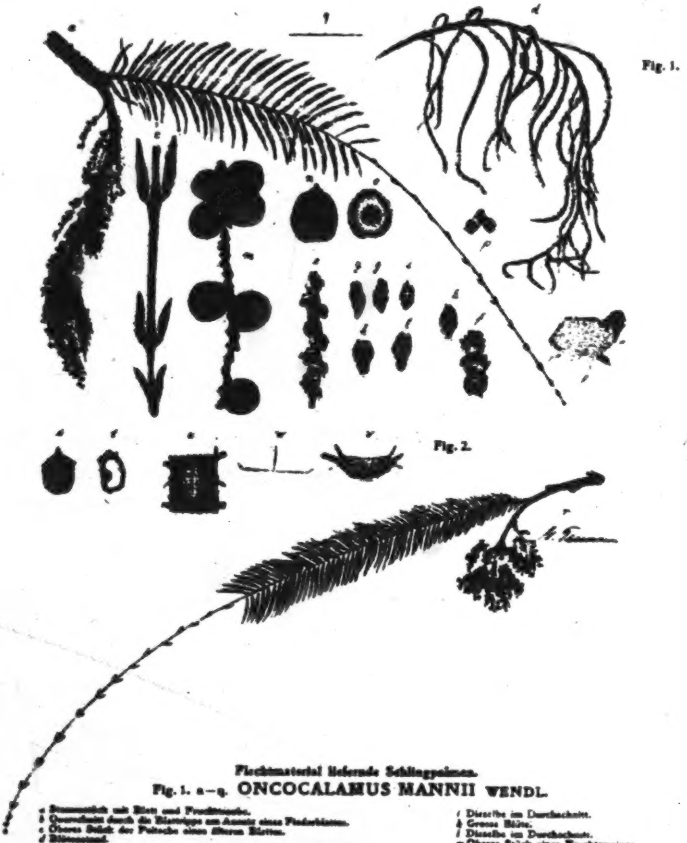
Die zweite Klasse der Körbe zeigt Verschiedenartigkeit der Flechtelemente: ein biegsameres aktives (Geflechtstreifen)[2], das den Boden des Korbes bildet und von hier aus aufsteigend um das zweite, steifere passive (Geflechtstrang),

---

[1] Einmal sah ich eine Messerscheide ganz aus Buschtau (**Oncocalamus**) geflochten (Abb. 167).

[2] Im Anschluß an J. Lehmann: Systematik und geographische Verbreitung der Geflechtsarten. Leipzig 1907.

Tafel XVI.



Flechtmaterial liefernde Schlingpalmen.

Fig. 1. a–q. ONCOCALAMUS MANNII WENDL.

a Stammstück mit Blatt und Fruchttraube.
b Querschnitt durch die Blattrippe am Ansatz eines Fiederblattes.
c Oberes Stück der Peitsche eines älteren Blattes.
d Blütenstand.
e Oberes Stück eines Blütenzweiges, von der Seite gesehen.
f Stück eines Blütenzweiges, von oben gesehen.
g Kleine Blüten.
h Dieselbe nach Entfernung eines Zipfels der Hülle.
i Dieselbe im Durchschnitt.
k Grosse Blüte.
l Dieselbe im Durchschnitt.
m Oberes Stück eines Fruchtzweiges.
n Frucht.
o Frucht, Durchschnitt.
p Drei Schuppen vom Panzer der Frucht.
q Querschnitt durch ein Fiederblatt.

Fig. 2. r–w. ANCISTROPHYLLUM ACUTIFLORUM BECC.

r Oberes Stück der Palme mit Blatt und endständiger Fruchttraube (stark verkl.).
s Frucht (nat. Grösse).
t Frucht, Durchschnitt.
u Stück aus der Blattrippe mit Ansätzen von zwei Paar Fiederblättern (von oben gesehen).
v Querschnitt durch die Blattrippe.
w „ durch ein Fiederblatt.

Verlegt und gedruckt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

[facing p. 214]

das, spiralig gelegt, die Wand bildet, geschlungen wird. Ihrer Herkunft nach verhalten sie sich folgendermaßen:

Die aktiven entstammen entweder den **Sarcophrynium**-Stengelstreifen, den **Pandanus**-Blättern oder — und das ist das Vorwiegende — der äußeren Holzschicht der Schlingpalmen. Für sie ist heute der Sammelname *nlŏṅ I* üblich, ein Wort, das vom Stamme *a lóṅ* = flechten, schlingen (vgl. *a lóṅ ndǎ* = ein Haus zusammenflechten, bauen, *a lóṅ nkö̧ɛ* = Körbe flechten) kommt und zugleich für das aus ihnen gewonnene „Buschtau" gebraucht wird. Früher bezeichnete *nlŏṅ* allein die **Eremospatha macrocarpa** M. et W., die außer im Küstenstrich westlich vom 11° nur im Norden bzw. Nordosten des Pangwegebietes vorkommt, und wurde später, als die Pangwe nach Süden kamen, auf die beiden hier vorkommenden, zu demselben Zweck benutzten Schlingpalmen, nämlich **Eremospatha tessmannii** Becc. *(ongám)* und besonders die hier wichtige **Oncocalamus mannii** Wendl. *(ebǫ̆dǫ̆gŏ* F., *ebǫ̆dǫ̆k* Nt., jung *akö̆lǫ̆l)*, Taf. XIV, Fig. 1, übertragen[1]).

Der passive entstammt namentlich der Schlingpalme **Ancistrophyllum acutiflorum** Becc. *(nkąne*, seltener *eką̆)*, Taf. XIV, Fig. 2, die sich von **Oncocalamus mannii** durch große Stacheln auf der Oberseite der Hauptblattrippe, feinere auf der Mittelrippe und an den Seiten der Fiederblätter, durch endständigen Blütenstand und durch abweichend gefärbte Früchte unterscheidet[2]). Als

---

[1]) Genannte Schlingpalmen finden außer in der Flechterei Verwendung:

1. im Hausbau als grobe Bänder zum Zusammenbinden des Gerüstes, als feinere Bänder zum Zusammenbinden der Latten der Seitenwände, der Raphiablattstiele, aus denen die Schlafbänke bestehen, und — ganz feine — zum Zusammenbinden der Dachmatten;
2. im Brückenbau als Geländertaue;
3. als Umwicklung an abgenutzten oder schlechten Holzgriffen (Hauer und Messer) und Griffen von Fliegenklatschen und Besen;
4. als Band, z. B. um beschädigte Gewehrschäfte und Holzteller zusammenzuhalten, um die über den Resonanzboden der Harfe gespannte Rinde aufzubinden, usw.;
5. für Frauenhinterschurze aus Bast als Hauptstrang, an dem die Bastbüschel befestigt werden;
6. als Sehne zum Musikbogen *(elém)*;
7. als Vogelschlingen;
8. bei Herstellung der Rindenschachteln (siehe oben);
9. als Schmuckstreifen für Arm- und Halsbänder *(ekǫ̈l)*;
10. als Formenstempel, um ein Muster auf Töpfen herzustellen.

[2]) Außer für Flechterei verwendet

1. zu Schmuckstreifen für Arm- und Halsbänder *(ekǫ̈l)*;
2. zu Spazierstöcken;

Ersatz nimmt man für einige Korbsorten (große Tragkörbe der Frauen und Tragkörbchen für Männer) **Calamus deerratus** Mann et Wendl. *(edzĭ,ṅ)*[1].

Hergestellt werden nun folgende Arten von Körben mit verschiedenartigem Geflecht:

1. Deckelkorb der Jaunde *(afŏn)*, hauptsächlich von Frauen hergestellt. Geflechtstrang aus Palmenband, Geflechtstreifen aus Pandanusblattstreifen, schachbrettartig (1 über, 1 unter) geflochten.

2. Große Tragkörbe zur dauernden Benutzung *(nkö,ĕ I, nkbĕ I* F.), in denen die Frauen Holz und Feldfrüchte heimtragen. Geflechtstrang aus **Ancistrophyllum** *(nkăne)*, seltener aus **Calamus deerratus**, Geflechtstreifen aus **Oncocalamus** *(nlöṅ)*.

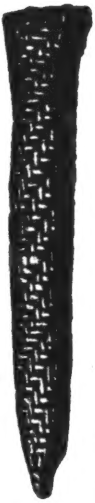


Abb. 167. Messerscheide.

3. Kleine Tragkörbe *(okökö,ĕ* = kleiner Tragkorb und *engăne)* (Abb. 168) aus demselben Material wie vorige, nur kleiner, oft mit einem feiner geflochtenen Rand, dessen aktiver Teil neben Bändern auch aus Schnüren bestehen kann; meist ist außerdem der Hauptgeflechtstrang in der Mitte, ein kleines Stück weit, durch einen geschwärzten ersetzt, der *ekána nsŭl* heißt (*b*). Diese Körbe gelten als besonders fein; die Frau nimmt sie auf Reisen mit, um Lebensmittel darin zu verpacken. Im Hause werden Raphiaschurze und andere Gegenstände darin aufbewahrt, in der Pflanzung verwendet man sie, um Erdnüsse und anderes hineinzutun.

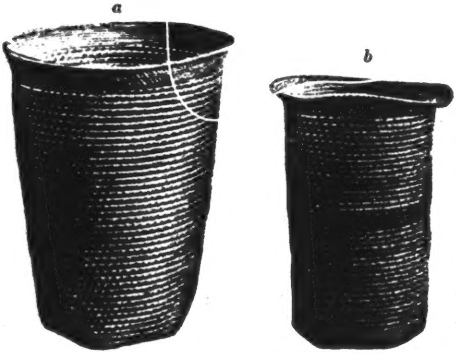


Abb. 168. Kleine Tragkörbe.

5. Tragkörbchen der Männer *(ebăda)* (Abb. 169). Bei ihnen ist der Geflechtstrang entweder aus **Calamus** oder aus **Ancistrophyllum**. In letzterem Falle fand ich sie außen verstärkt durch schräg eingeflochtene Stäbchen aus demselben Material.

6. Rasselkörbe *(ngöt)*.

---

3. zur Zuckerpresse;
4. als Spanntaue für Trommelfelle;
5. als Band, Ersatz für Buschtau;
6. Kassave-Reibstöcke.

Die verwandte **Ancistrophyllum opacum** M. et W. *(egbwă's)* liefert Trommelfellspanntaue, Netzreifen und Schlingen.

[1] Außerdem noch benutzt für Flöten *(ndzĭ,ṅ I)* und Kassave-Reibstöcke *(akŏ-edzĭ,ṅ)*.

Sie kommen in zwei Formen vor: die erste, größere, besteht aus demselben Material wie die Tragkörbe, die zweite, kleinere, hat in der Wand dieselben Verstärkungsstäbe wie die vorigen, als Boden ein Stück Kalebassenschale (über Gebrauch siehe Abschn. XX, dort auch Abbildung).

VI. Korbnäpfe der Mwele *(ekătă)*.

Bei ihnen (Abb. 170) gibt es ebenfalls aktive Geflechtstreifen und einen passiven, spiralig gewundenen Geflechtstrang wie bei den echten Körben der zweiten Reihe, aber im Gegensatz zu ihnen fängt die Spirale in der Mitte des Bodens an, bildet also Boden und Wand und wird durch rechtwinklig eingeflochtene Geflechtstreifen zusammengehalten. Diese Näpfe, die vielleicht infolge nördlichen Einflusses (Haussa?) entstanden sind, dienen den Mwele zum Aufbewahren von Maismehl und als Teller für feinere Speisen.

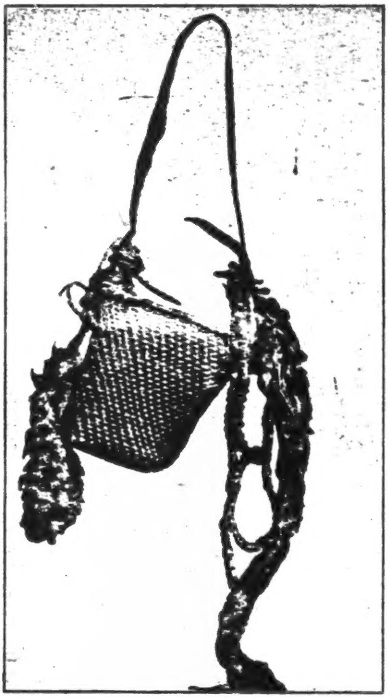


Abb. 169. Tragkörbchen der Männer mit Fell- und Perlkettenschmuck.

VII. Korbteller *(dźă,d* Mz. *biă,d)*.

Hier treten (Abb. 171) an die Stelle eines spiralig verlaufenden Geflechtstranges zahlreiche Geflechtstränge aus Streifen des **Ancistrophyllum acutiflorum** Becc. *(nkǫne)* oder der Marantacee **Trachyphrynium violaceum** Radlk. *(nkǫmonkǫ̈mo* F.*)*, welche die viereckige Bodenfläche und das Grundmaterial des Randes (oder, wenn man will: der Wand) bilden. Um den Rand zu dichten und zusammenzuhalten, wird ein Geflechtstreifen — Band aus den Stengeln des **Oncocalamus mannii** Wendl. *(nlǫ̈ǹ)*, der Orchidacee **Myrsacidium productum** Kranzl. *(okǫ̈-o-jöb*[1]*), anźüma)*, der Apocynacee **Motandra** spec. *(okǫ̈-e-si,)*[1]) oder aus einem Raphiamarkstreifen *(nkǫ-esüsü)* — eingeflochten. Die Lage der Geflechtselemente zueinander verhält sich also gerade umgekehrt wie bei den echten Körben der zweiten Reihe.

---

[1] *okǫ̈* vom Stamme *kō* = Band, Tau, *o jöb* = oben, weil die Orchidee eine auf Bäumen wachsende Schmarotzerpflanze ist, *o si,* = unten, weil die Apocynacee in der Erde wächst.

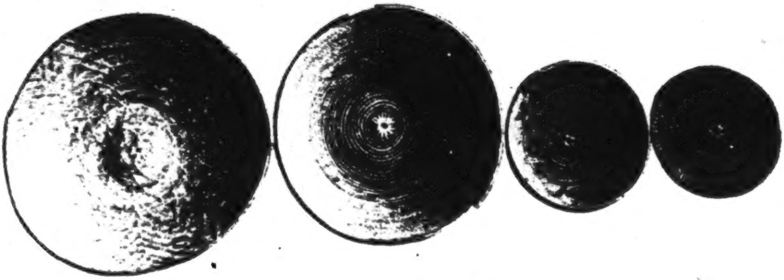


Abb. 170. Korbnäpfe der Mwele.

Die Herstellung ist folgende: Man legt vier Streifen der Länge nach dicht nebeneinander auf die Erde und hält sie mit dem Fuße fest, in einiger Entfernung davon und parallel zu ihnen wieder vier Streifen und so zehnmal, im ganzen 40 Streifen. In diese werden ebenso zu vieren angeordnet 36 Streifen quer eingeflochten, so daß jeder dieser Querstreifen immer abwechselnd über und unter dreien der Längsstreifen verläuft, aber diese Längsstreifen bei jedem Quereinschlag andere sind, z. B.:

Querstreifen 1 liegt unter Längsstreifen 2—4, über 5—7 unter 8—10 usw.,
Querstreifen 2 liegt unter Längsstreifen 3—5, über 6—8, unter 9—11 usw.

Sind alle Streifen verflochten, so schiebt man sie stramm aneinander und hat nun eine feste viereckige Fläche, die durch ein oder zwei kreuzweis darüber geschnürte Bänder zusammengehalten wird, und von der seitlich die noch nicht durchflochtenen Enden der Streifen abstehen. Diese werden zu den Geflechtsträngen des Tellerrandes, indem sie mehr oder weniger — je nachdem der Teller tiefer oder flacher werden soll — aufgebogen und spiralig von einem Geflechtstreifen durchflochten werden, der immer 1—3 von jenen überspringt,

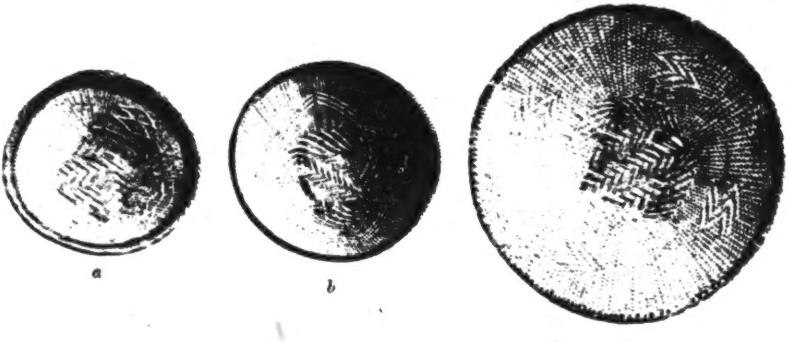


Abb. 171. Korbteller.

wobei durch Abwechseln gewisse Musterungen entstehen können, und fest angezogen wird. An den Ecken entstehende Lücken werden durch Einsetzen selbständiger, kurzer, doppelt gebogener Geflechtstränge ausgefüllt. Der Rand wird oben abgeschlossen durch einen Reif aus **Ancistrophyllum** *(nkǫne)*, an dem die Geflechtstränge von außen hakenartig herumgelegt und mit Triumfetta-Bast oder einer Schnur festgebunden werden.

Die Korbteller führen je nach der Größe verschiedene Namen, die kleinen heißen *fá III* F. *(a, b)*, die etwas größeren *orọ̆k*, die gewöhnlichen großen *dźă̦d*, *niă dźă̦d* = richtige, eigentliche Korbteller *(c)*.

Über ihre Verwendung siehe S. 150.

VIII. Gürtel *(bab IV)*.

Bei ihnen besteht das Geflecht aus einer Anzahl übereinandergelegter Streifen aus **Ancistrophyllum** *(nkǫne)*, die mit Buschtau, **Oncocalamus**, durchflochten werden (vgl. Tracht und Schmuck S. 67).

3. Holzarbeiten.

Die Holzschnitzerei ist bei aller Wichtigkeit, die sie im Haushalt der Pangwe besitzt, auf einer verhältnismäßig niedrigen Stufe stehengeblieben und kann keinen Vergleich mit den Leistungen anderer Naturvölker, z. B. der Melanesier, aushalten. Ihre Formen zeigen eine gewisse nüchterne Zweckdienlichkeit, eine Starrheit und Gleichförmigkeit, der alles Bewegte und Spielerische fremd ist. Zur figürlichen Plastik erhebt sie sich nur selten. Darstellungen ganzer Menschen finden sich hauptsächlich in den Ahnenfiguren, selten an Häuptlingsstöcken, Köpfe außerdem nur an Versammlungshauspfählen (nur in einem Falle gesehen), an Ruhebankpfosten im Versammlungshause, am Gedächtnisspiel und in der Maske zum Mondkult (Sso).

Die Zahl der aus Holz gefertigten Gegenstände ist sehr groß, wie aus folgender Liste hervorgeht:

1. Grabstöcke.
2. Schaufeln.
3. Hacken- und Axtstiele.
4. Pfähle fürs Versammlungshaus.
5. Ruhebankpfosten fürs Versammlungshaus.
6. Haustüren.
7. Einbäume.
8. Ruderblatt.
9. Mulden.
10. Stampfer.
11. Reibbrett für Irvingiakerne.
12. Rührlöffel.
13. Eßlöffel.
14. Holzteller.
15. Töpfe für Öl.
16. Fläschchen für Pulver.
17. Schalen für Rotholz.
18. Häuptlingsstöcke.
19. Spazierstöcke.
20. Gewehrständer.
21. Rindenklopfer.

22. Pfeifen.
23. Hauerscheiden (veraltet).
24. Blasebälge.
25. Hundeglocken.
26. Schemel.
27. Armbrüste.
28. Speerstiele.
29. Schilde.
30. Sprechtrommeln.
31. Felltrommeln.
32. Harfen.
33. Holzmirlitons.
34. Holzflöten.
35. Xylophontasten.
36. Schwirrhölzer.
37. Jaundespielmarken.
38. Holzpenisse.
39. Stelzen.
40. Gedächtnisspiele.
41. Armringe.
42. Ahnenfiguren.
43. Masken für den Mondkult.

Die Herstellungsweise für alle diese Gegenstände im einzelnen zu besprechen, ist innerhalb des gegebenen Rahmens nicht möglich. Ich greife als Beispiele die Hauerscheiden, Schemel, Rühr- und Eßlöffel heraus.

Die jetzt abgekommenen Hauerscheiden — so nennt sie der Eingeborene, im Grunde decken sie den Hauer nicht, sondern sie sind nur ein Lager, in dem er getragen wird — haben die Form eines Rechtecks mit konkaven Längsseiten und werden folgendermaßen hergestellt: Man schlägt aus Schirmbaumholz ein längeres, ungefähr 1 cm dickes Brett, das in zwei gleiche Rechtecke zerlegt wird. Dann werden mit einem glühend gemachten Hauer die Schmalseiten glatt geschnitten, die Längsseiten eingebuchtet und ebenfalls geglättet. Die Brettchen werden auf der einen Fläche rechteckig ausgehöhlt, an den Ecken mit einem glühenden Gewehrladestock durchbohrt, mit den beiden ausgehöhlten Flächen aufeinandergelegt und mit Buschtau zusammengebunden. Die Außenfläche wird oft noch mit einfachen, eingebrannten Mustern verziert. Zuletzt wird die Scheide mit einem Trageband aus Tierfell versehen.

Der Schemel ist ein wertvolles Stück im Hausrat, ein Luxusgegenstand, für den etwas ausgegeben wird. Deshalb ist auch seine Herstellung ein wichtiger Zweig der Holzschnitzerei, und die Verfertiger gut gearbeiteter, künstlerisch verzierter Schemel sind berühmte und gesuchte Leute, die, wenn sie wollten, ebensowohl erhebliches Geld mit ihrer Kunst machen, wie diese selbst höherbringen könnten. Bei ihrer angeborenen Faulheit gehört aber immer ein besonderer Anlaß dazu, bis sie sich zu einer neuen Arbeit bequemen. Jemand ist z. B. als Gast im Hause eines solchen Künstlers, sieht dort einen schöngeschnitzten Schemel und sagt: „Oh, welch' ein schöner Schemel, so einen könntest du mir auch machen." Vielleicht haben andere denselben Wunsch geäußert, und so rafft sich denn endlich mal der Künstler auf, geht in den Busch und fällt einen Stamm der Apocynacee **Alstonia congensis** Engl. *(ekąk)*, des einzigen Baumes, der sich für Schemelherstellung eignet; es muß ein Stamm gewählt werden, der — nach Abzug der Rinde — denselben Durchmesser hat wie der zukünftige Schemel

(Abb. 172). Den Stamm nimmt er mit ins Dorf und zerteilt ihn hier quer in etwa 5—7 Scheiben, die so dick sind, wie der Schemel hoch werden soll. Dann zieht er mit dem Hauer, etwa in der Mitte, ringsherum eine Linie, die den unteren Rand der Sitzfläche angibt, und haut von hier aus nach unten drei radial verlaufende Furchen, vertieft sie mit dem Deissel (*ngbwák IV*), Abb. 173, und bildet so drei Füße. Dann wird die Sitzfläche geglättet und über Feuer gehalten, bis sie schön braun wird, und der Rand mit den rauhen Blättern des **Ficus exasperata** Vahl (*ekǫ̆kǫ̆* F., *akǫ̆* Nt.)[1] sauber abgerieben. Rand und Füße werden mit Rotholz gefärbt und eine Stunde lang an der Sonne getrocknet, endlich mit eingeschnittenen Mustern verziert, eine künstlerische Zutat, die nicht überall gleich gut ausfällt.

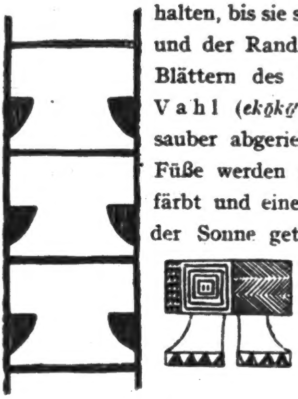


Abb. 172.
Zur Herstellung des Schemels.

Gewöhnlich stellt ein Schemelmacher 2—3 Stücke an einem Tage fertig; der Preis ist so niedrig (je 2 Speer = 14 ₰), daß man nicht begreift, wie überhaupt der Mann dafür arbeiten kann. Der Grund liegt, wie in den in einem späteren Abschnitt mitgeteilten Erziehungsgrundsätzen offen ausgesprochen wird, in einer Art Gegenseitigkeitsprinzip, d. h. der Verkäufer rechnet damit, daß er seinen Käufer, der selbst wieder Spezialist für irgendeinen anderen Artikel (Korbteller z. B.) ist, später nötig hat und dann erwartet, ebenso glimpflich behandelt zu werden. Jeder ist infolge der übertriebenen Arbeitsteilung auf den anderen angewiesen, und diese Abhängigkeit hält die Preise niedrig. Wo sie fehlt, gehen die Preise in die Höhe, Europäer z. B., mit denen ein derartiges stillschweigendes Übereinkommen nicht besteht, zahlen ganz bedeutend mehr, das Zehn- oder Zwanzigfache, und müssen sich dabei noch schlechtere Arbeit gefallen lassen.

Im Grunde sieht man im Verkauf der als Hauswerk hergestellten Sachen auch gar keinen Erwerb, denn als ich einen befreundeten Schemelmacher fragte, was nun bei seinem Geschäft herauskäme, mußte er erst lange nachdenken und sagte schließlich, er mache monatlich etwa 10 Schemel zu 2 Speeren = 14 ₰, und verdiene also 20 Speere = 1,40 ℳ; davon habe er sich Messingschmuck gekauft und das übrige als Heiratsgeld beiseite gelegt, aber das sei ihm ganz gleich, seine Kunst sei Ehrensache.

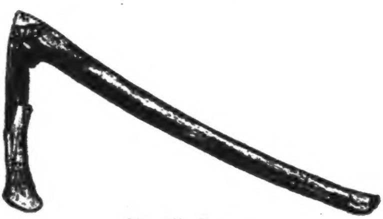


Abb. 173. Deissel.

---

[1] Stamm *kǫ̆* = reiben, vgl. *a-kǫ̆-k* = Mahlstein.

Die Herstellung der Rührlöffel *(mbŏb)* ist, ihrer Form entsprechend, ziemlich einfach. Man schlägt aus einem Baumstamm[1]) ein flaches Scheit heraus und haut es mit dem Buschmesser roh zurecht. Dann wird der Löffel ausgehöhlt, indem mit einem Meißel *(ojèn)*, Abb. 174, und einem einfachen schweren Holzstück als Hammer zwischen Mulde und Stiel eine Querrinne eingestemmt und das Holz durch gegen sie gerichtete Schläge stückweise abgenommen wird. Die feinere Bearbeitung geschieht durch Schaben mit Meißel oder Messer. Der fertige Löffel pflegt mit Rotholz eingerieben zu werden. Warum, wissen die Leute selbst nicht. Mein Freund Nto-Ndanga gab als Antwort folgende Bemerkung zum besten: „Sieh mal, ich bin selbst ein Schwarzer, aber Schwarze haben keinen Verstand. Ich habe mich selbst schon lange gefragt, warum die Rührlöffel mit Rotholz eingerieben werden, dadurch kommt doch Schmutz (d. h. das Rotholz) ins Essen!“ Die verschiedenen Formen der Rührlöffel sind in Abb. 98 dargestellt.

Etwas mehr Mühe erfordert die Herstellung der Schöpflöffel *(tök)* (Abb. 175). Sie werden hauptsächlich aus dem Holz des **Carpodinus tessmannii** Gilg *(ebàm)*, seltener aus der **Kickxia elastica** Preuss *(emɽila)* gefertigt. Aus dem Baumstamm wird ein Klotz von der Form eines längshalbierten Zylinders herausgeschlagen und durch vorsichtiges, schichtenweises Abtragen des Holzes (siehe Abb. 176) zuerst mit dem Hauer *(a)*, dann mit dem Deissel *(b)* zu der Form des Löffels zurechtgeschnitten, darauf wird die Mulde mit dem Löffelschaber *(fŏnege-tök)* (Abb. 177) weiter vertieft, zuletzt samt dem Stiel mit den rauhen Blättern von **Ficus exasperata** glattgerieben.

Die Pulverfläschchen *(ndŏk e pfidi)* werden in sehr mühsamer Arbeit aus dem Holz des **Alstonia congensis** *(ekų̈k)* und der **Kickxia elastica** hergestellt (Abb. 178), indem man zuerst eine massive Flasche formt und ringsherum schön glättet, sie dann durch einen Längsschnitt in zwei Hälften spaltet, jede einzelne Hälfte innen mit dem Deissel aushöhlt und den Hals in der gewünschten Länge abhaut. Zuletzt werden die beiden Hälften wieder aufeinandergepaßt und durch eine darübergenähte Tierhaut, meist vom Nilvaran, in ihrer Lage zusammengehalten.

Recht schwierig herzustellen sind auch die Teller aus dem Holz der **Alstonia congensis** oder **Ceiba pentandra**, weil sie schon während der Arbeit am Rande leicht spalten. Man macht sie in solchem Falle trotzdem fertig und flickt sie dann mit Buschtau.

Hundeglocken werden aus **Alstonia congensis**, aus der **Alchornea caloneura** und aus **Pterocarpus soyauxii** Taub (*mɽĕ IV* Nt.), Blasebälge aus **Alstonia congensis** und **Musanga smithii** R. Br. *(asŏn)* hergestellt, Einbäume aus **Musanga**, aus **Ceiba pentandra** *(dum)* und aus der Combretacee

---

[1]) Folgender drei Pflanzen: **Alchornea caloneura** Pax *(ndămabă, III)*, **Hasskarlia didymostemon** Baill. (*efüŏle* Nt., *dẓị III, nyğle III*) oder **Kickxia elastica** Preuss *(emɽila)*.

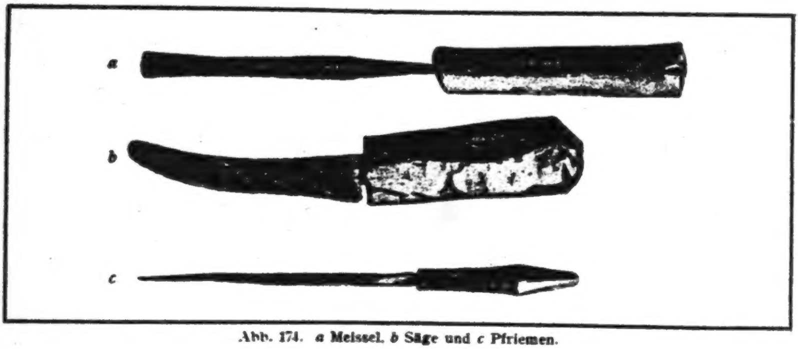


Abb. 174. *a* Meissel. *b* Säge und *c* Pfriemen.

Terminalia superba Engl. et Diels *(akö̆m)*, Sprechtrommeln aus **Cordia odorata** Gürke *(ebăĭ,)* und **Rinorea dentata**, Felltrommeln aus **Alstonia, Cordia, Rinorea** und **Musanga.**

Speerstiele werden aus den leicht spaltbaren Stämmen einer Anonacee (?) *(otunga)* und einer Flacourtiacee *(osă,bẹ̄,r)*[1]) hergestellt. Man spaltet das Holz in ebenso viele Teile, wie man Speerstiele machen will, nimmt zuerst die durch das Spalten geschaffenen Kanten mit dem Hauer grob herunter und bearbeitet dann jeden einzelnen Teil mit dem Zugmesser solange, bis ein runder Stock von der Dicke des Speerstieles übrig bleibt. Das Zugmesser *(awŏ̈n)*, Abb. 179 und 180, besteht aus einem winkelig gebogenen Stück Holz (Astgabel), dessen Schenkel in der Mitte zu einem kurzen Schlitz ausgeschnitten sind. Hier hinein steckt man entweder ein gewöhnliches Messer (vgl. Abb. 179) oder — und das ist meist der Fall — eine besondere Klinge mit zwei Schneiden, von denen die eine messerartig, die andere sägeartig ist (Abb. 180). Diese sehr praktische Zusammensetzung erlaubt

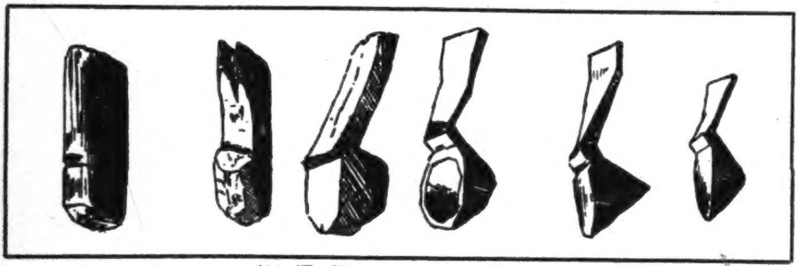


Abb. 175. Herstellung des Schöpflöffels.

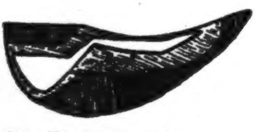


Abb. 176. Zur Herstellung eines Schöpflöffels. Längsdurchschnitt.

---

[1]) *să*-spalten, *bẹ,r*-Fingernägel; Baum, der mit den Nägeln gespalten werden kann.

es, mit demselben Werkzeug die Längsrillen in den Speerschaft zu graben: es wird einfach die Klinge herausgenommen und umgekehrt, d. h. mit der ausgezähnten Schneide nach unten, wieder eingesetzt.

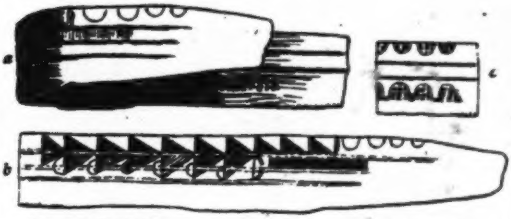


Abb. 177. Löffelschaber. a ganz. b Muster der Außenseite abgerollt. c Teil des Musters der Innenseite.

4. Metallarbeiten.

a) Eisengewinnung.

Die Gewinnung des Eisens, sicher eine der bewundernswertesten Errungenschaften der Neger, wird im Pangwegebiete nur noch südlich des Kampo von den Fang und einigen wenigen Ntumsippschaften betrieben, während Spuren alter Schmelzen beweisen, daß sie in früherer Zeit weiter nach Norden verbreitet war. Heute kaufen die Bulu das Eisen von den Ntum im Süden, die Jaunde und Bene von den Etun. Die Hauptplätze der Eisengewinnung liegen im Woddo- und Kjegebiete sowie am oberen Uelle, doch sind sie im Verhältnis zu den Fundstellen des Eisensteines selten. Die Leute verstehen sich zwar meistens auf die Technik, aber nur wenige geben sich wirklich mit ihr ab. Der Grund mag zum Teil in der Mühseligkeit des Betriebs liegen, in der Hauptsache aber muß er in den abergläubischen Anschauungen gesucht werden, die sich an die Eisenbereitung knüpfen, und die eine Mitwirkung des Medizinmannes, den Ankauf kostspieliger Medizinen und strenge Befolgung von Enthaltsamkeitsgeboten erheischen. Das Eisen hat durch die seltene und schwierige Kunst, es aus dem Gestein herzustellen und dann in die Form von Werkzeugen und Waffen zu schmieden, eine besondere Bedeutung gewonnen, vielleicht auch, weil es zu beidem des Feuers bedarf, des heiligen Elementes, das

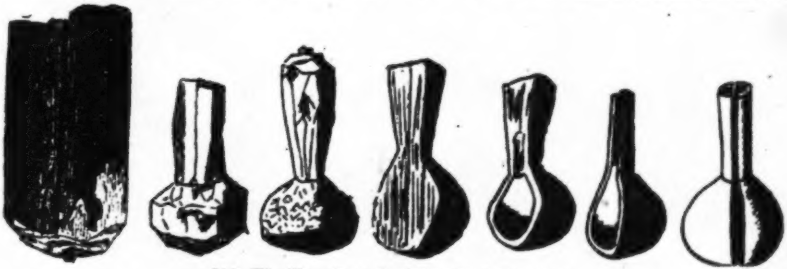


Abb 178. Herstellung der Pulverflasche aus Holz.

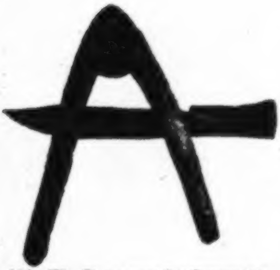


Abb. 179. Zugmesser für Speerstiele.

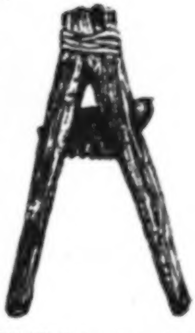


Abb. 180. Zugmesser (zugleich Reiber) für Speerstiele.

die Pangwe im Ngikult verehren. Die Verhüttung des Eisensteins erfolgt daher unter Leitung und Aufsicht des Medizinmannes, er allein kann, genau wie bei den Kulten, mittels seiner Medizin den ihm zustehenden Einfluß auf den Vorgang anderen übertragen oder, besser gesagt, diese anderen können sich erst durch Ankauf einer Medizin die Fähigkeit, das Eisen zu schmelzen, vom Medizinmann erwerben. Diese Schmelzmedizin *(biań akúḍ, abṳb-akúḍ)*[1]) kostet fünf Schafe, fünf Hühner und fünf Stück Messingdraht, was zusammen ungefähr einem Werte von 120 Mark in unserem Gelde entspricht; sie wird in einem kleinen, mit den weichen Blättern der **Triumfetta** *(okọń)* ausgelegten Töpfchen aus Holz oder Ton oder einem Körbchen aufbewahrt und besteht aus einem Blattbündel mit Gehirnmasse von einem Vorfahren, einigen darumgelegten Ahnenschädelstückchen, Stückchen abgeschabter Rinde der Leguminose **Macrolobium straussianum** Harms *(abŏ̀m, bŏ̀me IV)* oder des Farns **Marattia fraxinea** Sm. *(ezizŏ̀ń)* und Gift *(nśọ̀)*. Die Schädel und das Gehirn als Sitz des Wissens sollen darauf passen, daß der Schmelzprozeß gelingt, das **Macrolobium** soll bewirken, daß die Luppe so voll und fest in der Schmelzgrube liegt (*ekiai a bŏ̀me o si*, = das Eisen ist fest [wie eingestampft] unten drin), wie dieser Baum ohne Brettwurzeln dasteht (daher der Name *abŏ̀m* von *a bŏ̀m* = fest einstampfen, einrammen und fest eingestampft sein); der Farn soll machen, daß das Eisen so schön zusammengeballt ist, wie die jungen Farnblätter.

Mit dieser Medizin kann man nun leider noch kein Eisen machen, man muß selbst wohl oder übel wirkliche Arbeit leisten und braucht dazu Arbeitsleute. Diese sind an und für sich nicht so schwer zu bekommen, da sie am Gewinn beteiligt werden, aber die erwähnten Enthaltsamkeitsgebote, namentlich geschlechtlicher Art, die letzten zwei Monate vor und die Zeit während der Arbeit — im Übertretungsfalle würde das Eisen mißraten — halten viele zurück. Diese hochpeinliche Vorschrift im Verein mit der teueren Medizin steht einer größeren Verbreitung des Schmelzbetriebes recht im Wege, und man zieht es selbst an Plätzen, wo bereits eine Eisenschmelzhütte besteht, vor, das Eisen von anderen zu kaufen, wenn das eigene mehrfach mißraten ist, denn man führt dies Mißgeschick auf Versagen des Feuers infolge der geschlechtlichen

---

[1]) *biań* = Medizin, *akúḍ* = Eisenschmelze, *abṳb* = Spinne, die eine Rolle in den Erwerbsmedizinen spielt und meist — nicht immer — in der Schmelzmedizin vorhanden ist.

Unreinheit eines oder einiger der Beteiligten zurück. In neuerer Zeit gibt die Einfuhr europäischen Eisens der einheimischen Industrie den Todesstoß. Die Furcht, etwas Unreines, als welches in erster Linie alles Geschlechtliche gilt, in Berührung mit dem reinen Feuer zu bringen, geht soweit, daß diejenigen Mitwirkenden, deren Frauen während der Schmelzarbeit menstruieren, eine Medizin machen. Diese besteht in einer Rautenfigur, die an den Stützbalken der Schmelzhütte auf der dem Ofen zugewandten Seite aus der Rinde herausgeschnitten ist und das weibliche Geschlechtsorgan vorstellen soll; das Zeichen wird mit Rotholz, das von dem betreffenden Weibe zerrieben ist und ihren Blutfluß darstellt, eingerieben und mit einem Blatte von **Myrianthus arboreus** P. B. (*mangáme III* F.) bedeckt, um anzuzeigen, daß man alles Unreine verborgen und dadurch unschädlich gemacht wissen will; zugleich soll die Pflanze bewirken, daß das Eisen so gut zusammenwächst, wie die einzelnen Früchte zu einer Sammelfrucht vereinigt sind. Auf Tafel XV sieht man ein Stück des Blattes am vorderen Stützpfahl links oben, außerdem (etwas tiefer) eine Rindenschachtel, die Ahnenschädelstücke enthält, einige Antilopenhörner und etliche andere Medizinen, die später gebraucht werden. Daß man die Leute, welche sich mit dem Ahnenkult abgeben, für besonders geeignet hält, dem Werke einen glücklichen Ausgang zu geben, geht auch daraus hervor, daß nur sie allein berechtigt sind, das Feuer zu schüren (vgl. Abb. 183).

Die Verhüttung des Eisens steht also vor allem im Zeichen des Feuerkults, sie ist aber auch eng mit der Verehrung der Ahnen verbunden, die für das gute Gelingen, soweit es in ihren Kräften steht, eintreten.

Das Eisen liegt in Form von Brauneisenstein *(sęı IV)*[1]) zu Tage und wird einfach gesammelt und weggetragen. Die Eisenerzgruben (*ebê-asęı* von *asęi* = eisenhaltiges Gestein) haben für die Pangwe an sich keine besondere Bedeutung, sind allgemeines oder vielmehr herrenloses Gut, das von jedermann in Anspruch genommen werden könnte. Dagegen findet die Erzverhüttung in besonderen Schmelzhütten statt, die meist im gemeinsamen Besitze mehrerer Dorfbewohner sind; sie allein können das Eisen herstellen, und zwar aus dem Eisenstein, den sie sich selbst aus den Gruben geholt haben. Die anderen Leute im Dorfe dürfen die Schmelzhütte nicht benutzen und müssen das Eisen von ihnen kaufen. Wegen der Schwierigkeiten des Betriebes finden die Schmelzungen nur in

---

[1]) Die auf Veranlassung von Herrn Professor Dr. Pufahl (Kgl. Bergakademie in Berlin) von Herrn du Bois ausgeführte Untersuchung ergab, daß das Erz „außer den üblichen Bestandteilen wie Kieselsäure, Eisenoxyd, Tonerde, Wasser und geringen Mengen von Mangan, einen nicht unbeträchtlichen Titangehalt, etwas Schwefel, Spuren von Phosphorsäure, geringen Kalkgehalt und auch geringen Magnesiagehalt aufweist."

[facing p226]

Tafel XVII.

EISENSCHMELZE IN BEBAI (FAM. SCHUMU), SPAN. GUINEA.

Günter Tessmann, die Pangwe

Verlegt und gedruckt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

weit auseinanderliegenden Zeiträumen statt, in jedem wird rasch hintereinander der Ofen so oft beschickt, als Hüttenbesitzer vorhanden sind. Jeder Besitzer hat also das Anrecht auf das bei einer Ofenbeschickung gewonnene Eisen.

Die Schmelzhütte *(ndă-akṓạ, ndẹi,-akṓạ)*, Abb. 181 u. 182, ist ein einfaches, 3—4 m hohes Schutzdach, dessen First von zwei Stützbalken getragen wird. In ihrer Mitte ist eine Grube (Abb. 182, Fig. 5 c) von 78 cm Tiefe und 1,86 m Durchmesser in den Boden gegraben und darüber der Ofen aufgebaut. Von der Sohle der Grube geht noch ein ca. 60 cm tiefer Schacht (Fig. 5 b) nach unten, auf dessen Grund der erwähnte Topf mit der Schmelzmedizin gestellt ist (Fig. 5 a). Über die Medizin werden verfaulte Plantenblattscheiden gedeckt, damit die Schädel hübsch kühl bleiben, und dann wird der ganze Schacht mit Blättern ausgefüllt.

Wird eine neue Schmelzung beabsichtigt, so müssen sich, wie erwähnt, alle Beteiligten, d. h. der Medizinmann, der oder die Hüttenbesitzer und die gemieteten Arbeiter, zwei Monate lang des Geschlechtsverkehrs enthalten. Man schleppt während dieser Zeit das Erz in Körben herbei, häuft es in der Schmelzhütte auf und besorgt sich Holzkohle *(miẹ, mẹi)*. Sie muß besonders „stark" sein und wird deshalb nur aus folgenden fünf Bäumen gewonnen: 1. **Pentaclethra macrophylla** Benth., Leguminosae *(ebŏ'ị)*, 2. **Erythrophloeum guineense** Don., Legum. *(elṓn)*, 3. **Cylicodiscus gabunensis** Harms, Legum. *(edọm)*, 4. **Eurypetalum tessmannii** Harms, Legum. *(andzịtsịń)*, 5. **Irvingia grandifolia** Engl., Simarubaceae *(ngṓn IV)*. Das Holz wird in kleinen Stößen beim Dorf aufgeschichtet, dann angezündet und, wenn verkohlt, noch glühend mit Wasser gelöscht, das in den Mund genommen und geschickt wie eine Brause ausgespritzt wird.

In Bebai, Fam. Schumu (Woddogebiet), wo ich die Verhüttung gesehen habe, stand neben der Schmelzhütte noch eine kleinere (Abb. 182 Fig. 2), die nichts enthielt als eine Schlafbank *(p)*, einen Schürhaken *(q)* und einige Ersatzdüsen *(r)* für den Ofen; in ihr hielt sich der betreffende Hüttenbesitzer, für den am nächsten Tage geschmolzen werden sollte, die letzte Nacht auf, um nicht noch zu guter Letzt in Versuchung zu geraten, das erwähnte Gebot zu übertreten. Diese Vorsichtsmaßregel zeigt, wie standhaft sich der Pangwe gegen die vielen Gebote in Wirklichkeit verhält.

Am Morgen erscheinen die Arbeiter mit ihrem Handwerkszeug, den Düsen *(ẹŏṅ IV)* und Blasebälgen.

Der Blasebalg *(nkŭ,m I)* hat die bekannte Kameruner Form — Gefäßblasebalg ohne Ventil —, aber, im Gegensatz zu ihr, keine Holzstäbe als Handgriffe. Er ist aus weichem Holz (vgl. S. 222) hergestellt, von den beiden schalenförmigen Verbreiterungen (P.: *alŏ,-nkŭ,m* = Blasebalgohren) führen getrennte

Gänge in die Spitze (P.: *ndšŭ̧r-nkŭ̧m* = Blasebalgnase). Die Schalen sind mit Tierfell, das mit der Haarseite nach Innen gelegt ist, oder — nur in Jaunde — mit Blattscheiden von der Banane, die zu einem Schopf aufgebunden sind, bedeckt. Da die Felle direkt mit den Händen, nicht durch Stäbe bewegt werden, so kann man nur weiche Felle gebrauchen und nimmt deshalb die der Meerkatzen, des Potto, der Zibethkatze und des Zwergböckchens Neotragus batesi Winton.

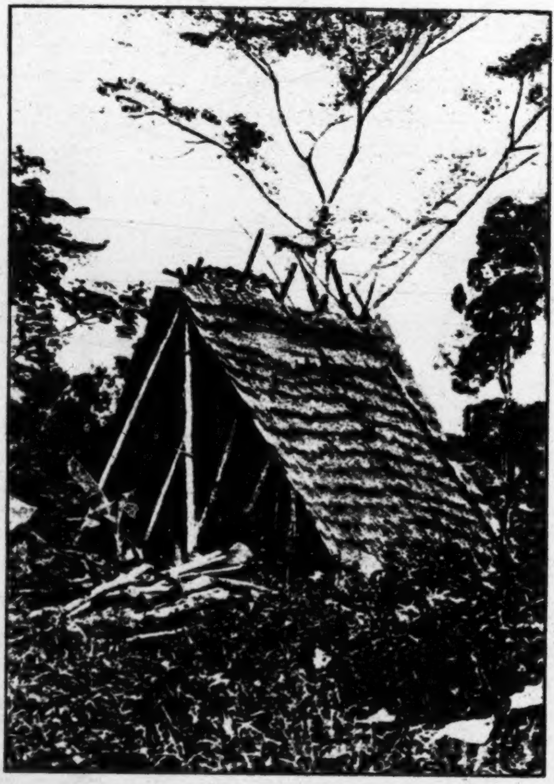


Abb. 181. Schmelzhütte in Bébai (Fam. Schumu, Span. Guinea).

Die Grube in der Schmelzhütte wird nun mit Blättern des Schirmbaumes bis an den Rand fest vollgestopft, damit nach Beendigung des Schmelzprozesses die Grube leicht wieder von Holzkohlenresten gereinigt werden kann und die unten liegende Medizin nicht beschmutzt wird. dann werden im Kreise um die Grube herum mannshohe Planten- oder Bananenstämme *(d)* dicht nebeneinander aufgestellt, durch Querstifte aus Raphiablattstielrinde untereinander verbunden und mit Tauen und Pflöcken an dicke, außerhalb eingerammte Stöcke befestigt. Das Ganze wird mit Tauen aus der Cissusranke, *nta* genannt, oben und unten zusammengehalten und mit kleineren Plantenstämmchen (Fig. 4 *f*) oder Stücken von solchen sorgsam gedichtet. Durch Auskerben je zweier benachbarter Plantenstämme schneidet man dicht über dem Boden Löcher — in Bebai waren es 17 — für die Düsen ein. Die Löcher werden vorläufig durch einen der Düsendicke entsprechenden 1,25 m langen Führungsstock (*ntiʼm e zōŋ*, eigentlich Düsenstock) (Fig. 4 *h*) ausgefüllt, den man unten durch ein Stück Plantenstamm (Fig. 4 *g*) stützt, oben durch ein Stück Plantenblattscheide, *ngób* = Schuh genannt (Fig. 4 *i*), abdeckt. Später braucht man dann bloß den Stock herauszunehmen und an seiner Stelle die Düse hineinzuschieben. Ist der Ofen soweit hergerichtet, so wird er beschickt. Ein Mann steigt von oben hinein, läßt sich Holzkohle reichen und schüttet davon eine Lage, doch so, daß die Mitte freibleibt, über die Grube, um den Raum zwischen Boden und Führungsstöcken auszufüllen, ordnet diese strahlenförmig, gegen die Mitte zu gerichtet, an (Fig. 1 *k*) und füllt weitere Holzkohle nach, wobei er gleichzeitig die Innenwand mit Blattscheiden der Plante bedeckt, damit das Feuer nicht gar zu schnell an die Stämme und durch die Ritzen nach außen dringt (Fig. 3). Die Blattscheiden liegen in zwei Schichten, in der äußeren senkrecht (*ngoo* = Gitterwand, Fig. 3 *l*), in der inneren wagerecht (*mvom* = Riesenschlange) (Fig. 3 *m*) angeordnet. Die Kohle wird bis zu einer Höhe von 60—70 cm aufgeschichtet, dann kommt Eisenerz darauf, das inzwischen von anderen Leuten zerkleinert und vier Stunden auf einem tüchtigen Feuer geröstet war [1]), und dessen größere Stücke nochmals zerschlagen werden, bevor sie in den Ofen wandern. Das Erz wird so aufgeschichtet, daß, wie Fig. 5 *n* zeigt, ein Trichter in der Mitte leer bleibt, und so, daß es die Planten nicht berührt, sondern von ihnen durch einen Zwischenraum getrennt bleibt, der mit Holzkohle ausgefüllt wird. Zuletzt wird das Eisenerz bis an den Rand des Ofens mit Kohle bedeckt [2]).

---

[1]) „Es ergab folgende Werte:

Feuchtigkeit (bei 100° C)	0,51	v. H.
Glühverlust	2,36	„ „
Kieselsäure	8,21	„ „
Titansäure	6,97	„ „
Eisenoxyd	67,98	„ „
Tonerde	11,82	„ „
Manganoxydoxydul	1,03	„ „
Kalk	Spuren	
Magnesia	0.17	„ „
Phosphorsäure	0,05	„ „
Schwefel	0,19	„ „
Alkalien	Rest.	

Auffallend ist hier der recht erhebliche Gehalt an Titansäure, wodurch der Schmelzprozeß unangenehm beeinflußt wird, da eine schwerschmelzige Schlacke entsteht." Nach **du Bois**.

[2]) O. **Zenker** beschreibt einen ganz anderen Schmelzofen aus Jaunde. „Die Schmelzhütten," sagt er, „in denen das Eisen auch gleich geschmiedet wird, fallen durch ihre hohen spitzen Dächer und Holzverschalung und an den vor ihnen liegenden Eisensteinen und Schlacken auf. In der Mitte dieser großen

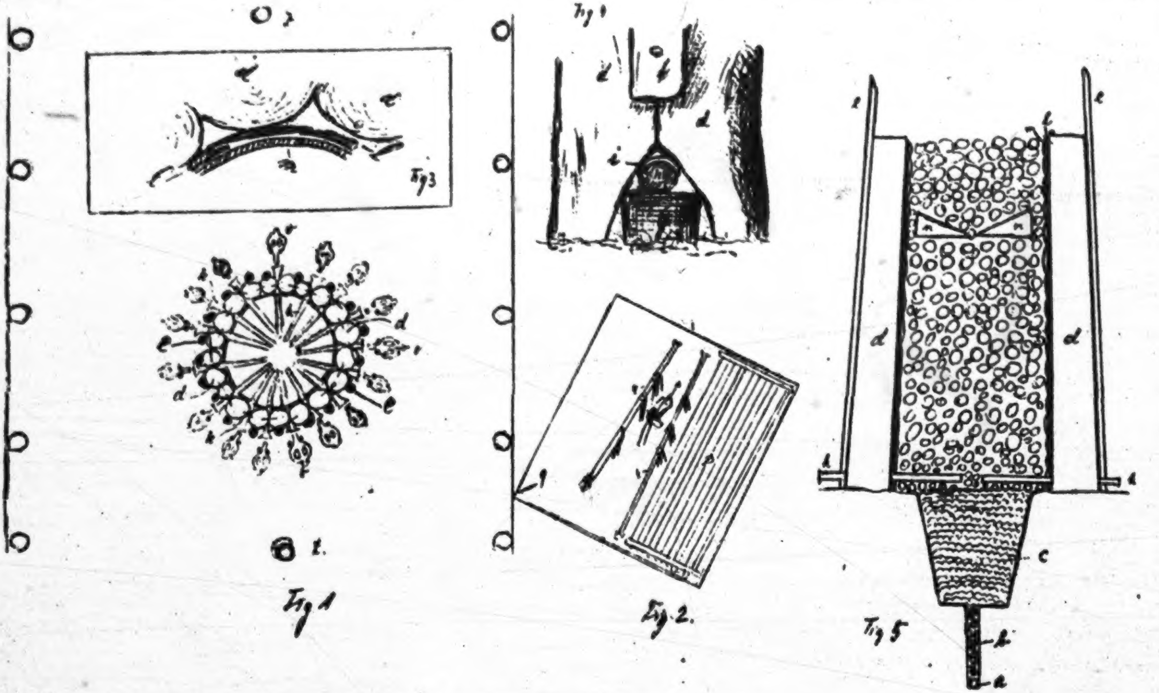


Abb. 182. Grundriß einer Schmelzanlage in Bebai.

Fig. 1. Schmelzhütte nebst anliegender Düsenhütte (Fig. 2). Fig. 3. Querschnitt eines Teiles der Wandung des Ofens. Fig. 4. Ausschnitt aus der Wandung zur Einführung des Düsenstockes. Fig. 5. Längsschnitt durch den Schmelzofen.

Nun setzen die Blasebalgzieher *(nšüę-nkų̈m)* ihre beiden mitgebrachten Geräte an, stecken in der bereits angedeuteten Weise die Düse an Stelle des Führungsstockes in den Ofen, so daß das trichterförmige Ende außen etwa 10—12 cm hervorragt, legen den Blasebalg (Fig. 1 *o*) so an, daß seine Mündung 2—3 cm von der Düse entfernt bleibt, und klemmen ihn zwischen zwei Paare in den Boden gesteckter Stöcke, *mɛą̧k* genannt (vgl. Abb. 183). Diese einfache Vorrichtung hat den Anstoß zu folgendem Sprichwort gegeben:

bokui bo vǒde akų̈ą o mɛą̧k =

Die Pygmäen, sie verzweifelten am Schmelzen wegen (der) Haltestöcke (die sie nicht anzubringen wußten),

das gebraucht wird, wenn irgendeine große Sache an einer Kleinigkeit scheitert.

Nun setzen sich alle auf Baumstämme rings um den Ofen, ein glühendes Kohlenstückchen wird durch eine der Düsen in ihn eingeführt, und das Blasebalgziehen beginnt (Abb. 184). Es geschieht so, daß man mit den Händen abwechselnd das eine und das andere Fell oder, wenn man mit Hochdruck arbeiten will, beide Felle zugleich auf und nieder zieht, eine anstrengende und eintönige Arbeit, die man sich nach Möglichkeit durch Gesang, den der Medizinmann (auf Tafel XV der Herr rechts mit verschränkten Armen) einleitet, mit Juchzen, Lachen, Plaudern und Geschichtenerzählen verkürzt, vor allem pflegen dabei die Eingeborenen im Takte zu zischen, was ihnen größere Stärke verleiht, wie sie sagen. Richtiges Pfeifen ist aber streng verboten, denn es ist nach Meinung der Eingeborenen etwas Böses (vgl. Vorsilben S. 28). An dem ganzen Lärm nimmt der Medizinmann hervorragenden Anteil, er läutet alle Augenblicke mit einer eisernen Schelle, bläst auf einem Antilopenhorn,

---

Hütten steht der Schmelzofen und vier große Holzsäulen. Der Schmelzofen ist viereckig und wird bei jeder Schmelze neu errichtet. Seine Außenwände bestehen aus Pisang-(das sind Planten. D. Verf.)stammstücken, er ist etwa 1 m hoch und umfaßt ungefähr 1½ qm Bodenfläche. Am Boden in der Mitte befindet sich eine mit Ton ausgeschmierte Höhlung, in der sich beim Schmelzen das flüssige Eisen sammelt. Der ganze Kasten ist mit Holzkohle, die Mitte jedoch mit einem Gemisch von Eisenstein und Holzkohle gefüllt. Vor der Füllung wird an jeder Seite eine trichterförmige Tonröhre hineingesteckt, welche dazu dienen, mittels eines Handblasebalges, von der auch in anderen Teilen des westlichen Afrika gebräuchlichen Form, Luft hineinzublasen. Die diese Arbeit verrichtenden, meist halberwachsenen Personen sitzen auf den schon erwähnten, etwa 2 m hohen Holzsäulen. Zum Schutze des Daches ist über dem Schmelzkasten ein starkes Holzgitter angebracht. Die Arbeit des Schmelzens nimmt einige Stunden in Anspruch. Das gewonnene, sehr weiche Eisen wird zerklopft und dann geschmiedet." Aus „Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten" von Fr. v. Danckelman. Jahrg. 1895, S. 63.

singt, schreit und tobt, kurz, gibt sich alle erdenkliche Mühe, die Leute anzufeuern, vielleicht will er damit auch irgendwelche böse Wesen abwehren. Dann und wann schlägt er mit einem Strauß der Violacee **Rinorea gracilipes** Engl. oder der Leguminose **Bandeiraea tenuiflora** Benth. (beide *oṛǒn e ndẓɪk*)[1] zwischen die Blasebälge, um alle schädlichen Einflüsse durch die Macht der Ahnen auszuschalten. Erlahmt trotzdem der Eifer bei der Arbeit, so folgt verdoppelter Radau, und nach kurzer Zeit erholt sich die Mannschaft und stößt die Felle mit erneuter Kraft mit fast krampfhafter Schnelligkeit unter heftigem Zischen und taktmäßigem Wiegen des Oberkörpers auf und nieder. Am Abend, wenn die Leute müde werden, nimmt man, um sie durch ein regelrechtes Konzert anzufeuern, Fell- und Holztrommeln zu Hilfe und singt Lieder, bei denen der Medizinmann den Ton angibt. Am Ende der Arbeit, die z. B. in Bebai von 1 Uhr mittags bis ½10 Uhr abends gedauert hatte, tritt der Medizinmann an den Ofen und macht bei jedem Blasebalgzieher eine Bewegung, als ob er etwas oben in den Ofen und unten in den Trichter legt, hinter ihm geht sein Gehilfe, der ein mit einem Quasterstachlerschwanz versehenes geschlossenes Medizinhorn trägt. Welchen Sinn dies hatte, war nicht zu erfahren.

~~Am~~ nächsten Tage reißt man den bis auf die Grube ausgebrannten Ofen ab und sammelt die zuoberst liegenden, nicht ausgebrannten Eisenschlacken (*esǫm*) ein, die zerkleinert als Gewehrladung dienen[2]). Dann ruft der Medizinmann die Blasebalgzieher an die Grube und schlägt mit seinem Schmiedeeisen die der Luppe locker aufsitzenden Eisenstücke (*obą'-ekiẓi*)[3]) los. Die größeren Stücke nimmt er sich selbst, die kleineren verteilt er an die Leute, so daß jeder ein kleines Pulverfaß voll bekommt und damit für seine Arbeit abgefunden ist. Der Medizinmann behält dagegen fast doppelt soviel für sich. Auf dem Boden der Grube findet sich die Luppe, ein großer, fester, runder bis länglicher Eisenklumpen (*mpfąn-ekiẓi I*)[4]); sie gehört demjenigen Hüttenbesitzer, für den die

---

[1]) Wegen der Ähnlichkeit der Blätter mit denen der **Copaifera tessmannii** Harms (*oṛǒn*), des Baumes, in dem die Seelen im Zwischenreich wohnen, *oṛǒn e ndẓɪk* (*ndẓɪk* = Liane) genannt. In Ermangelung der **Copaifera** gebraucht.

[2]) Es ist nach du Bois „eine schlecht geflossene, stark eisen- und titanhaltige, poröse Schlacke, die noch Holzkohlenstücke einschließt".

[3]) *bą* = teilen, *e-bą'-s* = Schuppe, *ekiẓi* = Eisen.

[4]) Vom Stamme *pfa* Nt. (*fa* F.) = einengen und eingeengt sein, hier zusammengezogen, zusammengeballt sein. Vgl. *pfa-n* = Engpaß; *a pfa-n* = einengen; *pfa-k*(*akl.*) = eingeengter Weg oder Platz, im besonderen zwischen Haus und Plantenpflanzung im Dorf; *a pfa-ň* = umwickeln, umschnüren. Die Luppe ist nach du Bois „als ein schmiedbares, stark mit Holzkohlenstücken durchsetztes Schweißeisen mit niedrigem Kohlenstoffgehalt anzusprechen, das erst durch Schmieden in brauchbares Material umgewandelt werden kann".

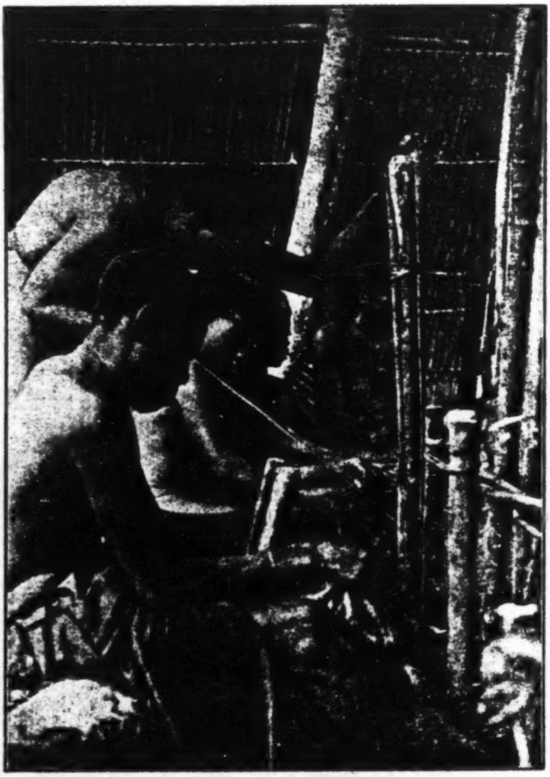


Abb. 188. Blasebalgzieher und Gehilfe des Medizinmannes, der das Feuer schürt. Eisenschmelzerei in Bébai (Fam. Schumu), Span. Guinea.

Schmelzung stattgefunden hatte, mit Ausnahme eines etwa kopfgroßen Stückes, das er an den Medizinmann abzugeben hat. Die Luppe wird an Ort und Stelle von den Leuten in kleine Stücke geschlagen (Abb. 185), wobei sie das Recht haben, sich die dabei abfallenden Splitter mitzunehmen; der Besitzer selbst kümmert sich nicht weiter darum. Jene Stücke *(epfüs-ekiẓi)*[1] sind das Endergebnis der Eisenschmelzerei und bilden dort einen richtigen Handelsartikel, wo der europäische Tauschhandel noch nicht allzu stark entwickelt ist.

Noch einige Ziffern über die Unkosten und den Reingewinn. Ich nehme dabei — wie in Bebai — eine Schmelzperiode von fünf Schmelzungen bei fünf Besitzern der Schmelzhütte an. Die Arbeiter können die Blasebälge für 10 Speere (= 70 ₰) von dem Blasebalgmacher kaufen oder sie umsonst geliefert bekommen, falls sie dem Mann den nötigen Holzblock vor die Tür bringen. Das Fell müssen sie sich, soviel ich weiß, in jedem Falle selbst besorgen. Die Tondüse kostet ebenfalls 10 Speere (= 70 ₰), so daß jeder Blasebalgzieher Auslagen von 20 Speeren (= 1,40 ℳ) hat. Der bzw. die Besitzer der Schmelzhütte haben für die Medizin eine einmalige Auslage von ca. 120 ℳ, abgesehen von der Arbeit des Hüttenbaues und des Herbeischaffens des Erzes. Aus dem ihm als Lohn überlassenen Eisen gewinnt jeder Blasebalgzieher bei einer Schmelzung nur 15—20 Speere (= 1,05—1,40 ℳ), bei fünfmaligem Schmelzen ergibt sich also für ihn der Gewinn von 5—7 ℳ, wovon die einmalige Ausgabe

---

[1] *pfǖ'-i,* = abschlagen (stückweise).

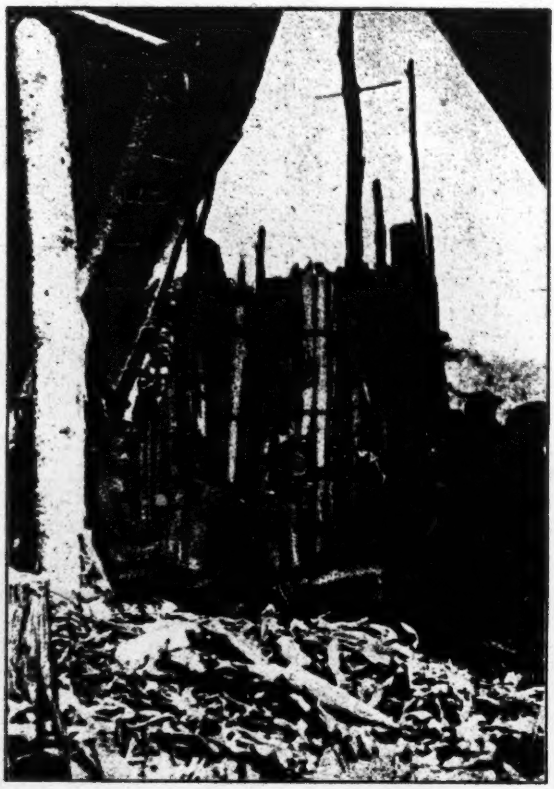


Abb. 184. Schmelzofen in Bébai (Fam. Schumu), Span. Guinea.

von 1,40 ℳ abzurechnen wäre. Besser steht sich der Medizinmann, denn er kann aus seinem Anteil von lockerem Eisen 30 Speere (= 2,10 ℳ), an Kerneisen 50 Speere (= 3,50 ℳ), zusammen also 5,60 ℳ gewinnen, im ganzen nach den fünf Schmelzungen also 28 ℳ verdient haben. Was den Besitzer anbelangt, so stellt sich für ihn die Luppe auf 500 Speere (= 35 ℳ). Insgesamt beliefe sich der Ertrag einer Schmelzperiode auf:
(17 × 17 Sp. + 80 Sp.
+ 500 Sp.) × 5
17 Arbeiter zu 17 Sp.
+ Medizinmann + Besitzer in 5 Schmelzungen, oder (nach deutscher Währung, die natürlich nicht genau den Wert der Speere für die Eingeborenen wiedergeben kann):

(20,23 ℳ + 5,60 ℳ + 35 ℳ) × 5 = 304,15 ℳ.

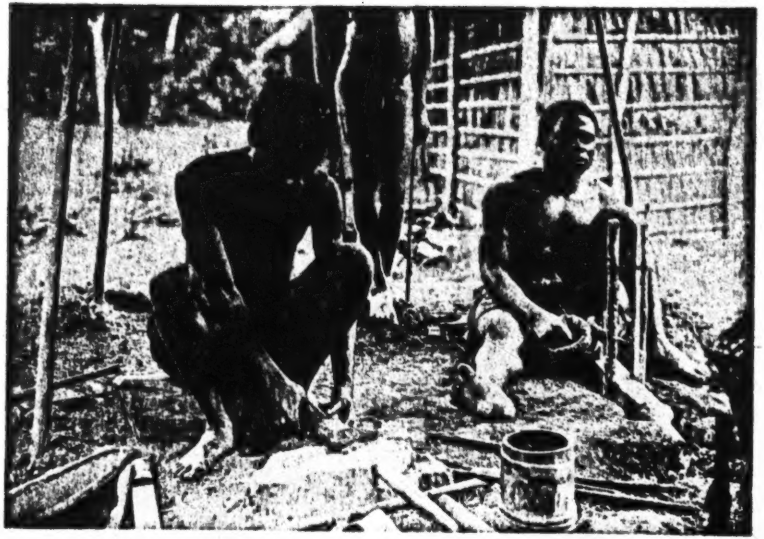
Diese Zahlen schwanken in den verschiedenen Gegenden, sie geben aber doch ungefähr einen Begriff von der Größe und Verteilung des Gewinnes.

b) Eisenverarbeitung.

Aus den Sagen der Schöpfungsgeschichte geht hervor, daß die Pangwe als Nachkommen Mode-Sama's seit uralter Zeit das Schmieden verstehen, wenn sie auch in der Kunst von anderen Negervölkern, den Nachkommen Ngomwenio's (vielleicht Stammvater der Okande?), des zweiten Sohnes Sama's, übertroffen wurden.

[facing p. 234]

Tafel XVIII.



SCHMIEDE IN BEBAI (FAM. ESSENG), NTUMGEBIET.

Günter Tessmann, die Pangwe

Verlegt und gedruckt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

Abb. 186. Gewonnenes Eisen (Luppe) nach Abbruch des Schmelzofens. Bébal (Fam. Schumu).

Eine soziale Ausnahmestellung des Schmieds gibt es bei den Pangwe nicht, er wird weder gering geschätzt, wie bei manchen Völkern, noch genießt er irgendwelche Vorrechte oder ein Ansehen, das über die Wertschätzung seines Könnens hinausgeht. Seine Geschicklichkeit *(akö̆'n)* wird anerkannt und über diejenige anderer Handwerker gestellt, aber weiter nichts. Der Schmied arbeitet, wie der Holzschnitzer, nur nebenbei und auch nur, wenn Bedarf vorliegt, nie auf Vorrat. Er treibt also keinen Handel, sondern arbeitet auf Bestellung und wird für die Arbeit bezahlt, nicht für die fertige Ware (jeder muß dem Schmied das Eisen bringen, das zu den gewünschten Gegenständen nötig ist). Er bekam zu meiner Zeit z. B. für die Herstellung von Speergeld 10 % von dessen Wert.

Der Schmied (*nlü̃,ı III* von *a lü̆,r* = schmieden) hat seine Werkstätte meist im Versammlungshause, dem Schauplatz der meisten männlichen Arbeiten, wo dann (s. Abb. 27,b, b) an Stelle einer Schlafbank eine T-förmige Grube in den Boden gegraben ist, über der der Blasebalg und mitunter auch dessen Düse hängt, seltener in besonderen Hütten *(abǫ-lü,r)*. Diese sind entweder einfache Schutzdächer und ringsum offen oder mit Seitenwänden aus Knüppeln versehen, nach Art der vorläufigen Versammlungshäuser. Eine Schmiedehütte der ersteren Form zeigt Tafel XVI, den Grundriß einer solchen der zweiten aus dem Ntumdorfe Okö (südlich des Kampo) Abb. 186. Sie enthält einen Baumstamm *(m)* und eine Holztrommel *(k)*, die an den Wänden liegen und als Sitz für die Zuschauer dienen, einen Steinamboß *(b)*, in einer T-förmigen Grube *(ejė,, lü,ɪ')* das Schmiedefeuer mit dem Gebläse *(e–g)*. Der Schmied *(a)* sitzt stets rechts von dem Feuer und etwas vor dem Blasebalgzieher *(d)*, damit er mit der linken Hand bequem das glühende Eisen erreichen, aus der Grube nehmen und auf dem vor ihm liegenden Amboß *(b)* bearbeiten kann.

Auch beim Schmieden geht es nicht ohne Medizinen ab. Ähnlich wie in der Schmelzhütte unter dem Ofen, wird hier beim Herrichten der Schmiede, wenn auch nicht immer, eine Medizin unter dem Amboß vergraben, die in Hahnenfedern, Blütenrispen der Labiate **Plectranthus** (*kólgɪ IV* F., *kọ̀l IV* Nt.) und Blättern und Stengeln der Commelinacee **Aneilema aequinoctiale** Kth. *(nlăt I)*[1]) besteht. Die beiden genannten Pflanzen sind Kletten und drücken aus, daß die Eisenteilchen beim Schmieden so fest zusammengefügt werden sollen, wie sich die Früchte des **Plectranthus** und die Stengel bzw. Blätter der **Aneilema** aneinanderkletten — häufig sieht man auch, daß der Schmied beim Schmieden ein paar **Plectranthus**früchte in die Düse wirft. — Der Hahn gehört zum Kult des Guten bzw. des Feuers, und seine Federn sind deshalb der wichtigste Bestandteil der Medizin. Zur Erhöhung der Wirksamkeit wird er außerdem geschlachtet, sein Fleisch zusammen mit den Blättern der Acanthacee **Asystasia macrophylla** (T. And.) *(elọbokãĩ)*, der Connaracee **Manotes zenkeri** Gilg *(nká-ndzɪk I)*, der Ebenacee **Diospyros fragrans** Gürke bzw. **staudtii** Gürke (*mɛ̆fɪ̄n IV* F., *mɛ̆pfɪ̄m IV* Nt.) und der Tiliacee **Desplatsia dewevrei** Burset *(afọ̆nŏk)* gekocht und vom Schmied gegessen. Die erwähnten Pflanzen haben starke und biegsame Stengel bzw. Zweige (*nkɪb* = Rute, Peitsche), und man wünscht, daß das Eisen, insonderheit, das Speergeld, ebenso fest und biegsam sei..

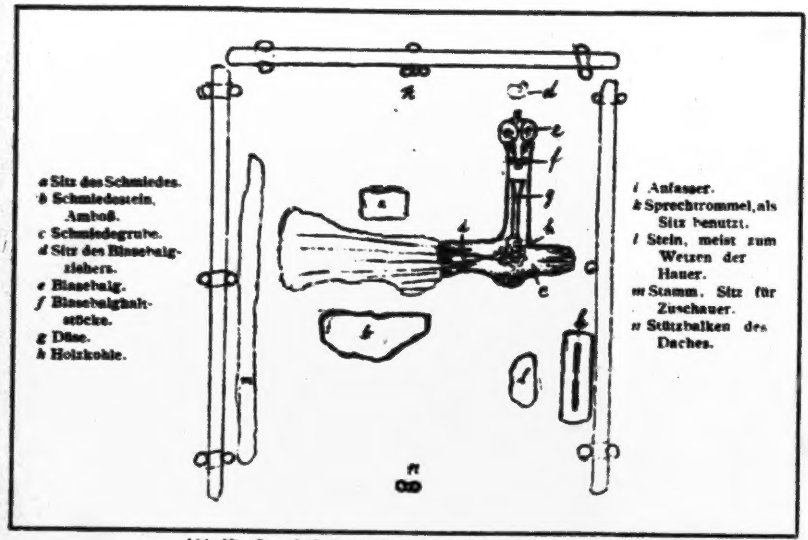
Schließlich sei erwähnt, daß in einer neu eingerichteten Schmiedehütte kein Roheisen, sondern nur bearbeitetes Eisen als Erstes eingeschmolzen werden darf.

Handwerkszeug ist:

1. Großes Schmiedeeisen *(ngọn[d]ọ III)* von der Form wie Abb. 187, Fig. 1, das für gröbere Arbeiten als Hammer, für feinere als Amboß dient und dann mit dem spitzen Ende in die Erde gestoßen wird. Sein Wert ist 1000 Speere oder 70 ℳ.
2. Kleines Schmiedeeisen *(edọ)*, Abb. 187, Fig. 2 zum Ausklopfen von Speerblättern usw. (Wert 50 Speere oder 3,50 ℳ.)
3. Anfasser (*abĩ* von *bɪ* = fassen), ein einfacher, gegen das Ende etwas spatelförmig verbreiterter Eisenstab, an einem Holzgriff, der an das im Feuer glühende Eisen gehalten und mit ihm verschweißt wird, so daß man beide

---

[1]) *a lă,-t* = zusammenfügen, daher *nlăt* = **Aneilema** (vgl. auch *a-lạ-t* = die Ente, weil sie paarweise lebt).



a Sitz des Schmiedes.
b Schmiedestein, Amboß.
c Schmiedegrube.
d Sitz des Blasebalgziehers.
e Blasebalg.
f Blasebalghaltstöcke.
g Düse.
h Holzkohle.
i Anfasser.
k Sprechtrommel, als Sitz benutzt.
l Stein, meist zum Wetzen der Hauer.
m Stamm, Sitz für Zuschauer.
n Stützbalken des Daches.

Abb. 186. Grundriß einer Schmiede im Dorfe Okö, Ntumgebiet.

zusammen herausholen kann. Bei der Bearbeitung geht das Ende dieses Anfassers in dem geschmiedeten Gegenstand auf und muß deshalb bei jedesmaligem Gebrauch von neuem hergerichtet, d. h. am Ende breitgeklopft werden.

4. Meißel *(zāñe)*, Abb. 188, der in einen geschlitzten Kardamomstengel gesteckt und mit dem Hammer eingetrieben wird, um dünne Verbindungen zu sprengen, überflüssige Ränder abzustemmen, Rillen zu ziehen usw.
5. Feile *(ewa̧s)* zum Glätten.
6. Zange *(abós)*, Abb. 189, Fig. 2, aus einem am Ende gespaltenen Kardamomstengel.
7. Spritzer *(amǒ̧m, amȩm)*, Abb. 189, Fig. 1, aus einem Kardamomstengel[1], der am Ende gesplissen ist, und mit dem die Kohle von Zeit zu Zeit — wie bei uns — angefeuchtet wird.

Soll geschmiedet werden, so legt man die Düse des Gebläses in die Mitte der Schmiedegrube, häuft darüber Holzkohle, die ebenso hergestellt wird, wie S. 127 beschrieben[2], auf diese die einzuschmiedenden Eisenstückchen und entzündet sie durch eine glühende Kohle, die man in die Düse hineinwirft. Dann setzt der Gehilfe den Blasebalg in Tätigkeit (vgl. S. 231). Brennt die Kohle, so legt der Schmied den Anfasser (Abb. 186 *i*) in den Seitenarm der Grube, häufelt die Kohlen *(h)* über den Eisenstückchen an, wartet, bis das Eisen glühend ist, holt es mit dem Anfasser heraus und schmiedet es auf dem Amboß. Ist das Eisen in der Rohform fertig, so wird es mit dem Meißel vom Anfasser losgeschlagen, mit der Zange gefaßt und der weiteren Bearbeitung unterzogen.

---

[1] Kardamom (Aframomum) als Fackel vgl. S. 80, als heilige Pflanze des Feuers vgl. Abschnitt XI.

[2] Und zwar von folgenden Bäumen:
Leguminosae **Dialium guineense** Willd. *(ogbŭ̧ŭ-elĭ)*,
„ **Platysepalum tessmannii** Harms *(ogbŭ̧ŭ-elĭ)* (vgl. S. 238),

c) **Messinggießerei.**

Das Messing *(ngȁs IV, mɛ̆ŏt IV)* kommt als Röhren oder Draht von der Küste her seit langem ins Pangwegebiet und hat wegen seiner Weichheit und seiner glänzenden Farbe das Eisen, soweit es als Schmuck gebraucht wurde, fast vollständig verdrängt. Die Röhren werden nicht weiter verändert, der Draht wird dagegen zu Hals-, Arm- und Fingerringen, zu Fußstulpen und Beinringen verarbeitet.

Der Draht wird in kleine, ca. 3 cm lange Stückchen geschlagen und so in einer Topfscherbe oder in einem eigens dazu angefertigten Tongefäß, Abb. 190, das man auf das Schmiedefeuer stellt und ganz mit Kohlen bedeckt, mit Hilfe des Gebläses geschmolzen. Sobald die blauen Flammen herausschlagen, entfernt der Schmied die Kohlen über dem Topf, faßt diesen mit der Zange und gießt das flüssige Metall in Formen, das sind halbierte Raphiablattstiele, in deren Mark das entsprechende Negativ eingeschnitten ist (Abb. 191). Dann reinigt er es von Kohlenstückchen, die etwa mit hineingefallen waren, und gießt Wasser darauf. Nach dem Erkalten wird das Messing aus der Form herausgenommen und unter Erhitzen weiter bearbeitet, d. h. die gröberen Unebenheiten werden zuerst mit dem großen Schmiedeeisen heruntergeschlagen. Bei den gravierten Halsringen (vgl. Abb. 14) werden nun die beiden Enden

---

Olacaceae **Aptandra zenkeri** Engl. *(ogbŭ̦n-eli),*
Ochnaceae **Ouratea tessmannii** Gilg *(osŏ̆),*
Euphorbiaceae **Sapium oblongifolium** Muell. Arg. *(osŏ̆),*
Ochnaceae **Ouratea brachybotrys** Gilg *(osŏ̆, kŭn-osŏ̆, okiɛ̦),*
Euphorbiaceae **Plagiostyles klainei** Pierre *(esŭlə̀),*
Guttiferae **Garcinia punctata** Oliv. *(nśa̦-eli III),*
Euphorbiaceae **Uapaca guineensis** Muell. Arg. *(usə̀m),*
Simarubaceae **Irvingia grandifolia** Engl. *(ngɛ̦́n IV),*
Sapotaceae **Mimusops djave** (Lan.) Engl. *(adzə̀b),*
Leguminosae **Distemonanthus benthamianus** Baill. *(ejɛ̦́n, elə̀bĕngăn),*
Burseraceae **Pachylobus fraxinifolius** Engl. *(aśe̦ə̀),*
„ **Pachylobus macrophyllus** (Oliv.) *(alə̀m F., andŏlə̀m Nt.),*
Flacourtiaceae **Petersia minor** Niedenzu *(abɛ̦́n).*

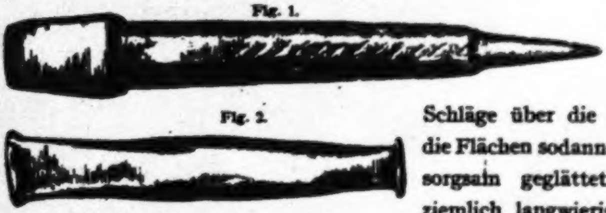


Abb. 187. Hammer und Stampfeisen.

mit dem Stampfer ausgeklopft und durch leichte Schläge über die Fläche umgerollt, die Flächen sodann mit dem Stampfer sorgsam geglättet. Das ist eine ziemlich langwierige Arbeit, da die Stange immer wieder für einige Zeit ins Feuer gelegt werden muß. Jetzt wird durch geschicktes Aufschlagen der Innenfläche auf die Kante des Schmiedesteines der Ring gebogen, auf dem über zwei Stützen gelegten großen Schmiedeeisen völlig zusammengehämmert, endlich mit einer Feile glatt gefeilt, wodurch an Stelle der bisherigen schwarzen die glänzende gelbe Messingfarbe zum Vorschein kommt, und mit Hilfe dreier verschieden starker Meißel (Abb. 192) und anderer Werkzeuge in Mustern graviert (Abb. 193):

5. Töpferei.

Im Gegensatz zu den bisher erwähnten Fertigkeiten liegt die Töpferei in den Händen der Frauen, nur Tabakspfeifen und Düsen werden von Männern hergestellt. Sie ist recht wenig entwickelt, die Formen sind dürftig, Verzierungen selten. Die Haupterzeugnisse der Töpferei sind auf Abb. 194 vereinigt:

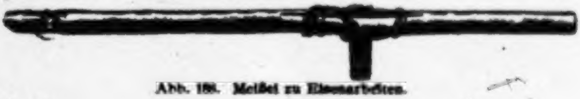


Abb. 188. Meißel zu Eisenarbeiten.

1. Wasserflaschen *(esəgá)*,
2. große und kleine Kochtöpfe *(mɛẹ́ IV* und *obébe)*,
3. Schmiedetrichter *(söŋ IV)*,

außerdem werden noch

4. Tabakspfeifen und
5. Messingschmelztöpfe

hergestellt. Damit ist die Reihe der Gebrauchsgegenstände aus Ton erschöpft.

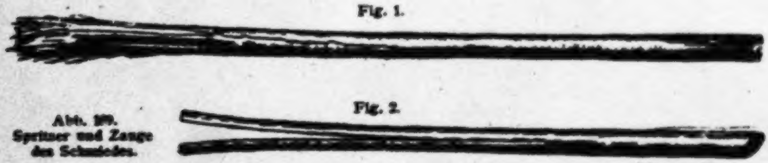


Abb. 189. Spritzer und Zange des Schmiedes.

Die Frauen, von denen etwa der vierte Teil (bei den Jaunde etwa die Hälfte), die Töpferei versteht, treiben ihre Kunst zumeist als Hauswerk und machen die Flaschen und Töpfe für ihren eigenen Haushalt oder für den von Bekannten und Verwandten, die sich aus Bequemlichkeit oder Ungeschicklichkeit nicht damit befassen, außerdem verkaufen sie ihre Erzeugnisse an fremde Frauen, die nicht töpfern können oder wollen. Die Preise für Töpfe schwanken, je nach der Größe, zwischen 2 und 4 Speeren (14—28 ₰), in Jaunde zwischen 5 bis 30 Jaundespeergeld (5 bis 30 ₰); ganz große Jaundetöpfe, wie sie die Fang nicht kennen, kosten 40 Jaundespeere (= 40 ₰). Die tönernen Flaschen, die nur den Fang eigentümlich sind und den Kampo kaum nach Norden überschreiten, kosten 10 Speere (= 70 ₰). Im großen und ganzen sind die Jaundefrauen bessere und betriebsamere Töpferinnen; sie stellen mehr Ware her, wodurch der Preis freilich sinkt, und bringen hübschere zustande als die Ntum- und Fangfrauen, die vielleicht nur ein Drittel bis ein Viertel aller Kochtöpfe verzieren. Wasserflaschen werden nur ausnahmsweise verziert.

Abb. 190. Tongefäß für Messingguß.

Abb. 191. Form eines Messinghalsringes in einem halbierten Raphiastämmchen

Die Herstellung ist folgende: Der weiße Töpferton *(ekǫ́n, vǝ̆ǫ́k,* Mehrzahl *lǫ̈k)* wird auf einem Stück Rinde trocken oder, wenn nötig, mit Wasser versetzt mit einem Stößel *(ntum e vǝ̆ǫ́k)* eine Zeitlang gestampft. Dann rollt die Töpferin den Ton zu Würsten aus, legt zwei oder drei davon in der Hand in schneckenförmige Windungen zusammen, die den Boden des zukünftigen Topfes bilden, und tut das Ganze in einen Korb- oder Holzteller. Nun baut sie die Wandung des Topfes auf, indem sie die übrigen Würste unter Drehen des Tellers, der als Töpferscheibe dient, schneckenartig aneinanderlegt. Dann glättet sie ihn mit einem feuchten Raphiastäbchen, buchtet ihn durch leichten Druck dicht unter dem Rande ein, schneidet diesen selbst *(mbɛ 1)* mit einem feinen Grashalm glatt, reibt ihn mit einem nassen Blatt ab und zieht ihn mit dem Stäbchen aus. Die fertigen Töpfe müssen auf dem Topfboden *(akǫ̂ e mrɛ̂)* fünf Tage trocknen und werden dann gebrannt, was auf dem Dorfplatze geschieht,

Abb. 192. Meißel zur Herstellung der Muster auf Messinghalsringen.

Abb. [illegible]. [illegible]
Akonangi, Süd-Kamerun.

indem man einfach unter und rings um den Topf Feuerholz oder Reisig anhäuft und in Brand steckt.

In der Zeit des Trocknens werden die Verzierungen angebracht, die Töpfe werden etwas mit Wasser befeuchtet und dann die Muster mit einem spitzen Raphiablattstielsplitter eingeritzt. Ein gewisses Muster, ebâgeli genannt, erzielt man so, daß man einen sorgsam geflochtenen vierkantigen Formenstempel (Abb. 436) von oben nach unten abrollt.

Die Tondüse des Gebläses stellen die Männer folgendermaßen her: Man löst die Rinde eines Raphiablattstiels bis kurz vor das eine Ende in Streifen ab und bindet diese am anderen Ende in ihrer natürlichen Lage wieder zusammen, so daß es den Eindruck macht, als sei die Rinde in der Mitte von innen her in lauter Streifen aufgeplatzt. Dann steckt man den Blattstiel mit dem Ende, an dem man die Streifen ganz abgelöst und wieder zusammengebunden hatte, senkrecht in den Boden und legt den Ton in Form eines Trichters darum, biegt den oberen Rand nach außen um und läßt das Ganze drei Tage an der Sonne trocknen. Nun löst man die Umschnürung, trennt die Streifen vollständig ab, zieht sie einzeln heraus, nimmt die Düse herunter und trocknet sie noch eine Zeitlang im Hause. Die Düsen werden nie verziert; nur als ich

Abb. [illegible] Töpferin bei der Herstellung eines Topfes. Links die Erzeugnisse der Töpferei. Bebai (Fam. [illegible]) Südkamerun.

einmal in Bebai der Herstellung einer solchen beiwohnte, konnte es sich der kunstsinnige Schöpfer nicht verkneifen, sein Machwerk mit einigen Ritzmustern zu versehen, vielleicht mir zu Ehren; weil er annahm, ich könne unmöglich einer „so einfachen" Sache wegen gekommen sein, sondern erwarte von ihm besondere Kunstleistungen, und er müsse nun ein übriges tun.

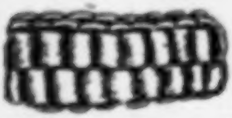


Abb. [illegible]. Stempel zu einem Topfmuster.

Abschnitt IX.

Bildende Kunst.

A. *Ornamentik.* Entstehung der Muster. — Grundmuster, abgewandelte Muster, zusammengesetzte Muster. 1. *Rindenmuster.* Allgemeines. — Grundmuster: Rechteck; Raute; Varan; Dreieck; Parallellinien; Schlangenlinie; Bogen; Gräte. — Ihre Häufigkeit. — Abgewandelte Muster. — Zusammengesetzte Muster. — Zierrinden in der Form von Masken. 2. *Kerbschnittmuster.* Allgemeines. *Schemel:* Art der Verzierung. — Wiederkehrende Grundmuster. — Neue Grundmuster: Schachbrettmuster; Speer mit Widerhaken; Ellipsenmuster. — Abgewandelte Muster. — Zusammengesetzte Muster. — *Trommeln.* 3. *Ritzmuster.* a) *Ziernarben.* Grundmuster. — Wiederkehrende und neue abgewandelte Muster. — Zusammengesetzte Muster. — b) *Tätowierung.* Wiederkehrende Grundmuster. — Wiederkehrende und neue abgewandelte Muster. — Zusammengesetzte Muster. — c) *Verzierung von Raphiablattstielen.* Ausführung. — Wiederkehrende Muster: Grundmuster; abgewandelte Muster; zusammengesetzte Muster. — Neu auftretende Muster. 4. *Ziseliermuster.* Allgemeines. — Halsringe. — Fußstulpe. — Schwerter. — Streitäxte. — Anhang: Messingscheiden. — Topfmuster.
B. *Zeichnen und Malen.* Künstler. — Motive: Fremde Kultur (Pferde usw.) — Sonstige Motive. — Obszöne Bilder. — Bilderbogen meines Dieners.
C. *Plastik.* Allgemeines. Holzschnitzereien. — Lehmfiguren.

A. Ornamentik.

Alle Schöpfungen der ornamentalen Kunst, die wir bei den Pangwe treffen, lassen sich auf einige wenige Formengebilde zurückführen, die mit technischen Vorgängen unmittelbar verbunden, aus ihnen entstanden sind und sich noch heute dabei täglich mit derselben Naturnotwendigkeit ergeben. Von ihnen ist zu irgendeiner Zeit ein ästhetischer Eindruck ausgegangen; sie wurden als selbständige Form erfaßt und mit diesem Augenblicke zu Vorbildern, die man absichtlich — losgelöst von ihrer ursprünglichen, im wesentlichen praktischen Bedeutung — zuerst in spielerischer Weise nachahmte und darauf nachschuf, um sie als ornamentales Beiwerk zu verwerten, sie wurden zu künstlerischen Motiven. Solange die Vorbilder *unverändert* in die Ornamentik übernommen wurden, entstanden Muster, die ihren Ursprung jederzeit und ohne weiteres wiedererkennen ließen, und die ich daher als *Grundmuster* bezeichnen möchte. Sie führen zum Teil Namen, die, mit einer einzigen Ausnahme (Varan), von den Leuten nicht oder nicht sicher erklärt werden konnten, wenn sie nicht einfach das Material bezeichneten. Allmählich trübte sich unter dem Einfluß häufiger Wiederholungen und wechselnder Materialien die Reinheit dieser einfachen Grundmusterformen; ihre Elemente teilten sich, verschoben sich gegeneinander oder gruppierten sich zu doppelten Anordnungen oder neuen Verbindungen. So entstanden *abgewandelte Muster.*

[p. 243]

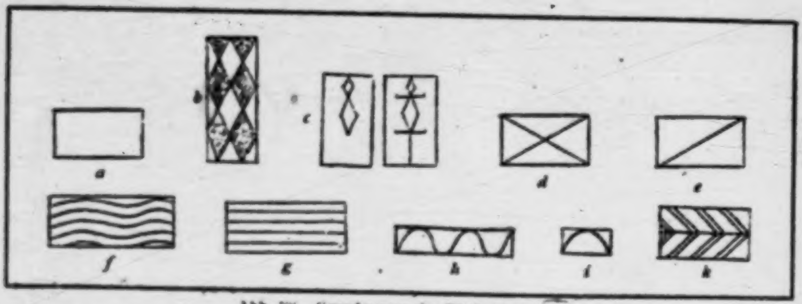


Abb. 196. Grundmuster der Rindenzierkunst.

In die Muster hat der Pangwe später konkrete Dinge der Umwelt hineingesehen und sie nach ihnen benannt. Es scheint dieser Vorgang eingetreten zu sein mit der Änderung des Materials, mit alleiniger Ausnahme der Tierfiguren, die schon in das Muster des ursprünglichen Materials, d. h. desjenigen Materials, auf das das Vorbild erstmalig übertragen wurde, hineingesehen worden sind. Hiermit sind es stehende Muster der Ornamentik geworden. Ich unterscheide von ihnen zwei Formen: gleichartige und ungleichartige, je nachdem sie eine Abwandlung desselben Musters bilden oder aus einer Verbindung verschiedener Muster entstanden sind. Verbindungen von ihnen dagegen, deren Teile den ihnen beigelegten Namen und Sinn behalten, nenne ich zusammengesetzte Muster.

Art und Entwicklung der Muster wechseln mit dem Material, als welches Rinde, Holz, Raphiastengel, Ton, Metall und die menschliche Haut in Betracht kommen; doch scheint zwischen Rinde und Holz einerseits, zwischen Metall und der menschlichen Haut (Ziernarben) andererseits eine gewisse Beziehung zu bestehen, die in verwandten Musterungen zum Ausdruck kommt. Die eingehende Beschreibung der Muster soll daher unter dem Gesichtspunkte des Materials erfolgen.

1. Rindenmuster.

Im Pangwegebiet gibt es eigentümliche Rindenplatten, die von Raphiablattstielstreifen bzw. Palmbändern eingefaßte bemalte Felder zeigen und die an der Außen- oder Innenwand der Versammlungshäuser, seltener an der Außenwand der Wohnhäuser angebracht sind. Diese Schmuckrinden sind weit verbreitet, aber nicht häufig und lange nicht in jedem Dorf anzutreffen, denn auch der Kunstsinn für Rindenornamentik ist eine Spezialität, und die betreffenden Künstler sind dünn gesät. Über die Herstellung dieser Platten habe ich bereits S. 205 das Nötige gesagt und hole nur nach, daß als Farben (s. S. 194 u. 195) rot, weiß und schwarz, wie überall bei den Pangwe, genommen werden. Nur in einem einzigen Falle beobachtete ich ein helles Blaugrau, das von einer so gefärbten Tonerde stammte.

Die Felderung zeigt eine Reihe von Mustern, die dem beim Hausbau verwendeten Material entsprechen, es sind

Viereck = Rinde,
Linie = Palmband,
Dreieck = Raphiablattstielstreifen,
Gräte = Palmblättern.

Das Viereck kommt in drei Formen vor, als Rechteck, als Raute und als Varan.

Das **Rechteck** ergibt sich von selbst aus der natürlichen Gestalt des Rindenmantels (Abb. 196 a).

Die **Raute** entstand und entsteht noch täglich bei der Ablösung von Baumrinde, wie schon bei den Rindenarbeiten (S. 205) auseinandergesetzt wurde. Ich erinnere daran, daß dabei der Baumstamm oben und unten geringelt und die Rinde in einer Zickzacklinie durchtrennt wird, die, wie die Beobachtung lehrte, das Ablösen erleichtert. Bei den Kreuz- und Querhieben des Hauers entsteht, wenn sich die Schnitte treffen, wie Abb. 158 zeigt, das Bild der Raute. Überschneiden sie sich einmal, so sind die Ansätze zu neuen Rauten gegeben, und diese werden in spielerischer Weise ausgezogen und so Gruppen über- und nebeneinanderliegender Rauten geschaffen. Später schnitt man solche in beabsichtigter, heute noch viel beliebter Spielerei in die Rinde ein und betonte dann schachbrettartig die einzelnen Rautenfelder, indem man die Rinde bis auf das Holz aushob.

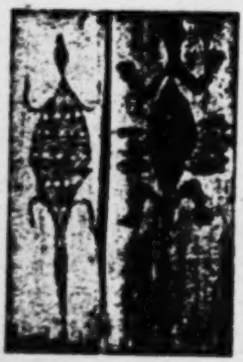


Abb. 197.
Varanmuster auf Zierrindenplatten.

Von hier aus war es kein weiter Schritt bis zur Übertragung des Musters auf Rindenplatten (Abb. 196 b).

Der **Varan** *(nkaak III)* entsteht, wenn sich beim Rindenablösen zufällig zwei verschieden große Rauten übereinander bilden, in die man Kopf und Leib des Nilvarans, **Varanus niloticus**, hineinsieht. Ebenso wie die Raute wird der Varan als Spielerei in die Rinde von Bäumen eingeschnitten, wobei dann durch einfache Striche Beine und Schwanz angefügt sind, und später von hier aus auf die selbständigen Schmuckrinden übertragen (Abb. 196 c, 197).

Auf die Ähnlichkeit mit diesem Tier kam man, weil man es täglich über die Rinde der Bäume kriechen sah, weil es dann — wie viele Eidechsen — annähernd eckige Umrisse zeigte und vor allem, weil es — wie ich vermute — früher einmal eine ebensolche Rolle in der Religion der Pangwe gespielt hat wie bei den alten Ägyptern, die den Varan deshalb verehrten, weil er Krokodileier fraß. Das Krokodil aber galt offenbar — da es im Sumpf bzw. Wasser

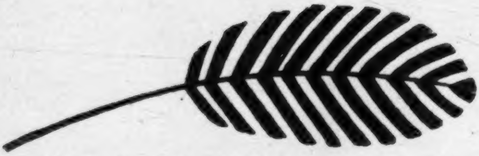


Abb. 198. Blatt der Sumpfpalme, Sclerosperma mannii.

lebte (vgl. Abschnitt XI) und außerdem den Menschen gefährlich wurde — als Vertreter des bösen Prinzips, infolgedessen der krokodilvernichtende Varan — der in der Luft, d. h. auf Bäumen lebte — wahrscheinlich als Vertreter des guten. Deshalb ist wohl auch der Varan bei den Pangwe in die Menschenklasse befördert worden, ebenso wie das **Sciurus wilsoni** *(küe III)*, das gleichfalls Eier von Tieren, die im Sumpfe leben, frißt. Ein Gegenstück zu diesen beiden ist das Ichneumon, das Hühnereier verzehrt und, da das Huhn ein heiliges Tier ist, weil es das gute Prinzip versinnlicht (vgl. Abschnitt XI, 4), geradezu „Verbrecher" = *nsǫm I* genannt wird.

Das Dreieck haben wir in zwei Formen, als Scheiteldreiecke und als rechtwinkliges Dreieck. Erstere sind die häufigsten, kommen überall auf Rindenplatten vor und entstehen, wenn beim Hausbau zwei diagonal gekreuzte Raphiablattstielstreifen in die Erde oder unter die Latten gesteckt werden, um die als Tür dienenden bzw. zum Verstopfen von Löchern vorgelegten Rindenstücke festzuklemmen, eine Befestigungsart, die in früheren Zeiten wahrscheinlich häufiger und bei den Hauswänden selbst angewendet wurde (Abb. 196 d). Wie bei der Raute ist auch hier der Übergang von den technischen Formgebilden zum stehenden Ornament noch zu beobachten: man steckt vielfach zum Schmuck Kreuze aus kurzen Stengelstreifen einzeln oder in größerer Zahl nebeneinander unter die Latten der Hauswände.

Wurde statt der zwei gekreuzten nur ein Diagonalstreifen über die Rindenplatte gelegt, so war das rechtwinklige Dreieck da (Abb. 196 e).

Die Linie kommt vor als Parallellinien, als Schlangenlinie und als Bogen.

Die Parallellinien ergeben sich aus den bündelweise aus dem Wald auf den Hausbauplatz geschafften Palmenstämmchen, **Oncocalamus** *(nlön I)*, wenn die Bündel hier gelöst werden, und die glatten und elastischen Stämmchen mehr oder weniger stark wellenförmig gekrümmt parallel zu liegen kommen (Abb. 196 f). Die gleiche Lagerung kommt bei den aus den Palmenstämmchen hergerichteten Bändern zustande, nur daß diese weniger elastisch sind und daher gerade Linien bilden (Abb. 196 g). Beide Arten der Parallellinien, sowohl die wellenförmigen wie die geraden, sind von hier aus auf die Schmuckrinden übertragen.

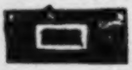


Abb. 199. Kistenmuster auf einer Zierrindenplatte.

Die **Schlangenlinie** denke ich mir herausgesehen aus der Nahtlinie, in der Latten und Rindenplatten der Hauswände miteinander vernäht sind, und zwar dann, wenn diese Latten dicht an dicht übereinander liegen. (vgl. Abb. 35). Das Tau wird hierbei gleichlaufend so um die Latten geführt, daß es eine einzige, zusammenhängende und, von der Seite gesehen, wegen der natürlichen Rundung des längs halbierten Raphiablattstiels stark wellenförmige Linie bildet (Abb. 196 h).

Der **Bogen** erscheint als ein Teil der Schlangenlinie, gebildet von der Umschnürung der einzelnen Latten, zumal da, wo sie nicht dicht übereinander, wie im vorigen Falle, sondern in weiten Zwischenräumen angebracht werden (Taf. XII) oder als ein Abschnitt der schon auf die Schmuckrinde als Ornament übertragenen Schlangenlinie (Abb. 196 i).

Die Gräte gibt die hübschen, in Bau und Form völlig symmetrischen Blätter der Sumpfpalme, **Sclerosperma mannii** M. et Wendl. *(akǒda)*, Abb. 198, wieder, die mattenartig verflochten an Stelle von Rinden zu Hauswänden usw. (vgl. Abb. 106, Taf. 24) benutzt werden (Abb. 196 k).

Die genannten Grundmuster kommen nun auf den heutigen Schmuckrinden nicht in gleicher Häufigkeit (Rechteck allein gar nicht, rechtwinkliges Dreieck und Gräte nur einmal, Schlangenlinie selten) und nicht mehr überall in derselben Reinheit vor, sondern sind zum Teil verändert, d. h. zu gleichartig abgewandelten Mustern geworden.

Das Rechteck habe ich nur einmal abgewandelt gesehen, und zwar so, daß mehrere verschieden große Rechtecke ineinandergelegt waren (Abb. 200 Reihe *a*, 199). Man nannte es Kistenmuster (*eťima* = Kiste). Es wurde nur ein einziges Mal beobachtet, und das beweist mir mit der Unvollkommenheit der Ausführung, daß die Entwicklung nicht bei den Schmuckrinden, sondern bei der Holzschnitzerei entstanden und später gleichsam versuchsweise auf jene übertragen worden ist.

Bei den Scheiteldreiecken kann es vorkommen, daß der Schnittpunkt wegfällt oder gewissermaßen in zwei Punkte auseinandergezogen wird, vielleicht, weil bei Mangel an Material jede Diagonale aus zwei Stücken zusammengesetzt wurde (Abb. 200 Reihe *b*). Dadurch entsteht ein Muster, als dessen Name mir bei den Schemelverzierungen, wo es auch vorkommt, Hauerscheidenmuster *(abə̆m nkpwe̥da)* angegeben wurde, und das in der Tat einer Hauerscheide (vgl. Abschnitt XVII) ähnlich sieht, es ist jedoch nur selten.

Das einfache spitzwinklige Dreieck entsteht einmal durch Trennung der Scheiteldreiecke im Schnittpunkt (Abb. 200 Reihe *c*), das andere Mal beim Aneinanderlegen zweier diagonal geteilter Rechtecke (Abb. 200 Reihe *d*) durch Weglassen der gemeinsamen Längskante.

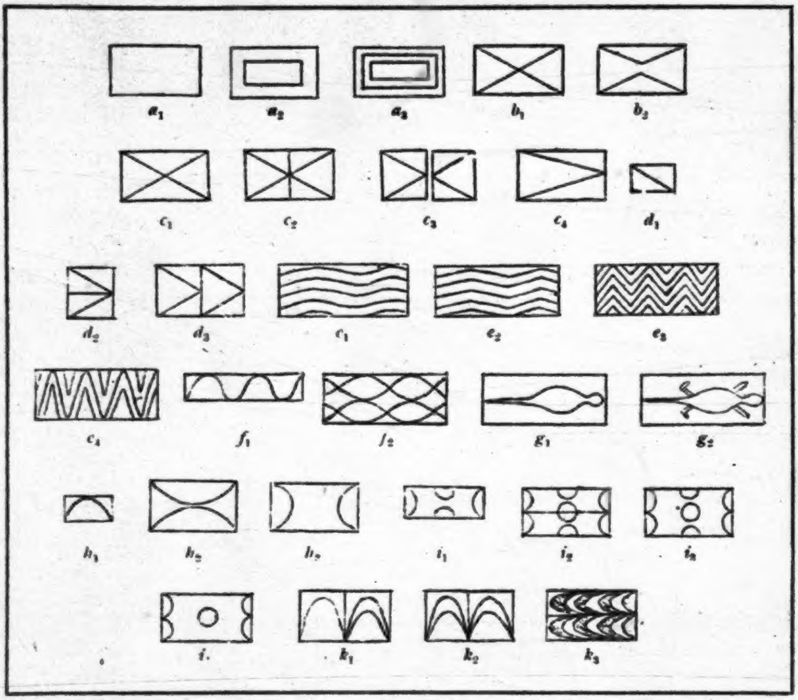


Abb. 200. Entwicklungsreihen der abgewandelten Muster der Rindenzierkunst.

Sämtliche Dreiecke, sowohl die Scheiteldreiecke und das einfache spitzwinklige Dreieck, als auch das rechtwinklige, werden meist als *etän akön* = halber Speer, d. h. Speerklinge, bezeichnet.

Die Parallellinien wandeln sich so ab, daß bei der Befestigung der Palmbänder auf den Rinden scharfe Knickungen entstehen, und die Wellenlinien dadurch zu gebrochenen Linien werden (Abb. 200 e). Sie wurden mir dann in manchen Fällen als Winkelflechtmuster bezeichnet; auf Pangwe: *benige be nkön* oder *mabüge me nkön*, d. h. Winkel (Knicke) des Aufbewahrungskörbchens für Frauen, womit das ähnliche Flechtmuster gemeint ist (vgl. Abb. 166).

Die Schlangenlinie bildet sich zum abgewandelten Muster um durch Verdoppelung, wobei die beiden Linien sich überschneiden (Abb. 200 f), und weiterhin zu dem stilisierten Bilde eines Leoparden *(zö)*, Abb. 200 g, wobei der psychologische Vorgang dem bei dem Varanmuster beschriebenen entspricht (Abb. 201). Die eigentümliche, sonst nicht verständliche Zeichnung neben dem Schwanze in Abb. 201, links, läßt die Entwicklung noch erkennen. Hier liegt der Ausgangspunkt für eine Reihe weiterer Tiermotive der Pangwe-Ornamentik, z. B. Abb. 201 unten, die wahrscheinlich ein Chamäleon *(dzingbwö)* darstellt.

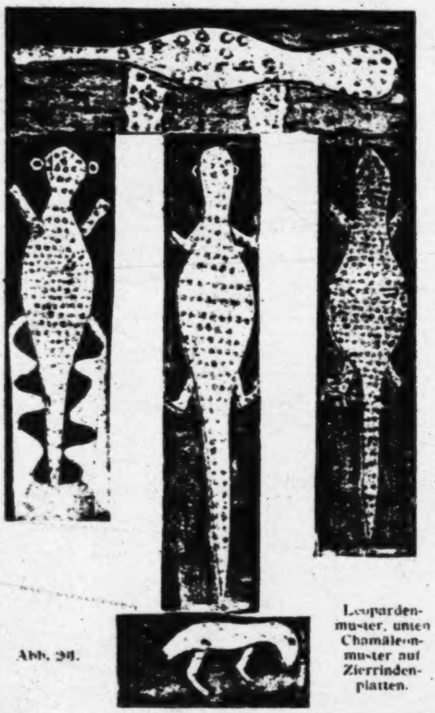


Abb. 201.

Leopardenmuster, unten Chamäleonmuster auf Zierrindenplatten.

Der Bogen kommt gleichfalls doppelt vor, und zwar entweder mit den Wölbungen einander gegenübergestellt (*epfoa* = Maske beim Ssokult), Abb. 200 Reihe *h*, oder mit der Grundlinie aneinandergelegt, dann entsteht durch Fortfall der gemeinsamen Basis der Kreis (Abb. 200 Reihe *i*), oder endlich zu zweien übereinander auf derselben Basis errichtet, so daß dazwischen ein halbmondförmiges Feld entsteht (*epfá ngomendan* = Halbmond), Abb. 200 Reihe *k*). Mehrere solcher Halbmonde werden übereinander gestellt und abwechselnd rot und weiß bemalt, zu Reihen vereinigt, von denen zwei oder mehrere nebeneinandergestellt ein beliebtes und hübsches Muster ergeben.

Aus der Verbindung von Grundmustern oder abgewandelten Mustern ergeben sich — wie schon gesagt — die zusammengesetzten. Für die vorkommenden Formen verweise ich auf die Abb. 202 und bemerke nur, daß die häufigste Verbindung das Scheiteldreieck mit dem Bogen ist, der meist auf der Grundfläche des spitzwinkligen, seltener auf derjenigen des stumpfwinkligen steht.

Eine vereinzelte Erscheinung unter den Schmuckrinden ist die zu einem Kopf mit zwei Hörnern zurechtgeschnittene der Abb. 204 geblieben, eine stilisierte Wiedergabe der beim Mondkult gebrauchten Maske *(epfoa)*, deren Einzelheiten durch bogen- bzw. schlangenförmige Windungen von Palmbändern angedeutet sind.

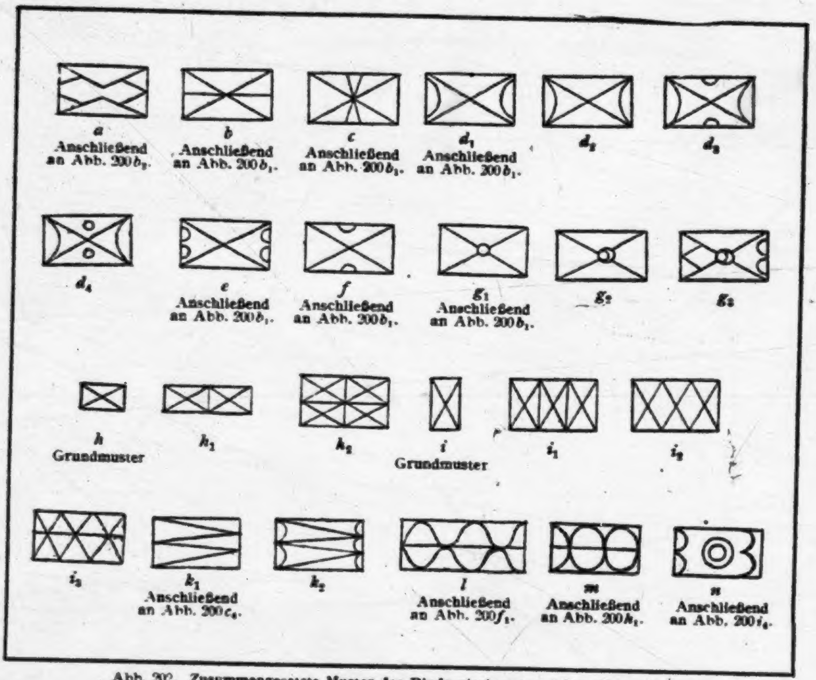

a
Anschließend an Abb. 200 b_2.
b
Anschließend an Abb. 200 b_1.
c
Anschließend an Abb. 200 b_1.
d_1
Anschließend an Abb. 200 b_1.
d_2
d_3
d_4
e
Anschließend an Abb. 200 b_1.
f
Anschließend an Abb. 200 b_1.
g_1
Anschließend an Abb. 200 b_1.
g_2
g_3
h
Grundmuster
h_1
h_2
i
Grundmuster
i_1
i_2
i_3
k_1
Anschließend an Abb. 200 c_4.
k_2
l
Anschließend an Abb. 200 f_1.
m
Anschließend an Abb. 200 h_1.
n
Anschließend an Abb. 200 i_4.

Abb. 202. Zusammengesetzte Muster der Rindenzierkunst und ihre Entstehung.

2. Kerbschnittmuster.

Mit Kerbschnitt sind die Schemel, die in Schemelform gearbeiteten Rotholzbehälter, die Stiele vieler Rühr- und mancher Schöpflöffel und schließlich die Felltrommeln verziert.

Die Schemelmuster sind wahrscheinlich die ältesten; sie werden rings um den Rand des Schemels so angebracht, daß ihn ein Band von acht bis zwölf rechteckigen oder quadratischen nebeneinandergestellten Feldern umzieht, deren jedes ein Muster für sich bildet, das von dem benachbarten scharf getrennt ist. Der Schemelrand entspricht, wie wir bei der Technik sahen, dem Rund des Baumstammes, aus dem er gemacht wird, so ist auch die Verzierung, die ursprünglich auf der Rinde angebracht wurde, später auf das Holz übertragen worden, und wir begegnen hier denselben Grundmustern wie dort, nämlich dem Rechteck, der Raute, dem Varan, den Scheiteldreiecken, dem ungleichseitigen Dreieck, den Parallellinien — mit der Einschränkung, daß die Parallellinie nicht als gewellte, sondern nur als gerade vorkommt, als solche aber in verschiedenen Abarten (Abb. 205) —, dem Bogen und der Gräte. Die Schlangen-

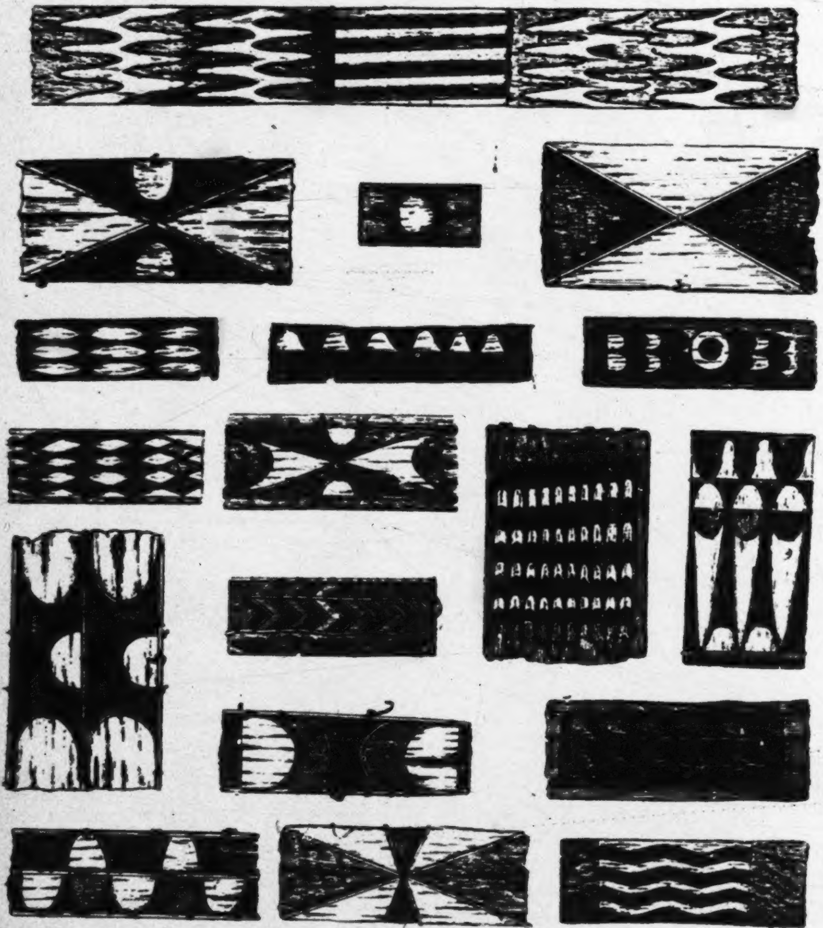


Abb. 208. Zierrinden.

linie ist aufgegeben, dagegen tritt neu auf das Schachbrett, der Speer mit Widerhaken und schließlich noch ein nicht genauer bestimmbares Ellipsenmuster.

In dem Schachbrettmuster (*abö̀ṅ nkoo* = Zuckerrohrstengelglieder genannt) begegnen wir dem ersten Grundmuster, das nicht bei der Arbeit des Hausbauens, sondern bei der Flechterei erfunden ist (Abb. 206). Beide Tätigkeiten sind aber eng verwandt, gewissermaßen zwei verschiedene Formen einer Technik, nämlich des Flechtens im weiteren Sinne, das Haus„flechten" = *a lóṅ ndă* ist die ältere, einfachere, das Körbe- (bzw. Matten-)flechten = *a lóṅ nkŏg̨* die jüngere, fortgeschrittenere, zu beiden wird in der Hauptsache das gleiche Material: Palmbänder *(nlôṅ)* benutzt. Die einfachste Art der Geflechte ist die, daß die Geflechtstreifen einer Richtung, reihenweise abwechselnd, einmal unter und einmal über die der anderen Richtung, die genau rechtwinklig zu jener verläuft, geführt werden. Dadurch entsteht ein Würfelmuster, das bei gleichartigem Material einfarbig (Matten, Ssokörbchen), bei ungleichartigem wie unsere Schachbretter verschiedenfarbig ist (Aufbewahrungskörbchen der Jaundefrauen, Abb. 207, Gestell für Helmmützen). Man vergleicht die abwechselnde Folge dunkler und heller Quadrate in den einzelnen Reihen mit dem Zuckerrohrstengel, dessen Glieder in der oberen Hälfte heller zu sein pflegen als in der unteren (Abb. 208).

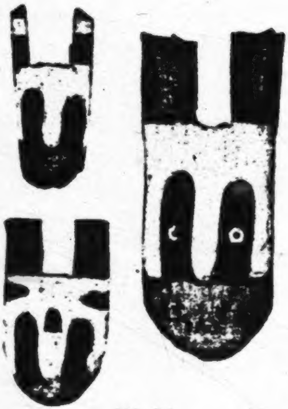


Abb. 204.
Zierrinden in Form von „Masken".

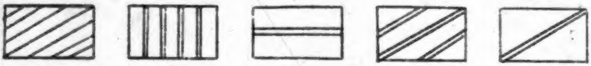


Abb. 205.

Der Speer mit Widerhaken *(ngam akôṅ)* kann, im Gegensatz zu den vorigen Mustern nicht aus der Technik abgeleitet werden, ich glaube auch gar nicht, daß er ursprünglich ein Schnitzmuster ist, zumal er auf den Schemeln selten vorkommt (Abb. 40), sondern ich vermute, daß er bei der Ziernarbenritzung zuerst auftauchte und sich später wegen seiner gefälligen Form auch einen Platz unter den Schnitzmustern eroberte.

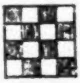


Abb. 206.

Ein einziges Muster, aus Ellipsen bestehend, konnte von keinem Schemelschnitzer erklärt werden; man sagte, nur der Spezialist, der das Muster anzufertigen verstehe, könne es wissen. Diesen aber habe ich nicht getroffen, und so muß ich es späterer Forschung überlassen, hier Aufklärung zu schaffen (Abb. 212, Fig. 27).

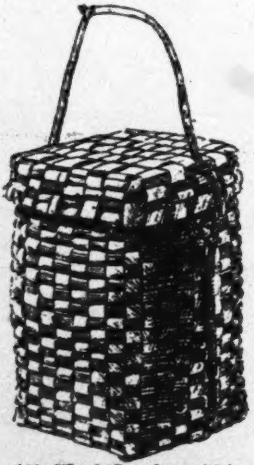


Abb. 207. Aufbewahrungskörbchen der Jaundefrauen aus Blattstreifen des Schraubenbaumes.

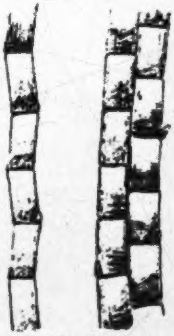


Abb. 208. Stücke des Zuckerrohrstengels.

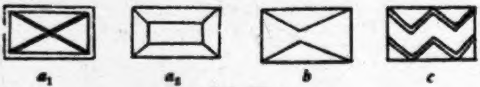


Abb. 209.

Auch bei den Schemelmustern findet sich eine Entwicklung der Grundmuster zu abgewandelten Mustern, und zwar ist sie zum kleineren Teil auf der Stufe der Schmuckrinden stehen geblieben und zeigt genau dieselben Bilder wie dort, zum größeren Teil ist sie erheblich weiter gediehen und hat eine reiche Fülle von neuen Bildern hervorgebracht.

Es kehren wieder das Kistenmuster *(ežima)* — rein oder in verschiedenen Abarten (Abb. 209 a) —, die aus aneinandergesetzten Rauten bestehende Schachbrettfläche *(ndŏk)*, das Hauerscheidenmuster *(abă'm nkpwẹ̄da)* — rein und in einer Abart (Abb. 209 b) —, das spitzwinklige Dreieck, Speerklingenmuster *(etăn akŏn)*, das Winkelflechtmuster *(benɔge be nkŭn)*, Abb. 209 c, und das Maskenmuster *(epfoa)*.

Von gleichartig abgewandelten Mustern treten neu auf:

Das Feilenmuster (*zańe wɔ̆s* von *zańe* = Eingravierung, *wɔ̆s* = Feile) aus aneinandergesetzten kleinen Rauten, die nicht betont sind (Abb. 211 a). Der Künstler sieht nicht das Feld, sondern die Umrisse und vergleicht diese deshalb mit den eingravierten, sich regelmäßig schneidenden Linien der gerauhten Feile.

Das Kauristrangmuster *(nlŏn e mvama)*. Auf der Fläche der Rauten wird jede zweite Reihe der übereinanderstehenden Rauten durch einen Längsstreifen halbiert, ursprünglich eine Vereinigung von Raute und Parallellinie (Abb. 211 b), in die man aufgereihte Kauris hineingesehen hat. Die Ähnlichkeit beider zeigt Abb. 210. Es erscheint mir möglich, daß hierbei noch eine andere Beziehung der Kauri zur Raute mitspricht. Die Togoneger z. B. (nach mündlicher Mitteilung des Herrn Missionars C. Spieß) erkennen in der Kauri das Bild der Vulva wieder, den Pangwe war als solches von jeher die Raute vertraut, sie erkannten deshalb nach Einführung der Kauri sofort die Ähnlichkeit mit der Raute und übertrugen auf jene die Symbolik der letzteren. Wie in Togo gilt sie bei den Pangwe als glückbringendes Zeichen und wird als solches auf Medizinhörnchen angebracht oder an Stellnetzen als Jagdmedizin aufgehängt. Ein ebenso glückbringendes Zeichen ist ihnen die Raute, die sie sich mit Rotholz (glückbringende Farbe!) auf die Haut malen oder als bleibendes Muster tätowieren. Wir haben hier einen bemerkenswerten Widerspruch der Anschauung. Der Geschlechtsakt wurde, wie wir gesehen haben, bei der Ngonaussaat als ein Fruchtbarkeit fördernder Vorgang ausgeübt,

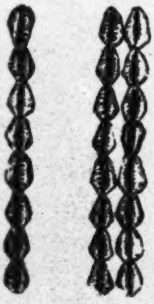


Abb. 210. Kauristränge.

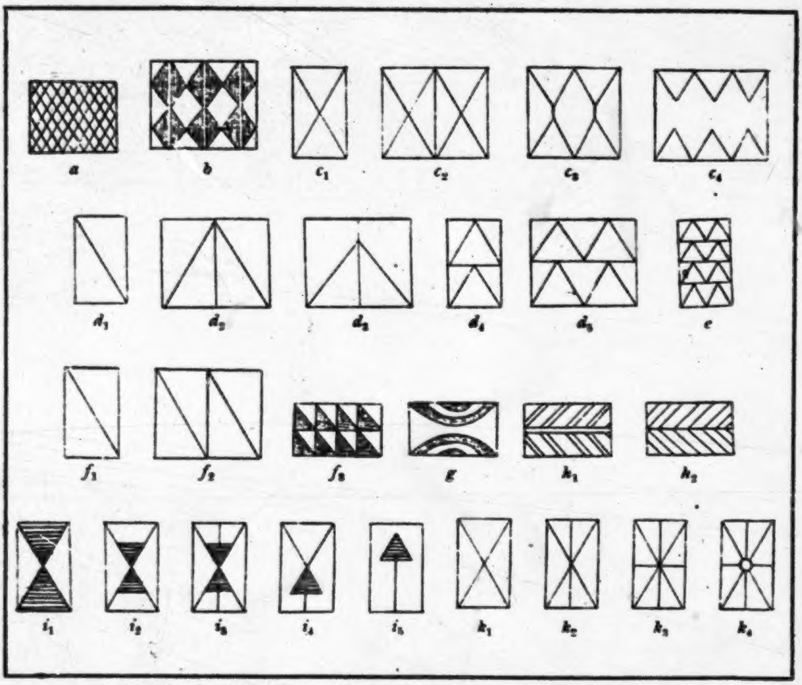


Abb. 211. Entwicklungsreihen der abgewandelten Muster der Kerbschnittkunst.

bei der Eisenverhüttung im Gegenteil als ein störender streng verboten. Die unglückbringende Bedeutung alles Geschlechtlichen überwiegt durchaus, und ich glaube daher, daß wir es hier mit zwei zeitlich verschiedenen Anschauungen zu tun haben, einer, die nur noch in Resten erkennbar ist, älteren vom Einfluß und von der Beeinflussung der Fruchtbarkeit und einer später entstandenen oder hinzugekommenen von der Sündhaftigkeit des Geschlechtsverkehrs.

Das Pfeilblattmuster (*esögele ndu* = Blatt der Flugsicherung an den Armbrustpfeilen).

Das Spitzenmuster (*mesö'n* = Spitzen oder *mesön m'egbwęle* = Spitzen des Eisengeldes).

Beide bestehen aus einer Anzahl von Dreiecken, entstanden entweder als Endglieder der Entwicklungsreihe *c* (Abb. 211), ausgehend von den Scheiteldreiecken, oder der Reihe *d*, ausgehend von dem rechtwinkligen Dreieck. Sind die Dreiecke breitbasig, und zwar entweder leer oder mit ineinandergestellten, auf derselben Grundfläche errichteten Dreiecken ausgefüllt, so heißen sie „Pfeil-blätter", sind sie schmalbasig, „Spitzen"; auch findet man besonders für letztere Form, wenn die Dreiecke groß sind und infolgedessen nebeneinander, nicht reihenweise übereinander stehen, die Bezeichnung „Speerklingen" *(elàn akö̀n)*.

Das Schuppentierschwanzmuster *(ngə̀m e kà')* entwickelt sich aus dem breitbasigen, spitzwinkligen Dreieck durch Übereinanderstellen mehrerer paralleler Reihen kleinerer Dreiecke (Abb. 211 e).

Das Kerbmuster (*zą̀n e mṛöt* von *zàn* = Schnitzerei, Kerbschnitt, und *mṛöt* = Raphiainstrument, dessen Steg gekerbt ist) entwickelt sich aus dem diagonal geteilten Rechteck durch Aneinandersetzen mehrerer Reihen von solchen mit gleichgerichteten Diagonalen, in denen durch Ausheben der einen Hälfte die entsprechenden Dreiecke betont sind (Abb. 211 f).

Das Regenbogenmuster (*metàrlə̀m* = Regenbögen). Zwei Bögen werden mit der Wölbung einander gegenübergestellt, in jeder werden weitere Bogenlinien konzentrisch eingefügt und die Zwischenräume meist abwechselnd betont (Abb. 211 g).

Das Fischgrätenmuster *(okàn eŋ̀ ks)* entsteht aus dem Sumpfpalmenblattmuster durch Vereinfachung der Bänder zu Linien (Abb. 211 h).

Von ungleichartig abgewandelten Mustern treten auf:

Der Dreieckspeer *(mbą̀[s]-akö̀n)*, eine Zusammensetzung von Scheiteldreiecken und Linie, als Ergebnis einer Entwicklung, die Abb. 211, Reihe *i* zeigt.

Das Spinnennetzmuster *(ndànebą̀bo)*, eine Zusammensetzung von Scheiteldreiecken und Kreis (vgl. Abb. 210 Reihe *k*).

Wie auf den Schmuckrinden werden auch im Kerbschnitt, nur viel häufiger, die Muster zu zusammengesetzten vereinigt, sei es, daß man zwei aneinandersetzt (z. B. Bogen- und Fischgrätenmuster, Abb. 212 Fig. 9, und Sumpfpalmenblatt- und Rautenmuster, Abb. 212 Fig. 26) oder ineinandersetzt, so zeigen Abb. 212 Fig. 16 das Kistenmuster, darin ein zusammengesetztes Tätowiermuster (Scheiteldreiecke und Linie), Fig. 8 dasselbe, darin ein Tier, das meistens als Katze erklärt wurde, Fig. 40 dasselbe, darin ein Dreieckspeer. Sehr häufig ist die Verbindung von Dreieck und Bogen, und zwar wird entweder der Bogen auf die Grundlinie des meist langausgezogenen spitzwinkligen Dreiecks, in dieses hineingestellt (Abb. 212 Fig. 3 u. 45), oder umgekehrt das Dreieck wird in den Bogen gesetzt, so daß seine Spitze in die Mitte der Bogenbasis und die Dreiecksbasis in die Bogenlinie fällt (Abb. 212 Fig. 45).

Gern füllt man ein Dreieck oder einen abgeflachten Bogen mit dem Fischgrätenmuster (Abb. 212 Fig. 11, 13) aus oder vereinigt zwei der letzteren miteinander, oder man teilt ein Muster in zwei Hälften und schiebt ein zweites

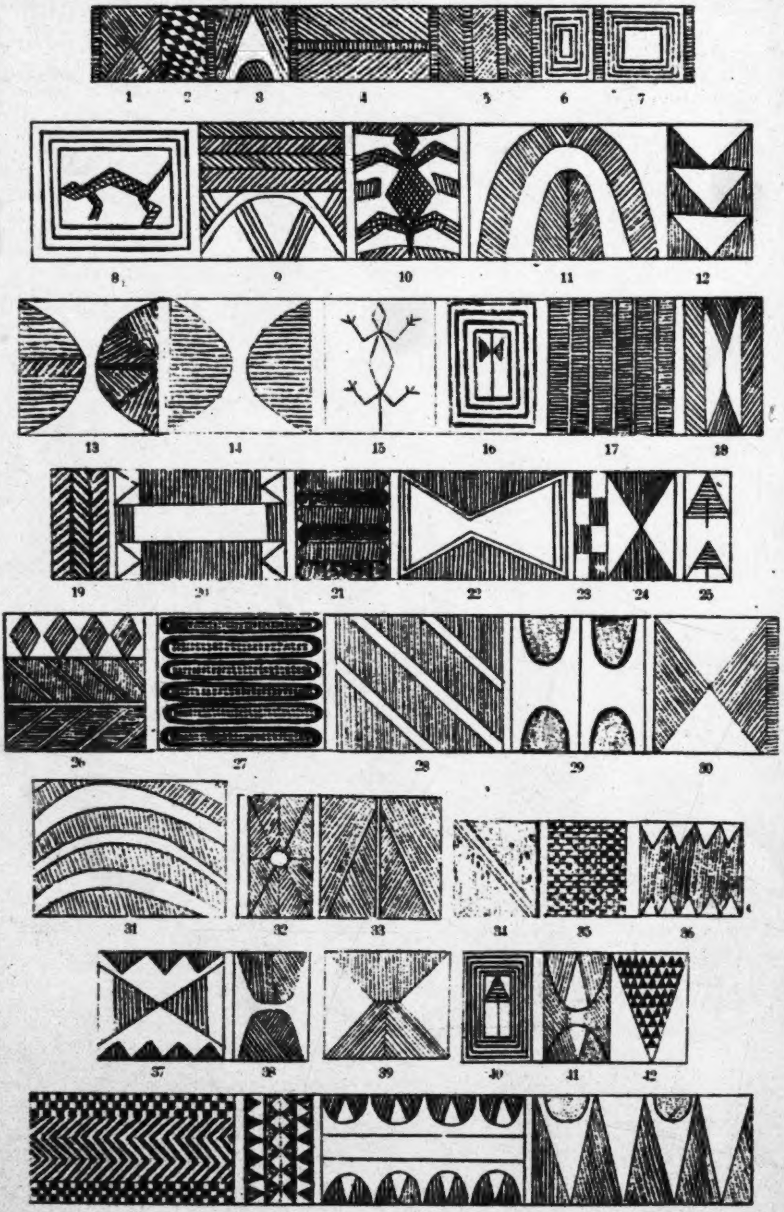

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46

Abb. 212. Schemelmuster.

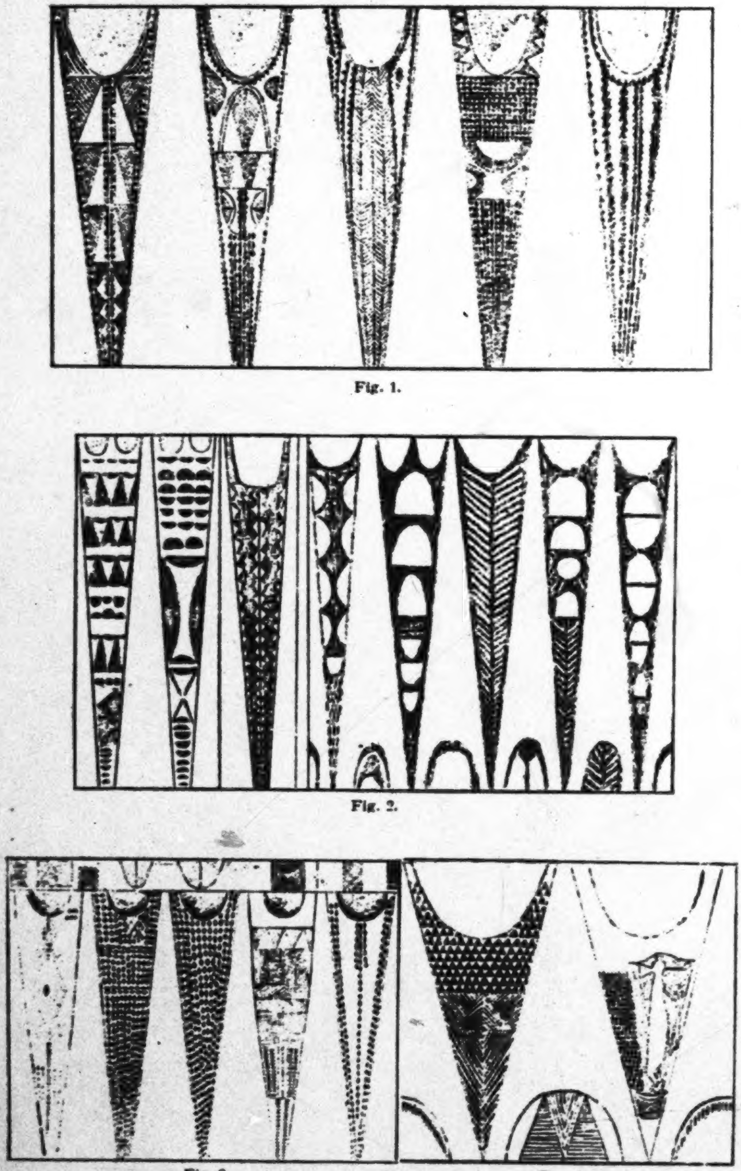


Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.

Abb. [illegible]. Muster von Felltrommeln (abgerollt).

dazwischen, wie in Abb. 212 Fig. 44, wo ein Kauristrangmuster in ein anderes, und Fig. 43, wo ein Sumpfpalmenblattmuster in ein Schachbrettmuster eingeschoben ist. Besonders an letzterem Beispiel ist sehr gut zu erkennen, daß das eine Muster tatsächlich eingeschoben ist, und nicht etwa oben und unten zwei andere Muster an das erste gesetzt sind.

Alle genannten Muster sind, außer auf den Schemeln, auf den Stielen der Rührlöffel — nur in Anpassung an den Raum kleiner und weniger sauber ausgeführt —, sehr selten an denen der Schöpflöffel angebracht. Dagegen sind manche Felltrommeln in hervorragend künstlerischer Weise verziert, vielleicht darf man sagen, daß das erste Feld von Fig. 1 Abb. 213 einen Triumph der Kerbschnitzerei darstellt. So wie bei dieser sind bei allen großen Felltrommeln der Pangwe die Schnitzmuster auf erhabenen Dreiecksfeldern zwischen oberem und unterem Trommelring (der oft in gleicher Weise verziert ist) angebracht. Diese Felder reichen bei den Ntum und Fang über den ganzen Mantel des Trommelzylinders, so daß ihre Basis oben, ihre Spitze unten liegt; bei den Mwai wird die Mantelfläche durch einen Ring in zwei Hälften geteilt, die mit nach der Mitte gerichteten Dreiecken ausgefüllt sind (Abb. 214). Die Verzierung selbst ist bei ihnen viel einfacher.

Bei den Mwai sah ich übrigens einen Hauspfahl, der mit ähnlichen Mustern in gleicher Anordnung wie die Trommeln beschnitzt war.

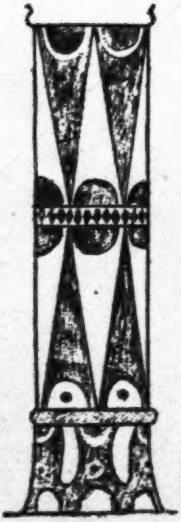


Abb. 214.
Trommel der Mwai aus Malén (Fam. Sebǫ), Neu-Kamerun.

3. Ritzmuster.

a) Ziernarben.

Die Muster der durch Schnitt entstandenen Ziernarben sind nicht reichhaltig, es gibt nur etwa ein Dutzend. Sie kehren ständig in derselben Form wieder und zeigen keine Neigung zu wesentlicher Abwandlung.

Von den ursprünglichen Grundmustern sind auf sie übernommen worden das von einer Diagonale durchzogene Rechteck (hier *esä[s]-mrän* = Halbmuster genannt), Abb. 215 Fig. 9, die geraden Parallellinien (hier *mekŏn* = Führungsstöcke genannt), Abb. 214 Fig. 10, oft vereinfacht zur einfachen Linie *l*, und der Bogen *a* (hier *makǫs* = Bögen genannt); von gleichartig abgewandelten Mustern das spitzwinklige Dreieck *b* (*ndŭ-mbän* = Pfeilblatt) und der Kreis *c* (hier *alǫk* = Strudel genannt); von ungleichartig a[illegible]ndelten Mustern der Dreieckspeer *d* (*mbą[s]-akön*). Bekannt ist uns auch der Widerhakenspeer *e* (*ngam-akön*), von dem ich bereits gesagt habe, daß er bei den Ziernarben entstanden ist, und zwar wahrscheinlich aus einer

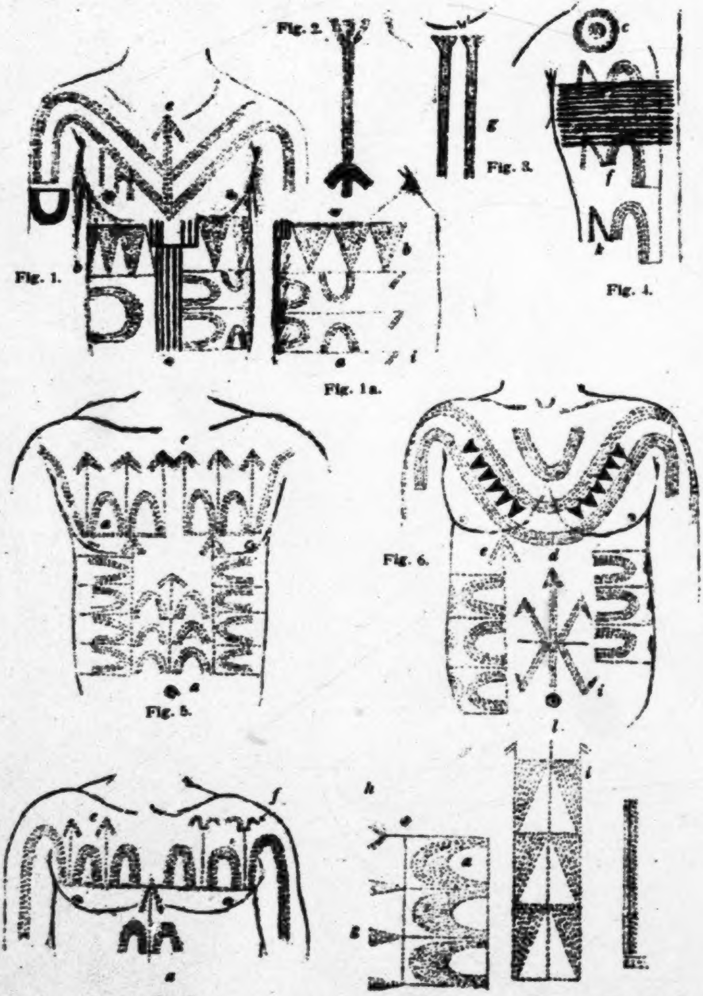


Fig. 1. Fig. 1a. Fig. 2. Fig. 3. Fig. 4. Fig. 5. Fig. 6. Fig. 7. Fig. 8. Fig. 9. Fig. 10.

Abb. 215. Ziernarben. Fig. 1 Essabok, von vorne. Fig. 1a ders., Bauch von der rechten Seite. Fig. 2 Jaunde, Nacken und Rücken. Fig. 3 Essanong unter der Brust. Fig. 4 Schumu, linke Rückenhälfte. Fig. 5 Schumu von vorne. Fig. 6 Oköng von vorne. Fig. 7 Oköng, Brust. Fig. 8 Schumu. Fig. 9 Esseng. Fig. 10 Jemandschim. — Fig. 1, Fig. 4 und Fig. 6 sind z. T. tätowiert.

Verbindung der Linie (der abgewandelten geraden Parallellinie) mit der Figur des in ein Dreieck gesetzten Bogens (vgl. Abb. 212 Fig. 3), dessen Basis wegfällt. Neu sind:

von gleichartig abgewandelten Mustern: der unvollendete Bogen *f* (*eräda* = Biegung);

von ungleichartig abgewandelten Mustern: die Düse *g* = *žöṅ* (Dreieck mit Linie), der Strahl *h* = *nsäm* (Winkel, entstanden aus dem Hakenspeer durch Fortlassen des Stiels, mit oben angesetzter Linie) und der Haken *i* = *köb* (halber Winkel mit Linie).

Die fünf Muster: Stöcke, Düse, Haken, Strahl und Strudel stehen, wie ihre Namen beweisen, in enger Beziehung zur Eisentechnik und zum Feuer. In die Linie hat man den Führungsstock hineingesehen, der bei der Anlage des Schmelzofens die Öffnungen für die Düsen des Gebläses freihält, im Dreieck mit Linie, die in entsprechender Anordnung zufällig aneinandergesetzt waren, die Düse wiedererkannt. Derselbe Vorgang wiederholt sich bei dem Haken *(köb)*, mit dem der bei der Eisenverhüttung gebrauchte Schürhaken *(oköb)* gemeint ist, und beim Strudel *(alök)*, den man beobachtete, wenn man das heiße Metall zum Abkühlen in Wasser tauchte, und dieses zischend aufbrodelte (*a tök* = brodeln) und in Ringen auseinanderfloß, und endlich beim Strahl *(nsäm)*, der die offensichtlichste Lebensäußerung des Feuers wie der Sonne ist, und den man deshalb, weil der Arm das Sinnbild der Lebensäußerung ist, genau wie die alten Ägypter als Arm darstellt (vgl. Abb. 215 Fig. 8 *h* und Adolf Erman: „Die ägyptische Religion", Bild des Sonnengottes S. 78).

Ein mir als Tabakspfeife *(mrö-laa)* bezeichnetes Muster, das sich wohl ebenso wie das Düsenmuster aus Dreieck und Linie entwickelt hat, blieb ein vereinzelter Fall.

Nicht erklärt bekam ich ein Muster, das einen Winkel darstellt *(k)* und in Zusammenhang mit dem Dreieck steht.

Die Ziernarbenmuster kommen selten einzeln vor, in der Weise etwa, daß eins den Oberarm schmückt, ein zweites die Brust u. dgl., sondern meist in umfangreichen Zusammensetzungen, in denen die einzelnen Teile aber stets selbständig gesehen werden und ihren ursprünglichen Namen behalten, nur zweimal begegnete ich einer eigenen Bezeichnung für eine derartige Musterverbindung, aber auch sie schloß sich nicht an den Inhalt des Dargestellten an, sondern an den Ort, an dem das Muster angebracht war; das eine hieß Nabelteilung *(osa-döb)*[1], war über dem Nabel angebracht (vgl. Abb. 215 Fig. 6) und bestand aus einem Querstock mit oben und unten angesetzten Haken, Dreieckspeeren, Stöcken und Bögen — offenbar hatte es früher tiefer, um den Nabel herum gelegen, so daß der Querstock durch den Nabel ging und ihn

---

[1] *a sa* = spalten, teilen; *döb* = Nabel.

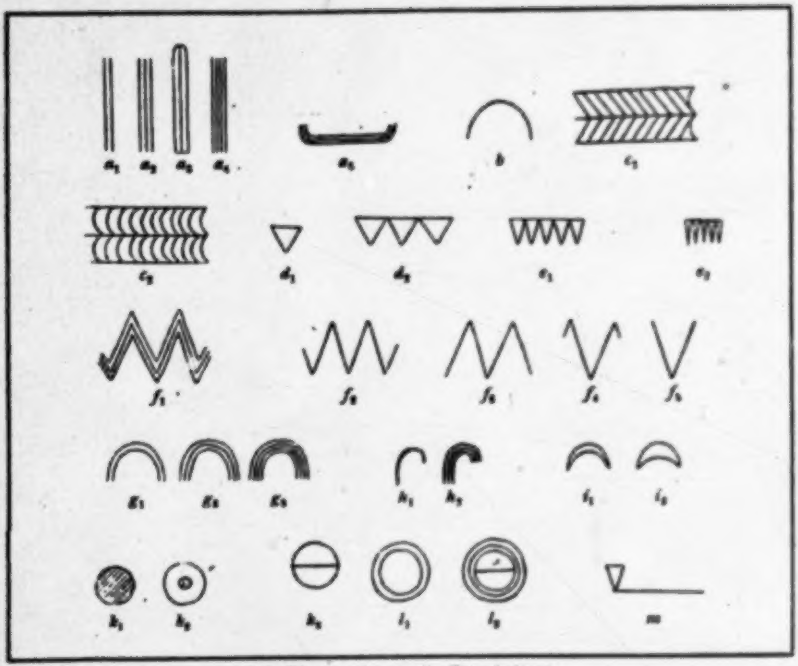


Abb. 216. Grundmuster der Tätowierkunst.

„teilte“ —, das andere *(zὰ̧pe abɘ́m)* bestand in der Hauptsache aus Halbmustern (diagonalgeteilten Rechtecken) und trug seinen Namen nur deshalb, weil es für die Scheiden der Schwerter und zweischneidigen Messer bevorzugt wird (Abb. 215 Fig. 9).

Die Ziernarben bedeuten dem Fang einen vornehmen Schmuck, und können in der Tat, selbst mit den Augen eines Europäers betrachtet, schön und würdig genannt werden, besonders wenn sie in so außerordentlicher Regelmäßigkeit angeordnet sind, wie in Abb. 215 Fig. 5.

b) Tätowierung.

Die Entwicklung der Ornamentik ist in der Tätowierung weitergediehen, insofern die Grundmuster seltener, die abgewandelten häufiger und mannigfaltiger werden.

An Grundmustern (Abb. 216) kehren wieder Raute (hier als Einzelraute, *bendŏ be bą* = Raute aus Rotholz, vgl. Abb. 218, *c*, genannt); Varan *(nkaak)*, gerade Parallellinien (hier ebenfalls *melȫn* = Palmbänder oder *mekön* = Stöcke,

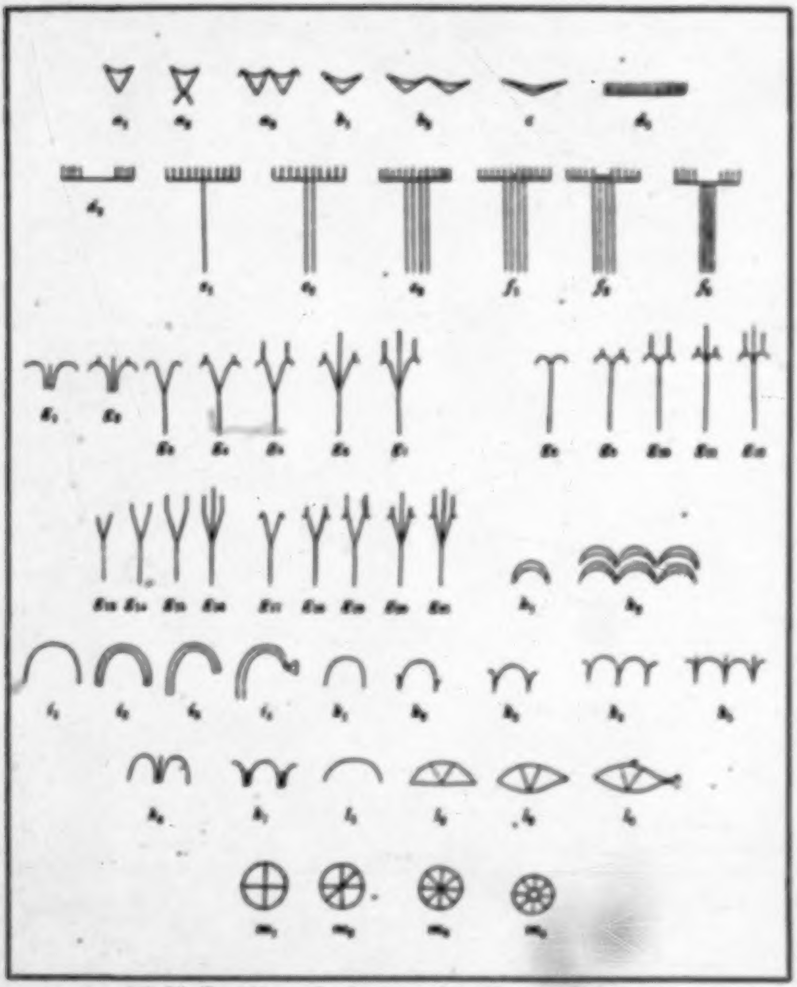

a1
a2
a3
b1
b2
c
d1
d2
e1
e2
e3
f1
f2
f3
g1
g2
h1
h2
i1
i2
i3
i4
k1
k2
k3
k4
k5
k6
k7
l1
l2
l3
l4
m1
m2
m3
m4

Abb. [illegible]. Entwicklungsreihen der abgewandelten Muster der Tätowierkunst.

auch *mekän ekie* = Speerstiele oder *mekän e mode* = Stücke der Ziernarben genannt), *a*, Bogen (hier *ekǝfuga-nkpwete* = Fallenbogen der Vogelfalle), *b*, und Gräte (*nkoe e kǝs* = Fischgeräte), hier zum Teil mit bogenförmigem Verlauf der Ästelungen, *c*; von gleichartig abgewandelten Mustern das Kistenmuster *(etima)*, das Pfeilblattmuster *(ewigele ndu)*, *d*, das Spitzenmuster *(mesoe)*, *e*, das Korbeckenmuster *(mebége me nkán* = Korbecken oder *mekúe* = Palmbänder), mit Rückbildung bis zum Winkel, *f*, parallele Bögen (hier ebenfalls *ekǫlaga nkpaɛiɲ* – Fallenbogen oder *melǝa* – Palmbänder oder *bemǝ[k] be nkǫɲ* genannt), *g*, unvollendete parallele Bögen *(eɣǝda)*, *h*, Halbmonde (*efa-ngǝmendǝn* – vgl. Rindenmuster), *i*, Kreis (hier *ndǝige*, *ngǝmendǝn* – Vollmond genannt), *k*, und Strudel *(atǫk)*, *l*; von ungleichartig abgewandelten Mustern Widerhakenspeer *(ngam akǝa)* und Pfeile *(mɣǝ loa)*, *n*.

Neu treten auf (Abb. 217):

Der Vogelschwanz in drei Abarten, dem Milanschwanz *(ngǝb-oherm)*, *a* 1—3, dem Drongoschwanz *(ngǫb ohǝmǝke)*[1]), *b* 1. u. 2, und dem Schwalbenschwanz *(ohǝne e kǝlejgme)*[2]), *c*, entstanden aus dem ins Dreieck gesetzten Bogen ohne Basis. Diese Figur haben wir mit der Basis als zusammengesetzten Muster bei der Kerbschnitzerei und mit weggelassener Basis verbunden mit einem Strich als Widerhakenspeer unter den ungleichartig abgewandelten Mustern der Ziernarben kennen gelernt.

Tränen einer Schönen *(mǝlige me mbǝa)*, eine einzelne Linie oder Parallellinien mit kurzen auf der einen Seite rechtwinklig angesetzten Strichen, mit Vorliebe auf den Wangen angebracht, *d*.

Gabel *(ekǫj)*, aus dem vorigen entwickelt durch Ansetzen von ein oder mehreren Stöcken, *e* 1—3.

Skorpion *(kǝdǝigne)*, gleich dem vorigen mit einer Lücke in der Mitte der „Tränenreihe", *f* 1—3.

Affenschwanz *(ngǝm ozǫm)*[3]), aus Stock, in Verbindung mit Bogen oder Winkel, *g* 1—21. An diesem Beispiel sieht man besonders gut, wie das Auge des Negers von dem Tier gerade das Wesentliche erfaßt, hier den Schwanz und Hinterleib, denn tatsächlich sieht man von den Meerkatzen, wenn sie in der Ruhe sind, nur die von den Ästen herabhängenden Schwänze, was die Pointe folgenden Rätsels abgibt:

eiǝma ɣbaɛ e bǝle me maǝ[k] m'ozǫm.

Gelbbauch-meerkatze[4]), sie sitzt mir in der Verzweigung der Copaifera.

Antwort: *nkǫ-eiǝ* – Tau (Luftwurzeln) des Feigenbaums (Ficus).

Genau so war es bei der Schwalbe, wo der typische gabelförmige Schwanz den Anstoß zum Muster gab, und dasselbe werden wir beim Leoparden sehen, dessen Flecke, beim Nashornvogel, dessen Schnabel dem Muster den Namen gegeben haben.

---

[1]) Dicranurus coracinus Verr.

[2]) Psalidoprocne tessmanni Rchw.

[3]) *ozǫm* – Cercopithecus laglaizei Pocock, Weißnasenmeerkatze.

[4]) *eiǝma* – Cercopithecus grayi Fraser.

Leopardenflecken *(zö)* F. oder **Papageikrallen** *(bigi, be käs)* Nt., eine Anzahl über- und nebeneinandergestellter Halbmonde, *h* 1—2.

Nashornvogelschnabel *(ngée* = Nashornvogel, **Ceratogymna atrata** Temm.), eine Biegung (unvollendeter Bogen) mit einem angesetzten Dreieck, *i* 1—4.

Froschbeine *(endm edíẹ)*[1]), eine Reihe nebeneinandergestellter Bogen mit senkrechten Linien zwischen ihnen, *k* 1—7.

Fisch **Barbus guiraldi** Thomin *(mrǎ)*, aus Bogen und Dreieck entwickelt, wie Reihe *l* 1—4 zeigt, in der Vollendung aber nur einmal beobachtet.

Spinne *(abẹb)*, entstanden aus den in den Kreis gesetzten Scheiteldreiecken, die, wie bei dem entsprechenden Schemelmuster, zum Teil längshalbiert sind, *m* 1—4.

An je einmal beobachteten Mustern seien erwähnt:

Eiserne Doppelschelle *(nkón)*, aus einem Bogen mit zwei angesetzten Dreiecken (Abb. 219 a), die ich an einem Küstenmwai sah, und die wohl entlehnt ist, da eine Doppelschelle bei den Pangwe nicht vorkommt.

Messer *(okón)*, das wohl in Anlehnung an das Rechteck (Kistenmuster) entstanden ist, vielleicht in Verbindung mit dem Dreieck, und das möglicherweise absichtlich einem europäischen Messer angeähnelt ist (Abb. 218 b).

Seefisch *(kǒ[s] a mań)*, aus Kreis und Linien entstanden, die vermutlich eine Erinnerung an einen Seefisch, Seeschildkröte oder ähnliches ist, und die der Künstler hier in einen aus konzentrischen Kreisen gebildeten Strudel gesetzt hat (Abb. 219 c).

Es erscheint bedeutsam, daß diese drei letzten Vorwürfe Dinge betreffen, die dem Lande bzw. der Kultur der Pangwe fremd sind, und ich glaube, daß sich hier zu dem Spiel mit den bekannten Mustern die bewußte Absicht gesellt hat, ein Erinnerungsbild festzuhalten, also gleichsam ein Übergang vorliegt zum reinen Zeichnen.

Ein ähnlicher Vorgang liegt vielleicht dem „Chamäleon *(dzioghwe)*" zugrunde, das ich zweimal sah, das erstemal war die Entstehung aus dem an einen Halbmond angesetzten Rechteck vollkommen deutlich, so daß sogar die Wölbung des Halbmondes auf der verkehrten Seite saß (Abb. 218 d), das andere Mal war das Tier in Körper und Kopf realistisch gut getroffen (Abb. 218 e).

Die zusammengesetzten Muster, die — wie ich erwähnt habe — in der Tätowierung sich außerordentlich häufen, sind so mannigfaltig, daß sie hier nicht alle erwähnt werden können; wir finden vielfach Halbmond mit Linie und Tränen vereinigt, Dreiecke und Stäbe usw. (Abb. 220).

---

[1] *edíẹ* = **Rana zenkeri** Ndn.

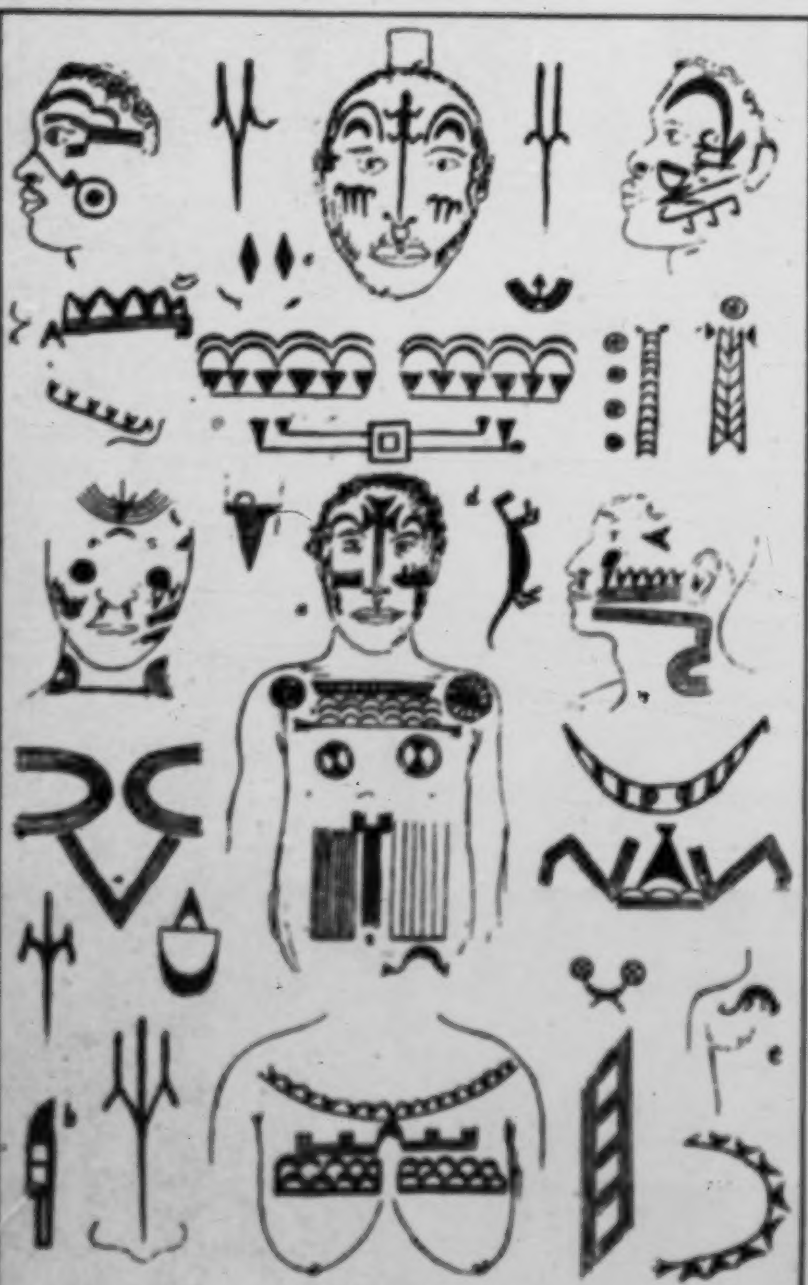


Abb. [illegible] Tätowierungen.

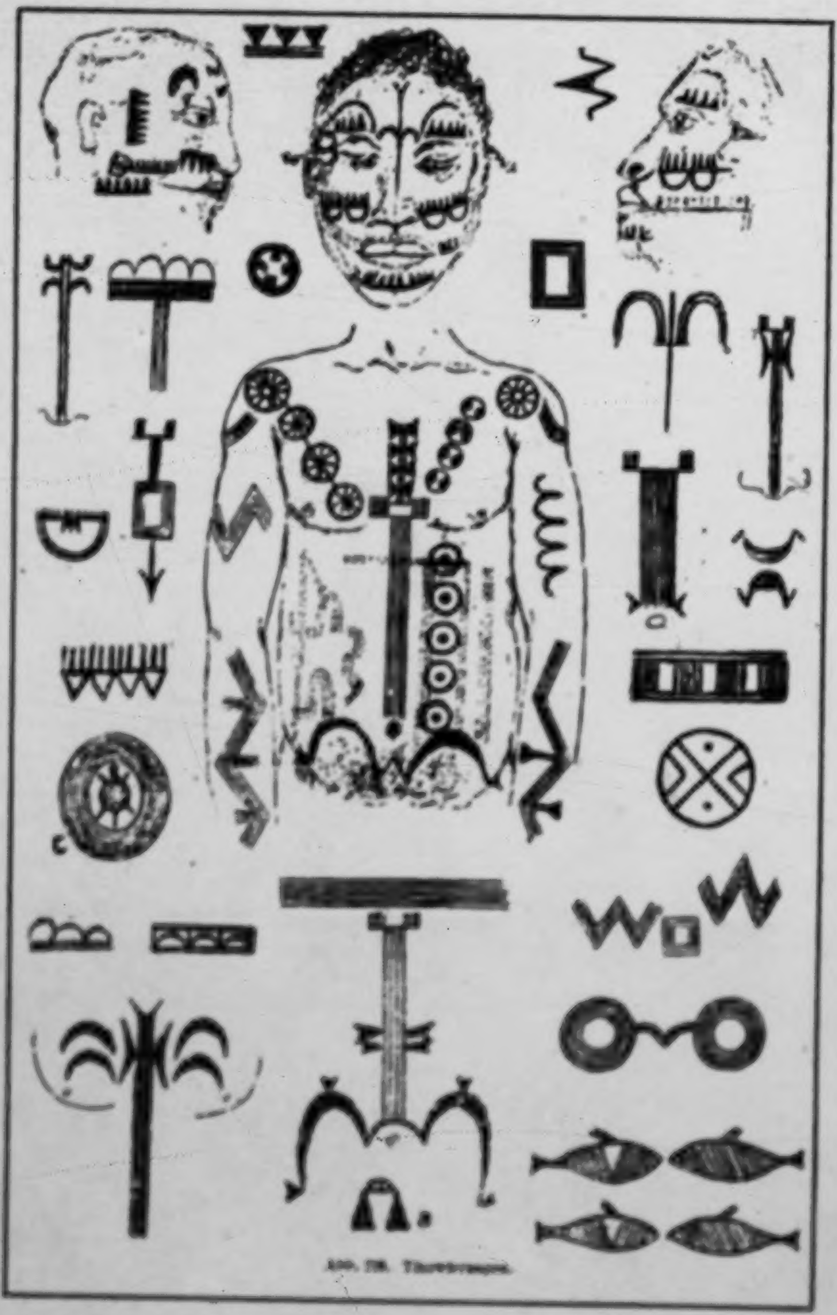


Abb. [illegible] Tätowierungen.

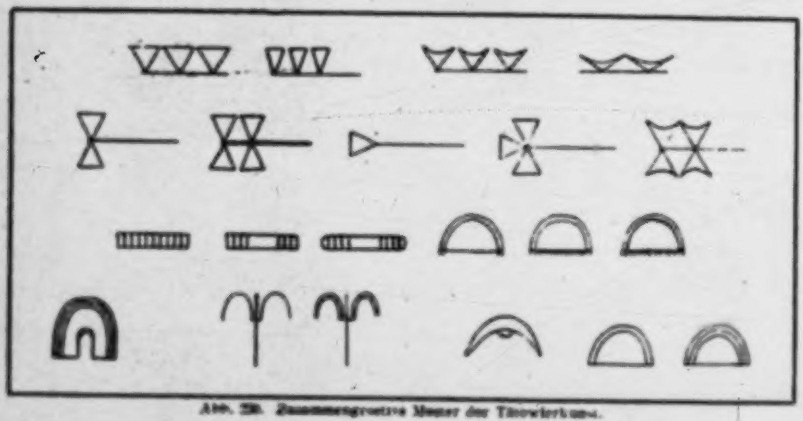


Abb. 220. Zusammengesetzte Muster der Tätowierkunst.

c) Verzierung von Raphiastengeln usw.

Die Technik, die ich selbst nicht gesehen habe, da es mir nicht gelang, einen ihrer Meister zu treffen, soll mit einem Werkzeug ausgeführt werden, das bohrend oder schabend die Oberschicht der Raphiarinde herausdrückt.

In ihrer Ornamentik kehren Typen aller in den verschiedenen Handfertigkeiten und Kunstzweigen gewonnenen Muster wieder (Abb 221). Es kommen vor:

von Grundmustern: Rechteck (Ziseliermuster), Einzelraute (Beschmieren des Körpers), Varan (Rindenmuster), Fig. 5, Scheiteldreiecke, hier nicht ganz ausgeführt (Rinden- bzw. Kerbschnittmuster), Parallellinien, gerade oder gewellt (Rindenmuster), Bogen (Rinden-, Kerbschnitt- oder Tätowiermuster);

von gleichartig abgewandelten Mustern: Kisten- (Kerbschnittmuster), Pfeilblatt (Kerbschnitt- bzw Tätowiermuster), Schuppentierschwanz, hier nicht vollendet (Kerbschnittmuster), Speerklinge (Rinden- oder Kerbschnittmuster), Mond (Tätowiermuster), Parallelbogen (Tätowiermuster);

von ungleichartig abgewandelten Mustern: Milanschwanz (Tätowiermuster), Widerhakenspeer (Ziernarben- bzw. Tätowiermuster), Sonne (Malen), Chamäleon (Rinden- bzw. Tätowiermuster), Fig. 4 *b*, Fig. 2 *c*;

von zusammengesetzten Mustern: zwei Striche mit Dreiecken (Tätowiermuster), Tränen und Bogen (Tätowiermuster), doppelter Widerhakenspeer (Tätowiermuster), Strich mit zwei Bögen (Ziernarbenmuster), dreifache Parallelbögen (Tätowiermuster).

Neu treten auf eine Zusammensetzung von Quadraten, in die auf jeder Seite ein Bogen hineingesetzt, Fig. 2 *a* (einzelnes Quadrat mit Bögen: Kerbschnitt- bzw. Ziseliermuster), eine 8-artige Zeichnung mit eingezeichneten Kreisen (Bänder), Fig. 4 *a*, ferner eine Anzahl Figuren, die wahrscheinlich von der Malerei

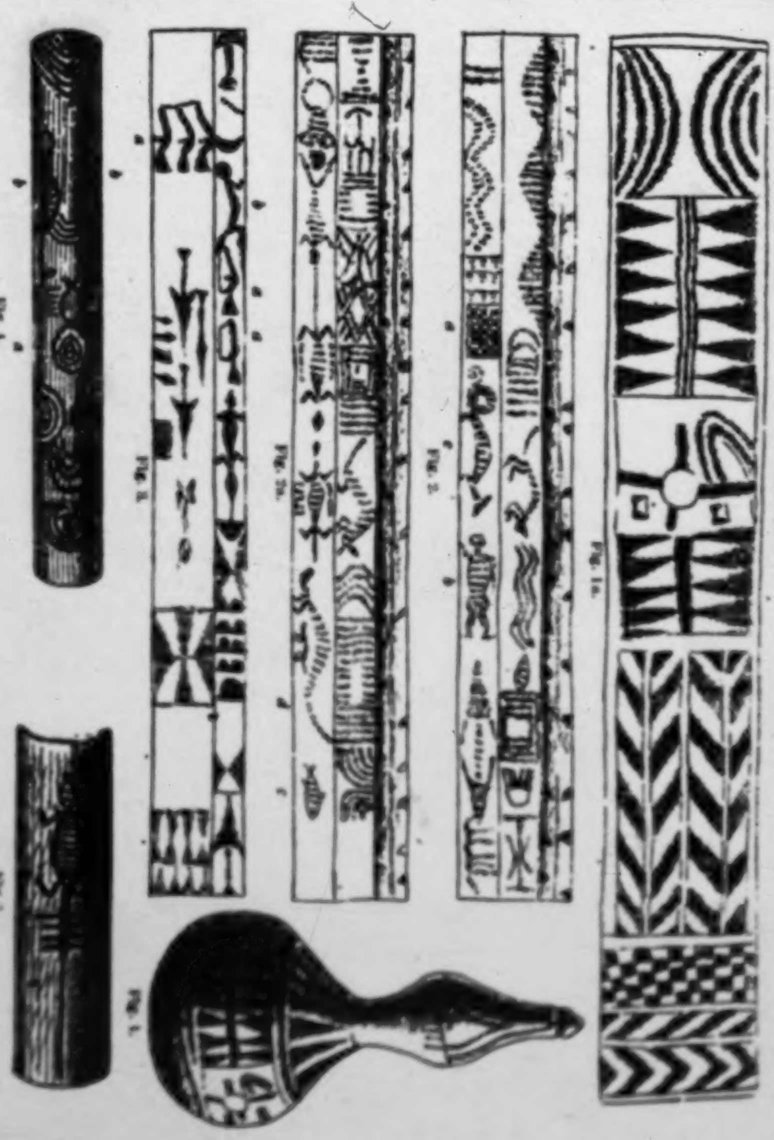


Fig. 1.
Fig. 1a.
Fig. 2.
Fig. 2a.
Fig. 3.
Fig. 4.
Fig. 5.
a
b
c
d
e
f

Abb. 23. [illegible]

Fig. 1. [illegible]. Fig. 1a. Muster auf ihr, abgerollt. Fig. 2 und 2a auf einem [illegible] aus dem [illegible] der Raphia [illegible] [illegible]. Fig. 3. Muster auf einem [illegible] aus dem [illegible] der Raphia [illegible]. Fig. 4 und 5. Muster von [illegible] [illegible] einer [illegible].

übernommen sind, nämlich Mann (Viereck, Striche, Bogen), Fig. 2 *b*, Fisch (Dreiecke, Striche), Fig. 2 a, *c*, Gewehr (Dreiecke, Striche), Fig. 3 *a*, Affe (Mond, Kreis, Haken, Strich), Fig. 3 *b*, Katze (Bogen, Kreis, Striche), Fig. 2 a, *d*.

4. Ziseliermuster.

Halsringe, Fußstulpe (seltener Fuß- und Fingerringe), Schwertklingen und Streitäxte werden mit Ziseliermustern verziert.

Von den Halsringen sind nur die dreikantigen verziert, und zwar in der Mitte der vorderen Flächen in je drei quadratischen oder rechteckigen Feldern nebeneinander (Abb. 222a Fig. 1—10). Die beiden Mittelfelder zeigen durchweg je vier den Kanten aufgesetzte Bögen, die zum Teil samt der Fläche zu tiefen Kerben ausgemeißelt sind. Den Außenkanten der Seitenfelder ist je ein ebenso gearbeiteter Bogen aufgesetzt. Die Seitenfelder selbst sind nun verschieden gemustert, und zwar fast nur in „Grundmustern", nämlich dem Rechteck (Fig. 10), der Raute (Fig. 6, Fig. 10), dem von einer Diagonale durchzogenen Rechteck (Fig. 9), den doppelten Parallellinien (Fig. 1), dem Bogen (Fig. 1—10) und der Gräte (Fig. 2); von gleichartig abgewandelten kommt nur der Kreis vor (Fig. 8).

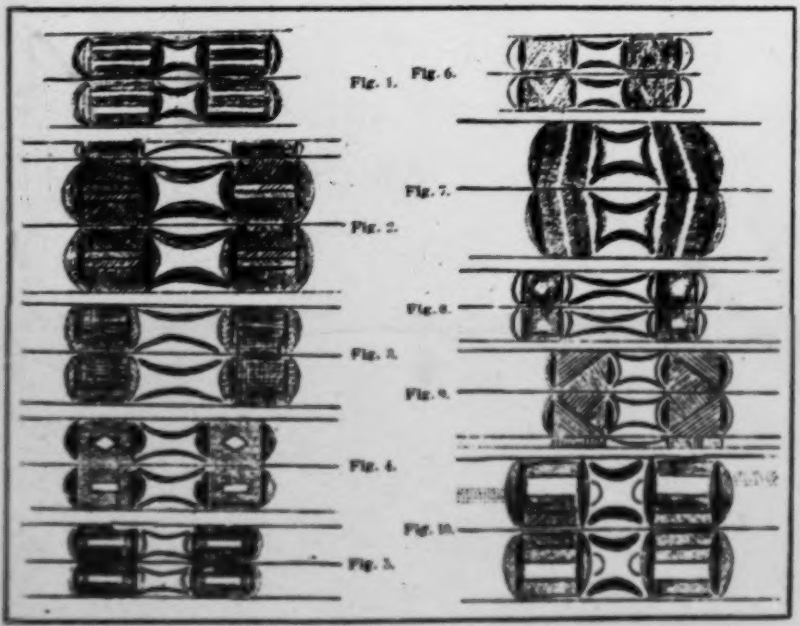


Abb. 222a. Verzierungen auf Mendaghalsringen.

Die Ornamente der Fußstulpe verhalten sich zu denen der Halsringe wie die Kerbschnitte zu den Rinden, das will sagen, sie zeigen entwickeltere Formen (Abb. 222 b Fig. 11—13). Auch Grundmuster kommen vor, aber nur in Zusammensetzung, so Bogen (hier *nkŏdo* = Biegung genannt) mit dem Dreieck (Fig. 11, 2), Bogen mit Gräte (Fig. 11, 1), Bogen und Parallellinien (Fig. 11, 4 u. 5), Gräte und Gräte (Fig. 11, 3), Spitzen mit Parallellinien (Fig. 13, 2), Dreieck und Rechteck.

Als neues Muster tritt auf der männliche Tausendfuß *(nŏm e ngŭgn)*, Fig. 13, 1, eine von Parallellinien gebildete doppelte Schleife, die sich zu der Fig. 11, 6, Fig. 12, *b* u. *d* weiterentwickelt, aber denselben Namen behält.

Bei den Schwertern (Abb. 223 Fig. 1—12) sind die Muster nur auf dem unteren Ende der Klinge angebracht und bedecken ein mehr oder weniger quadratisches Feld, das unmittelbar an den Griff anschließt. Nach der Anordnung der Muster in diesem Felde unterscheiden die Pangwe zwei Arten, bei der einen ist das Feld gleichmäßig über die ganze Fläche gemustert, bei der

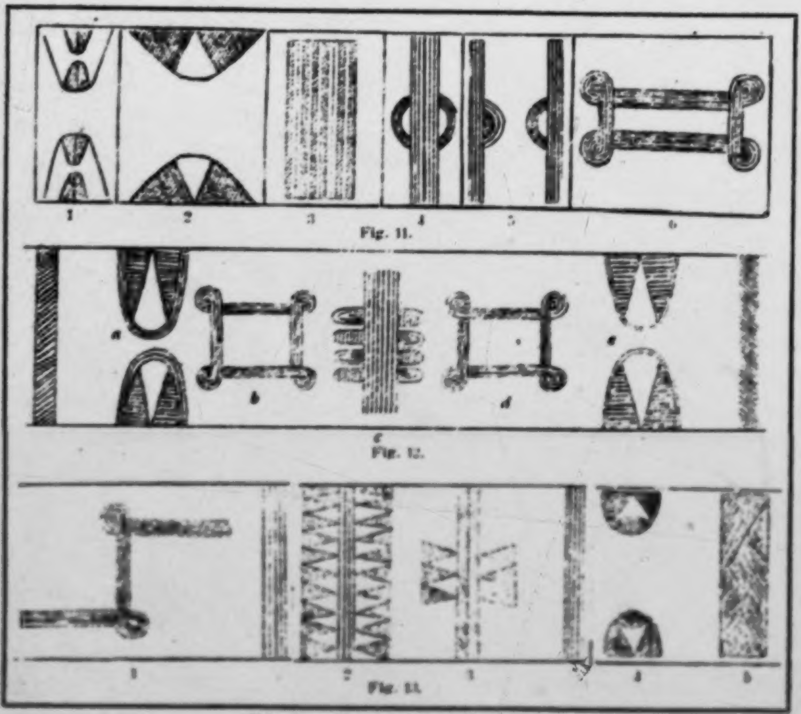


Abb. 222 b. Verzierungen auf Fußstulpen.

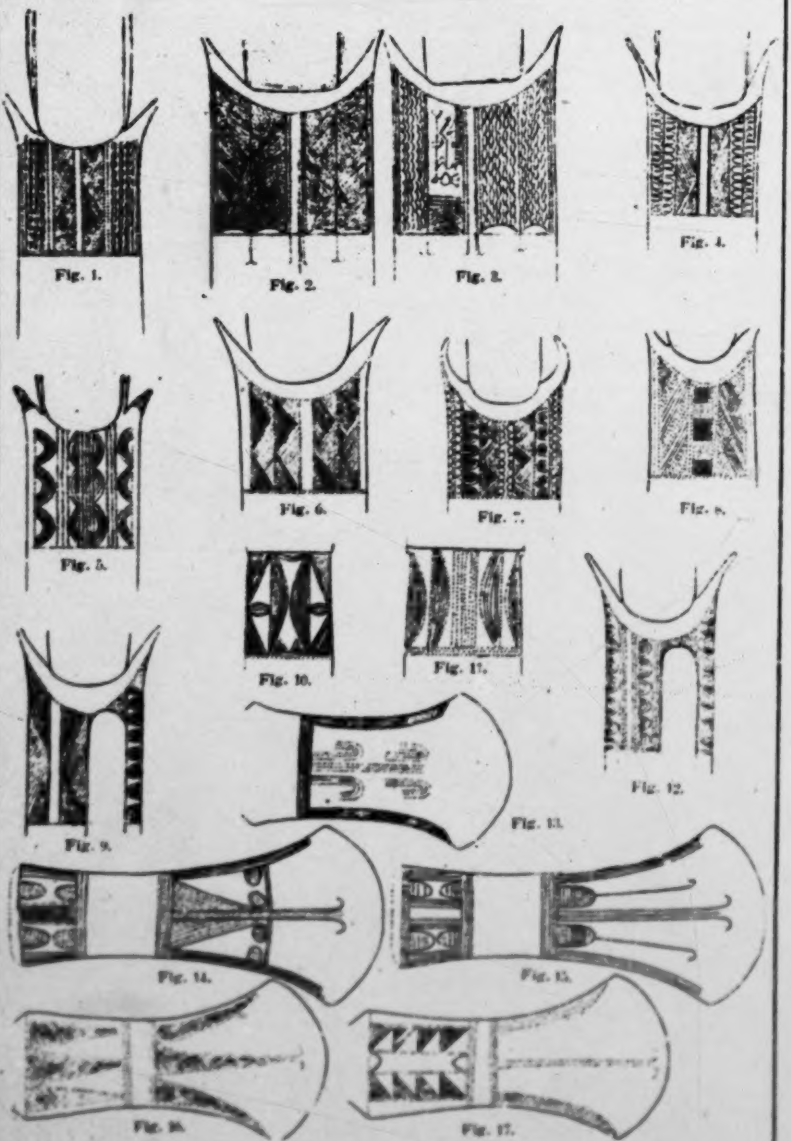


Fig. 1.
Fig. 2.
Fig. 3.
Fig. 4.
Fig. 5.
Fig. 6.
Fig. 7.
Fig. 8.
Fig. 9.
Fig. 10.
Fig. 11.
Fig. 12.
Fig. 13.
Fig. 14.
Fig. 15.
Fig. 16.
Fig. 17.

Abb. 228. Verzierungen auf Schwertern (Fig. 1–12) und Streitäxten (Fig. 13–17).

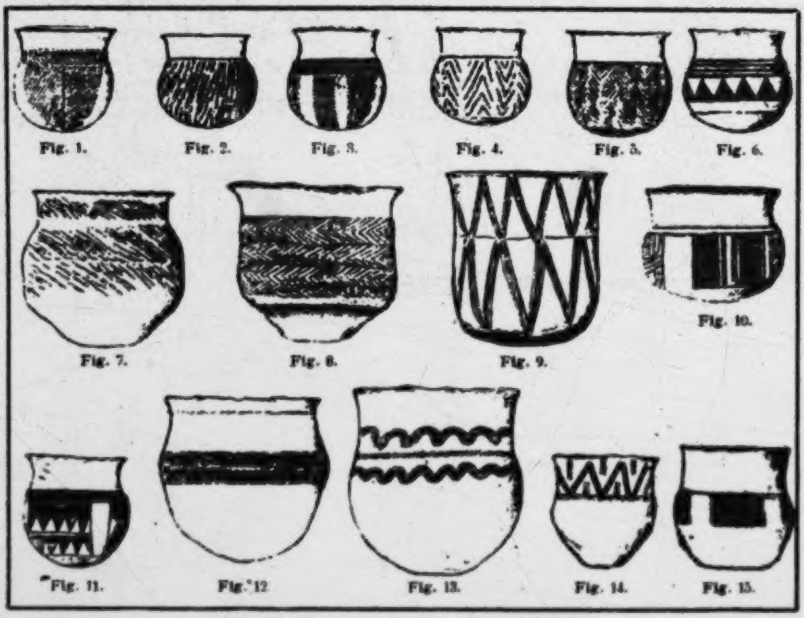


Fig. 1.
Fig. 2.
Fig. 3.
Fig. 4.
Fig. 5.
Fig. 6.
Fig. 7.
Fig. 8.
Fig. 9.
Fig. 10.
Fig. 11.
Fig. 12
Fig. 13.
Fig. 14.
Fig. 15.

Abb. 224. Topfmuster der Ntum, Fang und Mwai.

zweiten bleibt ein länglicher Ausschnitt davon frei (Fig. 9 u. 12), und zwar dadurch, daß die gewöhnlich vorhandene schmale Blutrinne nach einer Seite hin verbreitert ist.

Die Muster selbst sind fast nur Grundmuster in allerlei Zusammensetzungen.

Eine Auswahl von Mustern auf Streitaxtklingen zeigt Abb. 223 Fig. 13—17.

Anhangsweise ist die Verzierung der Messingscheiden für Schwerter und zweischneidige Messer zu erwähnen, deren Linien sich aus lauter kleinen Punzen zusammensetzen, die mit einem Eisen nach außen herausgetrieben sind (vgl. Abb. 141). Die Musterung besteht fast immer aus aneinandergereihten Halbmustern (in einer Diagonale geteilte Rechtecke), die wir von den Ziernarben her kennen.

Einen Begriff von der Ausbildung der Topfmuster gibt Abb. 224.

B. Zeichnen und Malen.

Die Zeichnungen werden besonders von Kindern oder halbwüchsigen Leuten außen an die Rindenwände der Häuser gekritzelt, seltener auf eigene Rindenstreifen, die an den Innenwänden der Versammlungshäuser angebracht werden.

Ihre Motive sind dem profanen Leben entnommen, und zwar vielfach einer fremden Kultur (Abb. 225). Am häufigsten sind Tabakspfeifen,

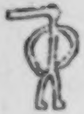


Fig. 1.

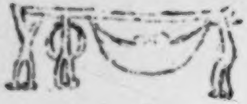


Fig. 2.

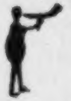


Fig. 4.

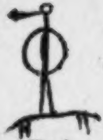


Fig. 3.

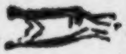


Fig. 10.

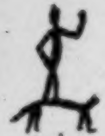


Fig. 6.

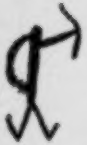


Fig. 7.

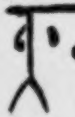


Fig. 5.

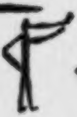


Fig. 8.

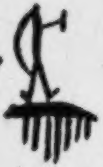


Fig. 9.

Fig. 11.

Fig. 12.

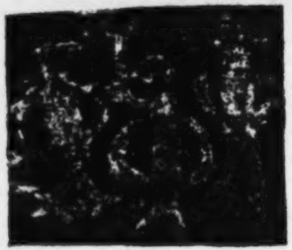


Fig. 13.

Fig. 14.

Abb. 25. Zeichnungen an Hauswänden (Fig. 1–10) und auf Rindenplatten (Fig. 11–14). Fig. 1, 3, 4 und 8. Mann mit Tabakspfeife. Fig. 2. Europäer wird in einer Hängematte getragen. Fig. 5 und 11. Mann mit Tabakspfeife zu Pferd. Fig. 6 und 9. Mann zu Pferd. Fig. 7. Mann mit einer Hundepeitsche. Fig. 10. Coitus. Fig. 12. Drei Leute und ein Tier (Chamaeleon?). Fig. 13. Leute. Fig. 14. Zug zweier Weißen zu Pferde, die von Soldaten begleitet werden.

rauchende Männer und Reiter vertreten. Letztere sind regelmäßig mit beiden Füßen à la Buffalo Bill auf die Pferde gestellt, diese selbst sind durchweg verzeichnet; sie könnten bald ebensogut zur Familie der Eidechsen gehören (Fig. 6), bald als Katze oder Tausendfuß (Fig. 9) bestimmt werden und sind, wenn es hoch kommt, mit einem langen, fischgrätenförmigen Schwanz (Fig. 11 u. 14) ausgerüstet, so daß man sofort auf die Vermutung kommt, der Künstler habe überhaupt noch nie ein Pferd gesehen. Bestärkt wird man darin, wenn man auch in den entlegensten Dörfern, von dessen Einwohnern gewiß noch keiner an der Küste gewesen war, Pferdezeichnungen in überwiegender Menge be-

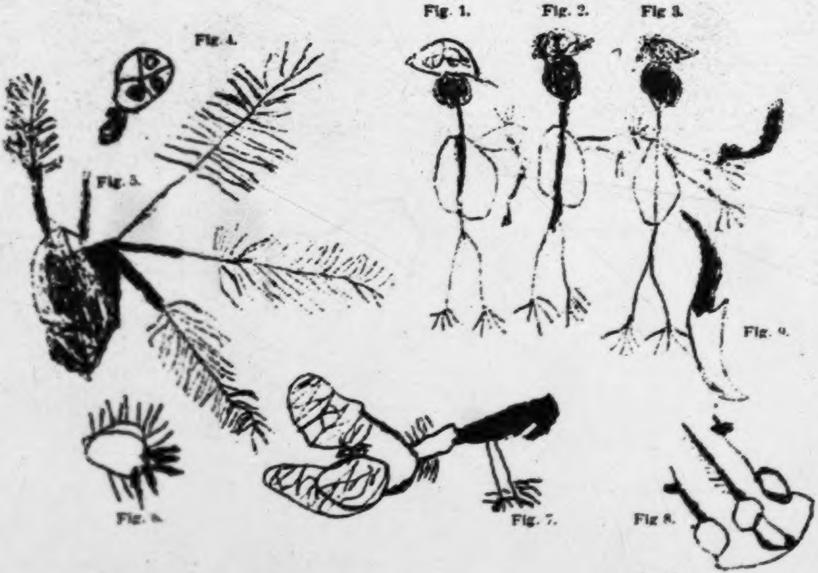


Fig. 1.
Fig. 2.
Fig. 3.
Fig. 4.
Fig. 5.
Fig. 9.
Fig. 6.
Fig. 7.
Fig. 8.

Abb. 226. Zeichnungen eines Dieners des Verfassers. Fig. 1—3 Verfasser, links mit Peitsche, rechts mit Spazierstock. Fig. 4 Taschenuhr des Verfassers. Fig. 5 Raphiapalme. Fig. 6 Quastenstachler. Fig. 7 Mann auf einem Zweirad. Fig. 8 Schlüsselbund des Verfassers. Fig. 9 Europäische Kneifzange.

obachtet. Es ist daher wahrscheinlich, daß die Vorfahren der heutigen Zeichner in früheren Zeiten, als die Pangwe noch nicht ihre heutigen Wohnsitze eingenommen hatten, bei den Reitervölkern Adamauas oder anderen afrikanischen Völkern Pferde gesehen und die Kenntnis dieses Tieres durch Bilder, die immer wieder nachgezeichnet wurden, ihren Nachkommen überliefert haben.

In Dörfern, die von der europäischen Kultur beleckt wurden, hauptsächlich in solchen, die an Karawanenstraßen liegen, finden wir häufig Europäer — oft entsprechend ihrer Körperfarbe weiß gemalt — dargestellt, teils allein, teils in einer Hängematte getragen und von Dienern begleitet, teils auf einem Pferde, den Soldaten, die durch rote Kappen hervorgehoben sind, voranreitend. Dabei sind die Beine des Reiters, ähnlich wie auf Zeichnungen unserer Kinder hinter dem Tiere gemalt (Fig. 14).

Sonst sind noch Leute mit Speeren oder Gewehren häufig dargestellt, aber damit sind die künstlerischen Gedanken ziemlich erschöpft; Haustiere oder wilde Tiere sieht man sehr selten, Pflanzen gar nicht, von Geräten nur sehr auffallende (z. B. das große Schmiedeeisen) gezeichnet, und das Meiste ist überhaupt Gekritzel, bei dem sich wohl nur der Urheber, und vielleicht auch der nicht immer, etwas gedacht hat. Obszöne Bilder, wie Fig. 10 Abb. 225, sind eine große

Seltenheit, bei den meisten dargestellten Personen sind sogar die Geschlechtsteile ganz weggelassen. Der Bilderbogen, den mir mein schwarzer Junge zum Abschied überreichte, und den er auch mit meinem Bildnis geschmückt hat (Abb. 226), ist nur für die „moderne Kunstrichtung" und vielleicht noch für die allgemeine Auffassungsgabe der Eingeborenen bezeichnend, hat sonst aber keinen ethnographischen Wert, da eine solche Schöpfung unbeeinflußt nie entstanden wäre.

C. Plastik.

Die Plastik wurzelt noch fast ganz in der Religion und erhält ihre Motive daher aus dem Vorstellungskreise der Ahnenverehrung und der großen Kulte.

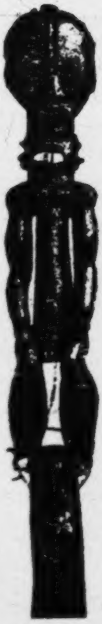


Abb. 227. Ende eines Häuptlingsstockes mit menschlicher Figur.

Die Ahnenfiguren sind aus Holz geschnitzte Köpfe oder Vollfiguren im afrikanischen Stil, d. h. mit einer stets wiederkehrenden Ausdruckslosigkeit, die mir bei aller Oberflächlichkeit der Formengebung doch eine gewisse liebenswürdige Naivität und einen stillen Humor widerzuspiegeln scheint. Das kommt in den kalten Museumsschränken freilich kaum zur Geltung, wohl aber in ihrer heimischen Umgebung, zumal wenn die Eingeborenen sie bei den Kultfesten herumtragen und tanzen lassen. Jedenfalls tragen sie nie die verzerrten tierischen Züge, die die papuanische Kunst auszeichnen.

Eine auffallende Ausnahme von den aus einem Stück geschnitzten gewöhnlichen Ahnenfiguren bilden die großen Figuren für Ahnenverehrungsfeste mit angesetzten Armen, die etwas beweglich sind, Beinen und Geschlechtsteilen.

Den Ahnenfiguren schließen sich mit wahrscheinlich ursprünglich religiöser Bedeutung an: menschliche Figuren auf den Enden mancher Häuptlingsstöcke (Abb. 227), dann menschliche Köpfe an dem Mittelpfeiler und an den Ruhebankpfosten der Versammlungshäuser, an den Harfen und am Kastenmirliton, rein profan ist dagegen wohl die Schnitzerei am Gedächtnisspiel, das an einem Ende in einen Kopf ausläuft, ebenso vielleicht die Tierdarstellungen an den Versammlungshauspfosten (z. B. Leopard, der ein Schwein in den Schwanz beißt).

Rein religiöser Bedeutung sind die Masken für den Mondkult und die Lehmfiguren der Kulte, und namentlich in den letzteren erhebt sich die Plastik zu Leistungen bedeutender, man könnte sagen, monumentaler Größe, einer Größe im eigentlichen materiellen Sinne des Wortes (ich sah Figuren von 8 m Länge) sowohl wie in der packenden Wiedergabe des in ihnen symbolisch zum Ausdruck kommenden Gedankens.

116

116 **TEXTS--a full set of pages from each processed source, arranged in page *order, as a means of establishing* the context for any particular slip. Sets are arranged in the numerical order of the sources. See also:**

Literary texts 539

000

The Fang Peoples, an Ethnographic Monograph on a West African Negro Group

[Die Pangwe, Völkerkundliche Monographie eines westafrikanischen Negerstammes]

by Günter Tessmann

Berlin: 1913
Ernst Wasmuth A.-G.

Volume Two

Translated from the German by Richard Neuse

Human Relations Area Files

1960

[Title page]

000

Table of Contents

Page

[Sections 10, 11, and 12 not translated.]

Section 13. Medicine 1

Section 14. Soothsaying and Science 72

[Sections 15 and 16 not translated.]

Section 17. Weapons and Warfare 90

Section 18. Sexual Life 102

Section 19. Childhood and Games 138

List of Illustrations

Fig. Page
50. Shirt for Mixers of Poisons 8
51. Brass Container for Poison, Manjúmu 8
(Ojek Family)
52. Magic Medicine of a Sõ Thrower, i.e., a Sorcerer or Poisoner 10
53. Underground Chamber of a Mekuk Sorcerer 14
54. Medicine for Wealth 15
55. Love Medicine, Engongeschok 26
56. Love Medicine Festival in Ebäaɪgon (Esseng Family) 26
57. Washing the Forehead at the Love Medicine Festival 27
58. Love Medicine Festival in Ebäaɪgon (Esseng Family) 29
59. Love Medicine of the Wood of Nonodora temuifolia 30
60. Love Medicine of Lianas 32
61. Love Medicine, Horn of the Dwarf Antelope 33
62. Fang Medicines 33
63. Leper in front of his Hut, Bébai (Esseng Family), Southern Cameroons . . . 43
64. Medicine on Trees, Bébai (Esseng Family), South Cameroons 87
[Figs. 65-76 are in sections not translated.]
77. Containers for Rifle Charges or Powder . . . 93
78. Shoulder Bag made of Pineapple Fibers . . . 94
79. Spears 96
80. Swords and Sheath of Brass 97
81 and 82. Fang Chopper Sheath and Battle-ax. . 98
83. Shield of Buffalo Hide. 99
84. Wooden Shield 101
85. Medicines for Virility 123

ctb

List of Illustrations (cont'd)

Fig. Page

86. Whizzers 157
87. Boy about Seven Carrying a Child 160
88. Little Boy Five to Seven Years Old Essauong Family), Spanish Guinea 161
89. Stilt-walker in Alén (Epfak Family), Spanish Guinea 167
90. Child's War Rifle of Plantain Leafstalk . . . 168
91. Child's Sword of Raffia Pith, in Bark Sheath 168
92. Child's Hunting Rifle made of Wood 168
93. Child's Crossbow (Drawn) 168
94. Toy Bow and Arrow 169
95. Draw Trap for Horseflies (Toy). 169
96. Toy Hide Drum 169
97. Device of Raffia Pith for Detonating Powder (Toy) 169
98. Doll of Plantain Pith 173
99. Children's Slingshot 173
100. Puppet Game 173
101. Device for Communicating at a Distance (Children's Game) 173
102. Tops made of Snail Shells 173
103. Tops made of the Fruit of Sarcophrynium velutinum 173
104. Skittles with Spinning Tops made of Snail Shell 175
105. Figure Made by Children from a Leaf. . . . 180
106. Figure Braided from a Sarcophrynium Stalk 180
107. Birds Made by Children from Raffia Pith. . . 180
108. Patience Game with Bow and Two Strings . . 180
109. Solution of the Patience Game with Two-stringed Bow 180

Fig. Page
110. Patience Game using Monitor Lizard Skin and a String with Oil Palm Nuts 181
111. Patience Game using Pentaclethra Seed . . . 181
112. Stick with Pieces of Raffia used in Memory Game of the Dwarf Antelope . . . 185
113. Memory Game, Nkuk-Ondüle, made of Wood, Southern Ntum Region 186
114. Two Sections of the Memory Game, Nkuk-Ondüle 186
115. Stone Game, made with Raffia Stalks and Wooden Legs, Jaunde 190
116. Stone Game, made of Wood, Southern Pangwe Region 190
117. Playing Disk and Counters for the Game of Chance 196
118. Fang People at a Wrestling Match in Alén (Essauong Family) 199

List of Plates

Plate opposite page
25. Fang with a "Cover" on his Toe 59
26. Chief of Nschüggebot (Ojek Family), Spanish Guinea 91
27. Woman from Alén (Essauong Family) with a Child 162
28. Children Playing Skittles with Spinning Tops, Ntum Region 178

/143/ Section 13

Medicine

000

General observations: concept of medicine. -- Medicine men. -- Specialists. -- Remuneration of medicine men. -- Social status of medicine men.

1. Medicines used in sorcery. Sorcery and poisoning. The principal medicine *nschu*, its composition (white, red, black *nschu*), preparation, properties, use. -- Frequency of deaths by poison. -- Effects of *nschu*. -- Preventives and antidotes. -- *Sŏ*-throwing, preventives for *sŏ*-throwing.
2. Medicine to bring luck and ward off misfortune. General observations. -- Medicines for acquiring wealth. -- Mekuk medicines (how obtained, use of the medicines of sorcery, danger, preservation of the skulls, their care, stories of the mekuk). -- Other medicines for wealth. -- Ceremony under the *Copaifera*, reference to a tale. Homosexual intercourse as a medicine for wealth. -- Medicines for influence. -- Love medicines, great love medicine *engongeschok* (preparation, elephant tusk medicine, frame; 1) first festive day, dance and purification of the forehead, grove of love, tree of love, fumigation, punishment of the skulls; 2) second festive day, ablution, civet skin dance, final celebration). -- Minor love potions (their explanation), shot medicines, the war medicine *angunga*, other medicines for good luck, medicines to ward off misfortune.

000 3. Medicines for cult sicknesses. -- General observations about cult sicknesses. -- Treatment of a Bokung patient, treatment of a Ngi patient.

4. Knowledge of healing. Unrecognized ailments. -- Recognized external ailments, recognized internal ailments, parasites. -- Origin of illness through sorcery, cult powers (invocation of these), and contagion. -- Leprosy, elephantiasis of the testicles, a serious form of diarrhea, frambesia, elephantiasis of the legs, running sores, blood tumors, gonorrhea, swelling of the inguinal gland, eczema, scabies, ringworm, herpes, foot eruptions, epilepsy. -- Medicines for other diseases (backache, heart diseases, etc.), eye inflammations, eye worms, sand fleas. -- Remedies for vomiting and diarrhea, laxatives. -- Poisoning from scorpions, spiny-finned sheatfish, wasps. -- Treatment of external wounds (bullet wounds, stab wounds, burns). -- Sprains and fractures, growths. -- Bandages.

5. Food taboos. Various types. -- List of all animals with indication as to which are never eaten, which are taboo, and which are not taboo. -- A. Mammals. B. Birds. C. Reptiles. D. Amphibians. E. Fish. F. Lower Animals. -- Forbidden plant foods. Reasons for prohibitions are of a religious nature, based on the fear of transference of the food's characteristics to the eater or based on dietary experiences with the particular food. Breaches of the taboos and medicines for them. -- Reasons why certain animals are never eaten or are forbidden to all. -- Reasons for temporary dietary taboos.

129 I am using the concept "medicine" in the sense used by the Pangwe /Ed., the author uses Pangwe [Fang] as the name for a group of tribes in which the Fang are one tribe; the others are the Eton, Mwele [Mvele], Jaunde [Yaunde], Bene [Bane], Bulu, Ntum, Mwai [Mvae], and Mokuk (Oschüeba)/, who have a much broader conception of it than we do and unite under the term biăn, "medicine," various things which we are accustomed to separate, namely, charms, means for bringing luck and avoiding misfortune, remedies for cult sicknesses, and healing remedies in our sense of the term. In addition, I shall include the food taboos (eki̅).

759 The knowledge of medicines is fairly widespread among the Pangwe. Each Pangwe man -- and /144/ even each Pangwe woman -- is familiar with half a dozen or at least a few. However, only a person who is an extraordinarily good observer, who does not stay at home as does the average Pangwe, and who has gained experience and knowledge is designated as a medicine man, ngĕngăn I. As was observed in an earlier section /Ed., Vol. I, Section 8/, extreme specialization of all knowledge and skills is found among the Pangwe. This is no less the case with medicines. One man may be familiar with cult medicines, another with ewu medicines; others specialize in the opening of corpses for the detection of ewu, still others specialize in skin diseases, etc. Within these areas specialization goes still farther. Individual medicine men may be specialists for a particular disease (e.g., leprosy) or for a particular method of treating this disease. Such a specialist is called ngĕngăn. He is frequently sought from a great distance by patients who do not have a specialist for their case or one of sufficient repute in their own villages.

424
759
961 Medical knowledge is not guarded as a legacy in certain families, but is the property of individuals and is imparted to others by the expert in return for cash payment. This is a business deal of such great importance that a father seldom or never instructs his own son in medical knowledge, as he could not accept much payment from him -- particularly since it is in a sense a matter of his own money -- and he would not do it for nothing

424 because, in spite of the great love for children, in spite of the
759 intimate relationship between father and son, the Negro is simply
461 not able to endure the effort of working unless the prospect of
payment is constantly before his eyes. The price for strangers,
[435] to be paid in advance, is 100 spears or a small sheep, in return
for which the medicine man will teach his pupil all the cures
that he knows.

The medicine men do not have any special social status,
759 authority, or influence. In general, they are regarded only as
554 experienced and skillful persons (ako'n, i.e., "skillful"). Only
754 those among them who know the medicines of sorcery and give
this knowledge to others (including the cult leaders who, by
means of a magic medicine, give the cult figures the power to
practice sorcery) are feared, and rightly so, because one suspects
that with the help of these "medicines" they may practice sorcery,
i.e., kill other people, at any time.

1. Medicines for Sorcery

We have seen in the previous chapter /Ed., not translated/
754 that the sources of belief in sorcery are to be sought in the need
[753] to assign causes for unrecognized internal ailments, particularly
malaria and poisoning. Because of the similarity of their symptoms, these two cannot be distinguished by European outsiders,/145/ and even the native inhabitants for the most part find it impossible. At the moment, therefore, it is not possible to obtain a clear picture of these things. It is certain that the Negroes know how to get someone out of the way with poison and that they mix poison with the conscious intention of killing, but it is uncertain to what extent they are conscious of the physiological effects of poison in our sense. As far as I could observe, a generally mystical view of these matters still prevails. All poisoning, just like all internal illness, is sorcery, and all sorcery is the mystical operation of the physical being, detached from the body, that finds its strength in its ewu which has been developed through medicine (see Section 12) /Ed., not translated/. If someone wishes to kill a person

154 or to make him ill, he prepares a medicine which serves to strengthen his ewu and, at the same time to stimulate it anew and in a particular way for the occasion to point out the direction of the victim and to provide the power for the sorcery. In this way also, the cult figures were transformed by a medicine into active magical beings. From the sequence of medicine, ewu, object of the sorcery, the ewu was later omitted, so only the direct effect of the medicine on the object remains. Thus, instead of killing through sorcery, we have direct poisoning. Among the Pangwe these things are as yet still confused. Only among the Jaunde does there appear to be the beginning of a separation between the two, inasmuch as they do not unquestioningly surrender to their fate, but instead attempt to investigate the poisoning and to find and punish the murderer. In so doing, however, barely escaping this Charybdis, they are caught on the Scylla of legal murder: in view of the difficulty of finding the culprit, they proceed in a [442] very summary manner. If, for example, a chief dies, presumably poisoned by one of his wives, all of them or at least very many of them will be punished by death.

154 218 The most common sorcerous medicine used for poisoning is nsỹ, with which we are already acquainted as a medicine for giving power to the cult figures. It is prepared in three different ways, as white, red and black nsỹ. As a rule, all three contain toad poison. In addition, the white one usually contains:

1. fine, sharp-edged splinters of grated cowry shells, mica (ebāb e dyōb, "scales of heaven"), or glass;

2. skull bones of a man who has been dead for a month and who must have died on the same day that he was taken ill;

[125] 3. toad, Bufo superciliaris Bigr. (mvyāh) dried and grated;

4. lizard, Lygosoma fernandi Burt. (ebō'makdādī), prepared in the same way (see "Religion" /Ed., not translated/):/146/

5. the poisonous roots of the Dioscorea macroura Harms (dzok IV), dried over a fire and grated;

6. poisonous hairs of the Leguminosa Mucuna pruriens D.C. (akyān' elyāb', that is, leaves from the Sso, e.g., leaves of death); at times also

7. scraped and charred rind of the Leguminosa Detarium macrocarpum Harms (emāk), with whose symbolic significance

759 278 we are already familiar.

Another mixture consisted of ground mica, a toad, and ground snake fangs.

The red *nlą̃* usually contains:

1. *Lygosoma fernandi* Burt. (see above);
2. a red crab from the forest (*nkŏdĕle kĭdŏ*) (1); [825]

1. The animal is supposed to make a sound that is reproduced by *kę̄ kę̄*.

3. a kind of scorpion (*mīnĕ*), ground;
4. a chameleon, ground;
5. *Mucuna pruriens* D.C. (see above).

The black *nlą̃* contains:

1. *ngō-akǫ̆k* or *ekǭl-akǫ̆k*, fungus soil dried and ground;

2. *akǫ̆n*, a fungus growth that lives under water, which is supposed to be very poisonous;

[82?] 3. *nlŏko ngŏŋ*, a centipede which is greatly feared because of its poison.

The preparation of *nlą̃* is carried out in the most ingenious manner by expert medicine men. For this purpose, the men sew [287] for themselves a special suit made of the bark of the *ondǫ̃m* tree [292] (Fig. 50). This suit resembles a long shirt and leaves only the head and hands exposed; these parts of the body are then rubbed [82?] with an extract of *Heckeria subpeltata* (Wild.) Kunth (*abǫ̃mădăɲ*), [759] principally in order to protect them against the very poisonous hairs of the Mucuna that fly about. With this preparation, the poison mixers proceed to pound the dried components in a pot and and to mix them by stirring. For this purpose they use a long stick so that they can stay as far away as possible from the poisonous mixture. Indeed, they go even further and call upon old leprous [734] persons to collect and pour the poison into little horns or bags [159] (Fig. 51), since in their case it would not matter if in the process they were to become sick or even die.

The finished mixture is a bone-dry and extremely fine
754 powder. It is not immediately put to use, but first tried out on
278 dogs. By leaving out certain ingredients, such as the Mucuna hairs, or by means of other combinations, the poison mixers -- so various informants emphatically affirm -- are able to shorten or lengthen the victim's period of suffering at will or to produce only illness without fatal results. /147/

The medicine sold by the medicine men (because of its tendency to decompose rather rapidly, it does not keep very long) is used in the following ways. Either it is mixed with the food or sprinkled on the head of the bed or the floor -- merely inhaling the stuff, it is said, produces severe illness. Otherwise it is buried near the surface where the victim usually sits. The Ntum, furthermore, mix the poison with the pulverized resin of Albizzia
[9:4] fastigiata Oliv. (ebl'ime) and then place in it for five days the
[911] pieces of iron with which they load their rifles.

Concerning the frequency of secret murder by "sorcery" or
754 murder by poisoning, Europeans certainly have no accurate
674 /Fig. 50 appears here in the original text/ conception, since without further ado we tend to ascribe deaths in the unhealthy regions of tropical Africa to malaria. At the same time, the importance, even for us, of investigating this matter precisely is demonstrated by the following fact. In the small Campo region (disregarding the coastal strip), which has been visited by Whites only in the last few years, no less than six merchants have been poisoned within this short period of time, attempts were made to poison two others.

The effects of the medicine of sorcery, whenever it is a question of poisoning in our /Fig. 51 appears here in the original text/ sense of the term, for instance, poisoning food, depend on its composition. According to descriptions, it produces either terrible pains in the abdomen, as though "fire were penetrating the bowels," or the symptoms are those of blackwater fever, among others, dark urine, or it produces paralysis; thus, there is a great variety of effects so that correct diagnosis is extraordinarily difficult.

278 If someone believes he has been poisoned or exposed to
757 poisoning, he employs special antidotes concerning whose value

[Text continued on page 9]

292
287
754

/147/

Fig. 50. Shirt for Mixers of Poisons, Akonangi (Emendun Family), Ntum.

415
278

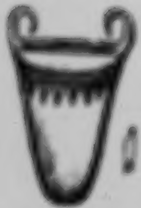


Fig. 51. Brass Container for Poison, Mandämu (Ojek Family).

278 I am, of course, unable to judge. /148/

757 In the class of preventives are the leaves of *Phyllanthus gracilipes* Pax (*esǎ̂ elǐ*), which are eaten whole or ground. As [751] an antidote for poison in food, the Jaunde use the *Corynanthe pachyceras* K. Sch. (*evě*) and the *Sida acuta* L. var. *carpinifolia* K. Schum. (*sǐkǐm* IV), the leaves being ground and eaten. In the Fang region a medicine consisting of the following ingredients is used:

1. *Heckeria subpeltata* (Wild) Kunth (*abǐ'mědzǎ'n*), the leaves or stalks ground;
2. ripe bananas (*adǐše*) cut in pieces;
3. *Sterculia tragacantha* Lindl. (*edzō'le*), bark scraped off;
4. *Pachylobus macrophyllus* Oliv. (*andōlǒ'm*), bark scraped off;
5. *Abrus pulchellus* Wall. (*ozězǒge* III, *eloenǒ̂*, "herb to counteract *nǒ̂*"), leaves ground;
6. *Desplatsia dewevrei* De Wild et Burt. (*afǒnǒ̂*), bark scraped off.

These six ingredients are placed in water, and then the extract is drunk. As an antidote for poisoned bullets, the first three of the above are mixed together, and the mixture is eaten dry.

A further use of *nǒ̂* is called *zō̂*, from *zǒ*, "leopard," be- 759 cause the whiskers of the leopard are used for it. Just as the leopard tracks its victim /Fig. 52 appears here in the original text/ by means of its whiskers and then treacherously pounces on it, the *nǒ̂* thrower wants the same effect. A piece of such a whisker about half a centimeter long is drawn through a fruit of the umbrella tree, *Musanga smithii* R. Br. (*asǒ'n*), Figure 52, to form a small missile which is dipped in the magic medicine and then hurled at the opponent. If it hits the opponent's skin, he is supposed to get sick and die within three to six days. I myself once had an experiment performed with this "poisoning" -- something I felt justified in doing in view of the natives' conviction concerning its purely mystical effectiveness. Naturally the experiment was unsuccessful. Meanwhile, this did not disconcert my informant; he thought that perhaps the medicine he had been given was not the right one. Aside from being put on whiskers, [674] *nǒ̂* is also sprinkled on darts which are shot from ambush when the

754 enemy happens to be dancing with other people at some festivity
674 and in the general excitement does not notice when the missile hits him.

As a preventive against *zŏ*, a medicine is recommended
754 which consists of:
751
278
1. *Albizzia fastigiata* (E. Mey.) Oliv. (*sǒ'ne*), ground resin;
2. *Musanga smithii* R. Br., ground involucral leaf (it is slippery): /149/
3. *Pouzolzia guineensis* Benth, Urticacea (*mbǒaně* III), its leaves ground;

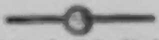


Fig. 52. Magic Medicine of a Sŏ Thrower, i.e., a Sorcerer or Poisoner.

4. *Heckeria subpeltata* (Wild) Kunth. (*abǒ'mědzǎ'n*), stalk scraped off;
5. *Corynanthe pachyceras* K. Sch. (*eyě*), its leaves ground;
6. an unidentifiable Euphorbiacea (*ayǒ*), its leaves ground.

This medicine is added to the red wood which is smeared on
[322] the body as a festive decoration.

2. Medicines for Acquiring Luck and Warding Off Misfortune

777
751 I combine these apparently different medicines because there is a number of them that serve both purposes, the acquisition of good fortune and protection against misfortune. Medicines for warfare, for instance, give one unerring aim as well as protection against bullets. The majority, to be sure, are specific means for obtaining luck or warding off misfortune. The Pangwe designate them as *biǎŋ* because they are intended to guard against an illness, for he conceives misfortune or the endangering of his good fortune as an illness. We shall do best to take over this conception and to call these devices "medicines." The medicines for good luck are supposed to bring, above all, wealth and good fortune in love, shooting, setting traps, catching fish, and wrestling. The medicines for wealth (*biǎŋ akǔ'ma*) are based in part on the

777 conceptions developed in connection with the veneration of
751 ancestors, concerning the influence of the ancestors, who live
where Nsambe does, on the terrestrial well-being of their
754 descendants., The most important of the medicines for wealth,
777 atum or aseb, that is, the Mekuk medicine, is based on the ideas
of sorcery which I discussed in the previous section /Ed., not
translated/. The skulls needed for the ancestor cult are not in
[169] this case those from relatives who died a natural death, but from
those who were murdered secretly by sorcery (poisoning). Each
biăʌ akŭ'ma, therefore, is a nsŏm, a sin. The murder victims,
[826] or rather, their souls, are called mekŭk (1). A person who keeps
the skulls in order to acquire wealth is called e mŏde a bĕlĕ
mekŭk (= e mŏde a n'a mekŭk), that is, the man who has the
Mekuk. I have known a Mekuk man who had no less than ten
skulls of his murdered relatives in his house. In addition, the
Mekuk man possesses magical devices which he sells on request
together with the skulls in exchange for an excessive payment from
people who themselves want to become Mekuk men. The latter
are of course only sorcerers, that is, people who -- as was said
in Section 12 /Ed., not translated/ -- receive the power to
practice sorcery in their youth through a medicine, but who perhaps
until then had not yet used their power and now want to train
themselves in the specialized field of Mekuk medicine. For this
purpose, their teacher demands that they murder a close relative,
usually a father or mother, and bring him the skull. He himself
will give them in exchange an older /150/ skull from his own
collection and in addition frequently the back bones. The first
[608] skull of a Mekuk collection is therefore one of a stranger and has
already been effective as a medicine. It is not an actual ancestral

---

1. Etymologically related to nkŭk, "upper part of the body." Perhaps we have here an intentional circumlocution, because the Pangwe like to avoid the real designation for their mesŏm (sins).

754 777 [608] skull, but may be regarded as such because all the Mekuk people enter into a kind of kinship relation with one another and the skull medicine that has been effective for one will likewise be successful for the others. In this way the new Mekuk man is able to go on murdering and chooses his victims from among his closest relatives, older brothers, sisters, brothers-in-law, uncles, etc., in order to become rich through the mediation of the souls of his victims who do not suspect that the sorcery (or poison) of their dear relative made possible their sudden reunion with Nsambe. Wealth acquired in this way naturally also includes the inheritance which is thereby more speedily obtained. The effect of the magical medicine is described in the following manner. The Mekuk man places the medicine in a cloth and offers this to his brother, for instance. If the brother has "sense," he may say: "Oh, formerly you used to buy many pieces of cloth and gave none of them to me! What's the idea of this piece of cloth now? I don't want it!" Then the Mekuk man himself becomes ill. The Mekuk man may offer his hand to his brother when he returns from a journey, having first sprinkled a medicine into it. Most frequently, however, the medicine is given to a cock which, according to one informant, has its tail feathers plucked out; the cock is then given as a present to a relative home from a journey. If the relative eats the animal, he is supposed to die, but if he refuses it or secretly throws the animal away, the Mekuk man will become ill and die. In still other cases, the medicine is poured into a tobacco pipe, bush salt, or food. Whether any of this has a physiological effect or not must remain undecided, as I have already said on pages 3 and 4.

Even the Mekuk sorcerer believes that a failure of his attempt would result in his death, as we saw in Section 12 /Ed., not translated/ in the case of the wicked sorcerers. It is evidently assumed that if the person attacked notices that he is an intended victim, he himself goes over to the attack and on his part tries to get rid of the enemy. That is to say, according to the Pangwe conception, he sends his sorcery against that of the attacker. It is certain that this belief considerably limits the number of relatives murdered.

757 777 It is not the bark container known to us from Malan that is used to keep the Mekuk skulls, but rather a chamber dug under the floor of the house (Fig. 53). I saw a bark box used only once, placed on tall props reaching almost to the roof. The chest is divided into two sections by means of a dip in the bottom, and it is carefully leveled and smeared with red wood (hence, the name atum from atúm, "section, /151/ /Fig. 53 appears here in the original text/ room," which refers to the entire medicine); it is covered up by a piece of bark and a thin layer of dirt and thus remains hidden from strangers' eyes. Frequently a chest is placed over it also, or the little underground chamber is located under a bed. On the step-like raised part the medicines (b) are kept inside a circle made of plantain pieces (a); these medicines include nki, above all, and furthermore bark scraped off the Passifloraceae [778] Ophiocaulon cissampeloides Hook f. and Adenia lobata (Jacq.) Engl. (undóndóle a ndzih) (1), leaves of evólóme or ayóle-beyo, important because of the nodules in the leaves which make them look perforated like the ewu of a dead magician, and other things. Below the step the skulls (c) are set up in a semicircle so that they face the medicine.

[769] The skulls are cared for in a manner similar to the customary manner of treating the Malan skulls. Unlike the latter, they are not served food every day, but nevertheless frequently; sometimes chickens are slaughtered for them, and they are bathed in chicken blood and have chicken meat set before them.

[754] This medicine, which is unknown in the northern region (Jaunde), is quite widespread among the Fang and is the subject of many tales and stories which make all light men /Ed., men with light skin color?/ break out in a cold sweat. My boys were so excited by the [152] stories that they maintained they could not sleep if they kept thinking of these hideous Mekuk. Thus it is told, among other things, that the Mekuk walk up and down in their little room at night and make a hullabaloo or even come out of their room and thrash

---

1. Also used as fish poison (see Vol. I, p. 83).

754
777
[illegible]

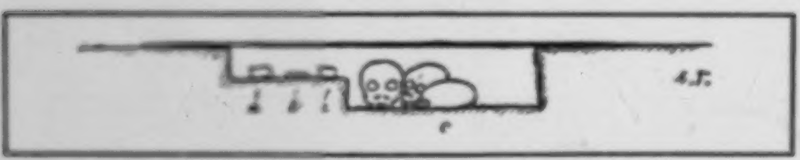


Fig. 53. Underground Chamber of a Mekuk Sorcerer,
Cross-section.

(a) Circle made of plantain pieces, (b) magic medicines, (c) skulls of murdered relatives.

the Mekuk man's house companions in their sleep, so that they wake up the next day completely beaten up. They are also supposed to steal money and goods in order to take them to the Mekuk man. In short, the Mekuk stories remind one of the experiences of the man who wanted to learn to be afraid /Ed., in one of Grimm's fairy tales/.

777 Other medicines for wealth that utilize the power of the souls
are more innocent; they do not require the murder of relatives nor
care of the skulls. Instead, their powers are derived from the
[illegible] habitation of the souls, the Copaifera tessmannii Harms (oyǒm).
The Mekuk skulls must be included only in the event the medicine
man already possesses some. The procedure as a rule is as follows.
The father of the person concerned goes with a medicine man, /182/
and both clear an area under a large Copaifera. Then a leaf vessel
filled with water is set up, and into this some of the bark of the
[illegible] Copaifera is scraped nine times (three times three); furthermore a
stone from the stomach of the crocodile is placed in it if one is
available. A peculiar test of the worthiness of the young man is
now given. Various objects are placed together in three piles: on
[illegible] the first are placed steamed cassava (women's food) and a basket
[illegible] (ebg ža) carried only by old women because it has a small capacity;
on the second, a rifle, a bundle of vegetables (ngon) with fish,
brass ornaments, cowrie shells, and a piece of cloth, all of which
are things that delight young people; on the third pile is placed
[illegible] a fly swatter (implement of the chiefs), a foot ring made of ivory,
[illegible] and a boiled chicken, in other words, such things as are allotted to
chiefs. Now the young man is brought to the piles. "If he has
sense,"[5] he will go to the last pile and consume the chicken. In this

777 case he has successfully passed the test, is washed with the water from the leaf vessel, and receives the crocodile's stone (Fig. 54) which will help him in the future to become a great chief and very wealthy. If he goes to the pile on which the things for young people are heaped, he will become a philanderer, and as such he will waste his money and come to nought. If he should go to the first pile, he is sure to become insane.

777 538 Many tales portray the effects of medicines for wealth which Essamniamaböge makes for one of his sons, usually Ekute E., who has sought him out in the land of the spirits. Here, too, a place is always cleared under a Copaifera, and Essamniamaböge then has an entire miniature villag[illegible] up, with many huts or other things to symbolize the treasures that can be expected. In addition, Essamniamaböge gives his son boxes which contain helpful souls who later will obtain wealth for the person, just like the little men of our fairy tales. Also, as frequently happens in our tales, the conclusion is always that all treasures, especially the houses and wives, disappear at one stroke, usually through the fault of the person concerned, and the man who was wealthy a moment ago is again as poor and miserable as before. Such a tale is reproduced here.

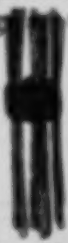


Fig. 54
Medicine for Wealth (stone from a crocodile's stomach, tied between little sticks so as not to be lost).

Ekute Essamniamaböge among the Souls

539 777 Ekute once said to himself, "Oh, I would like to go to the place where my mother was born!" Ekute had only his mother

539
777

and three brothers in the village; otherwise he possessed absolutely nothing, not even a wife, nor did his /153/ brothers have anything. For this reason he set out to visit his relatives on his mother's side, that is, the souls. He soon came to a large forest full of animal trails, and it was not long before he met a porcupine that had hung a bell around his hunting dog's neck so it would track down other porcupines, "for," said the porcupine to Ekute, "the others have eaten my mother's cassava." Thereupon Ekute said, "Why is it that you kill other porcupines; are you not one yourself?" Then the porcupine answered, "That is an affair (1) caused by the souls. Turn around and don't go to them."

1. dzǒm, coastal English, "palaver."

Ekute, however, went on. He soon met a bird that was setting up a trap to catch birds. Then Ekute asked again, "Why do you want to kill other birds; are you not a bird yourself?" The bird answered, "Oh, that is because of the affair with the souls. Turn around and don't go into their land!" Ekute went on, however, and met two pigs that were setting up a pitfall to kill other pigs. In answer to Ekute's question, one pig said that they were doing it because other pigs were in the habit of eating their mother's cassava. Then Ekute asked once more, "Why do you want to kill other pigs when you yourselves belong to the family of pigs?" To this the pigs answered, "That is because of the souls; turn around and go back to the land of men!" Ekute did not want to take their advice, whereupon the pig said, "Ah, Ekute, I thought that by now you had finally developed some sense, but I see that you are just as stupid as before. Go your way to wherever you please!" Then Ekute encountered an antelope that had set up a fixed net. He asked the antelope, "Oh, what are you doing here with the fixed net?" Thereupon the antelope said in reply, "How can you ask such stupid questions, Ekute; I am here to catch the other antelopes." At that Ekute was very surprised, but the antelope asked, "Where do you want to go?" Ekute said, "I want to visit the relatives of my mother." The animal replied, "In that case just go along the path that I have taken, and keep going straight until you arrive at a deserted clearing; there you will be close to the village." Then Ekute went on and passed many other animals, elephants, kudu, and so forth, all of which were engaged in a hunting drive. He went on for a long time, for three days, until he finally came to a village where a man was sitting, and the man said, "Now then, where do you want to go?" Ekute answered, "Oh, I want to find the sons of my mother; am I not on the right track here?" To this the man replied, "Yes, indeed, just go into the next village, there you will see them all." So Ekute went on and came to a large village that was full of animals. They were all there, the antelope, the pig, the eagle, the dog, the leopard, the elephant; /154/ oh my! Then said Ekute: "Am I not in the village of my grandfather here?" The animals confirmed this. Then Ekute went into the meeting house and wanted to sit down, whereupon many voices called out about him, "Oh, oh, what do you think you're doing, sitting down on us?" Then he sat down elsewhere, but as he did so a voice said, "Oh, Ekute, look out for my feet; why do you have to sit down just here?" Ekute, however, saw none of the souls, because human beings cannot see souls. Thereupon he said to the invisible beings, "Oh, I just wanted to visit my grandfather and his relatives; if you don't like me, I shall go back again. Whenever I sit down somewhere, I am told, 'Not here,' but I don't see anybody, so what shall I do?" His grandfather finally came shortly thereafter; he took a leaf bag and put medicine into Ekute's ears. The latter immediately fell down dead and awoke as a soul. Then he saw all the people, many, many, and only then did he see properly the large village in which he found himself. All the houses were covered, whereas previously he had seen them with only rafters. Then Ekute spoke, "Oh, Grandfather, I have nothing, no chickens, no sheep, absolutely nothing, and at the same time I have three brothers, who also have nothing, and my old mother. Now I wanted to ask you, if you had a chicken or a sheep, whether you would give it to me (1), for I don't have

1. Of course as marriage money for a wife.

777 539 a wife either." Thereupon the grandfather laughed and said, "Oh, that doesn't matter, it will all turn out all right; first have a proper meal." Thereupon he caught a big pig, killed it, and ate it with his grandson. The next day they slaughtered a sheep, and so they lived happily in great style. After some time, the grandfather said to Ekute, "Come, we shall go into the jungle on that side, and there I shall show you everything; you will become a great chief, and everyone will marvel at you." So they went into the jungle until they came to a large Copaifera (2). There the grandfather said, "Clear everything away carefully around this tree, down to there." The grandfather then went down and asked, "Do you see me?" Ekute said, "No." Then his grandfather said, "Clear that side too!" Ekute did as he was told. "Now you must make little houses, forty on this side and forty on that side!" That, too, Ekute did. Then the grandfather knocked on the Copaifera and behold, it immediately shrank and became so small that they could knock off firewood from its branches. With this they made a large fire on which they boiled the medicine. The grandfather went to a small river and brought with him two bark boxes that could run by themselves. When he called to them, "Come, come," they came by themselves. Now the grandfather spoke, "Dear Ekute, all the things that I am able to give you are here. Take these boxes, they are enchanted boxes, and do not hide them in your village, but underneath /155/ the brook in the vicinity of your village, and in such a way that no one can find them, for if someone should, all is lost. Now when you return, you merely need to utter a wish and it will be fulfilled; the boxes will help you." Thereupon Ekute replied, "Ah, Grandfather, I don't think what you are telling me is quite right." But the grandfather retorted, "Oh yes it is, just go there. Your village will grow and become large, and you will build eighty huts, for you will marry eighty wives, just as you have built eighty houses

---

2: *Copaifera tessmannii* Harms.

777 539 here, and call on the boxes." Ekute did this and called, "Come, come." They did come, and Ekute was very happy and said, "Yes, now I see that you have shown me everything." After the grandfather had once more knocked on the tree to make it regain its original size, the two went back into the village. There, as a pretense in front of the people, the grandfather said that he did not have much to give away and that Ekute was to go home again, but that he would accompany him to the next village. This is what he did, and on the way the grandfather once more instructed him not to display the boxes, but to bury them under the designated brook. Thereupon the grandfather again gave Ekute the medicine that he had dropped in his ears, and Ekute was again a human being and went with his boxes through the forest to his village. When he came to the brook just outside his village, which his grandfather had told him about, he dug another bed for the brook, made a hole in the old bed, and placed the boxes inside it. Then he threw dirt over them and redirected the course of the brook (1). He then went into his village. The people there were of course greatly surprised, and one of his

1. This idea is not new and reminds one of the burial of a dead body in a river bed. Thus, Mgr. Le Roy reports on the Okoa, a Pygmy people on the Gabon, in the following manner. "In the middle of the forest the course of a brook is redirected and the corpse, which is wrapped in mats and pieces of bark, is lowered into the pit dug into the bed of the brook. This is done around midnight, and the women and children are kept away. A large stone is placed on the head of the corpse, and it is surrounded completely with loam to prevent the water from getting to it." See also "Das Grab im Busento /The Grave in the Busento/." /Ed., a poem by Von Platen, a German poet of the nineteenth century/.

777 brothers said, "Oh, Ekute, we thought that you had died long
559 ago since you were gone for such a long time. What have you been doing?" Ekute answered, "Ah, I have been running around in the forest and was close to starvation, but I saw no one." Then the brother said, "Oh, Ekute, you are stupid; why do you go so far away? In the meantime we were close to dying of starvation." Then Ekute went into the village where his three houses stood, and seeing that everything was grown over, he said, "Oh, I see that my village has been in ruins for a long time." /156/ Thereupon he cleaned up the area near his house so that it was nice and tidy. Overnight, however, as though by magic hands, the entire village was made so clean and the houses so pretty that one seldom sees the like. All the people who passed by marveled and said, "Oh, what a charming little village; we shall rest here a while." People brought him all kinds of trinkets and gave them to him as a present. At this point, he heard that there was a girl in a village to the east, and he decided to go there immediately. But his brother said, "What, you just came back from a journey, and nothing is in order in your house; you have nothing beautiful on your body, and you are not even oiled." Ekute asked his brother to arrange his headgear nicely. He then tied a brass collar around his neck, put brass rings on his feet and arms, and so went into the village where the girl lived. When he came to the girl's father and spoke to him about his daughter, the father said, "Ah, Ekute, you have absolutely nothing for marriage, but if you want to become friends with my daughter, that's all right too." Then Ekute went to the girl, and when he saw that she liked him, he asked her whether she would not like to go with him to his village later. The girl replied, "Oh, Ekute, you're beating about the bush; I'm ready to go with you any time." Then Ekute said, "Let us depart at once." But the girl replied, "Ah, no, at the moment the food is on the fire." When the food was ready, she offered it to Ekute who, however, said, "Please, let's go; I am not hungry at the moment." Then the girl put the food in a bundle and went with Ekute -- it had meanwhile become night -- to his village. The next morning Ekute asked himself in despair where he was to get the money;

177 he now had a wife, but no money to pay for her. Soon, indeed, 539 the girl's father appeared and reproached Ekute for his thoughtlessness, saying, "Give me back the girl since you cannot pay." Then the man turned around, and when Ekute went into his house, lo and behold! -- there stood five large chests full of spear money and a chest with cloth, as well as a great many other things. Thereupon he called his brother, and with him took all the things to his father-in-law's village. The latter was greatly astonished and thought to himself, "How did this Ekute, who just a little while ago didn't have anything, get all these things?" To Ekute himself, however, he said, "My dear son, you are heartily welcome; I see that you have an enormous amount of money and that you will indeed become a great chief." At this Ekute was, of course, very happy, and he said to himself, "Indeed, now I have a wife, but no plantation from which to make a living." Then he remembered his grandfather's words and went into the forest to pick out a place for the plantation. During the night, chop, chop, the invisible souls cleared the site of the plantation by cutting down the trees and burning it over. When Ekute arrived /157/ the next morning, he found the plantation cleared and burned. Then he said, "Now the tree trunks still have to be removed, and we still need boundaries for the plots for two women, that is, for my mother and for my wife." The next day this also had been done, and Ekute said happily to his mother and wife, "Now plant ngon in the ground; it's time for you to get to work." Then his mother asked him, "What, have you prepared everything and put in the boundary lines already?" "Certainly," said Ekute. Then the two women went to the plantation and planted ngon. Also the souls helped him build a house for his wife. Ekute then went to find another wife, and since he always had bride money in the house, it was only a short time before he had seventy-nine wives. All the plantations and all the houses were prepared for him by the souls. Then, one day, he heard that not far away there lived a very beautiful girl by the name of Odangemaking (1). He wanted to ask for her

---

1. That is, "she who surpasses all in cleverness."

777 hand as well, but his brother warned him, "Oh, when you hear
539 that something is called Odangemaköng, it's very bad; you had better not marry this girl." But Ekute answered, "Come now, why shouldn't I marry her?" Indeed, the girl immediately fell in love with him, and he took her back to his village as his wife. In the evening, however, the girl said, "Please sleep with one of your other wives tonight; I don't feel like it!" Accordingly, Ekute did so, and when he had gone to sleep, Odangemaköng made a fire by lighting a piece of wood and then asked, "All these many things that Ekute has, where do they come from? From this direction?" -- The fire kept burning. -- "From that direction?" -- The fire kept burning. -- "From that direction?" And she pointed in the direction of the path leading to the brook, whereupon the fire went out. Then she went along the path, and when she came to the brook, she again made a fire for the medicine and said, "Where is this affair that has produced all these things? Here?" And the fire kept burning. "And here ? and here?" -- and as she asked, she pointed in all directions, but the fire kept burning. Then she pointed down to where she was standing, and the fire immediately went out. She thereupon began to divert the brook's water and dug and dug until she finally found the two little boxes. Then she said, "So that's the affair," and opened the lids, whereupon, whoops, all the helpful souls contained in them escaped from both boxes and returned to the land of the souls. The wife herself went back to the village and very quickly packed all her things. During the night, however, Ekute came out of the house and said, "Ah, I don't know what has got into my head; I can't sleep at all tonight, so I want to sleep with you." But Odangemaköng called out, "Don't come, don't come into my house!" Then Ekute returned to his house and lay down. Odangemaköng took all her things and returned to her father, to whom she said, "When this man sees that all is spoiled and finds me tomorrow, he will /138/ kill me." The next day Ekute woke up and could not believe his eyes, because everything, the entire village, was gone, and only the three old houses remained as they had been at first; all the women, everything

777 519 was gone. Then his brother said, "You see what I told you? If you had not married this woman, everything would have been as it was yesterday, but as it is you have nothing left." Emam mese masamabo ava. (Customary conclusion of tales.)

777 838 It is noteworthy that homosexual intercourse is included among the medicines for wealth because it is believed that through the intimate contact the medicine of one will be transferred to the other. In a case known to me in Ebangan, the passive party possessed the medicine and the active party wanted to acquire it. Another case is related in the tale that I reproduce in Section 18. In actual fact it might turn out that the effect of the medicine consists in the mutual support the two "friends" render each other, based chiefly on the consciousness of common guilt and the endeavor not to let this guilt be known. This medicine is not without danger, for in the case just mentioned it was related that one of the men became blind and the other leprous, and in the tale both parties become leprous or suffer from framboesia.

777 A variant of the medicines for wealth consists of those which especially help one to marry or abduct women (biã e bam). Another variant consists of the means to acquire influence and respect (biã e bame, biã a vöge), such as the great Annonacea

821 Pachypodanthium confine Pierre, Engl. et D. (otšim I) and the Melastomacea Memecylon tessmannii Gilg (nšimsl IV) which, in addition, is also regarded as an authentic medicine for wealth.

132 In addition to the medicines for acquiring wealth, the most important and the most common are the love medicines (biã andaman). No less than about 100 different plants are placed in the service of Venus.

If the inhabitants of a village have the idea that the love affairs of the young people need revitalizing, a general love medicine festival (engišeleša) is arranged, which is celebrated under the supervision and with the cooperation of the ancestral skulls worshipped in the Malan. Consequently, only the initiates of the Malan may take part. The course of the festivities together with the period of preparation corresponds to that described in the section on cult festivals /Ed., not translated/: two feast

832 days and the establishment of a sacred place, on which the Fang even set up a female figure of clay. During the seven days of preparation, the necessary medicines are obtained. [824] These are bark, scraped off the Annonacea Monodora tenuifolia Bth. (ǹlo IV) and the Olacacea avōm, and a small elephant's [825] tooth,¹ into which are put the following /150/ things.

1. The most important is the larynx (engōn) of a famous [826] singer, especially of one who was versed in love songs, or the larynx of a woman who before the payment of the bride price allowed herself to be abducted by her lover. The aim is to obtain the power of the singer, who was loved on account of his voice (famous tenors even in other countries are, after all, not only popular but also loved), and to be loved as he was, or one desires to have the woman consent (with her larynx = voice) to follow the call of love as quickly as did the woman whose larynx has been placed inside the elephant's tooth. The name engōnchok was chosen because of the desire to pretend that only the throat of an elephant (zok) was involved and to avoid naming the real contents, the human throat. As a name for the whole thing, engongeschok is intended to veil the meaning of the feast just as the animal names conceal the purpose of the cults. In other words, whatever you do, don't call a spade a spade.

2. Sex organs of a mother-in-law, the one who has given birth to the daughter and loved one.

3. The bones of an albino (mvēi-mōt), preferred by women [826] because of the skin color (1).

[114] 1. Opinions concerning an albino vary a great deal; in other areas an albino is less highly regarded (Jaunde).

4. The bones of twins, because of the desire to be united with the loved one just as twins are united in the mother's womb.

[821] 5. Fulgurites (abī-nPiia), so the love will be as powerful as the lightning that throws down the tallest trees.

6. mé, so that the sorcerous beings (= evil persons) will not

¹[or possibly "tusk"; see figure 55, page 26.-Analyst]

832 destroy the medicine.

7. The tooth of a chief, to make one capable of talking as well as a chief, who obviously wins his wives by his words.

824 8. Monodora tenuifolia Bth. (fŏb IV).

832 9. Ocimum basilicum L. (osim), the "forget-me-not of the Pangwe (a šiman, "to remember, not to forget"); the woman will not forget her lover.

10. Aeolanthus edlingeri Gürke, labiates (elingelinge Fang) with which the women like to adorn themselves since they smell pleasant and have a soporific effect.

11. Abutilon indicum Sw., Malvacea (abofu' III), since the plant has a white sheen, and the woman must see the lover as "pure" as the plant. The tooth is closed off with wax, and a parrot feather, which must have been found in the woods, is stuck on it (Fig. 55).

This medicine brings good luck otherwise than just during 832 the festive period; one could say that it performs miracles. Placed under the threshold in the house of the beloved, in such a way that the girl does not see it, it makes her "consent" immediately when the lover wants to abduct her; if before this, she did not love the suitor, she will now prefer him to all others. In short, she will henceforth "only say yes," and all this has been brought about by the engongesche with its throat (= voice).

Monodora and avŏm in a leaf bag are placed in a pot of water, and this is suspended from flexible rod in the center of the festive area in front of the meeting house (Fig. 56, a). The /160/ festive area is customarily closed off by a curtain of raffia leaves; within it /Fig. 55 appears here in the original text/ a peculiar frame (Fig. 56 b) is set up, which, the natives say, is meant to represent traps. In addition, a cult place is cleared at the side of the house, where actual traps are set up. I shall return to these in a moment. A civet's skin with two tail pieces, into which is sewn a love medicine, is hung from the frame.

When all this is ready, the festive goat is fetched, and the ancestral skulls are told that everything is in readiness. Now the actual festival, which lasts two days, can begin.

832
[825]
[415]

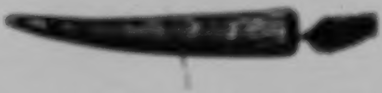


Fig. 55. Love Medicine, engongeschok (elephant's tusk with love medicine in it).

In the love festival that I witnessed in EbMangon, the procedure was as follows. On the first day a dance to the accompaniment of drums took place in the festive area. At the dance, the leading singer swung the civet skin around and made a clatter with the inevitable cymbals. The chief and medicine man (they are not always one and the same person) thereupon

[417]

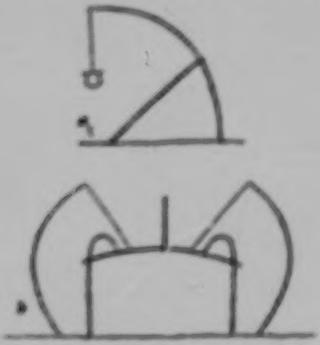


Fig. 56. Love Medicine Festival engongeschok in EbMangon (Esseng Family).
(a) Pot with love medicine suspended from a rod; (b) frame to deceive the uninitiated as to the purpose of the celebration.

went to the pot, took the bag out, called the participants individually from the circle, asked them to sit down (see Fig. 57), and sprinkled the medicine /Fig. 56 appears here in the original text/ water on their foreheads in such a way that it ran down the bridge of the nose to the tip. If this did not succeed immediately, the procedure was repeated two to three

192
[291]
[516]
[417]

Fig. 57. Washing the Forehead at the Love Medicine Festival.

times, and in the case of very recalcitrant drops, the medicine was wiped down the bridge of the nose with a bundle of Abutilon leaves. The festive company then moved to the cult [778] place, in this case called a love grove (elik andimie). Just as the cult figures are usually set up on the trees (because of the [824] sorcerous beings, trees with spikes are chosen) and just as the [592] medicines for wealth are made up under the soul tree, the Copaifera, in the same way the love tree belongs to the love grove, namely the Leguminosa Amphimas tessmannii Harms (edĩi,) (1). In Ebiangon the tree was only a small one, but

1. a dĩi-ń, "to love."

often they are huge specimens. In the background a kind of bench of rods was erected, and under it were heaped a great many twigs of various trees regarded as love medicine. Then the ancestral skulls were set up behind the bench, and the twigs ignited. Those persons who needed an improvement in their love affairs, /161/ /Fig. 57 appears here in the original text/ lay down on the bench and allowed themselves to be thoroughly

872 fumigated (Fig. 58), while the skulls with cold severity surveyed the situation, until they themselves had justice done to them, for they were carried in a dance around the love tree. Meanwhile, a number of the participants took red dye and with it drew a line on the bark of the love tree, observing that they themselves would like to look like this in the eyes of their beloved. Another one took black dye in addition to the red and first made a red line, saying, "In the eyes of the girl to which I shall go (he probably was not allowed to pronounce her name) I want to appear like this (red)"; then he drew a black line and added, "On the other hand, the girl shall see all others like this (black line)." We already know that red is the color of life, [822] of joy, and of light. Black here signifies its opposite, the unpleasant and ugly.

832 169 Finally, a small punishment was meted out to the ancestral skulls by sticking them in the above-mentioned draw traps set up around the tree and leaving them there until the next day. Such a punishment of the ancestors is very rare, and it is significant that it does not occur at the Malan but in connection with the love medicine, which is to be regarded as a degenerate form of the Malan. Then around the tree a great variety of other medicines were distributed, such as red dye and a piece from the loincloth of a mother-in-law. Among the Fang the genitals [826] themselves are supposed to be taken, these having been cut from the deceased mother-in-law. /162/ /Fig. 58 appears here in the original text/

872 783 On the forenoon of the second day of the festival about 25 banana leaf vessels were set up in a row in the festive area and [665] filled with freshly fetched water. Into the first vessel the medicine man put a whole pile of bark pieces and leaves, all of them love medicines. The other vessels were treated in a more perfunctory fashion: only a few pieces of bark were placed in the second vessel, and in each of the following, only one; the last vessels did not get anything. The medicine man then sat down at the first vessel, blew into it with a pipe, whereupon a thick, [388] soap-like foam arose, which supposedly comes from the bark of [824] the Cylicodiscus gabunensis (Taub) Harms (edfim), and then washed his face, first in this vessel and then in all the following

832
763
[917]

Fig. 58. Love Medicine Feast, ongongmchok.
A number of young men have themselves fumigated over a fire in which love medicines are burned. Ancestral skulls are in the background. Ebiangon (Esseng family).

ones as rapidly as possible. The aim is to purify oneself and through the external purification to bring about an inner one so that the beloved girl will see her suitor pure, white as the leaves of Abutilon, and then love him. Whether the desired effect is achieved, I must confess I do not know; externally, at any rate, the favorable effect of the water cannot be denied. The foam is intended to cause the girl's heart to "open up" in the same way. This ablution may also be undertaken at times other than at the love festival, for instance, when a person has his eye on a certain girl, but in that case, the nails, [826] head hair, pubic hair, and underarm hair of this girl must also be put in the vessel. /163/

While the ablution was still going on, two people ran down 832 the village square and threw the civet skin back and forth to 526 each other, crossing each other's paths as they ran. People amused themselves with a similar ball game, whose significance I was unable to discover during the subsequent dance.

832 I was unable to discover during the subsequent dance.

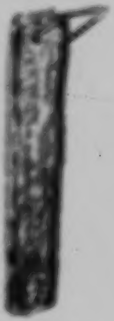


Fig. 59.

[824] Love Medicine of the Wood of Monodora tenuifolia.

The concluding celebration took place in the love grove. A man seized the tree with one hand and swayed about, while the others took the skulls from the traps, danced with them in the opposite direction around the tree, and were embraced by him every time they passed him. [782] Then the festive goat was brought and slaughtered, its blood was poured over the skulls and medicines, and a speech of conciliation was addressed to the skulls. This speech culminated with the request that they should not be angry for having lain outside without food; a goat had now been brought to them, and they were from now on expected to make every effort to assist their descendants in matters of the heart. So the festival ended to the satisfaction of both the skulls and the young men.

832 824 It would be impossible here to cite by name all the plants used for love medicines; all we can do is to mention the criteria that were paramount in choosing them, as well as a number of examples. In each case, some quality that is to be transferred to the person is involved, for example, the following.

1. Abundance of blossoms, fruit, and shoots, especially when the blossoms or shoots are beautiful; the desire is to appear likewise in the eyes of the beloved. Monodora tenuifolia Bth. (fǒb IV), (Fig. 59), because of its luxuriant shoots with magnificent leaves; furthermore, the Simarubacea Desbordesia glaucescens Engl. (alǒb), with its resplendent red to blue shoots.

2. Beauty of the blossoms. Examples: many orchids (ajǐâ-ojǒb) and Scitamineae, like Aframomum hanburyi K. Sch. obǐ[s]-adžǒm, blossoms atsǐ[k] adžǒm) and Canna bidentata Bertol (ekǒn e žǒk); furthermore, Mussaenda species, which have colorful top leaves.

832 824 3. Beauty of the leaves. Example: Phyllanthus cappillaris Schum. et Thom. (mĕbĕ III), with its delicate leaves, and the cordate Geophila speciosa K. Sch. (esĕk-okŏne).

4. Beauty of the stems. Examples: Distemonanthus benthamianus Baill. (eyĕn); Triplochiton tessmannii (ayĕs); and, above all, Amphimas tessmannii Harms (edĭi) already mentioned.

5. The white color of the stems and leaves: Voacanga obtusa K. Schum. (edĭmvĭn a zĕm); Polygonum lanigerum R. Br. (elĭamiĕ); and Abutilon indicum Sw. (abofŭ) already mentioned. /164/

6. The fact that the trees are isolated (certain trees are supposed to keep down smaller ones through the development of their crowns; in the same way, one wants to keep rivals at a distance), such as engĕŏm and Memecylon tessmannii Gilg (nĭmĭ IV).

7. Beautiful fragrance, such as afĕn and Plectranthus (avĕ).

8. Tendency of the plants to wind around others; one wants to be united with the woman in just the same way. Examples: the parts of two lianas that have grown together (Fig. 60) and roots which wind around each other, like those of the Dracaena viridiflora Engl. and Kr. (alĕn-ogbwŏ III); furthermore, the tendency of plants to wind around other growths, in particular the Rubiacea Sabicea calycina Benth. (okĭdĕn) (1), the Aclepiadacea

1. a kŏ¹-dĕn, "to wind around, to wind around each other."

Secamone myrtifolia Bth. (okĭamalĕn), and others.

9. Formation of burrs; the desire is to stick to the woman like a burr. Examples: Desmodium species (obŏbonzĕn). (burr fruits); the Cyperacea Scleria barteri Bckl. (pĭlĭlŏ III Ntum), whose leaves and stalks are sticky; and especially the grass Streptogyne crinita R. Beauv. (nkĭm I, nkĭmesĕsĕ I), whose panicles stick together with extraordinary firmness. /Fig. 60 appears here in the original text./

10. Popularity among women. Examples: Kolobopetalum auriculatum Engl. (andĕme III), popular among women as a belt;

812 829 Lygodium smithianum Pr. (oŋgè), used by women for ornaments.

I was unable to obtain any satisfactory explanation as to why a number of Ficus species, certain Amaryllidaceae, and gall nuts of the Microglossa volubilis (Wall) D.C. (myŭvŏ) are used as love medicines.

872 825 Aside from plant ingredients, which are used in preponderant number for love medicines, antelope horns (Fig. 61) are especially popular. These are worn as forehead or neck ornaments, and when they are supposed to be effective, they are blown like a whistle. Just as an antelope never has a single horn, but always a pair, so a person should not be alone, but with another.

777 824 729 The no less abundant shot medicines make up a third group of medicines for good luck. Of the 109 plants used for these, 67 are rifle medicines (biaŋ ŋgà), that is, medicines that guarantee a good shot with the rifle; two war medicines (biaŋ betŏ), 18 hunting medicines (biaŋ tĭt), four crossbow medicines (bia n mbŏn), two medicines for hunting drives (biaŋ a kŏn tĭt), two medicines /165/ for a lucky eye in hunting, and 14 medicines that raise the hunting efficiency of the dogs (biaŋ mvŭ) (Fig. 62).

[832]

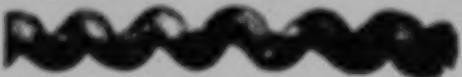


Fig. 60. Love Medicine: a piece formed by two lianas so grown together that they appear as one.

The ingredients of the shot medicines are chosen according to various criteria. First the intention is to lure the game. Hence one takes parts of trees "loved" by the animal (that is, the animal likes to visit them, and hence will visit /Fig. 61 appears here in the original text/ the hunter who has them, even in the form of medicine). In other cases, parts that resemble animals are taken from trees, for example, the tendrils of the Oncinotis tessmannii Gilg (nkŏm osŏk, "tail of the red-tailed monkey"), which resemble

[Text continues on page 34]

832
925
301

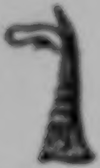


Fig. 61. Love Medicine, Horn of the Dwarf Antelope, usually Worn on Forehead and Hung from the Helmet Hairdo.

789

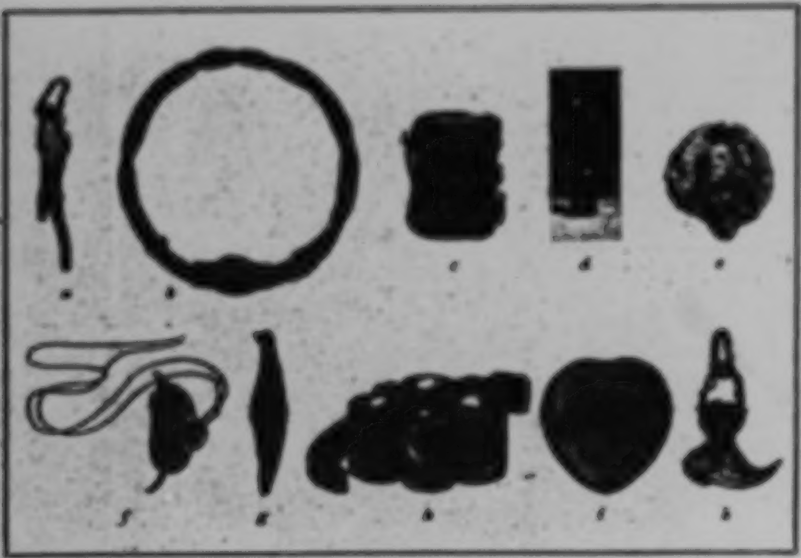


Fig. 62
(Caption on following page.)

777 a monkey's tail. The hunter thus becomes similar to the animal,
824 as it were, and the animal loses its shyness of him. In still other
224 cases, the game is to be made "weak" while the hunter and his
hunting dog are to be made "strong," and for this purpose parts
are taken from corresponding plants, or they are taken from trees
that bear much fruit in order to have similarly rich results. Finally,
plants are chosen which are intended to remove the noxious impurity of the body. /Fig. 62. Medicines of the Fang. (a) medi-
783 cine for wealth, the root of a tree (*Homalium africanum*) decorated with brass wire and a brass ring; (b)-(d) medicine against enemy weapons; (e) medicine against enemy surprise attacks, fruit of the Tiliacea *Duboscia macrocarpa* (*akak*), to make enemies calm, peaceful (*Duboscia* and *Leptonychia* = peace linden); (f) medicine for successful travels; (g) medicine for speaking and singing well, contains the tooth of a tree cony (which is continually "singing"); (h) medicine for the Dschama dance; (i) medicine against palpitations and nervousness, the heart-shaped fruit of the *Entada scandens*, worn around the neck (makes the heart strong), about 1/4 actual size; (k) war medicine, leopard claw, 1/2 actual size./ /166/ The manner of use varies; sometimes it is
777 internal, the leaves being cut up into small pieces and eaten with
224 the meat of the animal one has most recently sometimes killed;
783 it is external, in the form of injections of a bark infusion, which have the double effect of removing the impurity from the body and imparting to it the essence of the plant; or a piece of wood is charred and then used to draw a line across the forehead, so that one "looks" just like the plant concerned. Most frequently, the impurity is removed by ablutions; either individual parts, face, hands, and frequently also elbows and the knee, as well as the rifle, are washed in medicine water; or the entire body is washed in a stream, on which occasion a little dam blocks off the water which, after the completion of the ablution, is again allowed to run its course so that it will carry the dirt far away downstream (*ǒble nkial*). In order to guarantee the lasting efficiency of the
777 medicines, people generally wear pieces of wood and bark as
224 pendants on neck chains, hunting pouches, satchels, belts, and so forth.

769 224 826 The veneration of skulls likewise occurs in the case of the hunting medicines. The skull of a man killed by violent means, whose corpse remained on the spot (if the man belongs to the same kinship group), is kept in a bark box and taken care of as in ancestor worship. When a huntsman kills a wild animal, for example, he takes the first piece that falls to him in the distribution of the meat to the skull as a thanks offering. This piece consists of the sex organs and the flesh around them (ekiŋɛ', see Fig. 92 in Vol. I). After he has taken it to the skull, he carries it off again [826] to eat it himself. On the other hand, if there has been no luck on the hunt, a chicken is killed for the "man" in the box so he will see to it that a wild animal soon appears in front of his [illegible]'s rifle and will be hit as effectively as he was in his time.

721 789 In addition, the Fang have a great war medicine, a celebration which is called ngɔ̃ngɔ and is a companion festivity to the engungwehob. On this occasion, a sacred place is set up, a subterranean corridor similar to that described in the case of the Ngi /Ed., not translated/ is dug, and a dwarf antelope, Cephalophus [825] melanorheus Gray (ngbwɛ̌ŋ), which must have been caught alive, is brought to the place. Then the medicine man stations himself at one end of the corridor, and all the other men, armed with rifles, [824] hang a seed of the Sorindeia rubriflora Engl. (afǒ'nɛ[k]) as medicine around their necks, and crawl -- the first with the antelope in his arms -- through the corridor. At the exit, the medicine man gives all of them, including the antelope, a medicine. The antelope is thereupon released, and it is believed that when a surprise attack is planned and the enemy has got wind of it, the animal will appear and thereby warn the attackers. By way of medicines to secure the /167/ necessary courage for such an attack, five different ones are available.

777 226 224 The medicines for trapping and fishing are rarer than the shot medicines, a sign that these occupations are more in the Pangwe's blood than open hunting. I have taken down only eight plants for fish medicines and twelve for trap medicines.

777 Other medicines for good luck are used for successful buying (two), speaking and singing well (about a dozen), faultless drumming (two), wrestling (29), the Jaunde game of chance (eight), and to make edible plants flourish (nine, see Section 5 /Ed., Vol. I/).

The second class of medicines discussed in this part consists of those used to ward off misfortune. In this category the most important are the medicines against theft (approximately 30), against adultery committed by the women (two), against the shrewishness of wives (one), against rivals among women (three), against forgetfulness and stage fright (three), against rain (only a few, see Section 14), against enemy weapons, against the consequences of cohabiting during the day (seven), of sleeping with pregnant women (for the last two cases there are even prophylactic medicines), and finally, against consequences that occur if one eats unclean animals (seven).

3. Medicines against Cult Maladies

754 In the description of the cults /Ed., not translated/ it was shown that transgressions of mores resulted in punishments in the form of illness. These cult maladies are real illnesses of the body, but they can be cured only by the power whose anger has caused them. For that reason, they could also have been mentioned in the description of the cults. Every cult power is able to impose a malady, so someone can be Sao sick (Bidong-mba sick), Bokung (Elong sick), Schok sick and Ngi sick; we have already become acquainted with Malan sufferers. Since in the south Ngi is the most common and most feared cult power, the most frequent and most serious cult malady there comes from him.

755 I saw two cult maladies treated. One case involved a boy who pretended to have Bokung sickness because he did not want to work any more; the second case involved a man who had been shot in the chest during the war and claimed that he had been punished this way by Ngi.

Bokung sickness is supposed to be recognizable by the trembling

755 of the head and hands. In the case in question the good Schona, the name of the boy, feigned these symptoms very well. The Bokung man was summoned, and /168/ drums were set up in front of the sick man's house; the Bokung man disappeared for a moment in the bushes and then reappeared as a chimpanzee (see the Bokung cult, page 65 /Ed., not translated/), amidst the screaming of reed pipes, and performed the ape dance while his assistant prepared the medicines that the sick person was to drink. Then the patient had placed around his neck a raffia pith rope that had been dipped in medicinal red wood (so he would feel as light as raffia pith is light). A line was drawn around about his body with the same color, and the medicine man then uttered the following incantation through the reed pipe:

755 a šòna, a šòna, a pfolan a bĭnenga
559 O Schona, O Schona, he together (ate) with women

kăbkŕ a ke adĭn kŭ́ ožŏ'b, a bĕlĕ
goat, he goes to step over turtle over, he is possessed

ete, bokŭ̃n a bĕlĕ nie,
by it, Bokung he has him (made possessed)

nkaku maljĕ́ a nim ebĕ̌
? oil palms?, make straight (like) stick (of the)

dzăñ, mvŭ́ yŭ, ma nyŏñ nkĭ́ ĭ,
raffia, dog he dies, I take dorsal vertebra,

a kăb, a nim, olŭ̂ nkiḗ ĭ'
take away, make straight, (into the) water down

wō, nyŭ̌ ə.jĭñ, nyŭ́ a yŏ̌h.
(onomatopoetic) skin unsurpassable, skin it easily.

This song -- like many purification songs -- is evidently very ancient and in part no longer understood. Through its agency the

755 539 sickness is supposed to be taken away. By way of explaining the verse it may be observed that the initiates of the Bokung and Elong cult are forbidden to eat goats or sheep with women and are forbidden to eat turtles or to step over them. It is assumed that the sick person may have transgressed one of these prohibitions. The phrase "making straight" refers to the sick person, since he is supposed to become as straight as a raffia stick; the dog represents the scapegoat that is killed and whose dorsal vertebra (the stuff causing the sickness is in the spinal marrow) is thrown into the water instead of the patient's in order to indicate that together with its habitation the sickness itself is to be washed away, taken away. Then the sick man will feel light. Of course, the presence of women is strictly prohibited.

755 124 Of a Ngi sufferer it is said: *ngi a bĭĭd nĭf*, that is, Ngi has him, has made him possessed. The treatment is carried out by the Ngi man who appears in the sick man's village amidst roaring and clanging of cymbals; with the Ngi bones in his hand he then dances about to the accompaniment of drum music. In the case that I witnessed, /160/ the barks of various plants were then dissolved in water; among them were especially the following: *Leea guineensis* Don (*afŏbesĭ*), *Musanga smithii* R. Br. (*asĕ*), *Trema guineense* (Schum.) Engl., *Vernonia conferta* Bth., *Costus*, *Emilia*, *Uapaca*, *Antidesma*, and *Heckeria*.

755 The actual "cure" was performed as follows. The Ngi man beat the patient's head alternately with bundles of the Macaranga and Trema; then he washed the bullet wound with the medicine water and gave the patient a drink of the same water. Thereupon he mixed together red wood, bark shavings, and chicken's blood obtained by forcibly pulling the chicken's beak open; with this paste he drew a line around the sick man's chest, smeared his neck, and painted the bed posts. The next day the Ngi representative appeared once more with bones and sacred thorns, performed all kinds of dances, such as I have described in connection with the Ngi cult /Ed., not translated/, and in a singsong made a kind of exorcism speech similar to that of the Bokung man. In case a single attempt to cure is of no avail, it is repeated; in one village I heard the Ngi man roaring night after night in order to free a seriously ill person of his sufferings.

4. Medical Knowledge.

158
169
All internal afflictions which the Pangwe do not recognize -- especially malaria, as has been mentioned, as well as migraine (eyŏ-nlô, that is, ewu in the head), and sudden, quickly passing cramps (elĭfma) -- are conceived by them as ewu. That is to say, he thinks of them as illnesses caused by sorcery and fights them with all kinds of mystical remedies that for lack of space I cannot discuss in detail here.

The Pangwe have, however, more or less correctly identified and named a large number of illnesses, especially such as have externally visible symptoms. He names them in the order of their seriousness as follows:

1. nsăm IV = leprosy;
2. [illegible] = elephantiasis of the scrotum;
3. tĭt IV (1) = serious form of dysentery, distinguished by a swollen belly (nbŏ̆m I);
4. kŏzĭŏ III kŏdŏ III = syphilis, only among the Jaunde (2);
5. mabắda I = frambesia (3);
6. bendŭme jĭn (plural = elephantiasis of the legs;
7. fŏ, pfŏ I = festering boils;
8. ekŏ́, ekŏ́, mvĭ́m IV = furuncles;
9. nkŏk I, edzŏ, okŏn mabŭ́lŏk = gonorrhea; /170/
10. nkăla = swelling of the inguinal glands, bubo;

---

1. But tĭ́t IV = meat, animal.

2. As recently as 1891 Zenker was unable to observe any syphilis.

3. The pockmarks are designated by the Pangwe as mbă̱da-mănię (plural).

758 11. [illegible] I = eczema, [illegible] /Ed., ?/;
864 12. [illegible] = scabies;
13. [illegible] = herpes on the head;
14. [illegible] IV = herpes on the skin.

Towards less serious internal ailments, such as intestinal disturbances, stomach pains, toothaches, and so forth, the Pangwe behave with comparative equanimity. Although they have come to realize that some of these are caused by immoderate eating, spoiled food, and so forth, they do not give up their accustomed way of life. Instead of following a sensible diet, they try to cure themselves by medicines.

Of internal illnesses the Pangwe have terms for the following: [illegible], [illegible], [illegible] = epilepsy; [illegible] = back pains (of a nervous origin); [illegible] = heart disease actually, then mental illnesses because it is believed that nervous ailments proceed from the heart; [illegible] = headaches; [illegible] = lung ailments (consumption?); [illegible], [illegible] I = common cold; [illegible] = neck pains; [illegible] I, usually used in the plural = stomach aches, intestinal pains (when shooting pains are felt); [illegible], [illegible] = toothache; [illegible] I = rheumatic and nervous ailments; [illegible] = stomach-aches (when twitching pains are felt); [illegible] = rump pains; [illegible] = arm pains; [illegible] = hemorrhoids; [illegible] = eye diseases; [illegible] I, [illegible] = inflammation of the eye; [illegible] VII = sty in the eye.

The principal parasites are: [illegible] = eye worms; [illegible] = sand fleas; and [illegible] IV = lice.

759 759 As regards the origin of these afflictions, elephantiasis of the scrotum and the legs is attributed to sorcery; all other serious illnesses are attributed to the cult powers which impose them as a penalty for sins commited. At the head of this list is leprosy, whose name [illegible] should therefore be derived from the root a [illegible] (see page 13 /Ed., not translated/), "to extend one's hands to punish, to punish." After that come frambesia and incurable festering boils. The cult powers cause these afflictions either independently and on their own initiative, or the cult powers are utilized in the performance of certain symbolic ceremonies with objects connected with their cult. If the Ngi is invoked, for

759 example, in the case of the theft of some food, a bit of the remains of the food, such as chewed sugarcane, is put in a rifle and fired off, or the chewed sugarcane is put in the smithy pit in place of iron and belabored with the bellows. In still other cases, this same sugarcane is placed with a pepper twig in the burrow of [125] a *Lygosoma fernandi* Burt. (the scincoid lizard), and a fire is lighted under them. In all /171/ these cases the fire is a symbol of the Ngi (fire cult). Another time the Sso is called upon. If, for example, someone has stolen a wild animal from a trap, the hairs still sticking to the trap are placed in a halved Negro banana (the plant sacred to the Sso) or on a halved piece of the [124] *Ancistrophyllum acutiflorum* Becco. *nkŭne* I (likewise a cult plant, but its significance is unknown to me), and the thief will then contract leprosy. Furthermore, the remnants of the stolen goods merely need to be placed on the path to a frambesia patient's toilet in order to cause the thief to contract frambesia. Such a manner of wishing an illness upon someone is called a *pfŭdi*, from *a pfŭde*, "to do, to lay, to do something to someone, to impose (lay) something on someone, to throw upon."

753 As the third cause of illness, the natives are familiar with the simple communication of diseases, infection (substantive, *nkŭbăn* I; verb, *a kŭbăn*), and the Pangwe know very well that frambesia is more contagious, whereas leprosy is less so.

In the case of less serious illnesses, some people may get the idea that the illness was invoked in some way by offended or harmed companions. In general, however, people do not think about causes; the illness simply comes by itself.

[114] Among the Jaunde the *a pfŭdi* is unknown because the cults are not so highly developed as they are among the southern Pangwe. [759] The Jaunde often blame sorcerous beings.

759 The fee for treatment of disease is variously handled. In the case of leprosy the medicine man receives 110 spears (seven marks) or a small goat, if his art has been of some help -- otherwise he receives nothing. In the case of frambesia and illnesses of the *ewu* he receives in advance a chicken, as well as the head and heart of the goat that is slaughtered so that the patient may drink the blood. If the cure was successful, he is paid 50 spears. In the case of less

759 serious illness, an advance payment is not customary; only now and then the medicine man receives a small present, especially since he knows an almost inexhaustible number of remedies. If every remedy is of no avail or should the sick man die, the medicine man will not demand a fee simply from a sense of tact and compassion -- "so that the hearts of the relatives will not be afflicted even more." On the other hand, if there is an improvement, he receives five spears if he lives in the same village and ten spears if he has been called in from outside.

I have nothing to report concerning any ceremonies held during the cure.

Leprosy (nsǒm). Figure 63

757
278 The spots of leprosy -- which appear yellow on the black skin of the natives -- are rubbed with the rough leaves of the Ficus exasperata Vahl (ekɔ̃kɔ́' Fang) or the stalks of the Manniophyton africanum Muell. Arg. (angɔ̌b Ntum) until /172/ /Fig. 63 appears here in the original text/ blood appears. The following medicines are then dried and ground: Microglossa afzelii O. Hoffmann (ojǎŋ e ndǐik); plantain peel (oyǐna ekɔ̃n); and Diospyros ampullacea Gürke (efifi'ɛ̌i), leaves or bark. These are rubbed on the body with resin of Xylopia aethiopica A. Rich. (ojǎŋ) and oil from the seeds of Mimusops djave (mbɔ̃n adǎŋ). When the cure begins, a tree fungus is added. A second medicine is the following. After the same preparatory treatment, a tree fungus and bark from Pachyelasma tessmannii Harms (makɔ̃'ɔ́ III) and from an undetermined Rubiacea (oyɔ̌') are burned together to an ash and rubbed on the body with shea butter oil or raffia palm oil or oil from Carapa procera D.C. (ebgǎ'a). A third recipe recommends leaves of Microglossa afzelii and Phaulopsis longifolius Smis. (oǎŋab-ekɔ̃k III) to be placed on the leprous spots. The leaves of the last-named plant are also taken as a preventive after being ground and boiled in the food with an egg (bundle form). In some regions the spots are burned out with a glowing iron, and then the ground leaves of the Apocynacea Psychotria coffeosperma K. Sch. (odimaɔ̌kɛ' III), together with oil, are put on the spots; or the burned spots are washed with a hot extract of the bark of Eurypetalum tessmannii

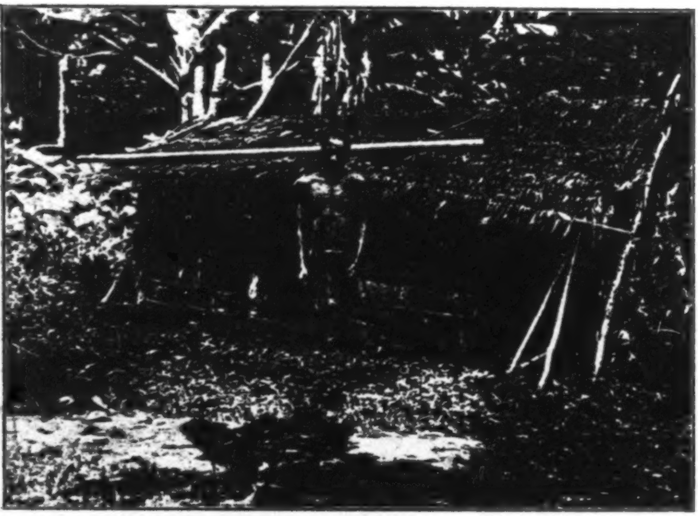


Fig. 63. Leper in front of his Hut, Bébai (Esseng Family), South Cameroons.

Harms (andzītsín), whole leaves of the Phaulopsis or ground leaves of cassava (Manihot utilissima) and Emilia sagittata L. (alōmvū́ III) are pressed on the spots, and over them is sprinkled a powder made of the dried and charred roots and stems of the Asystasia macrophylla T. And. /173/ (elǒbokūi). Shortly before the complete healing of the spots, the fruit of Solanum aethiopicum L. var. (ndzēi-žūm) is pressed on them so they will become as black as the fruit.

For the later stage of the illness, in which the festering boils form, the following prescription is used: leaves of the Bidens bipinnatus L. (aniŏ́n), leaves of the Brillantaisia vogeliana Bth. ebūgebŏ́n), and pieces of bark of Ficus exasperata are boiled together in water; the water is then poured into a leaf vessel and left to stand until it is lukewarm; then the leprosy spots are washed with it. Thereupon, whole leaves of the Fleurya aestuans (L) Gandich (ngūkŭ́n IV) are placed on the boils as a compress. After two days, the leaf is taken off, the washing is repeated, and the young, still folded leaves of the Loganiacea Mostuea buchholzii Engl. (ofūmū) are ground and put on the wounds.

757 278 164 Whether these medicines really are effective will have to be investigated by doctors. The Pangwe themselves, at any rate, assert that they can cure leprosy in its early stages, and I was shown cases with healed areas that had left lighter spots from which all symptoms of inflammation had disappeared. Frequent repetition of the treatment is presupposed. Leprosy is one of the most terrible and common diseases of the southern Pangwe region. At a Sso festival in Akonangi, for example, I counted seven lepers among approximately 30 men present. With the primitive living conditions and the carelessness of the Negroes, the disease is all too readily communicated. It is true that prophylactic methods [744] are used; indeed, lepers are even segregated, but only in the advanced stages of the disease and then very incompletely since, for example, they are admitted to all the dance festivals. The [837] women even seek out lepers by preference for extramarital sexual intercourse. In the north leprosy does not occur so severely; according to the statement of one Jaunde, this is because they use medicines as soon as the illness appears.

757 The explanation of the effect of the medicine, if one is given at all, is always a mystical one, although it should by no means be concluded from this that the plants concerned would not be worth scientific investigation. In the case of leprosy, for instance, the blackish color or the blackening property of the plants is usually declared to be the cause of their effectiveness. The skin is supposed to become black, and therefore the medicine is usually made at night when everything is black: hence, the choice of ojǎň e [824] ndžik (Microglossa afzelii) and of ojǎň (Xylopia aethiopica), from a jǎň, "to roast, to blacken"; hence, efifi'di (Diospyros), from fi'di, "coal," because the tree is black as coal; hence, ovǐna ekǒn (black plantains), from a yǐn, "to become black"; hence, ǒsǔtǔ elǒk (Phaulopsis) from nšūt, "black." /174/

Elephantiasis of the scrotum (ojǔn, mbǎn).

Elephantiasis of the scrotum is not too frequent among the Pangwe, but it is greatly feared by them, probably only because

757 in its later stages it makes sexual intercourse impossible. In the Pangwe region I never encountered the gigantic scrotums that one finds in the Northern Cameroons, for instance. The natives be-
[753] lieve that the disease is caused by worms that ordinarily live in the stomach and are the cause of stomach pains. From the stomach they are supposed to migrate into the scrotum and cause it to swell. Allegedly from the example of the Whites (perhaps
[177] from Nkomakak?), people in a few places have hit upon the idea
[752] of opening the scrotum and cutting out the swellings. The original treatment, which is still practiced today, is to use the medicines for stomach worms. Recipes for these medicines are as follows.

757
278 1. beyų̄ĕ́ a ndžīk III, scraped bark boiled with raffia palm resin, the water being in part carefully poured off, the rest injected as an enema. At the same time, pieces of bark of Cylicodiscus gabonensis Harms (edų̄m) and Alstonia congensis Engl. (ekų̄k) are placed in a leaf vessel with water; then somebody blows into it with a reed until foam rises. The patient must sit down in the vessel. Both plants contain an acrid sap supposed to drive away the "worms."

2. Illigera pentaphylla Welw. (matū̧lų̄ mesǐn III), ground leaves eaten with salt and pepper.

3. Citrus limonum Risso (alǭ́s), "because it is bitter and evil-smelling, and so drives away the worms," together with Plagiostyles klainei Pierre (ešǔlǎ́, from a šǘlǎn, "to loosen" knots), "so that the disease will likewise be loosened," Oncinotis tessmannii Gilg (njěm osǭ́k IV), "because the worms fear the hairs (= the itching)," Brillantaisia lamium Bth. (džíbe elǭ́k III), "because the plant is bitter," and Stenochlaena guineensis (Kuhn) Unt. (nkǎdena' III), all boiled together in a pot with water and then used as an enema. In addition, pieces of bark of Mesocarpidium lepidotum Engl. et Diels (amvǐm) slightly boiled and pressed on the stomach.

4. Dioscorea preussii Pax (abǎ́ń), Xylopia zenkeri Engl. et Diels (odžų̄ę̄), and an herb osǎ́; leaves or pieces of bark ground together, then boiled a little, and the water used as an enema.

When the healing starts, Maesobotrya (mbǎ́n-afǎ́n I) dried, ground, and eaten.

751
278
Furthermore, the following are supposed to be able to cure the disease as well: the Meliacea Trichilia prieuriana Juss (eyǒ), the Rubiacea (oyǒ'), the Rhamnacea Maesopsis tessmannii Engl. (nkǎngǎ' I), and especially the Leguminosa Millettia tessmannii Harms (nię̌'kemakjī' I). /175/

Serious form of dysentery (tīį).

Aside from the symptoms of ordinary dysentery, this disease is distinguished by an unsightly swollen belly, and it frequently leads to death.

As a remedy, Trichilia prieuriana Juss (eyǒ) is used. Pieces of bark are placed in a leaf vessel, hot water is poured over them, and the water is then used as an enema. Hot pieces of the bark are also pressed on the body. Furthermore, the bark of the Leguminosa Amphimas tessmannii Harms (edzī) is scraped off, mixed with red wood, heated on a potsherd over a fire, and then pressed to the belly. The following is also recommended: pieces of bark of Leptonychia tessmannii Engl. Stercubiacea (akǎk), boiled and pressed while hot on the stomach; in addition pieces of bark of a species of Parkia (esěṅ) and ground leaves of Cassia occidentalis L. (ebẹ̄i-sī) and Solenostemon ocimoides Sch. et Th. (ayǎ e sī), from which an extract is made in cold water and consumed, these last two plants being used because of their smell. Finally, pieces of the bark Pseudospondias tessmannii Engl. (angǒkǒn) are boiled, and the lukewarm water used as an enema, or extracts are made with cold water from the bark of Anonidium mannii Oliv. (ebǒm) or from the leaves of Dichapetalum patentihirsutum Engl. (étǎ') and used as an enema (1).

1. For syphilis, only Trichilia tessmannii Harms (atǔm) is used. Pieces of the bark are boiled and placed with water in a leaf vessel, and the patient is made to crouch in it for a long time, or ashes of the bark are sprinkled on the area primarily affected.

Frambesia (mabā'da).

751 Next to leprosy, frambesia is the most widespread of the dangerous diseases of the Pangwe region. 278 As various infected Europeans assert, the natives' manner of treatment was markedly successful [164] with them.

The most usual medicine is the following. The diseased areas are cleansed with a decoction, as hot as possible, made from the bark of Heisteria parvifolia Smith (žō,ebê III) and leaves of Claoxylon africanum Muell. Arg., Euphorbiacea (besǒbesǒ́o III), Costus littoralis K. Sch. (2) (zĕlǎnǎ' miḗm), "so the illness will go around one like the leaves around the plant," and a species of Aneilema, "because the leaves are cold and supposed to lessen the heat of the pain." Then the contents of the red fruit (esǔ,n) of the Cardamom are heated on a potsherd and pressed on the areas. If blood spurts forth, it is washed off with the hot water. Then /176/ the dried roots of a species of Dioscorea (minutiflora Engl. ?), awū'nŭk, are charred, and the affected areas are sprinkled with the ashes. Finally, the principal medicine is sprinkled on the ashes; this is the milky sap of the nyǎ,mǎ ndžīk, two Apocynaceae, Olafia multiflora Stpf. and Oncinotis glandulosa Stpf. Instead of the Dioscorea ashes, fine bark scraped off the Apocynaceae mentioned may also be used. The milky sap is often mixed with ground leaves of the Ochnacea Ouratea nigro-violacea Gilg (okū,m-afǎ'n), and the bark of Ouratea spinuloso-serrata Gilg (abǒnežǒk Ntum) is often added to the water.

2. Or Costus aff. ligulatus Gagnep.

Elephantiasis of the legs (bendūmejǎń).

[164] This disease is quite frequent in the Pangwe area and is supposed to be prevalent chiefly among women. It is curable only in the initial stages, when only the foot is swollen. If the swelling has spread to the shank, all efforts are in vain. The treatment that the afflicted person must submit to is a regular horse cure.

757 First the feet are beaten with the spiked Acanthus montanus T. Andl.
278 (ndū̄í IV) until the blood pours from them; better still, the upper part of the foot is lacerated with a knife. Then both feet are covered with sand that is heated by several fires. If the pains become unendurable, the patient is allowed to cool his feet in cold water to which are added leaves of Alchornea cordifolia Muell. Arg. (abūī Ntum) and bark of Macaranga heudelotii Baill. (asǎs). The Alchornea is supposed to be "cold" and to have a cooling effect; the Macaranga is supposed to remove the sickness (a sǎ[s] okǒn, "to shake off a sickness"). Then the feet are again put into the hot sand bath, and this procedure is carried out three times in succession. The treatment is repeated every other day until there is a cure.

Festering boils (fó, pfó).

The treatment resembles that for frambesia. Frequently the affected spots are washed with hot or at least warm water and afterwards with the milky sap of the Apocynaceae Olafia and Oncinotis. A few other medicines may be mentioned here.

1. Cissus smithiana (Bak.) Pl. (njǎ'mandūmǎnǎ III): the bark is scraped off just above the ground, placed in water, and then applied to the wound.

2. Costus (miě̄n IV): after removal of the bark, the stalk is ground, then boiled, and pressed on the wound while still hot. After this, ground leaves of Alchornea cordifolia Muell. Arg. are placed on the wound.

3. After the same preparatory treatment with Costus, leaves of the Asclepiadacea Periploca nigrescens Afz. (abǎn e ndzī̌k) are placed on the wound. /177/

4. Pieces of the bark of Erythrophloeum guineense (elùn) and Eurypetalum tessmannii Harms (andzītsin) are boiled, and the water is pressed on the spots; then the leaves of Ampelocissus cinnamochroa Pl. (nsǐ'sá III) are ground and laid on the wounds.

5. Trichoscypha (engǒn): a number of pieces of bark are boiled, and the wounds are washed with the hot water. Then pieces

of the bark are charred and sprinkled on the affected areas.

6. Trichoscypha (amyū́t): just like 5; in the beginning, after the washing, bark of Conopharyngia brachyantha Stapf, Apocynacea (etū,ě́), is scraped off and sprinkled on the spots.

7. Dissotis decumbens (P.B.) Tr. (mabǒ mogbwā III): leaves are ground, then boiled, and the wounds are washed with the hot water; then leaves of Solenostemon ocimoides Sch. et Th. (avá,e sī,) are placed on the wounds.

8. Solenostemon leaves are ground and pressed out over the wound, together with the sap from the tuber of the Aframomum.

Furuncles (ekiě́, ekṓ, mvǐ'm IV).

A few medicines will be mentioned here.

1. Commelinacea Palisota preussiana K. Sch. (epfúpfū'ī): stalks are scraped off after the removal of the outer layer, and the shavings are tied on the boils.

2. Colocasia antiquorum (atū́): the tuber is hollowed out by twirling a knife, and the contents are placed on the affected areas with the resin of Pachylobus fraxinifolius Engl. (aš̄e,ǎ).

3. A whole leaf of the Euphorbiaceae Maesobotrya (mbǎ'ń-afǎ'n I) is placed on the spot with the resin of Pachylobus, "so it will become small," because the Euphorbiaceae mentioned have small leaves in comparison to Tricalysia macrophylla K. Sch. (mbǎ'n).

4. A whole leaf of Solenostemon ocimoides Sch. et Th. (avǎ,e sī, edǒdǒelǒ), together with resin, is placed on the spot, "because of the odor."

5. Ancistrocarpus densispinosus Oliv. (akǎ[k] a ndžīk): the bark is scraped off and placed on the spots together with red wood; "akǎ[k] a ndžīk is quiet (compare akǎk, "peace linden") and has odor (?).

6. Gall fruit (plural, bebūma, "fruits") of the Microglossa volubilis D.C. (myūyū' I) are charred and smeared on the wounds together with oil.

7. Cassava roots are scraped and tied to the affected area.

8. Cucurbitacea Lepistemon owariensis (Spreng.) Hallierf.
757 (nkǭmbwǒ̜le III): leaves ground together with red wood and some
278 water and smeared on the affected places /178/; "a bwö̜le (buē̜le), break open, the fruit breaks open of its own accord, and in the same way the boil is supposed to break open."

9. Ophiocaulon gracile Harms, Passifloracea (ejǒ̜k): the leaves are heated over the fire and then pressed on the affected places. The fruit of Ophiocaulon are hollow and burst easily, making a slight noise. "In the same way the boils are supposed to burst open."

10. Conopharyngia brachyantha Stpf. (etū̜ě): the sap of the plant is sprinkled on the boils, "so they run like the milky sap from the Conopharyngia."

11. Desplatsia subericarpa Bocq. (ukū'kūt a mfǒ'hǒk III): the contents of the fruit are smeared on with red wood, so the swelling will become as small as the fruit of the Desplatsia subericarpa in comparison to the Desplatsia dewevrei (mfǒ'nǒk I).

12. Euphorbiacea Tragia cordifolia Benth (otū̜m): the leaves are pressed on with resin. The leaves burn, and it is hoped thereby to dispel the swelling.

Finally, attempts are also made to remove the swellings by
[752] means of external treatments. Thus, the boils are beaten, for example, with the sharp-spiked Acanthus montanus until the blood pours out, and then the wound is covered with the leaves of Dioscorea dumetorum (Kunth) Pax (andě́ă), or the boils may be cut open with a knife.

Gonorrhea (nkǒk I).

Gonorrhea is supposed to be indigenous to the Pangwe region,
[177] but it is quite infrequent in the untouched interior. In Yaoundé /Ed., in German, Jaunde/, on the other hand, and in the vicinity of the coast, under the influence of "civilization," it is very widespread. The cure of gonorrhea is attempted mainly by internal medicines. For instance, a watery solution of the Conopharyngia (etǔ̜ě) is drunk so the gonorrhea will "flow out," or one may drink a bark extract from Heisteria parvifolia Sm., Flacourtiacea

757 (yiǒ's IV), from Rinorea dentata (P. Beauv.) O. Ktze., Violacea
278 (olǔṅ), from Mesocarpidium lepidotum Engl. et Diels, Anonacea (amyim), or from Berlinia acuminata Sol., Leguminosa (epfǒ'bǎ́). Instead of pure water, they frequently take sugar water, which first has been placed in the sun, with, for example, a root extract of Triumfettia cordifolia Guillet, Sterculiacea (okūṅ), or with the Araliacea Schefflera tessmannii Harms (abēokūī), with Garcinia purulata Oliv. (mekǎ eli), or with Canarium schweinfurthii Engl. (abē Ntum). Furthermore, leaves for example, from Polycephalium poggei Engl. (okǒngūs), are cut up and eaten with spices (salt, pepper, melegueta) (1) in a ngon bundle, often together with the flesh of the spiny-finned sheatfish. The sharp or spiked things used are supposed to drive out the illness, hence, okǒngūs, from okǒṅ, "knife." More rarely, they use /179/ enemas, with preparations such as an extract from the head of a blossom from the Costus (explanation: "So that the 'body sap' -- this is how the discharge is conceived in this case -- will stick together in the body as do the blossoms of the Costus"), from Rinorea, or Maesopsis tessmannii Engl. (nkǎ́ngǎ' I). Furthermore, the skin over the pubes, where the seed arises, according to Pangwe opinion, is lacerated, and ashes of Cnestis ferruginea D.C., Connaracea (ntěbe sī I), are rubbed into the wounds, so that the discharge will "sit down" like the herb (a těbě o sī, "to sit down").

1. Melegueta pepper always should be taken to mean Aframomum melegueta K. Sch. (andǔṅ).

Swelling in the groin (nkǎsǎ).

A procedure aimed at removing the malady entails making an incision in one toe on the side of the body affected and rubbing pepper and salt into the wound. Another prescription goes: leaves of Tricalysia macrophylla K. Sch., Rubiacea (mbǎ'h I) and Selaginella scandens (B.B.) Sprg. (zělǎnǎ'), charred and then

757 placed on the areas together with oil. The affliction is supposed
278 to miss (*a sèlǎn*) the person just as the leaves of the Selaginella "miss" their counterparts (the leaves, in other words, are alternate); *mbǎ'n* from *a bǎn̦*, "to evade," that is, the disease is supposed to evade the person just as the tree has an evasive quality (meaning unclear). Furthermore, the disease is driven out by blows with the nettle-like inflorescences of the Urticaceae *Boehmeria platyphylla* D. Don (*sǎ'[s] -dž̌ǎm* IV) or *Fleurya podocarpa* Wedd (*sǎ's* IV). Finally, they also grind blossoms of *Hippocratea myriantha* Oliv. (*mesī, ndžīk* I) and apply them with oil to the swelling.

Eczema, *Krokro* (*ntžǎṅ* I).

Prescriptions. 1. *Hosluntia verticillata* Vahl (*osaavō',* *asǒbenkūm*): dip the shoots in hot water and rub them on the affected areas; then apply the ground leaves of the *Cyathula achyranthoides* (Kth.) Mog. (*num e kǫ́lǫ́'t* III) with oil. 2. *Solenostemon ocimoides* Sch. et Th. (*ayǎ, e sī*): wash the areas with a decoction; then apply the ground leaves of the Apocynaceae *Doacanga* or *Rauwolfia* with oil.

Furthermore, parts of the following plants are rubbed onto the areas together with oil: *Phyllanthus cappillaris* Schum. et Thom (*elǭametšǎṅ* IV) (ground leaves), *Rumex abessinicus* Jacq (*esǎṅ*) (heated leaves), *Fleurya aestuans* (*ngūkǫ̌n* IV) (heated leaves), *Palisota thyrsiflora* Bth., Commelinacea (*ekǒkā delǎ'n*) (charred leaves), *Millettia drastica* Welw. (*onūmežǒk*) (scraped-off bark), *Gouania longipetala* Hemsley, Rhamnacea (*ngǒnǒ' a ndžǐk* III) (scraped-off bark).

For scabies the natives frequently use raffia palm oil by itself or with the leaves of *Hosluntia* or of the Vitacea *Ampelocissus cavicaulis* /180/ (Bak.) Pl. (*pfǎ'žǒk* IV) or *Aerua lanata* (L.) Juss., Amarantacea (*angǭngǭnǒ* III). Also, hoops of Cissus or Lepistemon stalks are slung around the foot.

For herpetic eruptions on the head (*akǫ̌*), which for the most part, it is true, are ignored and occur with special frequency among children, tobacco leaves are rubbed on the shaved head, or the head

757 is powdered by making the sole of one's foot quite dusty and then
274 pressing it on the head of the patient.

More widespread is a herpetic eruption of the skin (tōn, matōn) with bright spots that must not be confused with leprosy. As remedies the following plants are known to me: Capsicum leaves are ground and placed on the areas affected; the leaves of Brillantaisia lamium Bth. (džíbĕ elō'k III) are heated and placed on the areas, and a leaf extract is used as an enema (the plant is dark, and the skin is supposed to become dark again); Asclepiadacea Marsdenia ladifolia (Bth.) Schltr. (abodeambĕ III), the leaves ground and put on the areas together with oil (the plants "blacken"); Clerodendron buettneri Gürke (mayūlū elǒ'k III), because of its hairs.

A less important skin disease, a kind of Krokro which especially attacks the feet and is called ašū,lū́k, appears chiefly during the rainy season. Heated shoots of Hibiscus sabdariffa L. (esǎń) and Rumex abessynicus Jacq. (ebū'do esǎń), which are pressed on the diseased areas, are used for it, or leaves of Aneilema aequinoctiale Kth. (nnăt I) are added to a foot bath.

Epilepsy (okū,bū́k).

According to one view, epilepsy is caused by the fact that along with his food a person has accidentally got a cicada (ngămtĕtĕ'a IV) into his stomach. According to the dominant opinion, however, it is caused by the fact that one has looked too long into the sun. Medicines for it are the Apocynaceae Rauwolfia and Doacanga, whose leaves are ground and boiled, and used as an enema when they have cooled; furthermore, from Cola ricinifolia Engl. et Krause (alǒn), one root is stuck into the hair, another is scraped and steeped in water, the water then being drunk, and the other roots are put under the bed. The Cola is supposed to be "cold." During an attack, ground leaves of Cissus aralioides (Welw.) Pl. (angǒ'nengī) are put in water, and this is poured over the afflicted person. The Cissus causes itching and brings the patient back to consciousness.

757 For back aches *Erythrophloeum guineense* (*elŭn*) and the
278 Rubiacea *Gaertnera paniculata* (*esɔ̆mɔ̱* Fang) are used. The bark
of the Erythrophloeum is heated and laid on a bed on which the
patient lies down. The bark of the Gaertnera is cut up into small
pieces and is put into a larger piece of bark of the same plant;
the patient must lie down with his back on it. For organic /181/
heart disease (*nnǎ nnēm* "pains in the heart"), an extract of the
[826] bark of *Sterculia tragacantha* Lindl. (*edžɔ̄'le*) is drunk; for mental
[829] disorders, which are also supposed to come from the heart (*okǒn
nnēm*), 10 different medicines have been mentioned to me. By
acquiring the particular property of the plant, the heart is supposed
to be put to sleep and made dark and small. I have further collected: 21 medicines for headache; four for lung disease (*sɔ̆*); nine for the cold; 56 for stomach and intestinal disorders; 54 for toothaches; 47 for rheumatic pains (*nnă* and *nnǎ-nkūlk*); 23 for stomach-aches when twitching pains occur (*nnǎ-abŭm*); and five for hemorrhoids, among them especially the Cucurbitacea *Cephalonema polyandrum* K. Sch. (*ejažŭ'm*).

For eye inflammations, ground leaves of the Rubiacea *Chasalia macrodiscus* K. Sch. (*džī a ndžīk* III) or bark scraped off the Euphorbiacea *Hasskarlia didymostemon* Baill. (*efūǒ'le*, *džī*, III) are put in a leaf bag, a little water is added, and the extract flowing out at the bottom is dropped into the eye. The same process is carried out with ground leaves of *Ampelocissus cinnamochroa* (*nsǐ's ǎ* III) as a remedy for sties.

To get rid of eye worms (*evǎ*), the sap of the following plants is used: *Dipteropeltis poranoides* Hallier f., Convolvulacea (*atū[k] e ndžīk*); *Diodia breviseta* Benth, Rubiacea (*dĕmezǒ* III); *Gabunia brachypoda* Stpf., Apocynacea (*etūe' ndžīk*); *Phaseolus lunatus* L. (*okǒkūnɔ̆* III).

The Negro's indifference toward sand lice, *Sarcopsylla penetrans* (*ašô*), is well known; the Pangwe, too, neglect sand lice wounds and do not use medicine until half the toe is festered. Then ground leaves of *Phytolacca abyssinica* Hoffmann (*atǒt e nkɔ́*), ground leaves of *Ocimum gratissimum* L. (*asǒ'b*) mixed with oil, or bark shavings of the Euphorbiacea *Neoboutonia africana* Muell. Arg. (*okǒ'jɔ̂m*) mixed with oil are placed on the wounds, and after a few days the

751 resin of Pachylobus fraxinifolius Engl. (ašę̄ǎ), which kills the
278 parasites that might have stayed in the flesh, is smeared on them.

The medicines for lice (ńǐn) were given in Volume I, page 188.

An effective emetic, which, however, is rarely used, is supplied by Microglossa volubilis D.C. (my̱ūvū' I). The leaves are ground and steeped in water, and the water is then drunk.

An infusion of the bark of the Olacacea Stromboisopsis congolensis de Wildem. (edžīb, from džīb, "to close") is supposed to have a constipating effect; it is used cold as an enema. An infusion of avǒm is supposed to have the same effect.

As a laxative Cassia occidentalis L. (ebē̠ī sį̄) is used, the leaves being ground and put in cold water, and this is drunk; furthermore, young shoots from the Rubiacea Urophyllum /182/ callicarpoides H. (mbóšō' III) are ground in water, and this liquid is used as an enema; finally the root of Physedra longipes Hook f. (ebǔ'i) is steeped in cold water, and the liquid used as an enema.

One rarely hears anything about snake bites in the Pangwe
752 region. Despite the fairly large number of species of these reptiles,
136 there are only a few whose bite is almost always deadly. These include Bitis nasicornis Shaw (fē̠ī' IV Ntum) and Naja melanoleuca Hall. (ey̱ǐndi nyǒ', "black snake"). Those whose bite frequently leads to death include Naja guentheri Blgr. (okǔm), Atheris squamiger Hall. (vi̱ǒt IV), and two Thrasops species, Thrasops flavigularis Hall. (nkō'dō-nšū̦t III) and Thrasops aethiops Günth. (nkō'dō-fǎm III). All other species, even if some of them are poisonous, are little if at all feared since their poison is not fatal and can be made ineffectual by medicines. The varying effect of snake bites has given rise to the belief that those who die from them had been engaged in sorcery the night before (nwū̦ǎn I, that is, one who must die), whereas the others did not (nniǎn I, that is, one who shall live).

In the treatment of snake bites the principal role is played by a
752 stone concerning which I was unable to discover any further details.
278 In addition, the leaves of the Urticacea Pouzolzia guineensis Benth (mbǒ̠aně' III) or of Solenostemon ocimoides Sch. et Th. (avǎ̦ e sī̦) are ground in water, and with this the wounds are washed; or the sap of the Guttifera Haronga paniculata (Pers.) Lodd. (atū̦ī') -- which is also used when goats are castrated -- is dripped into the wounds.

2: Tessmann--56 E-5 (1904-1909) 1913 FH9 Fang FH9

751 A preventive device consists of a brass ring worn on the left thumb, the ring having first been given curative powers by the medicine man through certain ceremonies, for instance, by boiling it in medicines.

752 278 If someone is stung by a scorpion, his urine is applied to the spot, something that the Pangwe ordinarily do not do with wounds. Later, they attempt to dispel the morbid matter by evil smells; [826] for instance, a leaf with vaginal slime is placed on the wound. The explanation by the informant ran as follows in the best coastal English (1):

[124]

> 1. In order to avoid misunderstandings it should be emphasized that my Pangwe people gave their reports in their own language, but that their statements were checked with the help of an English-speaking interpreter.

Bumbo be bad ting, dem smell, he
Vagina is bad thing, (namely,) the smell, it

come de!
comes out.

An injured foot is put in water in which stalks of Palisota preussiana (epfúpfū'ŋ) have been pounded to bits, or heated leaves of the calabash (ndǫ̈k IV), together with oil, are rubbed on the injury, "because the calabash has a bad smell."

The very painful puncture made by the spiny-finned sheatfish (kō'mešŭm IV), for instance, Auchenoglanis balayi (Sauv.) (nsįṅ I) pictured on Plate 9 of Volume I, for whose dorsal /183/ spikes the fisherman has great respect, is made harmless by tying a rope tightly around the arm and then holding the spot over the fire.

The Pangwe combat wasp and bee stings with Heckeria subpeltata (Wild) Kunth (abŏ'medză'ń).

Bullets, that is, the pieces of iron with which the rifle is loaded and which, due to the aimless firing practiced by the Pangwe

752 278 find their way into the bodies of fighting companions, are removed by incision. The sap of Landolphia ochracea K. Sch. (avǔ'm) is then trickled over the wounds, and they are rubbed with oil containing leaves of Chasalia afzelii (Hi.) K. Sch., Rubiaceae (dží̂ a ndžīk III), or they are washed out with water containing ground leaves of Sarcocephalus sambucinus (K. Sch.) C. W. (alū'mǎ).

[579] In the case of cut wounds, which occur quite often either during the frequent scuffles with bush knives or as a result of carelessness while clearing the jungle, the wound is covered with the leaves of Cissus vogelii Hook f. (mbǒ́mǒ̱nezǎm I) mixed with snake water, or the sap from the twigs of Pterocarpus soyauxii Taub (mvō̄' IV Fang) is dripped into the wounds, or they are covered with bark scraped from Amphimas tessmannii Harms (edžī̦) or the rind of the roots of the Menispermacea Jatrorrhiza strigosa Miers (ndží'kengū̦i I, IV). In the treatment of wounds the following are also used: a Sterculiacea (okū̦ṅ e žǒ̦k) (leaves ground in water); Combretum mucronatum Thom. et Schum. (otūgělě III) (leaves ground in the same manner); Coinochlamys schweinfurthii Gilg., Loganiacea (otūgělě-etǒ̦k); and Adenia staudtii Harms (edǒ́dǭ ndžīk III); furthermore, Phaseolus lunatus L. (okǒ'kū́no III), the ground leaves put in a leaf bag, and the latter pressed out over the wound; finally, Trichoscypha (olě'ne amyū́t), pieces of whose bark are boiled and then decanted lukewarm onto the wound; likewise Eurypetalum tessmannii Harms (andzītsin).

In the case of burns, ground leaves of Combretum lawsonianum Engl. et D. (tǒ̱ṅtǒ̱ṅebǒ III) and Combretum latialatum Engl. (nsǒsǒ'k I) are applied to the wounds with some water.

About a dozen medicines are known for sprains (mbū'ge) and fractures. In the case of the former, the treatment consists of heating a bundle of the medicinal plant over the fire and then pressing it to the painful areas. Fractures are put into splints with [283] firmly tied raffia leafstalk strips.

For tumors (etū́t) the bark of the Euphorbiacea Cyclostemon tessmannianus Pax (betū́te elǐ' III) is used. The tree itself has excrescences on its bark; the latter is removed from the tree, dried, and charred. Then incisions are made into the tumor, and the ashes

752 are rubbed into them. In this case it is clear that the view the
278 natives have of powers of healing is not free of contradiction and confusion. The excrescence on the tree is /184/ natural, that on the person unnatural. By incorporating the tree's natural excrescence in the form of ashes, they hope to induce the human growth to return to its natural shape, that is, to become smooth, while in actual fact one would expect the person to get a swelling from this.

752 For bandages the Pangwe usually use strips of dried banana leaf sheaths. In the case of finger and toe injuries, a small halved calabash, fastened with a string around the joint, is slipped on as a cover (Plate 25).

000 Medicines for impotence, sexual stimulants, devices to influence the woman's sexual life (menstruation, pregnancy, birth) will be treated later (Section 18).

5. Food Prohibitions

262 Pangwe life is dominated by a number of rules which they call
784 bekī (from ekī). These, in the main, prescribe that certain actions shall not be performed at certain times and that certain foodstuffs are to be avoided either at all times or only at certain times. The most important rules are the latter, the food prohibitions. The following are distinguished: 1) ekī, bebin = taboo for those not initiated into cults, or ekī bonenga = taboo for women, who are uninitiated as regards the men's cults; 2) eki bongus = taboo for the initiated of the cults, in practice usually of the women's cults; 3) ekī-bondŭ'măn = taboo for young, vigorous persons, and the forbidden animals are called dūm; 4) ekī abŭm =
262 taboo for the belly, that is, the prohibition of certain animals at
784 the time of pregnancy, or ekī mŏn = taboo because of the child,
843 that is, food taboos for the duration of the pregnancy and nursing the child, a period during which the taboo applies both to the mother and the father, a consequence of the opinion held by the Pangwe that the woman -- as it is always put -- has the lover or husband "in her belly," that is, that the developing fruit is actually

[Text continues on page 60]

/Facing 184/

Plate XXV

341
752
291
142

Fang with a "cover" on his Toe.

262 nothing else but the man who with the help of the female body is
784 newly formed, nourished, and born; 5) ekī, bongō'n = taboo for
[843] young girls.

The following list will show which animals are never eaten, which are subject to an ekī, and which are not forbidden.

A. Mammals

1. Never eaten.

262 Crocidura species (mbǎ́sū,m I); Mus rattus L. (tṓlō III); Sciurus pumilio Leconte (mvūk esōn); and the inside of the elephant's tusks
[784] (ngō̌ e zǒk I), which it is likewise forbidden to step over, "because flaccid and bitter." /185/

2. ekī, bebin or ekī, bonenga.

Sheep and goats (kǎbǎd IV) among the Fang; Simia satyrus L. (woǎ III) among the Fang; Gorilla gorilla L. (ngi IV); Potamochoerus albifrons Du Chaillu (ngūī, Fang) among the Fang; Cephalophus dorsalis Gray (sǒ' IV); Neotragus batesi Winton (odžǔ,ě') among the Fang; the last two are also taboo for the uninitiated of the Sso cult.

3. ekī, bandúman.

Bats (otǎ,n), which also may not be touched by adults (ekī, a bi,); fruit bats (indě'm) and Scotonycterus zenkeri Matschie (ngō̌m I); Dendrohyerax tessmannii A. Br. (nī,ǔ'k IV); Perodicticus batesi Winton (awū'n); Arctocebus aureus Winton (mǎsǎtšǐ'di I and III); Sciurucheirus gabonensis Gray (emǎ̌m IV) which also may not be touched; Anomalurus species (ngui IV); Mus species (edǔ,); Viverra civetta poortmannii Pucher. (zöe' IV); Bdeogale and Herpestes species (mvǎ̌k); elephant's trunk "because the limb becomes weak"; elephant's limb; Phatages giganteus Illiger (pfǐ'ma IV) and Manis species (kǎ' IV); Sciurus wilsoni (kūē' III).

4. eki-abum or eki-mŏn.

262
843

Sheep and goats (kăbăd IV), the large male animals because of their heavy breathing, and the child would have the same heavy breathing; Cercopithecus brazziformis Pocock (fŭh IV) and Miopithecus talapoin Erxl. (ozŏ'm), usually not eaten at all by women capable of bearing children; Cercopithecus buccalis Leconte (ošŏk); C. laglaizei Pocock (avŏ'm) and Colebus anthracinus Leconte (mvôn IV), eaten by some when the child is born and by others during pregnancy, but in that case they prepare a medicine which eliminates the bad effect; Thryonomys swinderenianus Temm. (mvĭ'b IV) until the birth (if eaten during pregnancy, an antidote is necessary since otherwise the child would get festering skin ulcers, pfŏ́ IV, on the leg; Sciurus rufobrachiatus aubryi A.M.E. (ovē'i) and Sciurus eborivorus Du Chaillu, egg-devouring female (nsŏm I); Sciurus rubripes Du Chaillu (edŭn) until the birth; Sciurus eborivorus Du Chaillu (mvok) until the birth if the animal was caught in a tree hollow (tree hollow = female sex organ; the child would remain stuck in the same manner in the mother's "belly," as the squirrel in the hollow) (1); Cricetomys dissimilis Rochebrune (kŭī IV) until the birth if the animal is sighted near its burrow and killed during its flight; Atherura africana Gray (ngŭm IV) if it is killed by means of baskets at its burrow, /186/ only the skin is taboo if the animal was killed in flight; Mus hypoxanthus Pucheran (abŏk), but because of its small size it is eaten only by young and old people; Mus species (ekŏn), eaten only by young and old people because the animal trembles and because of its small size; Mus species (ndŭn I) because of its long feet; Myoxus angolensis Winton (osim Ntum) because it lives in burrows; Elephas africanus Blumenb., the head taboo until the birth because it is feared that the child would have an equally big head, the feet until

---

1. In what follows I have omitted as obvious the fear of the Pangwe that the child might acquire the same characteristics or properties as those possessed by the animal.

262 the birth because it is feared that the child would have club feet;
843 Potamochoerus albifrons Du Chaillu (ngūī, IV Fang), head and belly until the birth, the head because of its ugly appearance, the belly because of its warts; Bubalus (niǎ't IV), male animals because they make a rattling noise; Hyemoschus aquaticus Gilg (viǒn, plural lŏ́n) until the birth; Tragelaphus knutsoni Lemberg (nkǒ'k I) and Cephalophus longiceps Gray (mvū̧ IV), male animals; Cephalophus nigrifrons Gray (žŭm IV) until the birth; Cephalophus leucogaster Gray (miȩ̃ IV Fang), the animal is supposed "to die of its own accord."

5. Taboo for young girls.

262 Mus univittatus Pet. (mvǒ'n IV) because of the shamelessness
[825] of the mouse which in the presence of people steals the Kassada /Trans., cassava?/ as it is being washed; the young girls, therefore are afraid, if they eat the mouse, that a man would steal them just as quickly.

6. Not taboo.

Dog (mvṹ IV); Maimon planirostris Elliot (esõge); Hemigalago demidoffi Fischer (ozǎm), but eaten only by young people because of its small size; Euoticus elegantulus Leconte (nšẽi, I); Sciurus lemniscatus Leconte and sharpei Gray (osõn) among the Ntum and Sciurus subviridescens Leconte (sǐb IV); Cricetomys dissimilis Rochebrune (kũī IV) if it is caught in a spring trap and is carrying fruit in its cheeks, but in this case the fruit must be kept in the dining area (būū) and burned to cinders after the birth of the baby; Cricetomys dissimilis and Atherura africana Gray if caught under circumstances other than those so far described; Mus longipes A.M.E. (kǒm IV); Mus pusillulus Peters (okíb), Mus pulchellus Gray (zǒfǒ III), Mus sebastianus Winton (ekū,i'), Mus species (ayūlū ekū,ī'), Mus tullbergii Thomas (ndǎn IV), but not eaten by adults because the animal is too small and because it lives in the vicinity of houses; Felis leopardus Schreb. (zǒ IV), Felis servalina Puch. (ebǐ'ǒ); Genetta aubryana Puch. (nsǐ'n I); Nandinia binotata

262 Reinw. (*mvāi′* IV Fang); *Poiana poensis* Waterh. (*ojǎn*); *Lutra matschieei* Cabr. (*abǎn*) and *Herpestes melanurus* Gray (*nsǒm* I); *Elephas africanus* Bl. (*zǒk* IV); *Potamochoerus albifrons* /187/ Du Chaillu (*nguï* IV); *Bubalus* (*niǎ′t* IV); *Tragelaphus knutsoni* Lemberg (*nkǒ′k* I); *Cephalophus longiceps* Gray; sheep and goats with exception of the above-mentioned animals; *Limnotragus gratus* Scl. (*žīb* IV); *Cephalophus callipygus* Peters (*mvǐn* IV) and *Cephalophus melanorheus* Gray (*ogbǔṅ*).

B. Birds

1. Taboo for the initiated of the Mekang cult (women).

[794] *Guttera plumifera* (Cass.) (*nkǎ′ṅ* I) among the Fang.

2. *ekī-bondǔ′mǎn*.

Himantornis haematopus (Tem.) Hartl. (*nkū′lūngū′* I); *Milvus aegypticus* (Gm.) (*esǐšǎ′*); *Strigidae*, especially *Bubo* species (*ndžūk* I) and *Syrnium nuchale* Sharpe (*akǔṅ*); *Centropus monachus* Rüpp. (*dūgū′* III) and *Passer griseus* (Vieill.) (*myǎekūm* IV).

3. *ekī-abǔm* or *ekī-mǒn*.

262
843 (a) Because the bird lives in caves or hatches its eggs in secluded nests: *Vinago calva* (Tem.) (*obǒṅ*) and *Columba unicincta* Cass. (*apfǒ′b*) until the birth if caught in the next; likewise *Calopelia puella* (Schl.) (*edūgebǒ′m*); Capitonidae, for example, *Gymnobucco* (*ovǒ* Ntum), *Buccanodon* (*ejī′le*), and *Barbatula* species (*omvǒk*); Indicatoridae (*mā′* III) and Picidae (*ngǔ′megǒ* IV); Bucerotidae, for example, *Ceratogymna* (*ngúṅ* I), *Bycanistes* (*miěm* IV), *Lophocerus fasciatus* (Shaw) (*okogbwai*), and *Ortholophus* species until the birth in case they are caught walled up in their tree hollow; *Nicator* species (*ekǒ′*) until the birth if found in the nest; Sturnidae, for example, *Lamprocolius* species (*kbǎ′ṅ* IV) and *Pocoptera* (*mesōō′lǒṅ* IV) until the birth.

262
843

(b) Because the bird has ugly or unnatural visible characteristics: Pteronetta cyanoptera (Tem) Hartl. (alə̌t Ntum) until the birth because of its ugly feet; Canirallus oculeus (Tem.) Hartl. (myūlūbengǎ's IV) until the birth because of its long legs and also because of its screeching; Ardeidae (esǐ'sǒ'-osū̃ĕ Ntum) until the birth because of their long feet and long necks; Lophoaetus occipitalis (Daud) (abǎ'jě'k) because of the long neck feathers; Buccanodon duchaillui Cass. (eji'le) because of its fat belly; Bias musicus (Vieill.) (abǎ'jě'[k] etǒ k) because of its neck feathers; Diaphorophyia castanea (Fras.) (mekǒ'boga III) because of the flaps of skin below the eye; Motacilla vidua Sund (mangǒ̃pmentě'me III) because of the bobbing tail; Camaroptera griseoviridis (v. Müll.) (dǐndī' III) because of the long feet.

(c) Because the bird calls or screeches in a startling and ugly manner: Theristicus hagedash (Lath.) (ngǎmō'mō' I); Turtur semitorquatus /188/ (Rüpp.) (žū'm IV) and Chalcopelia afra (L.) (odū') until the birth; Francolinus lathami Cass. (obǒm) until the birth; Psittacus erithacus L. (kūs IV) until the birth; Musophagidae, such as Corythaeola cristata (Vieill) (kǔ'nǔk IV) and Turacus species (mbǎ' III) until the birth; Eurystomus species (kǎ'mǎ'k IV); Smithornis zenkeri Rchw. (nǔmekūpafǎ'n); Sigmodus rufiventris Bp. (angbū̃'ngbū̃ǒ) until the birth; Laniarius leucorhynchus (Hartl.) (nžūěbekō t IV); Lanius mackinnoni Sharpe (avě'lě'abǒbe III); Dicrurus coracinus Verr. (obǎ'mǒke III).

(d) For other reasons: Polyboroides typicus A. Sm. (eňgbǎ ṅ) because of the way it squirts out its excrement and because of its screeching; Gypohierax angolensis (Gm.) until the birth if shot in the nest, since the bird badly befouls its nest; Alcedinidae, for example Halcyon species (akū'i); Ispidina species (okūdebakū'i) until the birth because of the peculiar way the birds duck down when they are on the lookout; many Muscicapidae, for example, Alseonax and Pedilorhynchus species (okǔ dūgu) because the bird always settles down on the same spot; Ploceus species (ngā'ǎ III) because of the way they vibrate their wings; Spermestes and Estrilda species (edžǒ'le) because of the way they keep seeds in their crops, "cheek pouches."

4. Not taboo.

262 Domestic hen; Guttera plumifera (Cass.) (nkǎ'n̊ I) among the Ntum; Francolinus squamatus Cass. (ogbwǎ); Agapornis pullarius (L.) (kǚ' o kiǎ'i̦ IV); Dryotriorchis batesi Sharpe (gbǎwǚǎ III); Urotriorchis, Baza among others; Falconidae (obǎmedžǖ̦i Fang); Ceutmochares and Clamator (nsǒ'mentǚ't I); Cuculus species (owū'a III) and Chrysococcyx (avē̱vē̱'abǒbe III); Lophocerus camurus (Cass.) (nkūkū'e I Ntum); Meropidae (otsǐdambū̦i'), and Hirundinidae, such as Hirundo (mvā̱̦i' IV) and Psalidoprocne species (kǚlejē̱'be III), but not eaten because of their small size; Tschitrea species (abǒbǒge III, mekō̱'dǒgō III); Campephaga (mbūī'jǒm I); Malaconotus gabonensis Shell. (ekō̦); Dryoscopus senegalensis (Hartl.) (evǚ'gǚ); Oriolus species (mvū̦i'n); Malimbus species (ngǎ e nkǎn IV); Spermospiza guttata (Vieill.) (kǔ o sī̦ IV); Quelea erythrops (Hartl.) (sělěkō'ó III Ntum), but not eaten because of their small size; Nigrita species (makǖmašū̦bo III), likewise; all Pycnonotidae and Nectariniidae (esǐ̱'sǒ' Ntum); Cisticola (ekūī'ni-otō̦k) and Turdus pelios saturatus Cab. (etǐ̱'tǒ').

C. Reptiles

1. Never eaten.

Chamaeleon cristatus Stutsch (džīngbwō' Fang); Lygosoma reichenowi Ptrs. (nšūě' III) and Lygosoma fernandi Burt. (ebǒ'makūkūī); Agama colonorum Daud. (ngǒdǒ III) (1). /189/

[184] 1. Eaten only among the Jaunde by boys.

2. ekī̦ bondúman.

Varanus niloticus L. (nkǎḡ'k III); Cinixys erosa Schw. (kǔ̱ IV); Mecistops cataphractus Cuv. (ngǎn IV) and Crocodilus niloticus

262 (Laur.) (*nkŭ́m* I); the majority of snakes, with the exception of those species mentioned below.

3. *ekī̦-abŭ̦m* or *ekī̦-mǫ̌n*.

[843] *Phython sebae* Gmel. (*mvǫ̆'m* IV), until the birth (1); *Grayia smythii* Leach (*nsŏ̌k* I), likewise.

[794]
[184]
1. Among the Jaunde taboo for all those not initiated into the Sso cult.

4. No taboo.

Tree snakes (*ajă̌'ń*).

D. Amphibia

1. Never eaten.

Bufo superciliaris Blgr. (*myŭ̦ń* IV); *Bufo latifrons* Blgr. (*džŭ̦n̦* VII); *Rana mascareniensis* D. and B. (*nkŏ́ń* I).

2. *ekī̦ bonduman*.

Rana zenkeri Ndn. (*edžǒ́ǫ*); *Hylambates* species (*akăbě* III Ntum).

3. Not taboo, but eaten only by women.

Rappia species (*obă̌'t*); *Xenopus calcaratus* Bchh. and Ptrs. (*miĕ̦'nežǒ̦k* IV).

E. Fish

1. *ekī̦ bonenga*.

Large specimens of *Clarias walkeri* Gthr., since the women

262 would otherwise become Ngi sick.

2. *ekī, abǔm* until the birth.

262
843 *Eutropius banguelensis* Blgr. (*ekīda* Fang) because of its tendency to spoil rapidly; *Eutropius banguelensis*? (*nkă'de-ǒsōb* III) because of its large belly; *Distichodus hypostomatus* Pellegr. (*mbúń* I) because the fish "is supposed to die of its own accord"; *Distichodus notospilus* Gthr. (*akǒ'lo* III) because of its large gills; *Auchenoglanis balayi* (Sauv.), var. *gravoti* Pellegr. (*nsǐn* I; small specimens, *ndǎngō'na* III), because of the large head (see Volume I, Plate 11, Drawing *a*); *Clarias walkeri* Gthr. (*ngǒ'* IV), smaller specimens because of their large head; *Parauchenoglanis guttatus* (Lönnbg.) (*ebū'*) because of the fat belly; *Alestes kingsleyae* Gthr. (*mbǎk* I) because of "the snout."

The other fish are not taboo. /190/

F. Lower Animals

1. *ekī, bonduman.*

262

Larvae of the beetle *Angosoma centaurus* F. Pl. (*akūm*); the snail *Pseudachatina downesii* (Gray) (*nsǒ'ǎboń* I Ntum); *Pseudoglessula retifera* v. Mart. (*tǎń* IV) and another snail (*ebǔs*).

2. *ekī, bonenga*, for men *ekī, abǔm*.

Achatina species, especially *marginata* Sw. (*kōī'* IV) (1).

1. In case of transgression, the offenders become Ngi sick.

262

3. ekī, abŭm, until the birth.

[843] Edible caterpillars (nkŭn I) and larvae of the Rhynchophorus phoenicis Fabr. (fǒs IV) if found in the cocoon; edible termites (sūē me IV Ntum) because of the large belly.

4. Not taboo.

Edible caterpillars and larvae of Rhynchophorus when they are found in the open; dragonfly larvae (eseī-bāk), although then the child will urinate a lot, like the dragonfly larvae; common crabs and shrimp; the mussel Lanistes libycus var. bernhardianus (morelet) (alŭn).

All other lower animals are inedible.

[794] Of plant foods only the following are taboo (with the exception of those sacred to the cults, such as the Negro banana used at the Sso and Mawungu): the fruit of the atūlŭm plant, which tastes horrible, and young mushrooms. These are eki mon since it is feared that children might develop spots on their skin like those on young mushrooms.

825 784 If we examine the deeper reasons why certain animals are never eaten or are "taboo," we find that there is a religious element involved, as well as a fear of the animals' way of life and their appearance, perhaps combined with dietary experiences.

784 825 794 Animals that are taboo for religious reasons may not as a rule be eaten by women and persons who have not been initiated into the particular cult, but where the cult is absent, there is no taboo. Thus, horned animals, which play a role in the cults of the Evil One with their conceptual connection between moon and horns, are taboo; among the Fang this applies to sheep and goats, and throughout the entire region to Cephalophus dorsalis (sŏ'). In the domain of the Ngi cult the gorilla (ngi) is taboo; the same applies, among the Fang, to the chimpanzee (worshipped in the cult of the Evil Ones, Bokung), the pig (an important animal in the Sso cult), and Neotragus batesi (odzŭ̄e') which is worshipped in a manner

825 784 794 corresponding to *Cephalophus dorsalis* in the Odschüle cult. The python /191/ (*mvǒ'm* IV) is also taboo. We have learned of its relation to the phallus in the Sso cult among the Jaunde, who, as is mentioned in Volume II, page 45 /Ed., not translated/ have preserved in purest form the most ancient views concerning the Sso cult. Large specimens of the fish *Clarias walkeri* (*ngǒ'* IV) and Achatina snails are taboo since they evidently have some connection with the Ngi cult, although I am unable to explain in what sense. Finally, among the Fang, the meat of the guinea fowl is taboo for the initiated of the women's cult Nkang. This fact is especially noteworthy since in the men's cults it is usually just the other way around: the initiated are allowed to eat the particular cult animal, while the uninitiated are not.

In surveying the cults, the only animal we find omitted in the taboos is the elephant, which is worshipped in the Schok cult. This can only be explained by the fact that, because of the large quantities of meat it supplies, an exception is made, either voluntarily from the outset or, as seems more probable, through necessity, because it was impossible to guard the huge quantities of meat. For this reason, the women doubtless partook of it and soon noticed that its enjoyment involved no evil consequences of any kind.

The taboo against *Sciurus wilsoni* (*kuē'* I Ntum) also seems to have a remote connection with the cults. In contrast to other squirrels, it lives in the swamp and on the ground, and its call is therefore interpreted: *sǒ' abǔm, bokūn abǔm, sǒ' abǔm, bokūṅ abǔm*, that is to say, Sso in the belly, Bokung in the belly, or, since both are *mesǒ'm*, "sins," simply: sinner and double sinner.

825 784 A number of other animals that are taboo are only indirectly connected with the cults; the taboo stems from older religious conceptions. Chameleons and lizards, especially *Lygosoma fernandi*, are never eaten because they are linked with death (see Vol. II, p. 30 ff. /Ed., not translated/). For young people, furthermore, the flesh of monitor lizards and crocodiles is taboo, in my opinion because both animals formerly played a more significant role in the religion of the Pangwe. The crocodile probably derived its significance from its habitat in the water, and the monitor lizard, its counterpart, from its habitat in trees and above

825
784 all from its characteristic of devouring crocodile's eggs (see Volume I, page 273). Finally, turtles and poisonous snakes are taboo. We have encountered the turtle repeatedly in our description of the cults (see the Schok cult, Vol. II, p. 77 /Ed., not translated/, and the Bokung cult, Vol. II, p. 72 /Ed., not translated/) without being able to explain its appearance properly (1). The poisonous snakes with their sharply defined head (vipers!) have given rise to the comparison, penis = snake (see Vol. II, p. 32 /Ed., not translated/).

For other taboos it seems to be decisive that the animals lead a nocturnal life and that they have attracted the attention of human beings by their powerful, peculiar screech /192/ (see the prefix classes, Vol. I, pp. 27 and 28 /Ed., not translated/, the nocturnal animal, Vol. II, p. 36 /Ed., not translated/). Included in this category are alipeds, certain lemurs, the tree cony, the flying squirrel; among birds, the night rail Himantornis, the owls, and the West African blue-headed coucal.

Still further taboos seem to stem from the fact that the animals live in the house or near human dwellings and therefore belong, as it were, to the family. In this category we find the domestic rat and its sister, the African rat (edu) which is almost extinct in the Pangwe region, the parasite kite, and the sparrow, the agama, and perhaps also domestic lizards (Lygosoma reichenowi). For the rest of the prohibited animals, their repulsive smell or their ugly and peculiar shape enters in as a consideration. In this connection we should mention: the civet cat and the Herpestes species, with the exception of Herpestes melanurus, the shrews, all of them having a repulsive smell, the shrew otter (Potamogale) because of its peculiar appearance (half mammal, half fish), the scaly anteaters because of their armor, Sciurus pumilio, toads, and frogs. There
[831] is a quite remarkable, real fear of the inside of the elephant's tusks,

---

[794] 1. In this connection it is particularly noteworthy that the turtle is the only animal which is prohibited for the initiated of a men's cult.

825 which one is not even allowed to step over since one's penis would
784 become as flaccid as the elephant's gums. The latter do indeed
[831] look rather uninviting with their bluish-red coloration and flabby consistency. It goes without saying that a woman likewise is prohibited from eating the meat since she could transmit a debilitating influence to the man during intercourse.

In the case of temporary food taboos that are enforced for the
843 duration of pregnancy and nursing, the decisive element -- as I have
825 said -- is the fear that the animals' characteristics might be trans-
784 mitted to the child. For example, there is a taboo against the
262 hawk-eagle, *Lophoaetus occipitalis* (*abă'jĕ̌'k*), an animal which the Pangwe themselves greatly admire for its beauty, and whose crown the boys try to imitate by sticking long feathers in their hair or behind their ears. In the case of pregnant women, however, the situation is different. They reason as follows: if the child, by acquiring the bird's characteristics with its food, were also to develop an excrescence, how unnatural and ugly that would be! For the rest, the natives fear above all large heads and fat bellies -- two characteristics which frequently strike us unpleasantly in Negro boys -- as well as long legs. In this connection, one readily perceives the accuracy of the Negroes' powers of observation and the precision with which they recognize the slightest differences among various species of a genus. Birds with an ugly screech are completely taboo, since the child might screech in just the same way, something which would be extremely disagreeable, as any father of a family would understand. Of further significance is the exclusion of trembling or wobbling animals, through which the child might even become epileptic. /193/

The most terrible danger threatening pregnant women, however, is from animals which live in any kind of hollow (holes in the ground, in trees) or are caught there. One can speak of a downright *horror vacui.* If such an animal were to be eaten, the child might also wish to stay in its hollow, "in the belly," and a difficult birth could be expected. Similarly, during this time the parents may not remove any bird nests built in holes in trees, and one of my employees who had made a woman pregnant resolutely refused to make a model of a cassava loaf for me, because it was supposed to be hollow inside.

843
262 supposed to be hollow inside. I knew a Jaunde man who refused to
784 eat anything when two pots were set next to each other on his
[845] hearth fire. He was afraid this would cause his wife to have twins
(mvé, "pot," and mvǒ, "vagina").

In view of the many hairsplitting distinctions among the food
262 taboos, it is hardly surprising that they are frequently violated by accident. They are also transgressed knowingly, however, if the desire for meat is greater than the fear of the evil consequences of its enjoyment. In these cases, it is again medicines (biǎn ekī) which help and which are often even taken beforehand or simultaneously by way of prophylaxis. [177] It is probably scarcely necessary for me to mention that food taboos are the first to be relinquished under the influence of a foreign civilization, not all at once, but nonetheless gradually and totally. The religious taboos are clung to most tenaciously of all. Nor need I emphasize that the Pangwe, even at the age of 20, still like to count themselves among the boys if there is a delectable piece of meat to be had. Accordingly, I saw my "boys," who were from ten to 20 years old, consuming without pangs of conscience the parasite kites I had shot. /194/

Section 14

Soothsaying and Science

000

1. Soothsaying. Extent and area of practice. -- The soothsayer's tool. -- Master and pupil. -- Fee. -- Distrust of soothsayers. -- Soothsaying in times of war.
2. Meteorology. Rain, lightning, and thunder. -- Appearance and effect of lightning. -- Rain medicines at the time of drying ngon, at cult festivals, at the time of harvest, and on journeys; their evaluation. -- Rainbows: their origin, tale concerning their origin. -- Storms: their origin, counter-medicines.
3. Astronomy. General observations. -- View of the earth as a heavenly body. -- The vault of heaven:

000 its height, clouds. -- Moon and sun and their course. -- The moon as "presider" over fertility and the seasons. -- First day of the new moon as Sunday. -- Significance of the days around the full moon; taboos and means of circumventing them. -- Stars and their nature. -- Comets. -- Size of the heavenly bodies and their color.

4. Time reckoning. Contempt for time. -- Half years of the Pangwe. -- The seasons and explanation of their names. -- Division of the month. -- Day and night.

1. Soothsaying

791 Today the soothsayer is to be found only in the heart of the Pangwe region, in the Uelle area, and even here he is in the process of becoming extinct. The reason for this is that his art relates mainly to events and accidents of wartime, and as the result of European influence wars are becoming more and more infrequent. In times of peace the soothsayer deals only with the apprehension of a thief and with the questions as to whether a woman is fertile or infertile and whether the physical malformation of a child is to be explained by the fact that another person gave the child the medicine for sorcery, in other words, for an *ewu*.

The medicines for soothsaying, like all those cited earlier, are in the possession of certain persons, but for a price (a sheep) they can at any time be acquired by anyone. The principal medicine is enclosed in a horn of the white-rumped duikerbok, *Cephalophus longiceps* Gray (*mvų̄* IV). The soothsayer takes the horn in his hand and shakes it (*a pfǭge*) -- hence the name *mpfǭge-mvų̄*, "one who shakes the antelope horn," for soothsayer. The contents of the horn are acquired in the following manner. The soothsayer's novice with his master must participate in a war and find the body of a person slain in battle, cut off the head, take out the teeth and one eye, and finally slit open the belly, into which is placed, for one day, the antelope's horn intended for the novice.

791 The teeth, the eye, and a piece of an evū'-besī̌ (see Vol. II, p. 128 /Ed., not translated/) are placed in the /195/ horn, which is sealed with monitor lizard skin. Once the principal medicine has been secretly acquired in this gruesome manner, the ordination of the novice into the office of soothsayer takes place in public on the village square. The medicine man boils a chicken together with leaves of various medicine plants, especially of the [824] "medicine tree," Distemonanthus benthamianus Baill. (elǐ'bengǎń, ejě̌n), and he gives the novice some of this concoction to eat ten times (1). Then the old man leaps about the village square shaking the soothsayer's horn, chars a piece of the most gigantic liana of [824] the Pangwe region, Entada scandens Benth., Leguminosa (ntū' I), after he has touched it several times with his foot as he was leaping about, makes an incision in one of the novice's toes, and rubs the ashes into the wound. As he does so, he says: "If you go to war and you knock your toe against the ground so that the wound opens, the prospects for your side will be bad; otherwise they will be good" (for the liana strives upwards). The ashes of the liana, therefore, are supposed to communicate to the toe the plant's property of striving upwards and thereby help the soothsayer to rise above his fellow human beings just as the liana in its striving for light rises above the other trees. This concludes the initiation, and the novice is now a full-fledged soothsayer.

As a fee for divination, usually from one to five spears (seven to 35 pfennigs) are paid, but in times of war, when excitement, tension, and fear fill everyone with uncertainty, considerably more is paid. At such times the distrust towards soothsayers, which today is already almost universal, gives way to a willing credulity. During peaceful times the situation is pretty much as it is with us; very stupid and superstitious people, for the most part women, go to the wise man, but the great majority no longer believe in his hocus-pocus. "There are a lot of lies in it," I was told, "but once

---

[801] 1. Ten is the number of wisdom, seven the lucky number, and three or nine the sacred number of the Pangwe.

791 in a while there is some truth to it." Or, like our countrymen who in other respects consider themselves enlightened, they will adopt the standpoint: "After all, you never can tell . . ."

791 558 The unsuccessful soothsayer does not have to look far for ridicule. In Bebai I heard a poem ridiculing a man from the Ntum region who had been deliberately taken in. One man hid his chopping knife in his house in the presence of witnesses and then went to the soothsayer to ask him quite innocently to tell him where the knife was that he had lost. After all kinds of mystification and tomfoolery the soothsayer answered that the knife had been stolen in the field during the clearing of the farm. Amidst the hilarity of all those present, the "victim of the theft" produced the knife from where it was hidden, and the soothsayer departed, shamed.

721 787 In times of war, however, the soothsayer's reputation is reestablished. Before setting out against the enemy village, the entire company of young men stand around him in a circle, the soothsayer leaps about with the horn in his hand, shaking it according to all the rules of his art, and then suddenly points it /196/ to one of those standing around him, saying: "You will be killed, or (pointing to another) you will be wounded if you go into battle." Or the wise man says: "You can go confidently into battle for nothing will happen to you," but he will say this -- if we may trust his shrewdness -- only to those who in any case tend to stay in the rear. The person who has received a bad "prognosis" stays safely at home, and in this way the soothsayer is seldom found out.

787 In Volume II, page 108 ("Religion") /Ed., not translated/ we saw that the Pangwe believes he can read the future from dreams through appropriating the power of the soul by holding his head in the resin fire kindled on the grave: In so doing he learns to distinguish true dreams from false ones, and consequently comes to recognize what the future will bring.

I am not acquainted with animal oracles in the south, but among the Jaunde there is a spider oracle. Zenker (1) writes about

1. G. Zenker, "Yaunde," in Milleilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus

787 den deutschen Schutzgebieten /Reports by
Explorers and Scholars from the German
Protectorates/, edited by Dr. Baron Von
Danckelmann.

this spider oracle: "In each hamlet or along the way one finds a quadrangle surrounded by the trunks of plantain trees, in the center of which there is a hole with little bamboo sticks (2) set around it. In this hole lives the field spider. Now, if the owner of the hamlet or one of his relatives wishes to undertake a journey, the hole is covered with plantain leaves during the night. If the little sticks remain undisturbed, everything will go well; on the other hand, if a little stick has been moved out of place, a misfortune threatens, and the people concerned stay at home."

2. Meteorology

821 The rain is up in the sky in a large vessel which holds the rain just as a piece of fruit holds its juice. When it is completely full, the vessel bursts, and the water gradually flows off and falls to earth. When the vessel is completely empty, the people say: "The rainy season is over." During the subsequent dry season, the vessel gradually fills up again, with perhaps some water seeping through once in a while, but the greater part stays in. Then the vessel bursts again when the new rainy season begins.

When the vessel bursts and the water streams out, there is a tumult and a roar as of a waterfall or the surf. It can be heard in the distant rumble of thunder during a storm, which in the tropics coincides with rain more frequently than among us. Hence the Pangwe call this rumbling of the thunder ndū̦aě mmvö̌ṅ I, "the rushing (noise) of the rain" (3). Rain is a creation of the primeval

---

2. This should read: raffia!

3. mvö̌ṅ a dū̦m means: it is thundering.

821 there is a thunderstorm; actually,
"the rain is roaring."

mother, and, as a sign of a certain season, it is dependent upon the moon which, like all other celestial bodies, was assigned its course by the same primeval force. /197/

As we saw in the creation stories /Ed., not translated/, 821 lightning also existed from the beginning (in the egg!). Later, 775 however, the souls subdued lightning, and they now use it for two different purposes. The first is to warn their descendants on earth of a threatening storm, that is, sheet lightning and atmospheric lightning (yŏ̌'yōs IV Fang or fŏ̌'leyŏ̌s IV Ntum). "There is lightning" is then expressed by fŏ̌'leyŏ̌s a yŏ̌s or fŏ̌'levŏ̌s a lŭd, "the atmospheric lightning lights up," or "it passes by"; the root vŏ̌s means "to open suddenly with a bang, to light up, to appear suddenly and disappear again." Secondly, the souls use lightning to strike down large trees that bar their view of the earth and the activities of human beings -- that is, lightning that strikes, zǎ̌ṅ IV Ntum, zǎ'lăṅ IV Fang, or zē̦'yǎ́n IV. The fölevös is thought of as like the igniting of powder when it lights up briefly and suddenly; the zǎ'ṅ is like the firing of a rifle, and just as in the case of the latter, one says: ngá̦ a kó̦bo, "the rifle is talking," so in the case of the former, one says: zē̦'yǎ́n a kó̦bo, "the lightning rifle is speaking," that is, "it is thundering" (the cracking thunder accompanying lightning, in contrast to the distant rolling thunder of which we spoke above).

Lightning that strikes is conceived as a black bullet that strikes [195] the trees and splinters them. The "turd of the lightning" (abī' [278] zē̦'yǎṅ) -- this presumably refers to molten and conglomerated masses of resin -- is believed by the natives to have curative powers, as does the bark of trees struck by lightning.

Although the "lightning cartridge" is intended solely for purposes of blasting, it can also be dangerous for human beings if they happen to be in the neighborhood of the trees affected, and it is believed that death is caused by the tremendous roar. Hence it is advisable to withdraw into the house during thunder storms, because, by strict command of the souls, lightning is not allowed

821 to penetrate into houses. To be sure, this lightning is a disobedi- 775 ent fellow who has already caused his primeval mother Alonkok a great many difficulties, and he does not always heed the command of the souls. If it should happen at any time that in his willfulness he strikes the houses -- incidentally, I never heard of such a thing happening -- the natives do not assume that there was malice on the part of the souls. Possibly, as is only human, they aimed wrong. For this reason the Pangwe, who like all primitive people are quite apprehensive in other respects, are not afraid of thunder [152] storms. A momentary fright, however, caused by the brightness of the lightning and the violence of the thunder, can very often be observed in the case of nervous temperaments.

There is only one more question: "Why is it that the souls make use of their 'lightning rifles' only when it rains; they could surely strike down the trees just as well without it?" To this my Pangwe has a ready answer: "It doesn't work so well, because rain and storms make a passage through the air for the lightning bolt, and then the souls have an easier time of it." /198/

Rain medicines are infrequent in the Pangwe region; rain does 789 not need to be summoned for there is enough of it -- God knows -- 821 in tropical West Africa. They would sooner fend it off, for instance, during the drying of ngon, at cult festivals, sometimes during the harvest, and on journeys. For this reason, unnecessary beating of drums is avoided because it invites rain, in accordance with the view, which, incidentally, also prevails outside the Pangwe region, that (rumbling) thunder is produced by rain.

During the drying of ngon, women sometimes place an inverted pot covered with leaves on the village square. Next to it they plant a little stick with a plantain dyed red speared on it, [824] and they perhaps plant a twig of *Petersia minor* Niedenzu (*abiń*) near it. The pot is supposed to represent the vessel in the sky in which the rain is enclosed (*mvẽ́*, "pot," *mvŏ-ṅ*, "rain"). Covering the pot indicates that they wish to have the heavenly pot closed in the same manner. The plantain is a plant of the moon which determines the seasons and thus also the rain, and the red coloration is, as it were, a courtesy paid to the moon. I was unable to discover the relationship of the Petersia to rain, but in the

789 opinion of one Fang, the word a binǎn, which is contained in the
821 name abin, has the sense of "moving about and rumbling," and
they want the stormy weather just to move about and rumble.

The help of the ancestors is employed in another method of
769 combatting Jupiter Pluvius, one that is used chiefly for cult festivi-
789 ties. The ancestral figures, festively smeared with oil and red
821 wood, are placed in front of the house where they would be
drenched "to the skin" if they did not see to it that no rain fell on
this particular day. At the same time the ancestral skulls are fre-
quently painted with a salve made of red wood and ground bark of
[824] Pentaclethra macrophylla, whose pods, when they are ripe, burst
open with a pop and fling the fruit a great distance; in this way
the natives indicate that the rain should be flung to one side in the
same fashion.

When women are in the fields harvesting -- especially at the
789 harvest of ngon -- and rain threatens, they put a little water and a
821 stone in a leaf bundle and hang this up in the field. In the same
manner the rain is supposed to remain suspended in the sky, be as
heavy as the stone, and stay in its place just like a Negro whose
"heart is heavy" and who shows no inclination for any kind of undertaking.

Medicines with a similar effect are used on journeys. A leaf
484 of Trachyphrynium violaceum Radl. (tsĕdĕkiǎ'i, IV Fang) is twisted
789 into a bag, filled with a little water, and then fastened to one
824 finger. By doing this, the rain is held fast. Another medicine
consists of hanging up old pieces of wood saturated with water, so
that the rain will likewise be absorbed up in the sky. Furthermore,
a person will take a Petersia twig or a fern leaf dipped in water in
his hand, /199/ so that the rain will be broken up into as many
little parts as the small pinnules of the fern. Finally, there is the
familiar Selaginella, the herb of "missing" (zĕlănǎ, from á sĕlăn,
"to miss"), that is to say, the rain is supposed to miss man.

It should be emphasized that the Pangwe no longer regard
789 these medicines seriously and even ridicule them as "superstitition";
178 they have long since noticed that none of them helps. Hence,
medicines against rain are no longer used today, except as a joke.
A possible exception may be the cooking pot medicine of the women,

789 but even that seems to be dying out for its meaning is frequently
178 no longer understood. Thus I once (on an earlier occasion) found an open cooking pot set up as rain medicine; I simply could not understand this until I saw the authentic medicine and was informed that in the first case a mistake had been made.

821 According to one conception, the rainbow is the handiwork of a great sorcerer who wanted to show the others what he was capable of performing. Other natives think the rainbow is water vapor or smoke, and when it appears in the east, late in the afternoon, people say jokingly that one end is standing in the Campo and the other end in the Uelle. A third notion concerning the rainbow -- and this one is probably based on its iridescent colors -- is that it represents a water snake. The word for rainbow is, accordingly, nyū̧-n̂ III, from nyŏ́, "water snake." In addition, there is ntūtŭ̧́m I, derived from the onomatopoetic expression tŭ̧metŭ́metŭ̧m, a designation for a flickering in front of the eyes.

The Tale concerning the Origin of the Rainbow

821 Once upon a time the grandmother of Ekute Essamniámabōge
539 said to her grandson: "Go and show me the place where your mother
773 always catches fish." Thereupon Ekute went along with her and showed her a good place along the river, but his grandmother said: "No, this was not the place." Then her grandson showed her another place, but here, too, the grandmother said: "This is not the place where I am going to fish." They went together this way to four other places, but at none did the grandmother want to fish. Finally, the grandson said: "There are no more places for fishing; after this there is only the large river left." The grandmother replied: "All right, that is where we shall go." But her grandson said: "Oh, the places where everybody fishes are here, but in the big river the fishing is poor." However, the grandmother answered: "But I want to take a look at the place; come along, we shall leave right away." Thereupon the grandson went along with her, and when they came to the spot where the river widened, the grandmother said: "Here is where I want to fish." The grandson

821
773
539
[226]

again advised her against this, but the grandmother refused to give in, went into the water, and tried to drive the water away (1), but in doing so she got in deeper and /200/ deeper until she was up to her neck in the water. Then she said to Ekute: "Bring me two sticks and lay them in the water so that I can stand on them." This Ekute did. and the grandmother removed the water and fished, and lo and behold, she soon had ten baskets full of fish. Then her grandson said: "Come, we have enough now, let's go home." But the grandmother said: "No, first I want to get all the fish out of the water; then I will surpass all people in fishing." Thus, she went on fishing, but then, all of a sudden, the water rose up to her neck and over her mouth, and finally she disappeared under the water. At that moment there arose out of the water a great snake (1), and when Ekute saw it, he seized his spear to kill it. Then the snake said: "Wait! I have something to say to you." Ekute, however, ran away into the village and called all the people, above all his father whom he already met on the way; the latter took spears and went with him to the river. When he saw the snake, he wanted to kill it with his spear. But the snake said: "Wait a moment, I have something to say." Then the snake commanded the people to make a basket and to carry it /the snake/ into the village. This was done, and when the snake had been brought into the village and had been assigned a house to sleep in, it said: "No, I want to sleep in the first house next to the meeting house." The people complied with this wish. Soon the rumor spread everywhere that a great snake was to be seen in the village, and many, many people came to see it. Everybody had to pay a lot of money for this, about as much as ten marks.

---

1. In smaller watercourses the water is removed by splashing it away; in larger rivers this is, of course impossible.

1. In other words, the grandmother was a sorceress.

821 Thus Essamniämaböge became very wealthy, and from this money
773 alone he was able to purchase two wives.

539 Now it happened that he and all the people were gone one day, and only his son, Ekute, stayed behind. Then several people from a distant village appeared, but they had brought with them only two choppers (2), and in exchange for these they demanded to see the snake. Ekute, however, did not want to show it to them. The people argued with him and threatened, and they demanded to see the snake. Then Ekute, who was very imprudent, angrily took a chopper and knocked in the top of the house wall instead of carefully opening the door somewhat and letting the people look in. Thereupon the snake came out, went to the village square, and cried "See, now I am leaving." But the people and Ekute had run off. Thereupon the snake raised its head and body and swung itself into the air. At this very moment Ekute's father came back and was just able to cut off the lower end of the snake; the other part of the snake was already high up in the air and still stands in the sky today as the rainbow. The tail, however, turned into the python, and from the eggs there crept forth all the other little snakes. /201/,

821 The storm is likewise represented as the handiwork of an evil
789 sorcerer. Whenever a great sorcerer is dying, he unleashes a storm,
lays low the plantain fields of those people toward whom he feels
[754] ill will, destroys their houses, and indeed, he goes so far as to knock down their children in order to injure them. Anyone who has experienced a tropical tornado will understand the notion of the Pangwe that sorcerous beings are at work. The natives also have medicines against storms; the storm is gradually weakened if
[824] one places young macabo leaves (these are weak to begin with) on the fire (whereby they become still weaker) and then grinds them to a powder on the ground in front of the house (this makes them weakest of all). Conversely, the storm is "made heavy" and thereby held back in the sky by placing a stone on Paspalum grass (obü't), which, because of its toughness and strength, is supposed

---

2. Bush knives valued at two marks.

789 821 to represent the storm. Thus the storm is pressed onto the ground, as it were. If the storm is already approaching, they beat a plantain stalk to tatters on the ground of the village square, and as they do so, they exclaim:

[539]

okŭ[š]	a	lŭde	ma	a	lŭd:		Okă[k]		nkĭa]
Storm,	it	pass	by	me,	by (pass),	(to)	Okak	in the	west.

3. Astronomy

821 772 Even for a primitive people the astronomical knowledge of the Pangwe is very limited. This fact can be excused only in part by the unfavorable conditions of their country (rainy forest region).

The Pangwe have the same conception of the earth as that of the "ancients," that is to say, they think of it as flat like a plate and surrounded on all sides by the ocean. Over the earth and the ocean arches the sky which, as is stated in the creation story, originated as a part of the earth that was blasted off and raised up on high. In other words, the sky is thought of as firm and finitely bounded, just as is the earth. One should, accordingly, imagine a large bell jar placed over a gigantic plate in the center of which the earth floats in water, and this gives one the conception held by the Pangwe. As regards the earth, they naturally think only of Africa, that is, they conceive of it as one single continuous land mass.

The sky is infinitely high; the tallest mountains known to the Pangwe do not extend into it. One would have to set about 200 or more silk-cotton trees (Ceiba, on the average 70 meters tall) end on end in order to touch the sky.

821 [823] The material of the sky is similar to that of the earth, and, like it, it is harder and firmer on the inside and softer, more fluid on the outside -- a train of thought engendered by the swamps and the softened loam soil. Just as the crust of the earth forms clods, so the outer surface of the sky forms "scales" (ebŭ[s] e dzŏb "scales of the sky," that is to say, clouds). The clouds, however, are

821 subject to constant alteration, and this is explained /202/ in the following way. The masses of the sky's crust move against each other in a manner similar to iron or brass that has been liquified in forging and moves more or less viscously as it cools down, so that in the case of the first metal that flows out, its more rapid cooling impedes the movement, while the subsequent metal, flowing over the first, moves more quickly the nearer to the surface it is. This is why the clouds move at different speeds and in various layers relative to each other.

The moon and the sun pass across the vault of the sky exactly as the primeval force has ordained in eternal laws. During the day the sun moves under the vault from east to west, and during the night it moves back the same way over the vault where it is, of course, invisible. At night, the moon follows the course of the sun under the vault, and during the day it returns over the vault, but closer to the ceiling, so that during the day one can frequently see it shimmering through. The Pangwe very easily account for the phases of the moon. They assume that in its various phases the moon moves in one of the inner layers whose clods have already become more rigid and that it remains covered by one of these clods.

In our account of the religion of the Pangwe /Ed., not trans-
821 lated/, we have already discussed the significance of the moon
805 in the cults. Here we need to consider only the practical side of its relation to human activities. The moon is the lord of fertility and of the seasons; the days and months are reckoned by it. The first day (according to other informants, the first two days) when the new moon appears is called avǒ̧ī ngə̄n, that is, cold moon. From this day on all impulses toward propagation are "put in cold storage" for seven days, all development and all fertility are interrupted, the women have their menstrual flow, and the men abstain from sexual intercourse. For this reason, nothing else is undertaken, not because a taboo exists, but because one would not have any luck. The man does not go out to clear his farm because he would cut his finger; the woman does not go out to plant because the plants would not flourish. Even hunting and fishing are not attempted. It is important to note that this day is by no means designated as "bad," but as a day of rest which might correspond to

821 our Sunday, as if all nature had to take a rest.

805 By way of contrast, the days around the full moon are no good for hunting, probably because the moon when it is full is especially "evil" and hateful to all those who are sinless -- as are animals, for instance. Even the festivals of the moon cult (Sso) are never celebrated at the full moon, but always towards the time of the new moon in order not to display evil in its most glaring form. The natives count nine "days of the full moon," the sacred number which we have already encountered in the cults /203/, and during this time the Pangwe speaks of the ndžībe ngṓn, that is, the closed (full) moon, or ndžīge ngōn or abǔm e ngōn, that is, the used moon. On these days the people do work, but fishing, trapping, and hunting drives are not practiced. Among the Fang, a direct taboo (ekī) exists for these three activities, though it is true that they like to circumvent this taboo -- like many others -- with the help of medicines.

Rules are made to be circumvented, the Ntum in Bebai thought, [789] and during the days of the full moon they very gaily held great hunting drives. They also made a medicine by cutting a circle -- the full moon -- into the bark of a tree and within the circle removing half of the bark. In this way it became a half moon (Fig. 64). This medicine is delightfully naïve and beautifully indicates how the Negro knows how to help himself in all situations.

Concerning the nature of the stars the "Pangwe scholars" are 821 not yet quite agreed. Some believe the stars are simply holes in the vault of the sky through which the sun can be seen at night as it moves over the arch. Others say that they are little fires which during the day are simply outshone by the brightness of the sun. Still others -- and these are probably in the majority -- assume that the stars are little celestial bodies like the sun and the moon, but that they are afraid of the sun, so during the day they withdraw into the interior of the vault, and during the night, fleeing from the sun as it moves across the top of the arch, they come out and then become visible, hence their name o-tǐ́-tē-ī, from the root a té = to move from one's place (1). If one of the stars has ventured too

---

1. oa tē odĕn = when did you leave (travel from) home?

82| far from its hole, it naturally falls down. We call that a shooting star; the Negro says: "otǐ̧ˈtĕi, a ke a bǒ̧m (the star goes forth to get a bride)."

It is a cause for some surprise that many, even older people have not yet noticed that the stars apparently move from east to west. When I made such a statement, it was steadfastly contested, and when I offered proof, the phenomenon was new and striking to all.

Constellations or names of stars, it seems, are totally unknown to the Pangwe; if there have been reports about these from the [181] Jaunde, they are borrowed plumage with which the easygoing little Jaunde people have once more adorned themselves. The Pangwe calls comets botũ̧le from tũ̧lo III, and he sees monitor lizards in them. A quite subordinate group of stars in the vicinity of Orion was pointed out to me several times and designated as tũ̧lo, but I consider this a mistake, since in 1902 a comet disappeared in the vicinity of this area.

Extremely eager students may like to know the Pangwe's idea of the size of the heavenly bodies. Well, I hope their expectations are not too great! -- "Sun and moon," said my Pangwe, whom I /204/ /Fig. 64 appears here in the original text/ asked in the presence of his comrades, "are of the same size, and about -- let us say -- as large as one of the large tin plates sold on the coast." At this answer by the aspiring scholar, there was, however, a general shaking of heads, and in reply to my objection that even people in the distance look as small as ants and that the sky is so infinitely much farther away, the native questioned had to admit that he had underestimated. They finally agreed that the sun is as large as the area in front of my station (about ten meters wide). With that I had to content myself. In the case of the stars they obliged me from the outset, after this experience, by stating that they are as large as the space enclosed by the extended thumbs and index fingers of both hands, but the narrator evidently felt the need to justify his exaggeration to himself, and went on to remark: "They seem smaller, because they are far away!" /205/

As regards the color of the stars, the sun according to my Pangwe is red and hot like fire, the moon and the stars are white

Fig. 64. Medicine on trees, so that a hunting drive may be undertaken during the full moon, something which is actually prohibited. Bébai (Esseng Family), South Cameroons.

and cold. "If the moon is cold and has no light of its own, how is it that you can see it? After all, you cannot see people dressed in white either when everything is dark!" This objection the Pangwe counter with the reply: "On earth it is dark, but in the sky it is bright, that is, nothing obscures the view there!"

4. Time Reckoning

805 The Negro is happy-go-lucky and does not bother about "time." Time plays no role at all in Africa; indeed, the Negro regards it almost as an insult when a White hurries him because "he has no time." After all, there is lots of time. It is due to this contempt, also, that the Negroes never know how old they are, or rather, that they never find it necessary to remember. The same fact serves to explain their inability to combine numbers into conceptions and logical conclusions, even though they have a good [802] grasp of numbers up to 10,000, and beyond that with some difficulty.

The Pangwe possess no designation for the time segment corresponding to our solar year. Instead, they reckon according to *membū́*. Each *mbū́* (which should be translated roughly as a half year) comprises two of the four seasons that are established for the Pangwe region (see Section 1, p. 2 /Ed., this section of Vol. I is not translated/). To one of our years, therefore, there are two Pangwe "years," or, as the natives who have come in contact with Europeans express it, *membū́ menšū́te mebō̆t*, "years of the Blacks."

One *mbū́* includes the great dry season and the brief rainy season and is called *esĕ̌b*, from *a zĕ̌b* (*okōñ*), "to sharpen (a knife)," because knives are sharpened at this time to clear the farms; in other words, it might be called the farming season or sowing season. The second *mbū́* includes the short dry season and the great rainy season and is called *ojŭ̌n*, from *a jŭ̌n*, "to mourn, to wail," in other words, the fasting season; it corresponds very well to our winter, which is likewise a time during which nature sleeps and people starve. The Pangwe explain the name by saying that at the beginning of the rainy season all "food" is planted, and therefore food becomes scarce, but perhaps the expression arose in former habitations when the rainy season brought with it special misfortune, such as floods.

The correspondence of the seasons of the year among the Pangwe to the divisions of our solar year is, accordingly, as follows.

First half year (mbū́)

805 esě́b = farming season (summer), from December to May, consisting of:

1. vūē'n esě́b = great dry season (December to February);
2. šǒgō, esěb = short rainy season (March to May). /206/

Second half year (mbŭ́)

ojŭn = rainy season (winter) from June to November, consisting of:

1. vūē'n ojŭn = short dry season (June to August);
2. šǒgǒ, ojŭn = great rainy season (September to November).

A division of the half years into months is unknown to the Pangwe; he only knows the time span of the individual month (ngō'n, "moon"), and he has great difficulty in understanding that about six to seven of his months correspond to the Whites' half year and about 12 to 13 of his months correspond to the Whites' year.

To divide the month into weeks is something that the Pangwe
[177] has learned from the Whites and has wholeheartedly adopted on
account of the four Sundays (sǒ'nǒ III). He himself has marked
off the first one to two days after the new moon as days of leisure,
as has already been mentioned. He also observes the first seven
[841] days of the month as something special, since the menstrual flow
of the women supposedly lasts for seven days, but these days do
not constitute a special segment of the month designated by a name
of its own (1). Nor is there any such time segment in the rest of the month.

We have the same picture with the day as we do with the month. Here, too, only the beginning is sharply defined, while

[539] 1. It is merely said, for instance:

avǒi' ngō'n a sǒ malū' malǎ or zǎngbǎ'
Cold moon, it came days three or seven.

805 the remainder follows as a matter of course. A day of 24 hours is called alū̃′ mbok (Ntum), "day one," and it falls into day = mŏ′s IV, and night = alū′. The day begins with the morning, kī′dī IV or kī′kī′dī, lasting from six o'clock (sunrise) until seven o'clock, in other words, one hour, and it continues until ngū̂ɛ IV, ngūngū̂ɛ IV, "evening," that is, until the time around sundown (six o'clock). In between, the Pangwe have as the designation of an hour only "time when the first women come from the plantations," that is, at 11 o'clock. The night is not divided up into definite segments. If they want to specify an hour of the night, for instance, for marching upon an enemy village, they make shift with the expression: "with the first call of the coucal," [825] Centropus monachus Rüpp. (dūgū′ III), that is, at 11 o'clock, just as we might say, "with the first cock crow." This same time is also called ză′li alū′, "midnight." In case of a departure before sunrise, the natives may speak of a "time when the first ogbwă′ (Francolinus squamatus Cass.) calls," that is, around five o'clock in the morning. Time designations by indicating the position of the sun with the hand -- which in regions where the sun rises and sets at approximately the same time throughout the entire year would be both easy and convenient -- are not known, and indeed, they are not even understood. /Plate 26 faces p. 206./

000

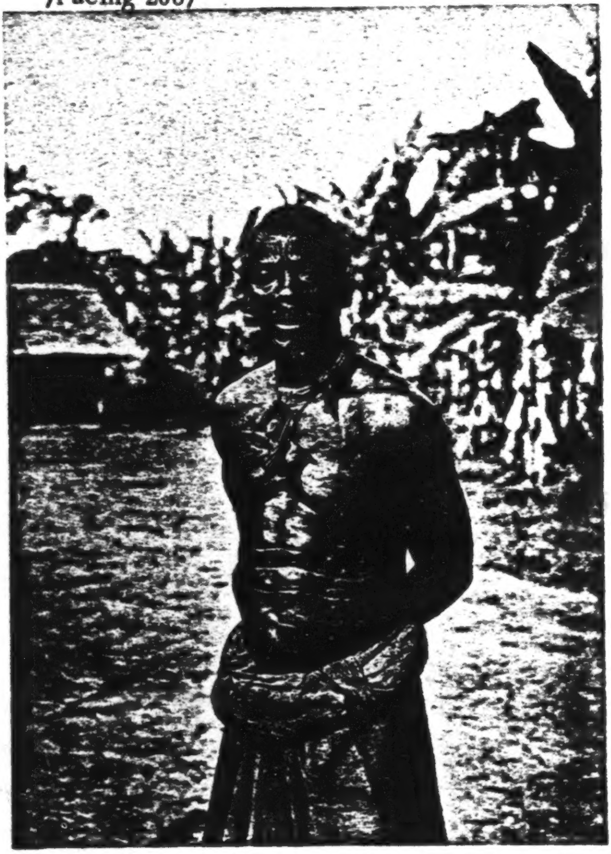
/243/ Section 17

Weapons and Warfare

Flintlock musket. -- Containers for the charge and powder. -- Spears. -- Sword and battle-ax. -- Shields. -- Love of war. -- Night attacks, chevaux-de-frise, pitfalls, spiked branches. -- Women and children in war. -- Fortifications. -- Manner of conducting war (example). -- Prisoners of war.

/Facing 206/ Plate XXVI

142
291
301



Chief of Nschúggebot (Ojek Family), Spanish Guinea.

The chief weapon of the Pangwe today is the flintlock musket. 411 Until the middle of the previous century it was found in our region 439 only in quite isolated instances. Imported since the 1860's and 1870's in ever-increasing numbers by the many newly-founded coastal trading posts, the flintlock musket was a marketable and profitable commercial commodity which since then has so flooded the land that for each Pangwe, at least for each Ntum and Fang, one can reckon three, four, or even five rifles, of which, however, a fraction is unusable. Since 1906 the German government and since 1909 also the French and Spanish governments have prohibited the import of powder, and as a result there has been a noticeable scarcity, especially in the north. Among other things, it has had the effect of putting an end to the great amount of superfluous shooting during festivities, etc., in the Cameroons and adjoining Spanish territory. The small amount of powder which still finds its way from south to north by way of barter is kept in hiding for later occasions.

The charge of the rifle consists of small pieces of iron which -- 411 like the powder -- are usually carried around in small containers [492] fastened to the belt or the shoulder bag (mfǒk) (Fig. 78). Frequently, the latter itself serves to hold the ammunition, that is, the pieces of iron which the Pangwe calls by the same name as the [415] spears, akǒń. The containers (Fig. 77) are little pouches made of hide (a), flasks (only for ammunition) attractively decorated with brass (b) and (c), little flasks covered with monitor lizard skin (d-g), calabashes (h), the round fruit of a tree (ǎso, ǎsun) (i, k), raffia fruit (l), a cacao fruit (m), or other fruit (n-p).

With the importation of powder cut off, the rifles are useless, and it may be that in this way the throwing spear, which formerly was the true long-range weapon of the Pangwe, /Fig. 77 appears on p. 244/ /245/ will again occupy a place of honor, especially since it has never been entirely out of use. To be sure, the spears manufactured today are not as large as those of olden times. They [481] are used more as walking sticks of superior quality or as an ornamental weapon taken along on a journey -- usually people carry two or three with them -- and the natives scarcely know how to use them for actual battle. Only the Jaunde through continued

[Text continues on page 94]

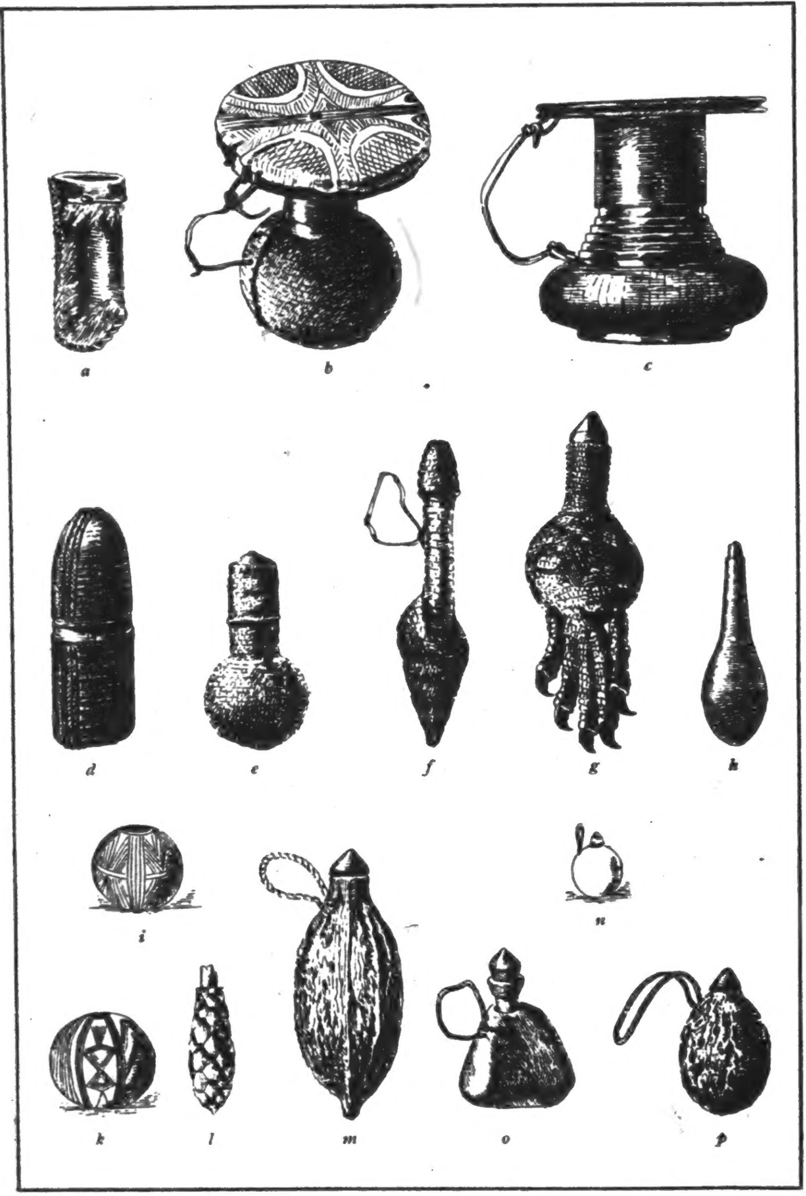

a
b
c
d
e
f
g
h
i
n
k
l
m
o
p

Fig. 77. Containers for Rifle Charges or Powder.

411
[415]
[285]

practice have maintained some skill in spear throwing. On the whole, the Jaunde did not go over so exclusively to the use of firearms as did the Fang, for instance, who are quite unable to part from their flintlocks. They even give them human names and love to let them "speak."

The spears (Fig. 79) consist of a shaft and tip. The former is made of wood and is artfully grooved lengthwise, as has been described in the section on woodworking /Ed., Vol. I/. The tip is attached with a socket and forged from iron; in very recent times one could frequently see Ntum chiefs carrying ornamental spears with carefully worked brass tips. The cutting edge has the shape of a more or less oblong leaf, and this distinguishes the different types of spears. The older types among the Fang are gbŭń-akǫ̆n (akǫ̆n = spear) (a), akǫ̆ń-oką̆k (oką̆k = Okak, Fang people) (a), tō̧mō-akǫ̆n (e), and mbą̆[s] -akǫ̆ń (b); of more recent origin, supposedly is the barbed spear, ngā̧m[k] -akǫ̆n (c), and etŏhŏk.

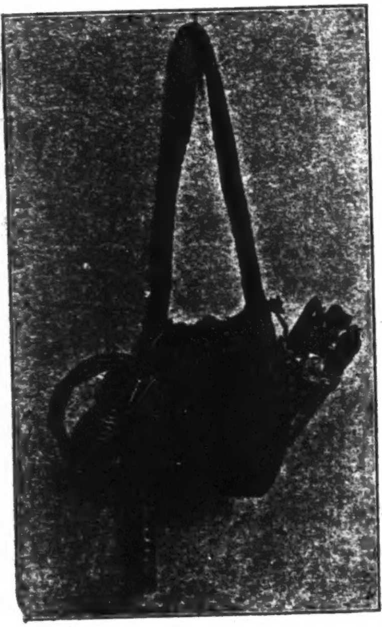


Fig. 78. Shoulder bag of pineapple fibers, used for storing things and for rifle charges in wartime. To the right, a little basket with "chevaux-de-frise"; to the left, shot medicines and an iron war pipe.

The crossbow is only a hunting weapon; the bow and arrow, as well as the slingshot, occur only as children's toys.

The weapons for short-range fighting are the sword and the battle-ax.

The sword (pfă̧ IV Ntum, fă̧ IV Fang) (Fig. 80) has two cutting edges which sometimes end in barbed hooks at the base

411 and a wooden handle well-shaped for the hand. The handle is partly bound with an iron band or brass wire. The sword is placed inside a wooden sheath, consisting of two halves and frequently covered with monitor lizard skin, or in a brass sheath which has two brass eyelets for the hide strip worn over the shoulder from which the weapon hangs /246/ /Fig. 79 appears here in the original text/ (see Fig. 80). After the appearance of the chopping knives or choppers imported from Europe, the latter displaced the sword for a while and were then carried about in sheaths (Fig. 81); however, these are no longer in use today.

The battle-ax, called ovunebokui, "axe of the Pygmies" [184] (Fig. 82), is of lesser importance and is to be found only among the Fang, especially the southern ones, but even among them only in small numbers. It can be used only for short-range fighting. Its wedge-shaped blade with a convex cutting edge and /247/ corners curved inward, is fitted into the handle, the short lower half of which is round while the upper half is flattened out.

As a protective weapon, three kinds of shields are in use: the wooden shield, the shield made of buffalo hide (Fig. 83), and the shield made of an elephant's ear. The latter two are supposed to protect an individual man. They have lost their importance since the appearance of the firearm, and today they have /Fig. 80 appears here in the original text/ become quite rare. The wooden shield (stationary shield, Fig. 84), on the other hand, protects the entire troop of warriors and is, as it were, a portable rampart carried ahead by one man, while the others hide behind it. When the enemies clash, they shoot from behind the wooden guard, and in case it becomes necessary to flee, the shield is simply abandoned. It is made from a slab of wood from the umbrella tree and is approximately 145 centimeters long and 37 centimeters wide. [531] The outer surface is covered with patterns carved in relief, such as we have seen in Section 9 /Ed., Vol. I/.

The battles of the Pangwe are usually only to settle hostilities 726 between neighboring villages and hence are limited to small-scale warfare, that is, to a series of surprise attacks in which the attacker naturally has the advantage and thus "wins." Such encounters, however, give the tribe their warlike reputation; the

[Text continues on page 97]

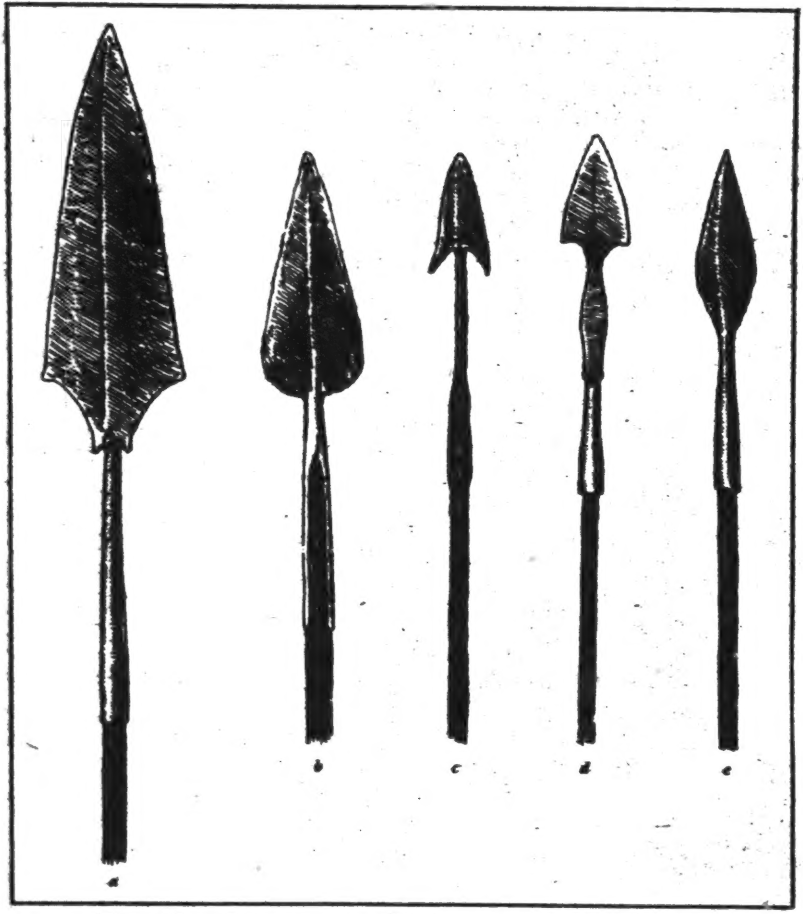


Fig. 79. Spears. One-third actual size.

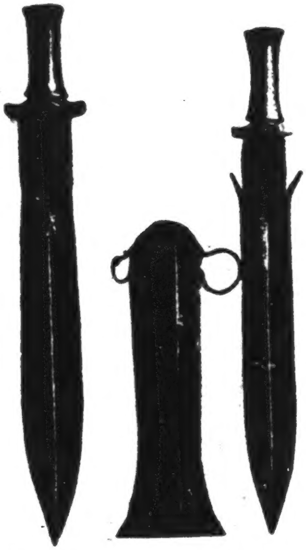


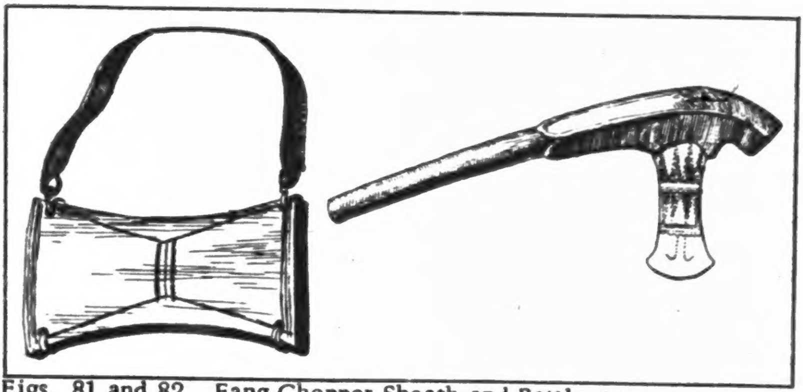
Fig. 80. Swords and Sheath made of Brass. One-fifth actual size.

726 Fang especially are extremely warlike and quarrelsome and not at all disinclined to military expeditions that promise to yield booty. At the same time, they know how to take full advantage of their forested land. They surprise the enemy at impassable [184] places, lie in ambush in the dense bush, and sometimes carry out night raids when the occasion is favorable, whereas generally the Pangwe is loath to undertake nocturnal expeditions. Furthermore, they impede the advance of the enemy through "chevaux-de-frise," that is, pointed sticks made of the bark of raffia leafstalks and planted in the ground, as well as through pitfalls which are well covered like the traps for game, but wider and [725] deeper, and similarly spiked on the floor. In hand-to-hand combat they throw the spiked stems of Macaranga ledermanniana Pax [224] (as½) between the legs of their enemies. /248/

/Figs. 81 and 82 appear here in the original text./

In unsettled times, women, children, and -- insofar as this 722 is possible -- movable property are taken to safety, that is, to 712 hiding places in the forest or to friendly villages. Fortifications

411



Figs. 81 and 82. Fang Chopper Sheath and Battle-ax.

712 exist, but only to a limited extent. As has already been mentioned
722 in the account of house construction /Ed., Vol. I/, the walls of
the meeting house are built of halved trunks of the umbrella tree
placed in layers over each other for the purpose of fortification.
In addition, the village entrances are blocked off when danger
threatens by means of fences or barricades made of sticks. The
southern Fang especially can easily do this since they design their
villages more compactly so that the meeting houses themselves
almost block off the road. Only once did I see an entire village
surrounded with a protective fence, a fairly strong paling consisting
of vertical posts and laths connecting them. In front of the fence
the terrain had been cleared by cutting down the bush, so that the
approach of enemies could be easily discovered and prevented.

The following example will give a good idea of how feuds arise
579 and take their course.

On both sides of the Lo, a small tributary of the Campo, there
[361] are two communities of the Esseng kin group about 12 minutes apart,
namely, Bebai and Ebäangon. The inhabitants of the three Bebai
villages closest to Ebäangon are related to the Ebäangon people;
the others of Bebai did not move into the territory until later and
are unrelated to the inhabitants of Ebäangon. The most influential
chief of the Bebai people, who are outsiders, is called Makina. For
a long time he had been "talking impudently" to Schüe, chief of
Ebäangon. One day, on the occasion of a festival for the souls which

411
281

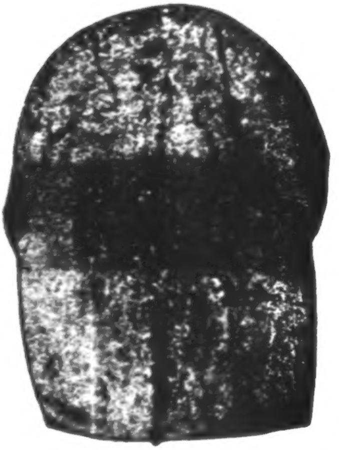


Fig. 83. Shield of Buffalo Hide.

579 Schüe gave for one of his deceased wives, strife broke out. In the course of the festival Schüe wanted to start counting up the people who had done some injury to the deceased. And since -- as /249/ usual -- there was a great deal of shooting at the festival, he ordered that there be quiet in front of the meeting house, saying that whoever wanted to shoot had better go into the next village. Thereupon Bekongo, the son of Makina, stood up and said, "I don't care, I'm not going to listen to that stupid talk," and fired off his rifle near the meeting house. Naturally, the Ebäangon people would not stand for this, and Schüe's sons said to Bekongo, "Hey! our father just forbade anyone to shoot here; do you think that Schüe is a slave here in his village?" In this way a verbal battle developed between the two parties, and soon the brawl with bush knives was in full swing with blood flowing on both sides. The Bebai people related to the Ebäangon people tried to bring about a reconciliation or they sided with Schüe. Finally the Bebai people moved off, pursued by the Ebäangon people armed with choppers, who called after them, "Wait, we'll get even with you yet!" The last of the Bebai people was Ejamatua, a man from Makina's village. He was either annoyed by the shout or he was particularly harassed by the pursuers; in short, for whatever

579 reason, he suddenly took his rifle and shot down the foremost of these. As soon as the Ebäangon people saw that one of their men, a son of their chief to boot, was killed, they quickly ran back to get their rifles. The Bebai people who sided with them waited for them,and all together they moved against the hostile Bebai villages, where they had a shooting bout with Makina's men, without, however, any blood being spilled. The Ebäangon people spent the night in the houses of the friendly Bebai people. The next day they resumed the fighting, and again nobody was killed; however, the Ebäangon people succeeded in burning down Makina's village. Thereupon the "victors" returned to Ebäangon. After two days they renewed their attack, but achieved nothing.

579
628 At this point Makina wanted to have the whole affair over and done with, so he sent two women as payment to Schüe. The latter kept the women, but was by no means inclined to make peace. On the contrary, his people again raided Makina's villages. Then Makina's patience came to an end. He went to the chief of Messelle, a large village on the right side of the Campo, and requested him to settle the argument. When Schüe heard this, he sent the two women back to Makina's village and dispatched four of his sons as representatives to the negotiations at /250/ Messelle. The decision ran thus: Makina was in the wrong because "it was he who in the first place talked insolently against Schüe, it was his son, Bekongo, who started the entire fight at the festival for the souls, and he is therefore responsible for the death of Schüe's son." Thereupon the chief of Messelle immediately seized Makina and demanded his court fee -- five sheep -- from Schüe's party, at the same time promising Schüe in exchange the extradition of Makina. After the payment was made and Makina had been extradited, Schüe's sons demanded that Makina summon his guilty son. Makina declared himself unable to do so and was beaten down with cudgels -- on the Mburru -- and his corpse was thrown in the river. /Fig. 84 appears here in the original text./ At the news of these events, brought to Ebäangon by Schüe's sons, Makina's people seized their rifles and in turn moved against Ebäangon, burning half of Schüe's village to the ground. With this, the need for revenge of both parties

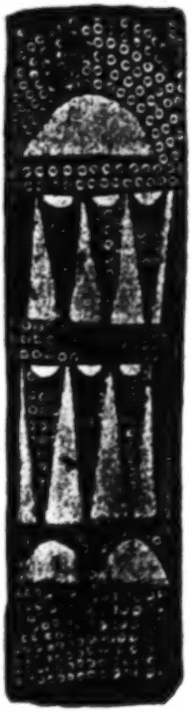


Fig. 84. Wooden Shield.

579 had been satisfied, because on either side
628 the loss was exactly the same: each had
a village burned and a man killed.

[411] The matter would have gone on, because
the Bebai people were still dissatisfied
[531] since they regarded their loss as
greater; their casualty had been a great
chief, while the other had been only a
young man. However, by this time the
influence of the Whites had penetrated
to Bebai and thus an end was put to the
fighting.

From this example it can be seen that
628 the Pangwe act according to the princi-
682 ple of an eye for an eye, a tooth for a
tooth, and that blood revenge can cease
only when the losses on both sides are
equal. In a "war" between Schumu and
Esseng people, eight Schumu people
had been killed, and peace could not
be concluded until eight Esseng men had
likewise been killed. Furthermore, it can be seen that village feuds fraught with consequences often arise from quite trivial causes.

727 Prisoners are usually killed and then often eaten, as has been
mentioned earlier. Only children are raised as "slaves" in the
[266] village. Captured women are usually taken by the victors as
[567] wives, but sometimes they are also killed in order to even out
the number of killed on both sides and thus to make peace possible.
/251/

Section 18

Sexual Life

000

1. Sexual life until maturity. Three stages of development of the person (child, man, old man). -- Children as good people (bebin), as "innocents." -- Sexual advances in play. -- Homosexual intercourse between boys.
2. Sexual life between maturity and marriage. Young men and girls. -- Free love. -- Virginity. -- Desirability of the women (dance songs). -- Girls who are available to anybody, nžila. -- The young man's tact in his social relations with the girl and her family. -- The sense of shame toward the girl's parents. -- Relations with the girl. -- Lasting love unions. -- Love tests (narrative). -- Illegitimate children.
3. Marriage. Prohibition against sexual intercourse with related kin groups; sexual intercourse within one's own kin group, incest. -- Abduction of the girl, suing for the girl's hand with the father. -- Price of the wife and manner of payment (example). -- Relations of the future bridegroom with his parents-in-law, mother-in-law and their veneration, extreme shame. -- Wedding (festivities). -- Honeymoon. -- Polygyny. -- Number of wives of chiefs. -- Marital fidelity. -- Lending wives. -- Secret lovers. -- Return of wives, reasons for doing so. -- Repayment of the bride price.
4. Medicines, influence of sexual intercourse. Origin of the seed. -- Cause of menstruation

000 (staunching of the blood). -- Medicines for strengthening virility. -- Impotence among men; origin, medicines for impotence. -- Venereal diseases; payment in case of contagion. -- Influence of sexual intercourse. -- Women who bring good luck and those who bring misfortune. -- Imitation of castration (miāk): motive and purpose, distribution, course of the initiation ceremony, abstinence of the initiated, desecration.

5. Deviant forms of sexual intercourse. Twirling of the members to relieve itching. -- Masturbation among men and among women. -- Homosexual intercourse among men. -- Homosexual intercourse as medicine for wealth; tale. -- Punishment of homosexuals by cult spirits.
6. Pregnancy, birth. Establishing the beginning of pregnancy. -- Cessation of sexual intercourse. -- Abortion: reasons for it, medicines. -- Place of delivery. -- Midwives. -- Delivery. -- Treatment of the child; squeezing off the umbilical cord. -- Treatment of the afterbirth. -- Medicine for the mother. -- Announcement of the birth. -- Feeding of the child by the mother, absence of milk. -- Later conduct of the mother, prohibition against sexual intercourse, period of nursing the infant.

2: Tessmann--104 E-5 (1904-1909) 1913 FH9 Fang FH9

1. Sexual Life before Maturity

Like Europeans, the Pangwe divide the individual's life into 561 three sections, the period of childhood, that of adulthood, and 856 that of old age. The last period, however, concerns the Negro much less than the first two periods of life, because on the average death occurs at an early age. Sexual maturity represents the boundary line between childhood and adulthood, and the Pangwe emphasizes it very much because sexuality is at the center of his religious conceptions and /252/ finds external expression through the initiation into the cults. This initiation corresponds to our confirmation. The Pangwe acts as though a person before sexual maturity -- for the sake of brevity I shall call this person a child (*mŏ́ngo* III) -- represents a stage antecedent to actual manhood, *mŏt* III, just as, say, the caterpillar is the stage prior to the butterfly.

If we think back on what was said concerning the soul in the 774 discussion of religion /Ed., not translated/, we remember that 836 the Pangwe distinguish two kinds of people according to the kind 864 of soul they possess: *bebǐn* (uninitiated, good), and *bongŭs* 882 (initiated, evil). Children (*bŏ́ngo*) are *bebǐn*, uninitiated, good, because they do not know sexual intercourse and, if they have become acquainted with it prematurely, do not know that they are committing a sin; indeed, they could not know since, after all, they are not initiated into the profound connections between sexual intercourse, life, and death.

In reality the situation is such that the Pangwe young people 882 are perfectly well informed, but officially each one must empha- 824 size that he is a child, *mŏ́ngo*, that is, good, unknowing, uninitiated as to sexual intercourse, even when he has long outgrown not only the actually innocent childhood (in the narrower sense), but also the period of sexual maturity. This point can be tested on any Negro between the age of ten and 20 years by asking him whether he already practices sexual intercourse. The answer will always be the same, be he a Fang from the bush or a Jaunde long since glossed over by a bit of civilization: "*ma ne mŏ́ngo* (I am [672] a child, that is, innocent, I know nothing about sexual intercourse)."

882
864 By this answer, he secures for himself the mild judgment with
[672] which we dispose of "silly boys' pranks."

For children, bǒṅgo, therefore, quite a different yardstick is applied; what they do, especially in respect to sexual matters, is not taken seriously.

bǒṅgo bǎ bǒlě oson = children have no sense of shame, and
834 the other way around, adults do not display much towards chil-
155 dren (see homosexual life, Vol. II, page 131), since, after all,
864 children simply do not know what evil (sǒ) is or what shame
(o-so-n) means. If the otherwise, at least externally, very
modest Negroes say this themselves, we should not hope to find
many of the characteristics of a true. innocent ebǐn among the
children. As a matter of fact their first playful imitations of
836 sexual intercourse as they observe older people performing it
838 begin at five or six years of age; between the age of eight and
nine "playing parents" is nothing but perfectly conscious sexual
intercourse, though it is generally regarded as a game and was
cited to me in the category of "children's games" under the name
ebōbǎne-bǒṅgo (Ntum) or ebǎnebǎne bǒṅgo (Fang). It is usu-
ally done in the forenoon /253/ in the dwellings when the parents
are in the fields or absent elsewhere. The partners are not only
boys and girls, but also boys among each other. Later, at the age
of eight to 10 years and frequently somewhat beyond, many boys
manifest a similar inclination towards members of their own sex,
along with a sexual urge for girls of the same age. In view of
the emphasis on maintaining, as long as possible, the outward ap-
pearance of modesty, the Pangwe boys make use of a device
whereby they come to an understanding "metaphorically." A boy
[201] rakes some earth and sweepings onto a leaf, ties this hastily to-
gether like a food bundle, and gives it to the other. If the latter
is ready to respond to the proffered affection, he will open the
bundle and pretend to eat of it, saying finally, "ma mane a dzǐ,"
that is, "I have eaten." If he is not inclined to respond, he will
throw away the bundle, of whose contents he has full knowledge.

Concerning masturbation, see below, page 130.

2. Sexual Life between Maturity and Marriage

After reaching maturity, the girl is called ngōn III, and the
836 young man nkŏę́ I; for both there is also the term bandŭ'man,
[984] plural of ndŭ'man = young man or girl at the age of being in love.
Thus the name itself shows under what sign the subsequent period of life is lived. Free love in the boldest sense of the word prevails. The girl may give away her favors without inhibition to whom and whenever she desires to do so, and she need only ob-
[833] serve the religious rule that prohibits sexual intercourse during the
[885] day and the social rule that prohibits intercourse between blood
relatives. Otherwise there is no barrier; members of the same age group come together and make thorough use of their freedom. In the initial period after maturity, to be sure, sexual desire is dampened by the moral admonitions of the cults with their proclamation of the sinfulness of sexual intercourse. This sinfulness, combined with physical satiety and psychic revulsion, produces a "moral hangover"; however, such considerations and feelings are soon overcome. As in eating, so in their love life, the Pangwe know no moderation. They empty the cup of joy to the lees. Later on, especially when the Pangwe has acquired several wives, he tends to develop a more business-like attitude towards sexual love, in place of the youthful amours which alternate unsteadily between ungoverned passion and its aftereffects, psychic unease.

In view of this extensive free love, it goes without saying
[585] that the virginity of his future wife plays no role in the man's
choice. Indeed, the presence of a hymen (ajádebă) is usually scarcely noticed and /254/ to some is totally unknown. Around the age of 15 years it is supposed to be destroyed by boys of the same age.

833 As for their libidinal drive, the girls are generally not in-
936 ferior to the boys. However, we may say that for the girls potency
[572] alone is as a rule the deciding factor in the choice of a friend.
This fact is well expressed in the various dance songs at the Mbale (which, incidentally, were brought to the Fang and Ntum by the
[181] sexually loose Jaunde) as, for example, in the following complaint.

Leader of the chorus:

539	Mīʼnǐnga	ya	mot	ebŏ̄ʼn,	edǒ	a	va
833	(A) woman	and (a)	man	love affair (1),	thereupon	he	had

836

1. ebō̆ʼn, "public region," hence, by extension, "love affair, relationship."

kĕ,		a	kĕ	a	bǔmo	ba	mīʼnǐnga	
gone	(to her),	he	goes	to	sleep	with (the)	woman	(on)

enǒn.	a	sā	a	nie	kaa	ngū́	edǒ	
bed,	he	cohabits	with	her,	no	virility,	thereupon	(a)

mŏ́t		a	va	ke,	a	nga	jiēʼ	
man	(that is, another)	he	had	gone,	he	lived	to sing	(the)

dž̌ā́:			mīʼhǐnga		niĕne:	o	kīnī
song	(2):	(The)	woman	she (speaks)	thus (to me):	you	go

2. Poetic license, because the manner of recital is song; ordinarily it would be: Thereupon a man said the following.

a	kāda	nā:	kaa	bĕdĕ	a	sŏʼ,	kaa
to	say	this (to the lover):	Not	again	(to)	come,	not

bede	a	šū,	a	sǎ	džǎ	mebŭʼn,	alūʼ
again	(to)	come,	one	not	complete	sex act,	night

a	ngĕn	ojǎʼb		--ma	nga	tame	
it	was still	long (lasting)	(3)	-- I	live	must	(to)

3. That is, the lover would have had enough time to cohabit several times.

539 tǫ̌bǒ nale, adzǫ̌ a n'abě
833 remain thus, affair it is bad.

836 Chorus:

A ta ma vų̄ or a na ma
Oh, my father, I am dying, Oh, my mother, I

vų̄.
am dying (4).

[195] 4. The Negro dies on every occasion when something unpleasant happens to him; the chorus thus speaks from the point of view of the woman who is in such despair concerning this "bad affair" that she would almost like to die.

836 548 Although there are no actual prostitutes, a number of the women enjoy the free life of a girl and up to the age of 30 or 35 years remain ngǫ́n, "girls." This kind of "girl," to whom every man, boy or adult, whatever his name, whether he is handsome or not, is equally /255/ welcome, is called a n̄žīla. The fact that people have no better opinion of her than we have of a loose woman is shown by a song sung at a festival for the [533] souls. In its own way this song represents a delightful satire and, for the Pangwe, an extraordinarily witty, poetic achievement. I have reproduced it in Section 20 ("Music") /Ed., not translated/.

831 In spite of the great sensuality, relations between the sexes do have finer traits; tactful behavior, precise observation of prescribed forms, and profound spiritual sensibility are not absent. The ingenuous conduct of the young man toward the girl's parents and the naturalness with which the young people enjoy their love, without obligations, without social prejudices, have something almost ideal about them.

584 If the young man has noticed a girl or has already come to an understanding with her, he goes to her parents, introduces himself first to the father, who usually shows his most amiable side and recommends the young man to his daughter. Even though the lover did not obtain the girl's agreement beforehand -- something which can be accomplished with a few words in a brief encounter -- he will nonetheless find little opposition. The relations with the "father-in-law" and above all with the "mother-in-law" are as cordial and tender as can be. The young man brings his "mother-in-law" a little present, European salt or other things that women [431] love, and he also endears himself to the father through little attentions or presents, while the parents or the girl herself entertain the guest to the best of their ability. A natural tact causes the Pangwe to avoid mentioning anything that touches upon his relations to the girl in his contact with her family. Indeed, his delicacy with respect to the "parents-in-law" grows into a false sense of shame:

wŏ́-oson a vų̄ mabā́de
[539] (The) feeling -- shame, it dies (from) frambesia

menkī̧ḕ'.
(of the) parents-in-law (relatives by marriage).

The sense of shame has caused a person to die from frambesia transmitted by the parents-in-law, that is, a suitor was afraid, from a sense of shame, to turn down the food offered him by the girl's father who was suffering from frambesia. He ate with the man from one bowl, caught the disease, and died.

To the girl herself the lover usually brings half a piece of 584 836 material -- valued at one mark -- (among the Jaunde he brings a whole piece). In his courtship, the lover does not usually arrive at the desired goal right away, for it is customary for the girl, even if she grants the young man her affection and /256/ sleeps in the same bed with him, to refuse sexual intercourse with him during the first night. (See the tale on p. 132).

The reason for this custom lies in oson, the feeling of shame toward the talk of other people. The two parties know each other perfectly well as regards their lechery, but they pretend to be quite

584 innocent and anxiously avoid anything that might give rise to
836 gossip. Thus, if we speak with the Pangwe about sexual matters, we constantly hear the word oson, "shame," oson this and oson that. Admittedly, wherever European influence is spreading, the
[171] use of oson decreases, for together with this influence the religious conceptions upon which shame is based are disappearing (as we saw in the case of sin, nsöm); at the same time, moral sensibilities are becoming laxer, and there are no longer any self-imposed restraints.

With free love universally prevalent, it naturally happens
836 also that several lovers find their way to the same girl in one night, especially when she is no longer a beginner, and she takes "pity" -- as the Pangwe themselves say mockingly -- on them all (1). With such nžīla, especially the older ones, the men also permit themselves the use of offensive expressions and crude jokes, such as would be unheard of and strictly prohibited with a young girl -- especially the future wife. As an example,
[831] phalli are sometimes made of wood and then displayed wrapped in a leaf.

As has already been indicated, liaisons of the heart based on
831 genuine love are by no means uncommon. Nobody, on the other hand, will be surprised to learn that for the most part they are of limited duration and are incapable of bearing the burden which we expect of them. Thus I did not learn of a single case of a person
[762] committing suicide because of unrequited love or a spurned courtship, even though women hang themselves because somebody stole a few of their miserable hens, and men shoot themselves because their father sold a daughter in order to buy a wife, instead of leaving her to the son, the girl's brother. Generally speaking, the power of Negro love is not as great as that of the love of the Whites.

---

[802]
[211]
1. Even to keep track of their number is too difficult a task for her memory; for that reason the Jaunde girls count the number of their friends on little sticks of raffia (see Zenker).

831 If the latter resembles a rushing stream which tears away everything in its path, the love of the Blacks is like a still, deep lake, and it is certain that even in Africa the magic power of love often intimately joins two hearts and that there is genuine love which in every respect is comparable to the European conception. This point is well demonstrated by the "love tests" which the men sometimes apply in order to convince themselves of the love of a future wife, quite according to the pattern: "Drum prüfe, wer sich ewig bindet, ob sich das Herz zum Herzen findet" /Trans., "Therefore assay, before you bind yourself never to part, whether there's harmony 'twixt heart and heart," from Schiller, "Das Lied von der Glocke"/.

539 An example is presented by the following tale.

514 One day a young man went to see the girl that he loved and
836 wanted to marry. At night, while he was sleeping in her house, he had /257/ to urinate, but since he did not know where the toilet was and since there was no man there whom he could ask, he said to himself: "Oh, what shall I do in my need? -- -- But let me see whether the girl really loves me!" He took a small cooking pot (obĕ̍bē′) and used it so that it was filled to the brim (lǫ̆′dŏtǫ); then he covered it with leaves and placed it behind a bed. The next morning he set out on the way home, and the girl accompanied him until they were outside the village. On the way he said: "I am going now to my village, and I shall see

ng(e) oa dž̌ịn ma: obĕ̍bē′, ng(e) oa bę̆′ne
if you love me: (the) little pot, if you hate (do not

ma: obĕ̍bē′,"
love) me: (the) little pot,

that is, the little pot will show whether you love me or not! The girl did not understand what he meant by this and asked him to explain. But he simply answered:

ŏ′, kaa dž̌ăm mfĕ,
Oh, no matter other (than that):

ng(e) oa dž̌ǐ′n ma: obĕ̍bē′, ng(e) oa bę̆̌ne ma, obĕ̌bē′.

When the girl went home she thought to herself: "I wonder 539 what that means: ng(e) oa džǐ̱n ma: obĕbe, ng(e) oa bĕ̱ne ma: 514 obĕbē!?" When she was in the house, she was still thinking about 836 it; then she suddenly smelled the odor and found the little pot behind the bed. She took it, poured its contents into the plantain grove behind the house, and cleaned it thoroughly with water. Meanwhile her lover had secretly come back to the village and observed from a hiding place how the affair was developing, whether the girl would call other people and publicly expose him (1). But nothing /258/ of the kind happened. He then saw

539
514
836
558

1. In that case the lover would not have been able to hide from the mockery of his companions and would have become completely unacceptable in the village of his beloved. It should not be forgotten how terribly disgraceful a Negro finds such an occurrence, indeed, the very thought of a natural need to relieve himself. A person who has had, as we would say, an accident, as in the above case, will be socially unacceptable for a long time if the incident becomes known, while we "barbarians" with our trifling amount of oson look upon such an occurrence as a painful accident for the moment, but do not carry it any further and, moreover, regard the physiological evacuation of the body as something "natural." Unfortunate uncivilized civilized people! The savages are better people after all! They have a countless number of circumlocutions for the terrible deed: ma ke a npŏ[ṅ] biă̦ṅ, "I am going to fetch a medicine"; a bŏbe ekūi̦di, "to inspect the spring trap"; a bŏbe ebḛ̦́ī, "to inspect the pitfall"; a tšă̦ ndžā̦ă,

514
539

539 "to look for firewood"; ma ke ofęī,
514 "I am going into the bush," and so forth. Even today I have to smile when I think of an incident that happened at the beginning of my stay in
114 Alén. One of my Fang boys, who ac-
514 companied me on the hunt and was near a thick, half-rotted tree stump, suddenly said, "ma ke tsă ndžā̜ă (I am going to get some firewood)." Under the impression that he really wanted to cut off some firewood from the tree stump, I countered this, to me unintelligible, notion, half amazed, half mockingly, with the words, "ye oa bę̌́le ovŭ̋n (but do you have an axe)?" It was only after a while that I understood why I was struck by such an annihilating look of moral disapproval. After this faux pas, I became more cautious and was soon sufficiently polished to be a highly civilized person in the Pangwe sense, who in strange villages no longer spoke of the eduk (toilet), but instead, as a well brought-up "Pange," merely asked:

nge ba tši̋dăn ma, ma yā̜́le
[539] If one drives (urges) me, I duck (hide)
vě́?
where?

or: zě́n e medžā e ne vě́?
Where is the way to the host (actually: head of the village)?

539 Further demonstrations of the Pangwe's
757 feeling of shame with respect to natural
514 requirements are the use of an enema syringe (which is directly connected with

514 [757] 539

> the feces or anus) as a deterrent medicine for thefts from the field and the significant tale of the turtle and the woman. A turtle wants to force a girl against her will to become his wife, and after all kinds of vain attempts finally succeeds only by smearing the girl's bed and clothes one night with his own feces. Having done so, he lies down to sleep, and the next morning when the girl sees the mess, he threatens to tell in the village and all the world that she had befouled her bed. The turtle thus put the girl completely in his power and forced her to agree to the marriage.

539 836 514 the girl going into her mother's house, quickly stole after her through the plantain grove, and listened behind the house to what the girl might say; not by a single word did she mention the incident. He then went back with a joyful heart, and said to himself: "This girl truly loves me." After two days he returned, asked for her hand in marriage, and took her back to his village as his wife.

This tale gave rise to the popular saying: ng(e) oa džǐ'n ma, obĕbē', ng(e) oa bĕne ma: obĕbē'.

832 The great number of love medicines (bia n andu'man), which very graphically symbolize the fusion and embracing of the sexes (in a spiritual as well as a physical sense), has already been discussed in Volume II, page 30 .

848 836 Illegitimate children are quite rare. The child's father -- even when he is known -- has no claim upon the child, just as the girl has no claim upon the father. The child belongs to the girl's father and is regarded as a not altogether unwelcome addition, since when the girl marries, it considerably raises her purchase price. As long as the mother remains unmarried, her child stays in the house of her parents. When she marries, the child becomes /259/ a part of the marriage bargain, as it were, and is considered

836 848 entirely as the husband's own. If the mother runs away with a man -- which sometimes happens -- without taking the child along, it is fed by the grandmother whose name it also usually bears if it is a girl. It is by no means a disgrace for the girl if her sexual relations with young men have consequences.

3. Marriage

835 184 We have already seen that sexual intercourse within blood relationship is taboo (ekī). Such relationship includes:

1. one's own familial group;
2. the mother's familial group;
3. the familial group of the father's mother.

Formerly this taboo was observed by all Pangwe with uniform strictness, but today it is frequently circumvented. The Jaunde do not always observe it, and the Fang -- of all people, the Fang with their constantly emphasized oson -- have dropped it for the own familial group, but retain it for the other familial groups. To the Ntum and all the other Pangwe this shocking occurrence has been a great irritant, and they never let an opportunity pass of making fun of the immorality of the Fang who "cohabit with their own sisters" or of speaking indignantly about it, without failing at the same time to stress their own great respect for morality and decency. This is done despite the fact that the Ntum themselves have at least in part been corrupted by the bad example of the Fang, and in other respects, too, transgressions against the taboo are not infrequent. The custom of having sexual relations with women of one's own kin group (sisters in the Pangwe sense) is called zămadulu III or simply zăma III, the verb being a dulu zăma. As can be seen by the prefix class, the name has been derived entirely unchanged from the name for God (zăma) and signifies "to act like Sama," because, as can be seen from the creation story (Vol. II, p. 16 ff. /Ed., not translated/), Sama (Nsambe) had sexual intercourse with his own sister.

835 684 Where zămadulu is still taboo, a payment must be made to the girl's father in case of a violation. The payment varies depending upon the gravity of the offense: a number of goats

835 684 (formerly it was commonly five goats), as well as a dog which serves as scapegoat, that is, the dog is supposed to take upon itself the disease with which the sinner is threatened by the cult spirit. If disease nonetheless occurs, medicines which are connected with the cults are prepared (see medicines for cult sicknesses, Vol. II, p. 36).

835 582 The modern, freer conception or -- among the Fang -- the denial of the taboo against intercourse with blood relatives (in the Pangwe sense) disappears as soon as there is a question of marriage. Then the taboo is in force everywhere and without qualifications. /260/

836 583 Free intercourse between the young man and the girl is, in many cases, only a shorter or longer testing period which, if the result of the "test" -- in this case a physical one, as contrasted to the spiritual one of which we spoke above -- is favorable, leads to marriage. If the girl is very much in love with her friend, to use a Pangwe expression, he can readily persuade her to follow him immediately to his village. Such an "abduction" is considered -- partly, at least -- to be sanctified by custom, even if the bride's family is usually not overjoyed at the practice. In such a case, the girl's father will set out the next day to demand the purchase price from his son-in-law. If the latter is able to pay him a part, say, half of this price, the matter is settled, and the balance is usually put on a buy-now-pay-later basis. If it turns out, however, that the "abducter" is a poor beggar or that his father does not want to produce the money, the bride is mercilessly taken away from him again even if she pours out streams of tears. You simply cannot get something for nothing. In the majority of cases, however, the girl will not agree to run away with her lover; instead she will demand that her suitor ask her father for her hand in marriage and first make a payment.

583 Every woman, young or old, has the same value. Nonetheless, the amount of the purchase price fluctuates greatly in accordance with general economic conditions. A woman is cheapest among the Jaunde and she is most expensive in the heart of Pangwe country. The price fluctuates between 200 and 750 marks in our money. On the average, one can assume a price of

583 between 500 and 600 marks in the south. Devaluation of the
money, which has also taken place in Africa, has considerably
raised the price in comparison to what it was formerly.

The purchase price cannot be paid in money (spear money)
583 alone, in cattle alone, or in any specific type of goods alone;
436 instead, all the objects of exchange which are in circulation
435 must be represented. Thus, in 1906, for instance, the following
things were paid for a woman in the Fang region:

6,000 spears	420. -- marks
12 rifles	120. -- marks
2 vats of powder . . .	4. -- marks
70 choppers	70. -- marks
2 sheep	50. -- marks
2 iron pots	8. -- marks
10 pieces of cloth . . .	40. -- marks
5 hats	10. -- marks
13 kettles of salt @ 2. -- marks	26. -- marks
2 knives	2. -- marks
2 packages of beads . .	2. -- marks
2 tobacco pipes . . .	---. 50 mark
2 packages of flints . .	--. 50 mark
1 hatful of buttons . .	--. 50 mark
	753. 50 marks /261/

Any existing illegitimate children go along with the marriage
[848] bargain. In fact, the bridegroom has to pay 500 spears for a boy
and 1,000 spears for a girl; incidentally, he is only too glad to
do so, because each child means an addition to his wealth.

I shall not go into a discussion of the endless number of quar-
578 rels that arise on the occasion of a marriage, especially when
583 the entire purchase price is not paid at once. Nor shall I speak
of the fact that the girl's father likes to steer his daughter, even
if she is in love with another, into the hands of the man who can
pay the most or the most readily. All this would lead too far
afield.

606 If the girl stays in her parents house and if the payment of
583 the purchase price extends over weeks and months, the suitor has
584

583 sufficient time to get to know his future wife and her family.
584 He treats them with the greatest consideration, and for the mother-
606 in-law (nī,e-ngō̆n III, that is, the girl's mother) especially he has an enormous amount of respect. He is courtesy itself, bringing her presents, large and small, and from time to time killing a chicken or a sheep for her. In short, one could in all seriousness speak of a mother-in-law cult (see the love feast, Vol. II, p. 24). And above all: oson, oson, oson: shame, shame, and more shame. The son-in-law is unspeakably ashamed before the mother-in-law, and vice versa, she before him. This is especially true after the wedding when the good mother-in-law extends her modesty also to the members of the son-in-law's kin group. Like a thief she steals behind the dwellings into her daughter's house in order not to be seen, and -- who knows? -- perhaps in order not to give rise to mother-in-law jokes.

Riddle:

[539] ŋzě'n	e	bönšüe,	e	ne	kaangǎ	
[524] Way	of the	lizards,	it	is (in the)	reeds	(Cyperus)

Solution:

ŋzě'n	e	bonīǵngō'n,	e	n'	a
Way	of the	mother-in-law,	it	is	on (the) stretch

fá
behind the houses.

585 On the day when a man takes his young wife home, the village
535 celebrates with a sizable dance, for which all adorn themselves to
[302] the best of their ability and which the young wife, red from red wood dye, attends as guest of honor seated on a stool. On this occasion, the popping of blunderbusses may not be omitted, because it belongs to the festive music like our flourish of trumpets. The dancing and shooting last several days when a wealthy chief has acquired a new wife or if it is the first wife of a fellow villager. There is nothing strikingly special about any of this; the festivity simply involves a series of different /262/ dances (among which the dschama is particularly popular which are also customary on other occasions.

After the wedding, the young bride is allowed a certain period 585 of rest (up to one month), during which she does not need to work. 595 Every day, newly painted with red wood, she struts around the village. After this honeymoon she then proceeds to the diurnal work in the field, while the man may possibly already be on the lookout for a second wife. Incidentally, there are not many who can afford the luxury of several wives; usually these are only the chief, his brothers, and a number of other people. The great majority must content themselves with a single wife. In former [589] times there were even people who, for lack of money, were condemned to permanent bachelorhood because the opportunities for earning money were not as favorable as they are today with European commerce. In the account of the belief in souls (Vol. II, p. 102 /Ed., not translated/), we mentioned how a loving father procures a wife for his son by transforming himself into a leopard.

The number of wives that the individual chief calls his own 622 decreases from north to south, precisely in the same proportion 595 as his power as a ruler decreases towards the south. The most 184 respected and greatest chiefs of the Mwele and Jaunde sometimes possess up to 100 wives; similarly, Bulu chiefs with 50 wives are not a rarity. Among the Fang, on the other hand, the chiefs have only from 16 to 20 wives, at most 30, while in smaller villages they may have as few as five or even fewer, since, as we have seen /Ed., not translated/, anybody can become a chief (nkū̆kū̆ma) by founding a new village because in this village he will be the "wealthiest."

The statement sounds harsh, but it must be made: the 837 woman's sexual life is basically a continuation of that of the girl, perhaps in even more artful forms, in other words, a higher form of prostitution. Marital fidelity is a great rarity, even though my Blacks steadfastly maintained that this is not so. I myself was only once shown a woman, as a "curiosity," who did not permit herself to be seduced by other men, and this was not even in the Pangwe region, but on my travels in Bassá country. I do not wish to deny that even among the Pangwe there are women who remain faithful to their husbands without being compelled

837 to do so, but, as I said -- white crows! Actually, it would be
asking rather a lot to expect this as the order of the day, in view
of the prevailing polygyny. All jealousy and all supervision
are of no avail; the women simply acquire behind the man's
back what he cannot or will not grant them.

[622] Generally, the chief keeps only a small number of his wives,
[595] perhaps from three to five, for himself. The others he divides
among his /263/ adherents and friends or hires them out to
acquaintances for one or more nights in exchange for cash pay-
ment. In addition, as is apparent from the reckonings at the
feast for the souls, the women keep a whole series of admirers
who -- if there is no other way -- satisfy them during the day in
the fields, in spite of Ngi and all the cult spirits. Even lepers
and cripples are not spurned if they are capable sexually. If the
[684] husband learns the name of a wife's lover, the latter must pay
him about 300 spears. The price fluctuates somewhat, and in
case the parties do not come to an agreement, it is determined
by legal proceedings. If the husband catches a rival in *flagrante
delicto*, he sometimes has no scruples about shooting him down
on the spot.

587 If a woman dies soon after marriage, the widower obtains
the sister of the deceased as a wife, either for nothing or for a
small additional payment, because it is believed that the woman
carried an *ewu* inside her, in other words, that she was a
sorceress and was therefore responsible for her own death, thus
wronging her husband.

If for some reason or other a man does not like his wife, he
586 can give her back without great difficulty, since, after all, she
retains her value and finally always "gets her man." In the case
of young people, who frequently marry the first person that hap-
pens to be available and only later realize what they have actually
acquired, wives may be taken back purely if they have a poor ap-
pearance, diseased teeth, an evil smell, and so forth, in other
words, if they are generally "unpleasant."

Otherwise, the chief grounds for divorce are: 1) spitefulness and disobedience towards the spouse; 2) malicious, extended desertion of the husband (but not simple running away) and

586 insurmountable aversion to him; 3) repeated theft; 4) sorcery by which the woman kills (poisons) the children of other women, and the man is afraid that sooner or later he will likewise become her victim; 5) the slow development of the woman who was a child when married, in other words, the man had overestimated her age (this case is as characteristic of the Negroes as the reason given for it: "So that his money will not be spent for nothing"); 6) such diseases as leprosy, elephantiasis of the feet, and a form of dysentery (tiɣ), if they appear soon after marriage.

In certain cases it may also happen that continued adultery and sterility of the wife lead to divorce.

If the reason for the return of the wife is well founded, which in most cases it doubtless is because a Negro will not give away his wife for nothing, the purchase price is returned, or in case the father-in-law has more daughters, a sister of the ex-wife is given in exchange for the unsuitable one. /264/

[691] Naturally, quarrels arise in great abundance on such occasions, and legal proceedings stemming from the refusal to return the purchase price of a wife constitute, next to cases of adultery, the majority of all litigations.

4. Medicines, Influence of Sexual Intercourse

842 827 In the opinion of the Pangwe, the seed is formed in the nipple. This idea was probably arrived at through the fact that at the time of sexual maturity the breasts swell and at times even attain the size of the breasts of girls of the same age. From the nipple the seed flows into the pubic region to the mons pubis (edắk) and is deposited there to flow out during coitus (see medicine for gonorrhea, Vol. II, p. 50). There would be too much [302] if the pubic hairs were shaved off. Hence they are merely cut short as a hygienic measure dictated by the hot climate, the secretion of sweat, and itching skin rashes. Concerning the significance of the testicles, the Pangwe are in complete ignorance; they believe that they merely serve to erect the penis.

841 Menstruation is the sign of the ability to bear children and is looked upon as an effect of the moon (ngō̍n = girl and moon).

841 Hence, according to rule, menstruation should start in the first few days after the new moon, but unfortunately the white-haired old fellow seems to take his task rather lightly and is rarely dependable. In order to hasten the appearance of menstruation and thereby to make the girl capable of bearing children or, better yet, to make her accessible to men, a medicine is used. Sexual intercourse during menstruation is not exactly prohibited, but it [834] is nonetheless regarded as unaesthetic and is usually avoided. In [824] order to staunch the blood (*a* *dži̯ɔ* *makji*), the women stuff dry plantain tow into the vagina, a process which they repeat from time to time. They also have medicines designed to hasten the end of the flow of blood.

In view of the lack of moderation with which the Pangwe from 832 early youth indulge their sexual desires, the young man at an early 824 age feels the need to fortify his sexual powers. For this reason, they take medicines, *bĭăʌ* *nkṳn*, medicines for the penis, whose effects are thought of as a transference of characteristics; in accordance with the conceptions described earlier concerning the power of organization /Ed., not translated/. I shall mention the following.

1. Hardwoods, to transfer their hardness to the penis: *Albizzia* *brownei* Oliv., Leguminosae (*angŏk*); *Baccaurea* *bipindensis* Pax., Euphorbiacea (*mbă'n*-*afăn* I), leaves ground in ngon and eaten; *Carpolabia* *alba* Don., Polygalaceae (*onŏn*, *tŏmo*[*k*] IV Fang, *tṳ̌e'me* Ntum), a remedy frequently used, /265/ /Fig. 85 appears here in the original text/ the leaves eaten with an egg and a piece of the stem is tied around the body so that it lies over the seat (Fig. 85, *a*); *Cyclostemon* *gilgianus* Pax., Euphorbiacea (*onŏn* *nsăk*, *t.* -*nsăk*), root scraped into an egg, stem piece worn as in the previous case; *Tricalysia* *tessmannii* Krause, Rubiaceae (*tṳ̌e'me*-*afă'n* IV Ntum), likewise; *Cola* *pachycarpa* R. Schum., Sterculiaceae (*ekŏ'm*), fruit kernels eaten; *Clerodendron* *bipindense* Gürke, Verbenaceae (*ndžike* *fă̌m* = men's liana), leaves ground with true Cola and eaten.

2. Thorns whose stiffness is supposed to be transferred to the penis: *Lonchocarpus* *barteri* Benth., Leguminosae (*ejŏ'* *a* *fă̌m* *a*

832
824
[825]

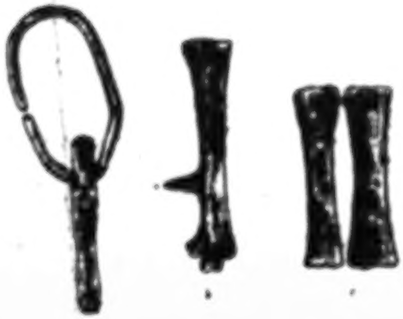


Fig. 85. Medicines to reinforce virility, worn at the belt, usually over the seat.
(a) Wood of Carpolabia alba, (b) tibia bone of a cock,
(c) caudal vertebrae of the leopard.

nsŏsŏ'k I), and perhaps also Combretum tessmannii G.lb. (anduń a ndžik). In the case of the first two, the thorns are boiled in a bundle together with various spices and the leaves of other fortifying plants (so that the strength of the thorn goes into the food and thus enters the body); then the thorn is taken out and worn on the forehead or over the seat. The leaves of Combretum tessmannii are cut up and eaten with an egg. Also Macaranga ledermanniana Pax., Euphorbiacea (kŏ'ša III, asə̌s), is used; pieces of the bark (with the thorns) are boiled and strained, and the liquid is drunk hot.

3. Sharp leaves and stalks: Scleria barteri Bckl., Cyperaceae (pfáfō'lō III Ntum, from pfə̇ = sword, bushknife, and -- perhaps -- afŏlō, afolŭń = hat, because the climbing reeds threaten to cut up the hat? It is called "bushknife" in coastal English. The young leaves are eaten.

4. Bitter and sharp substances: salt; black pepper (Capsicum); melegueta pepper, that is, seeds of Aframomum melegueta (Rool) K. Sch. (andŭ́n = seed; ndŭ́n) (1); Andropogon schoenanthus

1. Root tu, ndu = warm, hot; compare nduăn = fire; o-tu = bush hair, torch; o-tu-m = Urticacea Tragia cordifolia

832 824 Pax, burns; *a-ndu-ń a ndźik* = *Combretum tessmannii* Gilg (see above).

L. (designation questionable) (*oăĭm e ńtăńgăn*), root eaten; *Cola acuminata* (P. Beauv.), Sterculiacea (*abǝ̌*).

5. Substances that cause itching: *Tragia cordifolia* Pax (*otŭm*), leaves ground and eaten with an egg; likewise *Urera dinklagei* Engl., Urticaceae (*sǐ[s] ndźǐ̂k*).

6. Heating substances (designation of the natives): *Derris glabrata* Welw. (*ejǝ̌n e ndźik*), root and leaves ground, boiled with spices, strained, and the liquid drunk. /266/

7. Explanation unknown: *Uapaca guineensis* Muell. Arg., Euphorbiacea (*asǝ̌m*) (perhaps because of strong wood?); *Coinochlamys schweinfurthii* Gilg., Loganiaceae (*oli fǝ̌m* = men's little tree), little pieces of the stem stuck in the hair (hardwood?); *Geophila herbacea* L., Rubiaceae (*elǝ̌[k] a tǝ̌n*), leaves ground with Cola and chewed (leaves are durable, "strong," perhaps for that reason?).

832 825 Of animals, the meat of the spiny-finned sheatfish, which is very fat, is considered a stimulant of the first rank; furthermore, the tibia bone of a cock (Fig. 85, *b*) is worn on the body because of the spur, as are caudal vertebrae of the leopard (Fig. 85, *c*) because of the strength of the tail.

833 278 The medicines for impotence (*biăŋ a ję̂* or *biăŋ eję̂*) should be distinguished from the stimulants (aphrodisiacs). There are thought to be two forms of impotence: one dating from earliest youth, and one acquired later in life. The former, it is said, came about because the persons concerned had urinated in their food as very small children while they were being fed pap by their mothers. Another version is lined with the belief in magic: a boy is thought capable of giving away his sexual power (see belief in magic, Vol. II, p. 134 /Ed., not translated/) in exchange for the power of sorcery, that is, power over other people. Perhaps this conception stems from the fear that impotent persons try to avenge themselves on their fellow human beings for their misfortune. The medicines for impotence are not numerous, but they actually seem

833 to be, in part at least, effective. Thus, the most common of
278 these, derived from the Rubiacea *Corynanthe* *yohimbe* K. Sch.,
[824] has recently been incorporated in our medications under the name
"yohimbin," -The natives produce an extract from the bark and
wood of the tree and drink this. They conceive the manner of its
effect as similar to the one mentioned above, and they reason as
follows: the wood of the tree is especially hard in relation to that
[825] of other trees, say, like the penis of a pig in relation to that of
other animals (something which one notices if one boils it and
tries to eat it), and I shall acquire this characteristic of the wood
if I partake of some of the wood. Hence the tree also bears the
name *nkĭn* *e* *ngũi*, "pig's penis."

Aside from the *Corynanthe* *yohimbe*, we should mention here
824 two other trees which possibly also give physiological effects:
833 Leguminosa *Baphia* *buettneri* Harms (*mfã* I, *mfãn* I), and the
278 Flaccourtiacea *Homalium* *africanum* Bth. (*ejũm*, supposedly from
a *jĩme* *nkĭn*, "to erect the penis," an expression that I never
again encountered. In my opinion, the root contained in *ejũm*
is the same as in *nnũm*, plural *bojũm* = masculine gender; thus,
the tree would be called *ejũm* for (e) the man; *majũm*, plural =
seed). /267/ The leaves of the *Baphia* *buettneri* are gathered,
ground on stones, and placed in the sun in sugar wine. The mixture is drunk while it is warm. From the *Homalium*, on the other
hand, the bark is scraped off and ground; then it is boiled with
spices and the liquid drunk while it is hot.

Finally, three more plants were mentioned to me as belonging in the category of *biĭịn* *ejẽ*, among these, the *Solanum* *duplosinuatum* U.D. (*etĩi'n*) because of its spikes.

Venereal diseases (see Section 13) are prevalent only in those
164 areas where European influence has existed for some time, especially
684 in Yaoundé and Gabon, from where syphilis has been spread. The
[177] Negroes seem to consider frambesia a kind of sexual disease, for
the man who has communicated this disease to a girl or a wife
must pay her or her father the same penalty (500 to 1,000 spears)
he would pay if he had infected her with syphilis. If, on the other
hand, the lover becomes infected through the woman, he can
claim no damages.

In the case of gonorrhea, the infected woman can demand 164 damages only if she notices the misfortune before she has been 684 paid for the favor rendered. The damages amount to 400 spears if the disease came from a person of the same kin group, and 1000 spears if it came from a person of another kin group. With the payment the "temporary marriage contract" is terminated, and thereby any claim for damages is nullified. In other words, it is always a good idea to pay one's debts as soon as possible:

[539]

a bę̌le,	a bę̌le,	a	kǫ̌n	abę̌	mayǫ̌k.
Keeping,	keeping,	it	strikes (a)	poor	bargain.

The person who always keeps his money to himself runs into an unfavorable price situation.

Their unrestrained sexual intercourse has a highly deleterious 831 effect upon the Negroes; it weakens and stupefies them. Smaller 461 boys are often quite useful as servants, but once they reach sexual maturity and become acquainted with women, they can simply no longer be used. The Pangwe recognize this bad influence, and intelligent ones among them did not hesitate to confess frankly to me that their sexual practices corrupted them and made them incapable of strenuous physical or intellectual work. We do not need the testimony of individuals, however -- popular customs demonstrate this insight sufficiently. I believe that, aside from [834] being based upon the original religious conception concerning the sinfulness of sexual intercourse and its incarnation in the woman, the abstinence rules for war and hunting expeditions and for iron smelting are based on the experience that sexual intercourse weakens the man's physical and intellectual capacities. Naturally, the man is inclined to heap the blame on women /268/ [196] and bebǒn, "vaginas," as he contemptuously calls them (1).

---

171 1. "Terms which originally only signified 'vulva' or 'cunnus' but were then generalized into the concept 'wenches,'" exist everywhere in Europe, too; see Anthropophyteia, Jahrbücher für folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwicklungsgeschichte der geschlechtlichen

171 Moral /Anthropophyteia, Yearbooks
for Folkloristic Inquiries and Explora-
tions into the Historical Development
of Sexual Morality/, edited by Dr.
Friedrich S. Krauss (1912), Vol. 9,
p. 31.

Over against the great mass of women, the bebǒbǎń, who
833 through sexual intercourse bring the man misfortune, there is the
777 exceptional phenomenon of the woman who among the Ntum is
called ayŭě' III and among the Fang ayǎ. Union with her brings
both parties, the woman as well as the man, good fortune. At
the same time her influence is more important for the man, for
instance, during military and hunting expeditions. If, for instance, the man goes hunting on the day after having had intercourse with such a woman, he is bound to see a wild animal soon and to kill it. If he goes to war, "his rifle will hit its mark," whereas the enemy's will not. For this eventuality, moreover, he has the woman give him a medicine, namely red wood that she has ground in a certain way (bǎ-ayâ, mfumu-bǎ). The woman, too, is lucky on this day if she goes "hunting" for fish, that is, if she goes on a fish drive (a lǒk), or works on the farm (see Vol. I, p. 56).

But -- as was said -- such women who bring good fortune are a rarity; the majority of women bring misfortune. If a man goes hunting on the day after coition, all the animals evade him in a wide arc (a bǎń), hence the name ebǒbǎń.

In the peculiar custom of the mi̯ǎk consecration I see proof of
[833] the fact that the Pangwe know the harmful effect of excessive sexual
785 intercourse. The word mi̯ǎk actually means the castrated animal,
554 in particular the buck goat (see Vol. I, p. 76), and here it is
831 applied symbolically to a person who through a public and solemn
declaration is for a time excluded from sexual intercourse. After a successfully concluded war, more rarely upon some other occasion, somebody (usually the chief) decides to consecrate his son or his daughter to purity. Naturally, neither of the latter may as yet be acquainted with sexual matters, in other words, they will only be

785 from four to six years old. They are thus consecrated so that
554 one day they will surpass all others in insight and understanding;
831 then, through their spiritual superiority, they will acquire influence, power (knowledge is power!), and especially wealth. In the case of the son, this will be to his own advantage; in the case of the daughter, it will benefit the father who can get a higher purchase price for her than for a girl with the usual loose way of life. In other words, the "savages" know well the value of moral purity. /269/

831 The custom of miɔ̌k consecration was formerly practiced
785 throughout the Pangwe region. Nowadays, however, since warlike
[184] times have ceased, it is to be encountered only among the Fang of the central Uelle region. I should like to compare the custom
[171] to the practice found among us during the Middle Ages, whereby the heads of important families (especially princes), after some lucky success (for instance, in war), destined one child for the clergy and consecrated it to the pure life dedicated to God, frequently not without calculating the advantages that could accrue to them from such an action.

785 The procedure of the consecration feast is as follows. The
789 child, clothed in a small loincloth, is led to the medicine man
556 and is washed by him with a medicine water. The medicines used
831 for this are barks of various trees that bear ample fruit, such as
[824] the Pseudospondias microcarpa (Rich.) Engl. (ofɔ̌s), so that the child's understanding may bear fruit as abundantly as these trees or, in other words, so that wealth may fall to its lot in the same abundance as the fruit of these trees falls to the ground beneath them. The various barks are placed in a container made of banana leaves, and hot water is poured over them. After the ablution, the child must swallow the principal medicine, a bundle of ngon
[824] with the chopped leaves of certain "weak" plants, such as Hibiscus moschatus (Roxb.) (tĕge III, from a tĕk, "weak," because the fruit is cooked in a short time), in order to make the child
[833] equally weak, that is, sexually incapable. Furthermore, the ngon
[825] is mixed with chicken meat -- the chicken is the bird of day, of the good and the pure, and at the same time it is supposed to point symbolically to the wealth that is desired for the child (the chief, the "Very Rich One," is regarded as the privileged son of the

831
785 sun) -- or with elephant's meat, in which case the child is supposed to become spiritually great and important, just as the ele-
556 phant surpasses the other animals physically, or, finally, with
[825] the meat of the hedgehog -- the child is to get as many things as the hedgehog has quills (1).

[539] 1. A well-known proverb, to be intelligible, would have to be translated into Pangwe something like this: He is as full of stupidities as the hedgehog is full of quills.

785
831 Thus, the child becomes miā̠̌k. Its loincloth is taken off and from now on -- be it male or female -- it must go about completely naked. Here is another significant fact regarding
[834] the moral-religious view of the Pangwe: clothing, that is, the
[291] covering of the sex organs, arose because the sense of shame (o-so-n) which started with the first sin (n-sö-m, root so), that is, sexual intercourse, demanded it. If the innocent state (ignorance of sexual matters) is artificially restored, clothing becomes unnecessary.

The miā̠̌k are generally respected. People are careful not to speak to them about sexual matters or to seduce the girls, especially since /270/ the protection which they are accorded by cus-
[684] tom is effectively strengthened through the right of the father or the relatives to shoot down the seducer without further ado wherever they find him. Nowadays, however, the old customs have been somewhat relaxed; the miā̠̌k are not always what they ought to be.

Annulment of the chastity obligation takes place in the same solemn manner when the consecrated person is fully grown, in other words, not before the age of 20 years. In the case of the man, it is required that he prove himself the bravest in war or at least that he has shot an enemy (1). In the case of the girl, it is

[171] 1. Today, in the regions influenced by the Whites, this decree has had to be moderated.

[583] required of the suitor that, contrary to the usual custom, he pay

785
831
[583] the already higher marriage price in advance, down to the last little string of beads.

The ceremony itself proceeds as follows. A goat is killed, and its blood is mixed with medicines by the medicine man and rubbed onto the body of the *miǎk*. The medicines are made from shavings of bark from various trees and are supposed to cause sexual incapacity to be "stripped off"; the goat is chosen because, [825] in contrast to the chicken, it is the animal of evil, of the sexual drive. Finally, the medicine man solemnly declares that the person concerned has ceased to be a *miǎk* and is thus relieved of the obligation to abstain. Henceforth the erstwhile *miǎk* again wears a loincloth.

5. Deviant Forms of Sexual Intercourse

The Negro's strong sweat secretions, but chiefly a skin 839 disease -- *Krokro* /Ed., ?/ (*metšǎn*) -- appearing on the sex organs and between the buttocks, cause an itching irritation which among the Pangwe has led to the bad habit of constantly scratching the penis whenever time and opportunity are favorable, even when there is no itching as well as to relieving an itch. They do this by twirling the penis in a manner similar to that used in making fire with sticks. This is a sport practiced by boys and adults alike and is called *a kīk e metšǎn* or *a wōʹo* (= *wǫk*) *metšǎn*, which simply means "to relieve the itching by scratching" (*metšǎn* means itching of any kind, *Krokro* being simply the most unpleasant form of itch). On this occasion, erection naturally takes place as a rule, although no orgasm follows, just as there was no intention of relieving sexual desire. Indirectly, on the other hand, this action passes into a form of real masturbation, likewise through twirling the penis (*a sīk nkǔn*) from which, however, orgasm does not always follow either. In certain regions among the Okak this *nsīęn-nkǔn* (the noun) is prohibited (*ekī*); it is said that otherwise the person concerned will no longer be able to cohabit with women successfully. /271/

839 [824] In the case of members of the female sex, masturbation by means of a plantain fruit is widespread, something which is to be foreseen in view of the bad situations arising from polygyny. A proverb states:

[539]

o	kũe	ma	zā̀ (sā[k])	ebôn		onū́,
you	find	me	satisfying	vagina	(with the)	finger (1)

1. Probably a circumlocution since one did not want to mention the real object. Moreover, in coastal English the clusters of fruit growing alternately in a "plantain bunch," are called a "plantain hand," and the individual fruits making up the hand are called "fingers." [196]

oa	bĕle		nkŭn,
you	have	(the)	penis,

and this is used whenever someone does not part with something of which he has a superabundance, even when he sees that another person is short of it and makes shift with a poor substitute.

838 We have spoken above of homosexual relations among "children." In adults such conduct is regarded as something immoral and unnatural, simply as unheard of. In reality, however, it is frequently "heard of" that young people carry on homosexual relations with each other and even of older people who take boys -- who, as is well known, "have neither understanding nor shame" -- and readily console them by saying: "bia bŏ pfiăñga (we are having fun, playing a game, joking)." The children are excused with the well-known assertion, which in its deeper sense can rarely be defended: bö ne bŏñgo = they are ignorant, that is, they know not what they do. Adults are excused with the corresponding assertion: a bĕle nnḗm e bŏñgo = he has (the) heart (that is, the aspirations) of boys, which is, of course, by no means flattering to them.

Publicly, of course, homosexuals are treated with the greatest contempt, and they were therefore forced, as a matter of course, 838 to cast about for a protective covering to shield themselves from the attacks of those who are different, just as the hedgehog is protected by its covering of quills -- a covering on which the attackers would cut their mouths and their caustic tongues. Such a covering was supplied by medicine -- it is said that homosexual intercourse is a "wealth medicine" (biă̩n nkū'ma); see Volume II, page 23. This is the name applied to it in the following tale which was told to me.

There once was a man called bongo-be-ntuu-dumo (= boys --
838 which?) who had a daughter called akukebedanga who was very
539 beautiful (the name allegedly came from akúk = Achatina marginata
[551] Sw. var. nigrofasciata Thiele, which is very beautiful, and from
[825] adăṅ = to surpass, because she was as unsurpassably beautiful as
the Achatina snail; thus, if I understand it correctly, the name
means "Achatina snail of unsurpassable beauty"). /272/

Now it happened one day that four young people met on the way to the village of Bongo (I shall thus abbreviate his name). They were all on their way to see the girl. They asked each other: "Whom are you going to see?" and each of them said: "Akukebedanga!" Then they conferred and agreed that they would go into the village together and wait to see whom the girl would love the most. The young people, who came from various families, were called (I place the abbreviation first):

Schok I, or by his full name he was called ž[k] bŏ žūa (explanation?);

Schok II, called ž [k] bŏ ngõne makẹ̆ makŏ̈,(ekẹ̆kọ̆), that is, Schok, bõngõne (unknown) I am going away to come back later (= I shall be gone for some time);

Schok III, z [k], bŏ kă jẹ̆m bŏdzŏ melăṅ (1),
Schok -- of not knowing speeches bad,

1. Instead of: belăṅ.

that is, the Schok who speaks no evil, and

Schok IV, ž [k] bŏ nŭm e kŭb b'ogbwā̩'le ba
Schok of: cock and francolin they
jĕm e kī'd̩i ma lẹ̆ne.
know the mornings they begin.

838 539 The four suitors, then, came into the village where they introduced themselves to the girl's father, Bongo. The latter said: "Oh, why is it that four men are coming all at once -- there is after all only one girl! But let's see what we can do!" Then he led them into the house where they found the girl's mother. The latter likewise said: "Oh, -- four men! I know that hitherto this or that suitor has come, and if the girl loved him she slept with him, and if she did not love him he went back home! But now -- four men all at once!?" Thereupon the young men said: "Let us see whom the girl loves." Now the girl loved Schok IV, but the mother loved Schok III, while the girl's brother loved Schok II, and the father loved Schok I. When night fell, the strangers were led into the girl's house. She slept with Schok IV, and the others slept on the other beds. Now when Schok IV wanted to embrace the girl, one of the others shouted: "Oh, how lecherous this girl is; the very first night she gives herself to her lover!" Then the girl said to Schok IV: "Oh, how this person talks, desist, let's wait for another night!" When the others were sleeping, Schok IV asked the girl very softly: "Don't you want to marry me?" The girl consented to marry him, and they decided that they would both flee the next day (that is, in Pangwe, that the lover was to "kidnap" the girl); if someone /273/ were to see them, they would say they were going to bathe. Thus the next day Schok IV pretended to go bathing, and the girl followed him unnoticed. Both then went to the village of Schok IV.

When on the afternoon of the same day, both of them had not returned and it was evident that Schok IV had kidnapped the girl, Schok III went to the mother, who, as we saw, was fond of him, and reproached her most violently for the fact that the girl had fled. The mother replied: "Well, why am I to blame; I'm not in the girl's skin." Thereupon Schok III became furious, took a bush knife, struck at the woman, and killed her on the spot. Then he went home.

Schok I, who loved the father, turned to the latter, likewise reproached him strongly, and asked him how the girl had come to run away. In answer to this, the father said: "Oh, how am I to blame; if I were the girl I would not have acted so (Bongo's

838 539 feminine role seems to be hinted at with these words), but I am not in the girl's skin either, after all!" However, Schok I was not satisfied with this explanation. Thereupon the father went to the village of Schok IV, who had abducted his daughter, and demanded bride price from him. Schok IV accordingly paid this price. Bongo went back home with it and said to Schok I: "Here is all the money for the girl; I am paying you with it!" But Schok I said to him: "No, I don't want the money!" Thereupon the father took one of his wives and the money and wanted to offer all this to Schok I as compensation. But still Schok would have none of it. He said: "No, I don't want it -- rather (and this will be the compensation) we shall both always be together; when you urinate, I shall also urinate; when you defecate, I shall also defecate, when you sleep, I shall also sleep with you on the same bed (1)!"

1. The great declaration of love of
the Pangwe corresponding to our:
"Wherever you go, there I will go too!"

So, in fact, it turned out, and the two slept together. Finally, however, both contracted frambesia and died of it.

The last Schok, Schok II, who loved the brother, did the same thing with the latter as Schok I did with Bongo. As a substitute for the girl, he stayed with the brother, and the two slept together. But they, too, became sick, of leprosy, and died.

In this tale it is particularly striking that the sexually normal and abnormal have different fates. The normal Schok III gets away unpunished, even though he kills the wife of his host, who was to become his mother-in-law. The homosexuals Schok I and II receive a terrible punishment in the form of leprosy and frambesia for their intercourse.

838 [684] As we already know and as we have seen again here, the punishment for homosexual intercourse is usually leprosy, meted out by Ngi (or /274/ other cult spirits) as the guardian of purity. This is also the punishment for other immoral crimes, such as sexual intercourse during the day, and so forth.

838 Concerning homosexual intercourse among women, I was unable to discover any facts.

839 So far as I know, bestiality does not occur.

6. Pregnancy, Birth

843 The Pangwe recognize the beginning of a pregnancy by the nonappearance of menstruation; they are also familiar with the fact that a slight indisposition and headaches about a month after cohabitation may cause one to suspect pregnancy. Once pregnancy [833] is established, the man continues to have intercourse with a woman for about two more months, but then relations with her must be broken off, since it is feared that the fetus would be destroyed or at least harmed by the seed that it must "drink," It must also be emphasized that this prohibition is not always observed; indeed, [755] there is a medicine, sand in water, which a woman is supposed to drink if the man has intercourse with her shortly before the confinement. The sand is supposed to scour the seed from the body of the fetus.

[843] 847 278 Usually the beginning of a pregnancy is greeted by the woman as a joyous event. There are also cases, however, when it is not welcomed, for instance, when prohibited intercourse with men of related kin groups has consequences, when a woman is pregnant by an "unloved man," or generally if she does not want to assume the burden of rearing the child or wants to evade the command of sexual abstinence. In such cases -- and they are by no means rare -- the fetus is aborted (a gbwḗ abų̆m, a kū́e abų̆m, "to drop the belly (fruit)"). The medicines, for the greater part poisonous substances with which we have already become acquainted as fish poisons, are: 1) Piptadenia africana Hook. f., Leguminosa (tų̆m IV), bark loosened in pieces, pared and boiled, and the extract, when cooled, used as an enema; 2) Cylicodiscus gabunensis Harms, Leguminosa (edų̄m), used in the same way; 3) kernel of the fruit of Mimusops djave (Lan.) Engl. (tree = adźǎ̧b, kernel = ngö̌ṅ-ebǫ̌n IV), ground in water; 4) Rubiacea

847 oyǒ', fruit chopped up, and Cognauxia, Cucurbitacea
278 (mbǒmyḗi I), roots ground, both boiled together, strained, and after cooling, used as an enema; 5) Maesopsis tessmannii Engl. Rhamnaceae (nkắngǎ' I), bark boiled, strained, and used cold as an enema. In this last case, its inclusion among abortives was probably determined by the fact that the wood of the tree is stronger in the upper part of the trunk, while below it is weaker.

844 When the confinement is near, the woman usually goes to her parents if her native village is not too far away and if conditions permit her to do so. /275/ Otherwise, she stays at home as do all older women who have borne three or four children.

Before the confinement the woman stays quietly in the house from two to three days, more rarely four days. Cases are not infrequent, however, when the birth pangs take the woman by surprise during her work in the fields, and she has to bring the child into the world without help, although when this happens she will try to attract the attention of passers-by or women in the vicinity by screaming and shouting, and the latter will assist her and take her and the child into the village.

It is strictly prohibited for male relatives or strange men to witness the birth (osōn, "shame"; some even said nsǒ'm, "crime"). Even the woman's own husband is present (osōn applies to him also) only when there are no female helpers, on which occasion he must take their place. This is, however, a rare and exceptional case; ordinarily there are helpful and experienced women aplenty, who flock to the woman in childbed to encourage her and to assist at the birth by clasping her body from behind and thus supporting it.

[278] Without medicine, of course, a birth cannot take place. The sap of Cephalonema polyandrum K. Sch., Cucurbitaceae (ejǎžǔ'm), and Fleurya aestuans (L.) Gandich, Urticaceae (ngūkǔ'n IV), is allowed to trickle into the vagina. The sap is slippery, "smooth," and will thus effect a smooth birth.

845 The actual birth takes place without any kind of assistance if the child has what the Pangwe also regard as the normal head position. In case of the feet-first position or other irregularities, the child is forcibly pulled out and is then -- so it was said -- always dead. Difficult births seem to be quite rare since my various

845 informants had never heard of such a thing. Similarly, it very rarely happens that women die immediately after delivery from the consequences (bleeding, a weak heart) -- death by puerperal [164] fever, on the other hand, is more frequent. In cases of such a death, the Pangwe speak of a kię̄'ę, which is as much as to say that a strange woman brought about the death through sorcery.

Once the child (in the case of a normal birth) has passed out 844 of the birth canal, it is received by one of the women assisting and the umbilical cord (ngǒ'b IV, not to be confused with ngṓb IV, "caul, sheath") is squeezed off with a raffia splinter at a distance of from eight to ten centimeters from the little one's body. The rest of the umbilical cord drops off of its own accord after five to six days and is then casually thrown away; by then the navel (dǫ̌b, plural mǫ̌b) is healed. In other cases, the umbilical cord is cut off one centimeter from the belly, thereby causing an umbilical rupture (edǒdǫ̌b = navel par excellence) which is regarded as particularly beautiful. Now the child is washed and placed on a layer of leaves on the bed next to the mother. /276/

The afterbirth (akǒ'nan) soon follows of its own accord. It is usually placed in a leaf bundle and hidden in the refuse pile or buried in a pit in the plantain grove behind the house. If this precautionary measure is not observed, the child will die or the mother will no longer be able to bear children.

Finally a medicine is made for the mother: the herb Ocimum [278] gratissimum L. (asǒ'b) is dipped in hot water and pressed on the genitals.

During the delivery, the husband waits in the meeting house. 851 Once the child is born, he is told the news by one of the women assisting. Formerly, shots were fired as an expression of joy, but now the custom is no longer practiced, especially in the north, for lack of powder.

On the very first day, the mother gives her breast to the child. 853 If no milk flows, it is assumed that the mother has had lovers who are still in her "belly" and exercise an impeding influence. Therefore, out with them! Argument is of no avail; one after another, all the lovers must be named before those present, in 000 other words, the women, if the milk is to flow. On the second

846 On the second day after the delivery the mother may go outside to relieve herself, but otherwise she stays in the house for eight or ten days. Then she rubs herself and the child daily with red wood, for a month if she is in the village of her parents or for two months if she is in her husband's house. Only after this period has elapsed does she again take up her customary work.

834 846 The woman has to observe a special diet before and after the confinement only with respect to the food taboos discussed previously. On the other hand, she must abstain from sexual intercourse until the child can walk (two years), for if she does not, the worst, even death, is to be feared for the little one. Of course, especially towards the end of this period, a great many infringements of this taboo occur; in such a case one speaks of a tsăbe bŏʻṅgo (literally: to cast the children away, to thrust them away from oneself).

853 862 The child is nursed for a like period since the milk is supposed to diminish and dry up only after resumption of regular sexual intercourse. However, the flow of milk resumes in case of renewed pregnancy, so in that case the child can again be nursed. Even later, often until the seventh year, the sturdy urchin now and then still enjoys the sweet draught. If the mother is tired of giving the breast, she simply rubs her nipples with pepper (Capsicum).

/277/

Section 19

Childhood and Games

000 1. Names and name-giving. Time at which the name is given, announcement of the name. -- Names given by the mother. -- Variation of names among the subtribes. -- Classification of names. -- Names with explanation: A. Boys' names and their classification; B. Girls' names. -- Nicknames, jocular verse with nicknames. -- Full name (father's name, kin group, name of the mother's kin group), example. -- Series of

000

ancestors, jocular verse. -- It is an insult to ask the name of the ancestors.

2. Rearing the child. Means of rearing: influencing the sense of honor. -- Means of frightening small children (scare sticks, wooden whizzer). -- Rearing by teaching; precepts (examples). -- Rearing supervised by the father. -- Obstinacy of the son. -- Curse: reason, proclamation, effect, removal (formula, symbolic action). -- Cursing of the man by the chief wife. -- Cursing the souls. -- Secret curses. -- The curse of Nsambe.
3. Children's games. Classification. -- Gymnastic games and walking on stilts. -- Spear throwing. -- War and hunting games (play weapons and instruments of warfare, nooses to catch human beings, hunting rifle, crossbow, bow and arrow). -- Imitation of fishing and trapping. -- Other kinds of imitative games (exploding powder, cult games, imitation of family life). -- Toy games (slingshot, etc., tops). - Group games (game with palm nuts, skittles with tops, bowling, memory game with leaf and vegetables). -- Skilled games (technical feats, rope games, patience games, magic tricks).
4. Games of adults. Memory game of the dwarf antelope. -- Memory game of Momendõge. -- Stone game: origin and distribution, playing board and names, rules, outcome; master players, jocular songs and their explanation. -- Game of chance: origin and distribution, playing disks and counters, rules of the game, procedure and outcome, stakes, medicines.
5. Wrestling. General observations, procedure, technical terms.

1. Names and Name-giving

Immediately following the birth, but not before the detach-
553 ment of the afterbirth, the child receives its name from the father
851 who has already thought it up before the delivery but has kept it secret until then. The name is publicly announced, accepted without objection or formalities, and is considered to be the permanent principal name. The child receives a second name from his mother; many Pangwe designated this name as "big," that is, important -- probably because they had heard it exclusively from their mother in early childhood. Later, however, in giving their names, they usually mention the name given by the father, unless that name sounds unpleasant to the person concerned or if he wants to hide his identity with the intention of deceiving -- especially the Whites. In that case he prefers to use the name given by his mother. /278/

It is in any case a fact that the name given by the mother is close to its bearer's heart, and for this reason friends often use it as a pet name.

I shall herewith give a number of names that I learned, to-
551 gether with their explanations. As can be seen from the abbreviations of subtribes or tribal groups (N = northern Pangwe, S = southern Pangwe) placed after them, only a small number of the names is distributed over the entire Pangwe region; the majority do not extend beyond a few subtribes, so that a thoroughly experienced investigator can frequently tell by the name alone what a given native's place of origin is.

According to their basic significance, we can divide the names into the following groups:

I. Names of religious origin (only in the case of boys' names);
II. Names that allude to an attractive skin color;
III. Names that designate the desirable characteristics which one wishes for the child;
IV. Names that are supposed to bring good luck;
V. Names intended to indicate that the man will become the terror of his enemies;
VI. Names that express a bad characteristic, with the idea of thereby causing the bearer, on the contrary, to develop good characteristics;

551 VII. Names that report an event before or during the time of the child's birth.

A. Boys' names

I. Names of religious origin.

1. nsö̆m, from nsö̆́m = cult, sacred act, Ntum (Fang);
[825] 2. ngī = gorilla, as the animal of purity, symbol of the Ngi cult; the name Ngi, freely translated, means "the pure one" (S.);
3. esü̆́n = fruit of the Cardamom, chief food of the lemurs, used in the Ngi cult in like manner (1). /279/

192
551
824
1. At least that is what I suspect, even though it is not quite certain, because it may be that Cardamom fruit is chosen because of its shiny red appearance, and in that case it would belong in the next section. On the whole I do not believe that in the case of names an immediate origin from religious institutions or conceptions is to be assumed. In this instance I simply followed the natives who told me that nsö̆m came from nsö̆́m, "cult." Now it is true that the Pangwe themselves are frequently mistaken in their explanation of words, but in the second place the name (nsö̆m) was given to me with a mediate high pitc[illegible]ith the name for cult I hear a high pitch, while ichneumon (nsö̆m) has a mediate low pitch. But since the mediants are readily substituted (see Vol. I, p. 16 /Ed., not translated/), I assume that here the ichneumon and not the cult served as the root from which the name was derived. This assumption fits perfectly with the fact that the ichneumon,
192
551
825

192
551
825
Herpestes melanurus Gray, which is called *nsǫ̌m*, has a gray color which may well have given rise to the designation of a person by the name *nsö̌m*. The name *ngī̧*, "gorilla," may also be meant as a symbol of strength, or, perhaps like *esǘn*, it may have been chosen because of the red color.

551 II. Names which allude to an attractive skin color and are for the most part derived from fauna or flora that the Pangwe finds especially beautiful.

According to the color, the following were mentioned to me.

(a) Red.

4. *m̧bǎ'* = *Turacus*, actually the shiny red one;
[292] 5. *ndų̄ńo*, from *andūṇ̇* = dancing cap made of touraco feathers (S.);
6. *mvē'* = redwood tree, *Pterocarpus soyauxii* Taub., because it is red.

(b) White.

7. *mfų̄mū̆*, from *mfūm* = white (S.);
8. *asǫ̈ṅ* = umbrella tree, *Musanga smithii* R. Br., because of its white trunk (S.);
9. *akǒ'm* = bracelet made of ivory (Fang).

(c) Gray.

10. *edǔ* = African rat (in the Pangwe region displaced by the domestic rat) (S.);
11. *tǘlo* = domestic rat, *Mus rattus* L.;

551 12. *ndǎ'ṅga* = domestic rat, *Mus rattus* L.;
13. *okū̦du*, from *okǔ̦dūgu* = flycatcher, mainly *Alseonax* and *Pedilorhynchus* species because of their attractive mouse-gray color;
14. *ngǒ[ṅ] myǎ́k* = *Bdeogale nigripes* Pucheran.

(d) Black.

15. *myô̦no*, from *myô̦n* IV – Satan's monkey, *Colobus anthracinus* Leconte.

(e) Light and dark, variegated.

16. *zǒ́* = leopard, light and dark spots (S.);
17. *žǒ̦ě* = civet cat, *Viverra civetta*, likewise (S.);
18. *mangō*, from *mangōmentě'me* = pied wagtail, colored black and white (S.);
19. *ndū̦tǔ́mo*, from *ndū̦tǔ́m* = rainbow, variegated (S.).

III. Names that indicate the good qualities desired for the child.

20. *ayǒ̦n̄*, from *ayǒn̄* = kinship group, familial group; he is to become an able representative of his kin group and show himself worthy of the good name which the kin group has in the tribe (S.);
21. *mayǒ̦n̄*, plural same (Ntum); /280/
22. *ejǎ̦ǎma*, from *a jǎ̦[k] mǎm* = to pay in case of controversies – thus, he is good-natured (S.);
23. *owǔno* = groundnut that tastes good; the bearer of the name is, therefore, just as "enjoyable" (Fang, Jaunde);
24. *olō'(g)o*, from *alǒ́k* – air-tuber yams, *Dioscorea sativa* L., the same explanation as for the preceding (S.);

551 25. ogbwẽ̌, from a gbwẽ̌ madžǒ = to repeat things, something like chatterbox, by which the man makes himself popular because people like to hear it;

26. ekǭ́ = Lannea longifoliolata Engl., Anacardiacea, so he will be just as popular, as the tree is to the touraco which settle in its crown and eat its fruit (S).

IV. Names that are supposed to bring luck.

551
777 27. obū́du, from obŭ́t = the grass Paspalum, so he will get things in great quantities, just as the grass exists in great quantities (S.);

28. ekō̆́mo, from a kō̆́mo bǐm = to acquire things, that is, he will acquire things himself since he has no sisters, etc., through whom he gets money, in other words, he is a self-made man (Jaunde);

29. atĕ́ṅă, from a tĕ́ṅa kū̆́m = to become suddenly rich, to come up in the world, a parvenu in the good sense (S.);

30. atăṅdăně̆, likewise (Jaunde);

31. esī or besī̌, from evū' besī̌ = the capacity to acquire things, that is, he will acquire something for himself (S.);

32. olū̌, from a lū̄́ bǐm = to forge things, that is, he will earn money through working as a smith (the only handicraft in our sense).

551 V. Names intended to indicate that the man will be the terror of his enemies.

33. obắm = bird of prey, chicken thief, a name which could also be included in the previous section if it is intended that the bearer will receive the things (onomatopoetic, băb; hence o-băm),

otherwise it is terrifying since it designates robbery (S.);

34. olǐ'me, from olǎm = draw trap, that is, he will be to his enemies as the trap is for animals (S., Mwai);
35. oyǔ'no, from oyǔ'n = ax, that is, he will be to his enemies as the axe is to trees (S.);
36. ewǒ'dǔ, from a wǔ'ŋǒ, a wǔ'dǔ = to murder, the murderer of men (Fang, Ntum);
37. ayǒdo, from a yǒk = to be tired, the people will become tired of molesting him since he is a very angry man and destroys his opponents;
38. mvǒ, from a bǒ mvǒ'la = to urge, to admonish, his father sends him out to admonish his debtors, perhaps the father is old so that the son will now collect the debts;
39. zǒk = elephant, he will be feared as much as an elephant;
40. nkizǒǒ = elephants' spoor, he will make his way through people like the elephant through the jungle, in other words, he will destroy everything that stands in his way. /281/

VI. Names that express a bad characteristic, with the idea of thereby causing the bearer, on the contrary, to develop good characteristics.

41. nyě'ma, from nyě'm = tail, as the essence of animal characteristics (S.);
42. ntǔk = spoiled (S.);
43. nkǒabǔ'ñu, from nkǒk = tree trunk that has fallen down, bǒ'ñu = a thorny tree whose scientific name I am unable to give; also occurs as a nickname and is supposed to mean worthless and bad (Ntum);
44. mapfǒǒ = I am a talebearer, likewise used as a nickname (Jaunde, Fang, Ntum);
45. bekǒŋǒ, from a kǒ'ŋ = to snore, a jocular name (Ntum).

551

VII. Names that report an event before or at the time of the child's birth.

46. boká = sisters, he has only sisters and hence is the only son (S.);

47. epfŭ'man, from a pfŭ'man = to miss, when the bearer of the name was born his father had already sold all his sisters, so the son "missed" the advantages that the sale of the sisters would have brought him;

48. engūno, from engŭ'na mbǒn = dried cassava rolls for the period of famine, supposed to indicate that his mother bore him during a famine;

49. maǒ'be = I am yearning for something, that is, the father had yearned for a son (S.);

50. mabǒ' = neck pieces of game, the father loved these pieces (Fang);

51. abō'sō̈, from a bō sǒ = he was the spirit of contradiction, that is to say, the father; to judge by the past tense, he seems to be tame at present, however;

52. mesá'ǐ, masā'ǐ, from a sǐ'ma ayǒ'k = to settle an imbroglio; the father is supposed to have done this, but it might possibly refer to the son himself, and in that case it would belong to Division III;

53. nkǔlǔ, from a wūlū a kǔlǔ kǔlǔ (onomatopoetic) = to go softly, thus the father went to the wife;

54. abǒ'du, from a bǒ'du mōt = to cover someone, to protect, thus the mother protected her child from her brother;

55. žōgō, from ažǒk = a familial group of the Fang; the mother was born an Aschok; today this is a generalized name.

VIII. Explanation unknown.

56. engúha, from engúń = Deinbollia reticulata Gilg, Sapindinaceae; interpretation unknown;
57. osě'le = a tree unknown to me;
58. nsō' = the fish, Sarcodaces odoe (Bl.), perhaps because of its dangerousness to other fish (like our pike), in which case it would be a name designed to inspire terror; perhaps because of its silver-gray color. /282/

B. Girls' names

I. Names which refer to a beautiful skin color and are for the most part taken from fauna and flora that the Pangwe finds particularly beautiful.

According to the color, the following were mentioned to me.

(a) Red.

1. ndžǒo, from ndžǒk = dancing cap made of touraco feathers;
2. ngūī = pig, evidently because the pig has a reddish color;
3. ngūidăńa, from ngūī = pig, and adăń = to surpass, hence a female who surpasses a pig.

(b) White.

4. mfụmū = the white one, also a man's name;
5. nsǒfụmū = nsǭ = smooth, shiny, the shimmering white one;
6. mbăń = ivory;
7. mbă'žǒo, from mbăń = ivory, žǒk = elephant;
8. mfūmezǒk = the white (the tusk) of the elephant;
9. mǫnembăń = little ivory;

10. akĭ'ngĭna = akĭ, = egg, ngĭn = crocodile, crocodile's egg because of its whiteness.

(c) Gray.

11. abǫ̆ǫ̆, from abǫ̆'k = Mus hypoxanthus Puch. (this may also belong to (c).

(d) Black.

12. ńŭdŭ, from ńŭt = black, the black one;
13. mesĭ[s] me zǫ̆k = tail hairs of the elephant, which are shiny black.

(e) Light and dark, variegated.

14. ojĭ'ne, from ojĭn = Poiana poensis Waterh., civet;
15. ezŭ'na, probably Tragelaphus albovirgatus;
16. myǫ̆do, from myǫ̆k = brass, with brilliant variegated colors; perhaps also because of the yellow (red) coloration, in which case it belongs with (a).

II. Names that designate good qualities desired for the bearer.

17. mĕ'ĕ from a sĕ'ĕ = admire, because everybody admires the girl's beauty;
18. nkŏ'ne, from nkŏn = stalk, because the girl is as slender as a stalk;
19. nkŏnengŏno = nkŏn = stalk, ngŏn = girl, same as above;
20. kŏmabŏ'ne, from kaa mabŏ'n = not vain;
21. ayĕmĕ, from ayĕm = Landolphia ochracea K. Sch., because of its delicious fruit, that is, the girl will be just as delicious;

551 22. akụlabə̌ń, from akụ̄[l] = paws, claws, abə̌ń = otter, i.e., the girl steals about as softly as an otter;

23. mŏ̤dē-abə̆ń = single otter, as above;

24. mō̤neabə̌ń = small otter;

25. abə̌ńe-mŭ̦ŭ̌, from abə̌ń = otter, mŭ̦gebŭ̌ = to adorn oneself, to go about adorned. /283/

551 III. Names that are supposed to bring luck.

111

26. ajĕ̌kă̌be, from a jĕ̄ = difficult, a kă̌be = to buy, to exchange; may also be included in the previous group since the girl has such good qualities that the price cannot readily be realized;

27. majī̤ɛ́, from a jī̤ɛ́ = to wake up quickly, the girl is supposed to wake up quickly so that she will soon bear fruit (that is, bring in the purchase price); see divorce (Vol. II, pages 120 and 121);

28. angŏ̤'no or angŏ̄'nemăne, from ngŏ̄'n = girl, a măne = to be ready, that is, the stage of girlhood is supposed to be over soon;

29. ajĕ̌'nekṏ̦s, from ajăh-nkṏ̦s = Liliacea, purchasable medicine (nkṏ̦s); the girl is supposed to bring in as much as she would if her father had this medicine;

30. medzĕ̌, a dzĕ̌ a tŏ̤bə̤ a dzắ = she has fulfilled the time for staying in (her) village, that is, she will marry at the proper time;

31. metə̌, from a tŏ̤bə̤ = to sit, I am sitting, that is, she should not be forced to work too much (by her future husband, of course), but instead she should remain seated in the village.

551 IV. Names intended to frighten away, in this case presumptuous suitors or secret lovers.

32. atsă̌ma, from a tsă̦ma = to break down (a village), "because the father would destroy the village out of grief

and anger if the girl were to be abducted; in case the lover hears that such have been the consequences, he may bring the girl back again";

33. ašŭ̧banněme, a šŭ̧b = to be enraged, a nně́m = at heart, perhaps in reference to the father, perhaps to the husband (so it was asserted, anyway) who will become very angry in case of adultery.

V. Names that report an event before or at the time of birth.

34. ajī́ngǒ̄n, from a jī = to wish for, ngǒ́n = girl, because the mother had only boys and now wished for a girl;
35. menkǒ̧́ = young men, since the mother already has many boys;
36. asǎngṑno, from a sa a ngṑn = he (or she) has no girl, that is, had no girl hitherto, and this one is the first;
37. adā́, from a dǎ̇n = to surpass, to be very many, because the mother has borne many children, and this is the last one; thus it was explained to me, although doubtless other explanations are possible;
38. ntṓngṑno, from ntṓ = eldest, ngǒ̄n = girl;
39. mapfū̧mana, from a pfū̧mǎn = to miss, since she saw neither father nor mother;
40. bejě̂, from a ntǒ bejě̂ a nně́m = he is already sad at heart, referring to the father because "he does not know whether his daughter will stay alive";
41. okǒ́mo, from okǒ́m = Micania rusticana Klatt., Compositae, popular among the women, especially the mother. /284/

VI. Explanation unknown.

42. belǒ̧ǒ̧, from belǒ̧́k = herb;
43. abǒ́(g)e, from abǒ́k = Gynura repidioides Bth., eaten by women.

f

551 There are very few names that are used for boys as well as for girls. I am acquainted only with Mfumu and Mangōō, both of which, incidentally, were used more often for girls than for boys.

Nicknames are common. The Negroes, who are always in- [522]clined to jokes and teasing, delight in making fun of the weaknesses of their fellows and constantly heckling them. A peculiar characteristic or a comical incident produces the nickname, and the latter is retained without anyone later ever knowing its original meaning. "Famous" people frequently have a whole 551 series of nicknames, like the chief's son Amwōn-Ekang, whose 539 names are immortalized in the following jocular song:

amvǒn-ekǎṅ -- anduman ekǎṅ ana -- sösǒ'
Amwōn-Ekang -- son (of) Ekang now -- sapsucker (on)

nkū̧m --ewǎ̧s nǔm e kṵ̌n -- a kike
tree stump -- file -- man (in) salt water -- chop off

melǒ'' me zǒṅ -- azǒṅ a wṵ̄mūk, ndzǒm a
(the) heads of the fern -- Solanum (1) it forms, pluck he

1. *Solanum esculentum* Don.

tĕlĕk -- mekṳ́(ṅ) medžǎ, nnį̄ɛ́ a mbĕt
stands (ready) -- caterpillars to eat, mother has climbers

asǒṅ kǐ bekǎĭ, abǒm kǐ medǐĭ,
-- Musanga no guy ropes, Macrolobium (2) no buttress roots

2. *Macrolobium straussianum* Harms.

-- mone ngǒn ejā (bondǎṅga madžā).
-- son (of a) girl of Eja (Bondanga Madscha = chief of the Eja).

Amwōn-Ekang, the son of Ekang, as everybody knows, -- (the following are jocular names) sapsucker on a tree stump

551 (something small, delicate on something gigantic, strong) -- file
539 (something that destroys something else) -- man in salt water (unclear, perhaps corresponding to our "cart that is stuck in the mud"). -- One chops off the young leaf tips of the fern (since this is the food of women, it is unsuitable for a man). -- The Solanum puts forth fruit, and the harvester stands ready (sense clear). -- The caterpillars that sit on the trees are ripe for eating, and the mother has a climber who gets them down (this refers to Amwön himself). -- The Musanga has no guy ropes (lianas, and so forth), the Macrolobium no buttress roots. -- Son of one born an Eja.

As one can see, the jocular names, like the drum names
551 (chiefly in the south), are largely taken from a kind of proverbial speech /285/ that alludes to a peculiarity of the bearer; the peculiarity was no longer known in the foregoing case.

Of course, the Whites also have their nicknames; indeed, they are known almost exclusively by these since the natives usually do not know the European names or cannot pronounce them.

To the name given by the father, the father's own name is added. If, for instance, the father is called Essun and the son is called Boka, the complete name of Boka is Boka-Essun, that is, Boka, son of Essun, or -- with a genitive particle -- Boka Bossun(e); if Boka's son is called Ayong, his complete name is Ayong-Boka, etc. (1).

---

[113] 1. Von Stein (Mitteilungen aus den Schutzgebieten /Reports from the German Protectorates/, Vol. 12, p. 137) says of the Bane (= Bene): "Almost all names are double names, and in sharp contrast to the custom of the Bakoko /Koko/ (should probably read: Bassá), the name occupying the second place almost always signifies the mother's name. Only in very exceptional cases does the Bane, if he has an especially famous father, add the baptismal name, if I may use the term, of his father's name. Balingekorre thus

means: Balinge, son of Ekore."

551 The custom of the Bane of adding
[113] the mother's name to one's own, as
reported here, is found also among
the Jaunde according to Zenker
(*Mitteilungen aus den deutschen
Schutzgebieten*, Vol. 8, p. 50).

Family names in our sense are unknown to the Pangwe. Towards strangers they use the name of the kin group, which is after all to be understood as a "family" in the Pangwe sense; to this, at the same time, is added the name of the mother's familial group. My faithful factotum, Ayong, who has already been presented to the reader in the picture on Plate 3 /Ed., Vol. I/, would, for instance, introduce himself as follows:

ma	*ne*	*ayŏn-bokă*,	*mǭne*	*esăwŏ́n*,
I	am	Ajong-Boka,	child (of the family)	Essauong,

[539]

mone	*ngṓn*	*esatǫ̆p*.
child (of a)	girl (of the)	Essatop.

551 To learn this complete name by heart is the child's first task.
867 Once the child can recite it without a mistake, the father, proud of the cleverness of his offspring, proceeds to the further task of acquainting the little one with the names of his grandfather and great-grandfather (naturally on the father's side). Let us again take an example.

The child is called Ndungo, his father Essun, from the Abai family, in other words: *ndų̆ńgo-esū́n*, *mǭne abai*, etc., Ndungo of Essun from the Abai family. -- "But from whom am I, Essun, descended?" asks the father. "*esū́n-nzĕma*, that is, Essun from Nsema," is the answer. "And from whom is Nsema descended = *nzĕma nza*?" "*nzĕma-ngę̆ę̆*." -- The child learns it all very
[181] quickly, because as regards its ability to grasp things /286/, the Negro child is far superior to white children. -- The Pangwe, however, does not stop with the grandfather. Each of these black gentlemen has all his ancestors in his head, just like our feudal lords. To be sure, none of them knows more about them than

551 867 their names. Our Ndungo was able to enumerate eleven ancestors, his father Essun, then Nsema, Ngää, Massoo, Obute, Akiege, Asangui, Awodo, Tulo, Nssim, Okudu.

Generally speaking, the Pangwe probably know on the average eight or ten ancestors by name; not infrequently one even hears 10, or 12, and 14 represented the maximum.

Frequently a lengthy cognomen is added to the last ancestor, which gives the whole a magnificent final effect, somewhat in the way that among us the descendants of a famous man trace their genealogical tree back to him: "I am descended from that person, and his father was called so-and-so, and his father in turn was so-and-so, the famous general who in such-and-such a war won such-and-such a victory." Thus the ancestral table of an Esseng man by the name of Abőschoo went as follows: Ogbue, Ngumbaschoo, Edu, Ngumu, Bokoo, Motoo, Ossele, Akuschoo Bebe -- ayěm esěb ya andŭm = the Akuschoo Bebe, who knew when the dry season comes and when it rains (explanation of the latter part uncertain).

551 539 211 A jocular poem in which a boy poses questions while another answers enumerates no fewer than 21 ancestors:

"o mbe lŭk e vě?" -- "a jǒm." "oa
You were driving fish where? -- In the Sannaga. You

vüi dzě?" -- "nwôs."
killed what? -- (A) shrimp.

"za a dzǐ?"
Who it eat? (Who will eat it?) -- "Abele."

"Abele sa?" (= from whom is Abele descended). "Abele-Boka" (Abele is the son of Boka). "Boka bo sa?" "Boka bo Ssissi." "Ssissi sa?" "Ssissi Mening." "Mening sa?" "Mening me Koebe." "Koebe sa?" "Koebe Kum." "Kum sa?" "Kum Otsaa." "Otsaa sa?" "Otsaa Maniodo." "Maniodo sa?" "Maniodo Ssamwinne." "Ssamwinne sa?" "Ssamwinne a Ssongo." "Ssongo sa?" "Ssongo Abui." "Abui sa?" "Abui

551 Nkumu." "Nkumu sa?" Nkumu Bawu." Bawu sa?" "Bawu Otoo."
539 "Otoo sa?" "Otoo Kuboo." "Kuboo sa?" "Kuboo Emwi."
211 "Emwi sa?" "Emwi Abungo." "Abungo sa?" "Abungo a Schiele."
"Schiele sa?" "Schiele Maa." "Maa sa?" "Maa Makama."
"Makama sa?" Makama
me nga bũge nana abǭ:
who lived to break (of the) mother the leg.
tsǎ̦s
tsass (onomatopoetic).

A remnant of the old aversion of all primitive peoples to
551 mention names, because thereby some kind of mischief might re-
578 sult, can still be observed among the Pangwe. /287/ They do not like to utter their names before strangers, and they find a question about their full names (in other words, including that of the father) tactless, indeed, almost insulting, as I frequently noticed among the Fang who had not had any contact with outsiders. It is also an insult in every respect to remind someone of his ancestors. This need not even be done by name -- since, after all, they do not always know the names -- but can be done with just the words: I shall "show" you your ancestors. This is taken as a threat of sorcery, that is, secret murder, and as though one were telling his enemy in advance that he would kill him and transport him to his ancestors. Such an insult is often avenged with the sword.

2. Child Rearing

The child is reared by means of precept and example, rarely
861 by threats, and almost never -- at least only in case of major offenses against morality, such as theft, for instance -- by means of corporal punishment. The result must be termed an extremely good one; Pangwe children behave more tactfully and better than our children of the same age.

We are informed by some "experts on the Negro's soul" that
867 the Blacks have no sense of honor. A glance at their family life,
861 however, teaches us the opposite. In rearing the child, the

867 development of a sense of honor -- in the Pangwe sense, of
861 course -- may be called one of the primary rules. The child must learn to fear being shamed as much as our boys fear the rod.

The threats for smaller children up to six or seven years old
861 are limited to simple devices for frightening them known by the
534 name kǒkǒ'-bǒ'ngo III (Jaunde) or bi̯m a sī̦ze bǒ'ngo (southern Pangwe) "things to scare children." The procedure is as follows. In the evening or at night a relative makes some kind of noise in front of the house. The child that is naughty or crying is then warned of the bad man outside. The simplest implement for making a noise is a small tree trunk that is placed on the floor and then alternately and rhythmically stamped and beaten with a mallet. In addition, the person may murmur in a deep voice: "kǒkǒ' nie a ž̄ū nie (the bad man (kǒkǒ'), he has come)." The implement itself is called -- onomatopoetically -- kǎkǎkū̦mo III (kǎ kǎ = the beating of the mallet, kū̦m = the stamping of the stick on the ground, and at the same time, ekū̦m = tree stump, upright piece of trunk). An even more effective means of scaring children is the uncanny sound of the wooden whizzer (edžībǒ'ngo, "child eater," Fig. 86), often used by men and older boys to frighten the younger ones. Aside from contrivances for making noise, there are /288/ various other means of frightening them, such as the belǒnežǒk or wandering elephant, which, however, I cannot describe in greater detail at this point.

A much more important means of education is oral instruc-
861 tion and teaching, imparted in ample measure to the little fellow
867 by both father and mother. The mother tells stories /Fig. 86 appears here in the original text/ of which a number, like the story of the Edschibongo (child eater), are designed to keep the child in fear and at the same time to teach. In the next section I shall devote some attention to these stories; at this point I want to discuss in greater detail the purely educational precepts that are for the most part imparted by the father. These precepts or, as we might say, principles are called malĕbega. They are affirmed daily on every suitable occasion and constantly repeated, so that they become firmly implanted in a boy's head. A number of such principles, which unfold before our mind's eye an unfalsified image

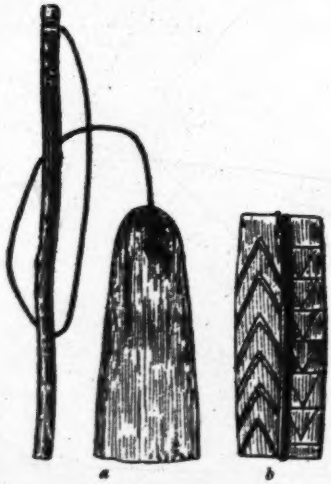


Fig. 86. Whizzers.
(a) With stick; (b) without stick, a string being slung around the wood.

861 867 of the natives' family life and reveal to us the view of the Pangwe with respect to what he calls morality and order, will be reproduced here in the actual order in which the boys told them to me.

My father told me:

1. When I go on a journey, look after the chickens, dogs, and women for me, so that everything will be in good order when I return; then my heart will rejoice.

2. You should not tell others all the things that were confided to you, otherwise the man who has said them to you will be angry.

3. You shall listen to your father's words, because when you later marry a girl, your father will pay for her.

4. When I have visitors in my house and tell you to bring firewood, do it quickly; when I tell you to bring food for the guests, do it, or else your father will say of you, "You are like a chicken, a goat, or a dog -- I did not beget you!"

5. When you go to wrestle, you should muster your strength so that you will be the victor, for if others throw you, I shall be sad and will have to be ashamed.

6. If you have a sweetheart and she brings you food (Author's note: When the young man visits her), you must not eat up

861 everything right away, but /289/ modestly take two or three
867 spoonfuls, for otherwise the girl will think that you are a real pig, and she will no longer love you.

7. If your father has many wives, industriously help him to clear large areas of the forest and prepare them for planting. Afterwards, the wives will then be able to plant a lot of food (bedzi). When my fathers-in-law and mothers-in-law (!) come for a visit, they must have ample food to eat. If they go to bed hungry, they will have a poor idea of our village and call it a miserable nest.

8. When strangers (guests) come and do not find me at home, entertain them just as if I were there and be in every way helpful; otherwise they will say that you have no breeding (plural, o seke mṓí = you are no person = man).

9. If you are able to forge and if one of my brothers (that is, members of the kin group) comes and wants to have something made, make everything for him just as he desires it, and if a man from another family comes, do likewise, because you can never tell whether some day you might not marry a girl from that particular family. If you have done as I have advised you and you desire the daughter of the man or of one of his kin group for a wife, he will immediately and gladly have you since you have done him a good turn.

10. If you have seduced the wife of another man and the husband comes into my village and brings with him the medicine over which you must step (as a proof of truthfulness, see legal concepts), you will die. My son, this is a very bad matter! Remember that! It is better to admit the affair right away; I myself shall pay for you, that is nothing to you! I am not saying that you should seduce the wives of others, and so forth.

11. You must not be greedy for food (plural, akū̃į = avaricious with respect to food). If you are, everybody will laugh at you, and if you go to another place, you yourself will not get anything to eat.

12. If I have many daughters, you must learn to make their coiffures (ornamental coiffures), so that the girls will not go elsewhere to find a man who dresses hair, because girls as a rule do not like to go great distances.

13. Treat your (real) sister well! If she scolds you, leave 861 her alone (that is, do not scold her in return); it is nothing to 867 you! Do not beat her, either, because, after all, for the money that is paid for the marriage of your sister, you will in turn buy a wife for yourself. If you beat your sister, she may possibly die through sorcery (this means that in her anger over the maltreat- [762] ment she might take her life, something which does indeed happen), and you will have no money and no wife, and people will not respect you, and so forth. /290/

14. If you are the older of two brothers and you are married and have a daughter, then do not marry another woman with the marriage portion that you get for the daughter; instead, leave the daughter (or the money) to your younger brother. If, as the eldest, you have acted in such a way, you will enjoy the same honor and respect among your brothers as your father does.

15. Your father tells you all these good /Fig. 87 appears here in the original text/ principles and bits of advice not in order to make you, his son, bad (that is, through lack of trust or lack of respect for him), nor does he do so in order to limit your freedom, but because he desires that you will not bring any unpleasantness (quarrels) into the house, which will harm him and you. For when I have paid two or three times, I will be tired of (disgusted with) these things, and it may not be long before I have no wife left in the village (that is, he would be a poor man, because wives mean money, and he would have spent all his money for the fines of his son).

The attentive reader, in looking through the earlier sections 861 of this book, will not have failed to note the strict patriarchal 593 tendency of the Pangwe. It is clear, therefore, that the father supervises the education of the child and especially of the adolescent boy. He does this in an ideal manner -- even among us it would be regarded as ideal -- by becoming his son's best friend and by supporting and advising him in all the important problems of life.

Of course, the mother is dear to the Negroes and cherished by them as she is everywhere else in the world, but natural respect and shame in her presence prohibit the son from telling her

[857]
[854]
[291]
[142]

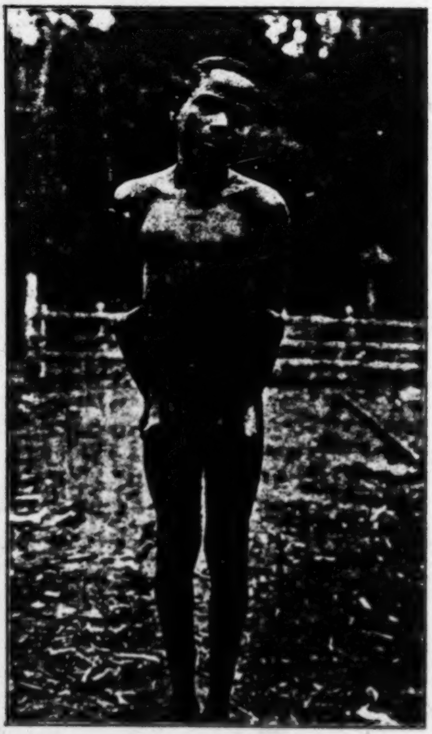


Fig. 87. Boy about Seven Carrying a Child, Bébai (Esseng Family), South Cameroons.

861 everything that is on his mind. Also, any kind of influence in
593. the family unit is wielded only by the chief wife and /291/ even
by her only to a limited extent. In all problems of life the father,
as head of the family, remains the real friend and counselor of
his son, as does the mother for her daughter.

861 In this way the love of the parents gently leads the child
593 through the realm of youth. However, once the boy has matured
578 into a young man, the obstinacy with which nature has to a spe-
626 cial degree endowed the Pangwe, sometimes asserts itself even
in the face /Fig. 88 appears here in the original text/ of paternal
authority. In such a case, it is sometimes only the most effec-
tive and most feared means of education that helps to lead the

[Text continues on page 169]

2: Tessmann--161 E-5 (1904-1909) 1913 FH9 Fang FH9

142
-411

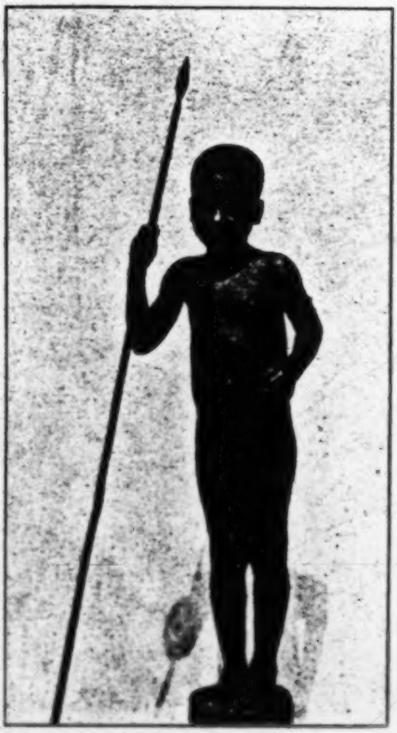
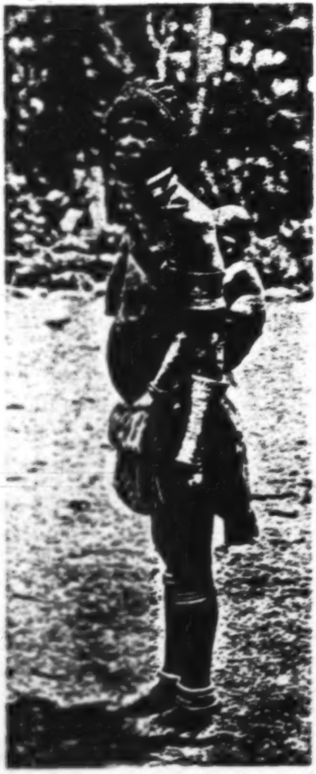


Fig. 88. Little Boy Five to Seven Years Old, Nssälang (Essauong Family), Spanish Guinea.

/Facing 290/ Plate XXVII

854
301
142
291



Woman from Alen (Esauong Family) with a Child.

861 rebellious son back to gentler modes of behavior, namely, the
593 public curse. The curse (ebŭ́n[o]; verb, a bŭ́ño) may be pronounced by the father or the mother upon the son, as well as by
578 the eldest son as the father's representative, especially after the
626 father's death, upon a younger brother. In the majority of cases, however, it is the father who pronounces the curse upon his son. The cause for such a pronouncement is continual disobedience, for instance, if the son, despite repeated warnings, takes advantage of the father's wives. The father then stands in the middle of the village square in order to be heard by the people, usually in the morning when they are all at home, or he summons them all to the meeting house and speaks to them somewhat as follows: "This person, my son, continually acts counter to my commands, etc.; therefore from this time on he shall be successful in nothing, he shall acquire no more things (through purchase and trade of gifts), he shall have no success in hunting; when he goes to a girl she shall 'look upon him as dirt' and grant him no love. For he shall be cursed." A definite formula is not prescribed in most regions; only in the north of the Pangwe region they say: "ma yŏk(e) oa" (Jaunde), that is, "I curse you." /292/

In most cases, the curse actually is followed by the consequences threatened by the father, at least insofar as they concern the son's social position. News of the curse spreads everywhere, and nobody wants to have anything more to do with the cursed one; wherever he goes he is looked at askance or even heaped with abuse and ridicule. In his father's village he will be completely unacceptable. As a result, the son is soon tired of this unbearable state of affairs and now tries to induce his father to remove the curse. He requests him through friends or relatives to remove the curse from him, or he approaches his father through his mother, but then by way of her brother, since "she is afraid of her husband."

If, in response to these requests and the son's promise that he will improve, the father is prepared to nullify the curse, the son must first of all -- if he is an adult -- pay him a goat or -- if he is not an adult -- a chicken. Contrary to the usual custom of adding every piece of livestock to the marriage portion for more wives, the animal paid as compensation by the son is consumed by

861 the parents and relatives. Thereafter, the son is summoned to
593 appear in the village the next day. The father again assembles
626 all the people in the meeting house and makes a long speech in
578 which he rehearses the entire affair from his point of view down
to the smallest details. Finally, at the conclusion of his speech, he touches upon the actual purpose of the gathering and proceeds to remove the curse. The formula with which he does so is approximately as follows:

ma tɛ̃'i mate̱'i̱, ma kăbe ma,
[539] I have imposed curse (1) (?), I disengage myself (from

1. matɛ̃'i̱ = the imposed curse, a va matɛ̃'i = to remove the (imposed) curse; the root a tɛ̃'i = to tear oneself away from, to depart from home, otĭtɛ̃i = star (see Vol. II, pages 85 and 86).

ma nĭme ma, -- osĭlɛ
it), I make straight myself -- (into the) water

nkĩã̱i̱; Chorus: mã̄n.
down. Chorus: Ready, past.

The texts of the formulas, which are frequently extended through the introduction of comparisons and which do not, of course, correspond word for word, are evidently all very old since they are very hard to understand and sometimes not intelligible at all.

At the same time the father spits into his son's hand to indi-
[201] cate that what he took away from him by means of his words
(symbolized by the spittle) he is putting back in his power (hand),
or the father bites off -- this is the procedure among the Jaunde --
[824] a piece of the stalk of a Costus (Zingiberaceae) and spits it out.
In so doing he casts out all the bitterness from his heart (Costus stalk is bitter).

Furthermore, a curse may be pronounced by the first wife
579 against her husband, in case he treats her badly and always
595 neglects her in favor of others. The curse is either pronounced

578 publicly, as in the case of the paternal curse, or in the field
595 when the women are among themselves. /293/

A droll effect is created when the souls are cursed by their
769 descendants. The curse is pronounced at the ancestral feast if it
578 is believed that the souls of the ancestors no longer care about
the living, and the curse is also revoked on the same occasion. Although, as ancestors, the souls were more elevated persons who actually cannot be cursed, here is another instance where might comes before right, for after death the souls are powerless on earth, as we know.

Finally, there is a belief in secret curses, and thus, if people
578 are constantly unlucky in life, they are sometimes afraid that they are being cursed by this or that person.

The most terrible curse is that which was pronounced by Nsambe (God) upon human beings when they committed the first major offense against his paternal will. As described in Volume II, page 59 /Ed., not translated/, the curse is symbolically erased during the cult celebration.

3. Children's Games (1)

524
[113] 1. See G. Tessmann, "Die Kinderspiele der Pangwe" /The Children's Games of the Pangwe/, in the Baessler-Archiv, Vol. 2, No. 5-6, p. 250. The children's games are discussed there in detail.

I divide children's games into two major classes: the generally imitative games, and the independent games. Of the former I distinguish three groups: first, gymnastic games which imitate the movements of adults (running, sport, and dancing); second, war and hunting games which imitate the main occupations, not to say professions, of adults; and third, all the rest of the imitative games. The independent games, which are on a higher level, I divide again into three groups: first, toy games, that is, games that are played with objects and do not imitate any

524 adult activity, second, group games, and third, games of skill. The last group includes the games that have reached the highest stage of development since they are no longer amusements in which all those present participate, but rather are performances by talented individuals. In the performance of magical tricks, the games of skill and acting generally attain their highest degree of perfection. Thus they touch upon the area of the representational arts and might be regarded as a pre-stage of the latter.

So much for the classification of games. I hardly need to point out that the various groups cannot always be sharply separated since the boundary lines between them are blurred by a great deal of overlapping.

I shall mention here only the names of the most common
526 gymnastic games: the foot race, mbi'; a combination of our
851 hopscotch and catch, called ngá-ngûl; furthermore, rope pulling, edudan, played only by bigger boys and corresponding to our tug of war; chain pulling, ogbûn; "treading," played among the Jaunde especially by almost fully grown /294/ /Fig. 89 appears here in the original text/ boys and called ešûma kok (Fang, etî' (Jaunde), in which two players, facing each other, tread rapidly on one spot and at the end must try to set down the opposite foot simultaneously; and, finally, the dancing game, ekûkú.

[481] Walking on stilts (Fig. 89) may probably also be designated as
[874] a sport. The stilts are carved out of the umbrella tree, Musanga smithii.

The transition from gymnastic to war games is represented by throwing spears at a disk, a game that is widespread and popular throughout the Pangwe region. It is called ngók, after the fre-
[illegible] quently mentioned Desplatsia dewevrei Burret (angók), from whose large fruit the disk is cut. The shoots or little trunks of young trees are used for spears.

War and hunting games are probably the most popular and the most frequently played of all the games. In the small-scale war of the older boys (eight to 15 years of age) -- which sometimes /295/ /Figs. 90-93 appear here in the original text/ degenerates into bad fights -- the weapon is, as in the case of adults, the rifle, copied in various forms with leafstalks (Fig. 90), raffia pith, or

[Text continues on page 170]

481
857

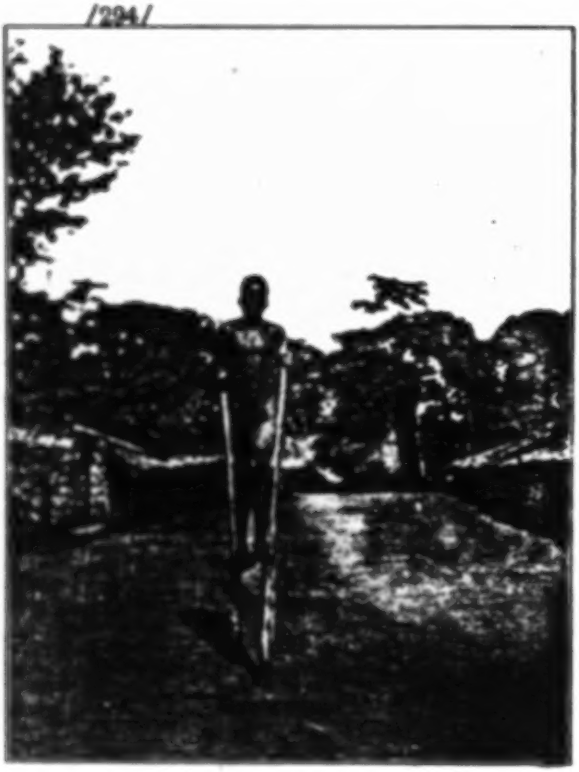


Fig. 89. Stilt-walker in Alén (Epfak Family).
Spanish Guinea.

524
322
857
526

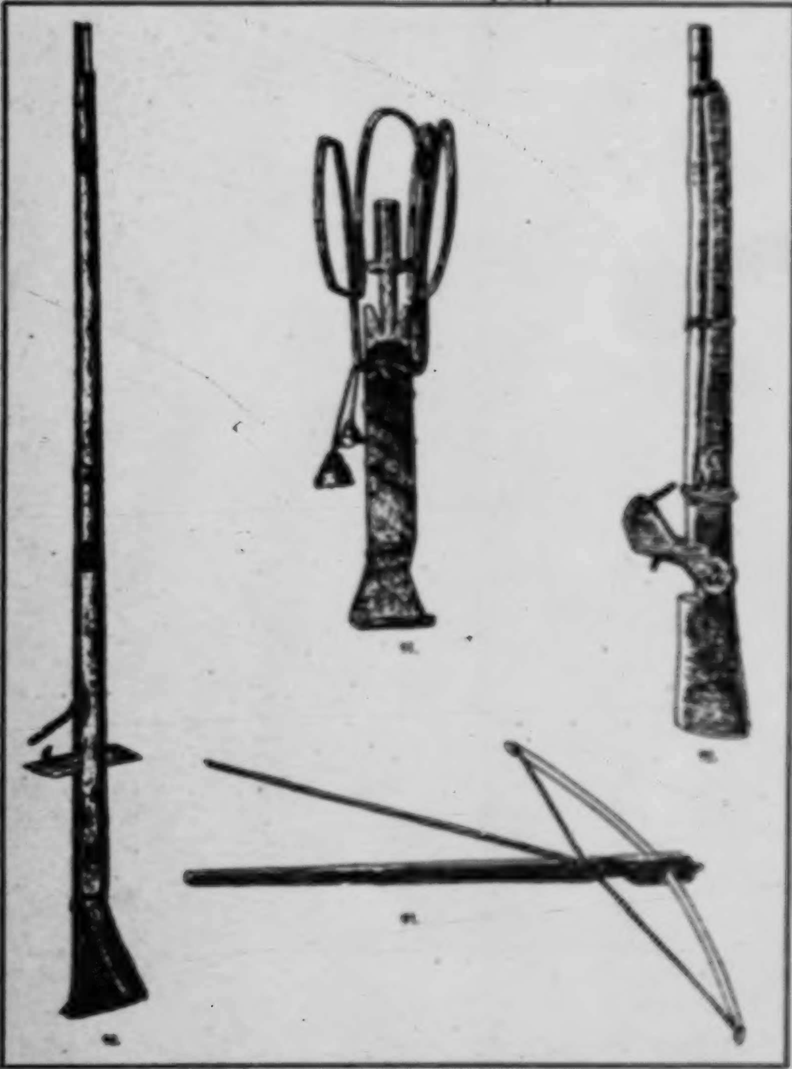


Fig. 90. Child's War Rifle of Plantain Leafstalk.

Fig. 91. Child's Sword of Raffia Pith, in a Bark Sheath.

Fig. 92. Child's Hunting Rifle of Wood.

Fig. 93. Child's Crossbow (Drawn).

857
524
526
922
[224]

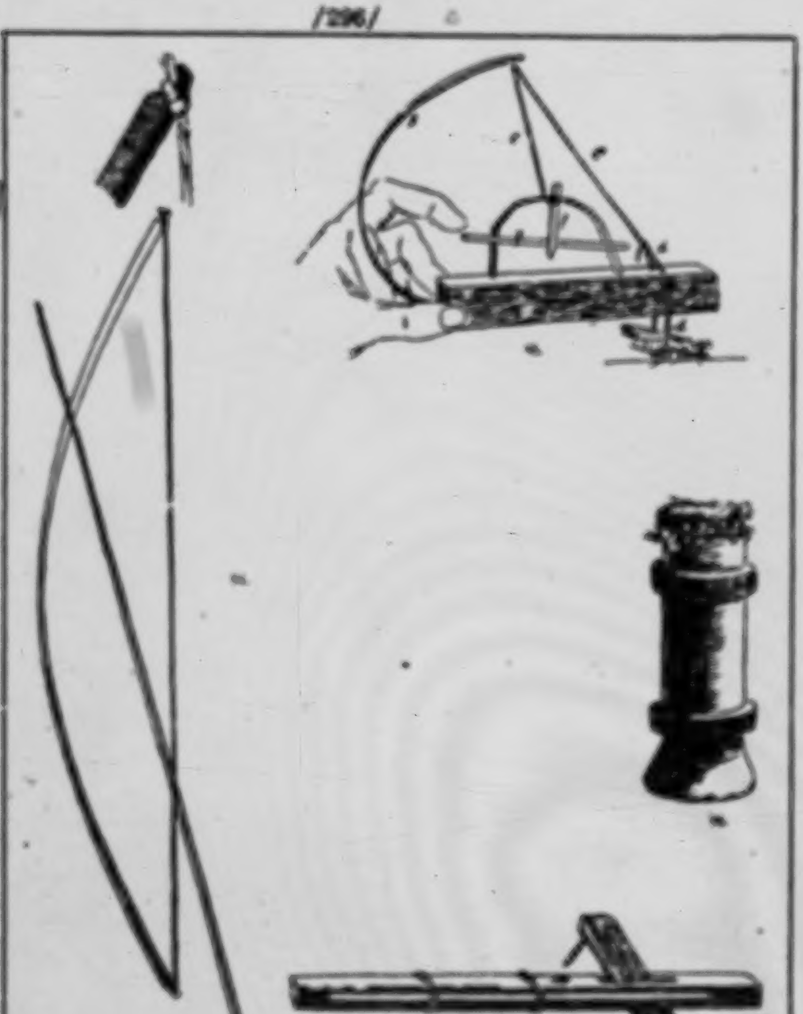


Fig. 94. Bow and Arrow (Toy).
Fig. 95. Draw Trap for Horseflies (Toy).
Fig. 96. Hide Drum (Toy).
Fig. 97. Device of Raffia Pith to Detonate Powder (Toy).

526 other materials. Even the "shining sword," made of raffia pith,
857 is not lacking (Fig. 91); it has the advantage, without being too dangerous, /296/ /Figs. 94-97 appear here in the original text/ of making a fairly loud clattering noise when struck on the enemy's body, and it causes a momentary, violent pain.

It is really unpleasant to be pelted with corn cobs which have previously been placed in a basket in the river and have become saturated with water /297/; still more disagreeable is a hollow piece of wood from the umbrella tree, which is filled with earth, closed off by means of a bung made of leaves, and then emptied at the enemy at the closest possible range.

A very dangerous "game" is man-catching. For this a number of boys take a piece of a strip of Oncocalamus (bush rope) and tie it into a noose. They hide the latter along the way leading out of the village, concealing it carefully among the grass and leaves, while the free end is tied to a tree stump. The naughty boys then hide behind trees and shrubs and with mischievous looks await the outcome. If a passerby gets a foot in the noose, he naturally comes crashing down, while the boys run away as fast as they can. They are wise to do so, because if the victim succeeds in catching one of the offenders, the latter must be prepared for a good thrashing or a complaint lodged with his father.

In the lower form of hunting, for soft-bellied insects, spiders,
526 etc., they use a rifle made of wood, into which they put some
857 powder (Fig. 92). The delicate hexapods or octopods are stupi-
868 fied by the smoke and fall to the ground helpless. A crossbow
524 made of raffia pith is likewise successfully used for hunting spiders (Fig. 93). For the "higher form of hunting," that is, for killing lizards and mice, a bow and arrows (Fig. 94) are employed. A method of hunting used by adults, namely, the encirclement of a wild animal, is imitated by having a little boy hide somewhere. The fish weirs find their counterpart in small imitations of them. They are set in the channels stirred up by the rain and block the way of little pieces of wood and leaves that are washed along. Even very clever miniature draw traps are made by skillful boys for the purpose of catching the annoying horseflies, which can be outwitted while they suck blood (Fig. 96).

Otherwise, children imitate in play almost everything that
868 is strikingly done or made by adults. For instance, they make
857 useful objects, such as knives and boxes of raffia pith and ex-
524 tremely charming little hide drums of wood or banana pith (Fig.
96). For the latter, a piece of rat's skin serves as the hide.
The little Fang boy augments the popular banging noise at
festivities with a device made of raffia pith for detonating powder
(Fig. 97). Above all, we may not leave unmentioned the fact
861 that even children imitate a cult and, significantly enough, the
524 cult of ancestor worship which we mentioned above as being of
857 special importance. The ancestral figure is carved out of
plantain pith by the children, and it wears a cap made of canna
blossoms that are strung on little sticks. Only once did I see a
figure made of wood. The ancestral skulls are replaced by --
monkeys' skulls. What a delightful spectacle such an innocent
children's game would provide for the /298/ "initiated" European
if he could observe it unseen.

We have already spoken in Volume II, page 105, of the imitation of family life in which small girls participate. In the main, the game corresponds to our "playing house." The boys endeavor by means of much screaming and activity to imitate the domineering father and try to drag the already quite rebellious "wives" around everywhere, to boss and bully them to their heart's content. The "child," a doll (mán-ekŏn = child made of plantain), Figure 98, the most important thing for the smaller girls, and it is always dragged along by the anxious mother and guarded and fed with great love. The doll is a simple roll of plantain pith set in a carrying band made of dry leaf sheaths of the plantain.

The slingshot, among other things, belongs to the fourth
857 group, the games with toys (nkŏgo ya dĭĭme), Figure 99. It
524 consists of a stick to which a raffia pith rope is tied. At its free
end the easily torn rope forms a noose in which a nut of the oil
palm is placed. The slingshot is never used with hostile intent,
say, in war games, but belongs solely to the group of games with
toys, that is, they amuse themselves with this toy because of its
peculiar effect. In using it, the stick is taken in hand, and the rock

857 is flung forward. The pull of the rock tears the delicate rope
524 without too greatly diminishing the force of the throw. I also include in this category the rattle stick, the spinning top, the puppet game (Fig. 100), and the device for communicating over a distance (Fig. 101). For spinning tops, snail shells (Fig. 102)
[124] are used or a fruit of Sarcophrynium velutinum (Bak.) K. Sch.
[125] (see Vol. I, Plate 11) which, like the top itself, is called ndŏŏ. A little stick of raffia bark is put through it (Fig. 103), and the top is ready; it is made to dance by twirling the little stick, while the Achatina top is made to spin with the fingers in the manner familiar to us.

Even among the group games of the Pangwe, many correspond precisely to ours. There is, for instance, the hiding of an object among the players, while another player, who had previously gone outside, has to find the object. The palm nut game and the game of skittles with spinning tops are very popular.

The palm nut game is called ngŏ. The player takes a handful of a large number of nuts lying on the ground, tosses them into the air and then catches them on the back of his hand. The nuts that remain on the back of the hand (between one and five, rarely more) are throwing stones, that is, the player is allowed to throw each of these stones up in the air by itself. While it is in the air, he must pick up with the /299/ /Fig. 98. Doll of Plantain Pith. Fig. 99. Children's Slingshot. Fig. 100. Puppet Game, (a) and (b) Puppets enlarged. Fig. 101. Device for Communicating at a Distance, Children's Game, (b) Cross-section of the Signal Drum. Fig. 102. Tops made of Snail Shells, (a) of Pseudachatina Dumesii, (b) of Achatina. Fig. 103. Tops made of the Fruit of Sarcophrynium velutinum./ /300/ same hand (the throwing hand) as many as possible of the other nuts lying on the ground, and with the same hand again catch the nut thrown into the air. However, the player is allowed to arrange the nuts on the ground beforehand, for instance, three next to each other. If the thrower catches the stone thrown into the air, all the stones in his hand are his property; if not, they are again common property. Then he goes on to try it with the other throwing stones. Once these are played, it is the next player's turn. At the conclusion of the game, that is,

[Text continues on page 179]

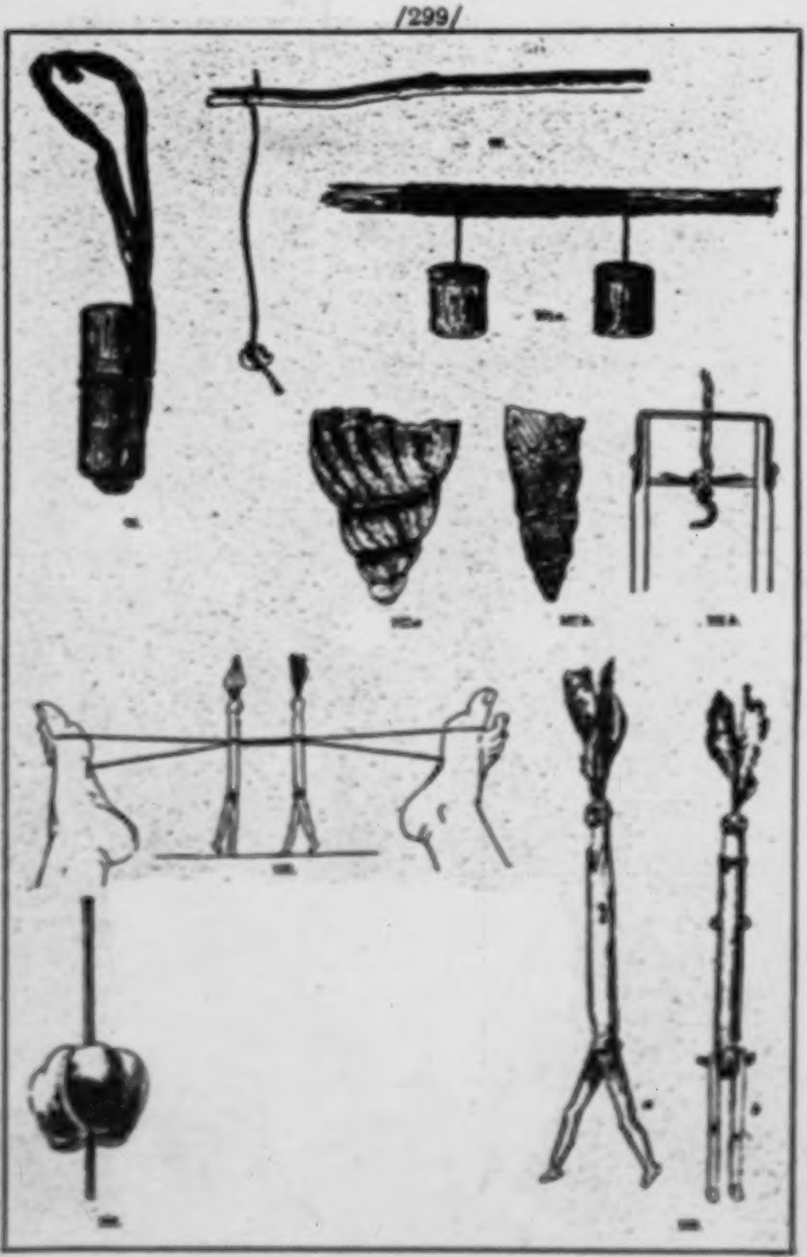


Fig. 98-103.
(Caption on p. 172.)

524
857

when all the nuts are in the possession of players, those boys who have caught some stones place together in the center the same minimum number of their nuts. The boy who then has the greatest number of nuts wins. The nuts which have been won are jocularly called "wives" by the boys.

The best known and most popular game of the Pangwe is the game of skittles with spinning tops of snail shells (a lō ndŏ'ho). Spinning-top skittles, as we may perhaps call it, is played chiefly by boys five to seven years old and sometimes also by older ones. They usually play it late in the afternoon or towards evening when the sun no longer scorches the village square. Our Figure 104 shows the arrangement of the two teams and of the skittles, which are set up near the team to which they belong (in Fig. 104, the team on the left). One of the players on the opposing team (the attacking team) has a throwing top which is played in between the skittles, and as it spins, it touches one or a number of them. The skittles that have been touched (nkǫ̌ę́n-ndŏ'ho) and the throwing top (nwŭ'an-ndŏ'ho) are returned to the attacking team. The latter then throws the top again. If a throwing top does not make contact (a ke ošĭ nkiai = it goes down the water, westward), it belongs to the defending team which keeps it as a prisoner. If none of the throwing tops has made contact -- something which occurs very rarely since the tops are thrown with great skill -- the attacking team sets up the skittles that previously belonged to the opposing team on its own side, and the team formerly defending now becomes the attacker. The team that throws out the tops, once it has a number of them, plays with them until all the skittles of the opposing team have been hit and now belong to the attacking team, so that the next time around the roles are reversed.

The southern Pangwe know no winner or loser in the game; they "enjoy the game for its own sake," as they say. On the other hand, unlike the Jaunde, they practice giving advances to a considerable degree, a custom which, like the system of advances in the caoutchouc trade of the adults, must lead to an unhealthy state of affairs; indeed, it opens the door to cheating. /301 /Fig. 104 appears here in the original text/ In case the throwing team has lost a considerable number of tops, the defending team, in

524
857
[516]
[361]

Fig. 104. Skittles with Spinning Tops made of Snail Shell.

order to prolong the game, may lend it a number of tops, but only from those that were lost by the opposing team, in other words, those that were "captured," and not more than eight. For example: the throwing team has lost six tops and has only one top left; in that case the defending team can lend these six, as well as two more lost later in the course of the game. If all eight of the borrowed tops should again be lost, the teams change roles, but the team now attacking (previously defending) does not begin with one throwing top as usual, but with all of the tops taken from the opposing team, in other words, at least eight; moreover, in the course of the game the previously borrowed eight tops must be returned to the opposing team from the eight tops played out. So the game goes on and may be broken off whenever a team so desires. Frequently, however, the boys first get into a quarrel over the loaned tops, and a general brawl is the conclusion of the game which appears so peaceful. On other occasions, too, the little ones try to "rabble" at spinning-top skittles. Thus, a player of the defending team may snatch a top before it has danced its curving path to an end, even though there might still have been a chance that it would touch a skittle.

The stone game of the children is a simpler form of the
524 same game played by adults. It is called sí'ho and consists of a
957 halved raffia leafstalk whose pith is hollowed out into 12 compartments, arranged in two rows. To the right and left of the ends there is a compartment, twice as big as the others, for captured stones. /302/

The procedure of the game corresponds precisely to that of the adults and is differentiated from the latter only by the fact that in each compartment there are four canna seeds as playing stones, instead of five palm nuts or other large fruit seeds.

The bowling game, mbɨh (mbɨh = bowling ball), in which
524 the extraordinarily well-developed observational powers of the
957 Negroes are triumphantly displayed, is quite noteworthy. The
153 average European would probably cut a poor figure in this "child's play"; I at least declined to engage in it. For the bowling game
[524] one must have about 30 of the pill-shaped Canna indica seeds. The game leader, A, takes these seeds in his hand; previously, he has already agreed upon a number, let us say 18, with a fellow player, B. This number must now be discovered by the players, or, as the Negro says, it must be "shown." A throws the balls out rapidly and gives each of them, by way of a name, as it were, the numbers from one to 30 as he throws them. Once all thirty balls are at rest -- having of course rolled every which way, in no particular order -- A points to the aforesaid eighteenth ball while B shuts his eyes as he does so, in order to point to the ball himself afterwards. Thereby A is prevented from cheating or -- as happens more frequently -- from making a mistake. In other words, it is a counter-test. In the subsequent throws, in which the same number counts, the players must indicate the aforesaid ball. This often happens with the second or third throw. The one who recognizes the ball first becomes the leader in the next game, in which another number is chosen.

As the final group game, we shall mention a memory game which is popular with boys six to seven years old. It is called bolɨmo, a name which is also applied to the main player and memory artist who must go to one side or outside the door and then answer. The questioner, seated in the circle of players, has ten

524 peppers, likewise called bolǫ́mo (from olǫ́mo = vegetable), in
857 front of him and a banana leaf (okiẽ́) is inserted between each
153 fruit. The questioning each time comes to an end at one of the bolǫ́mo which is then taken away, and the questioning begins all over again, until all the bolǫ́mo have been removed by this process of question and answer. The questions are as follows:

(a) a bolǫ́mo? = Oh Bolomo? (b) ẹ̃ or assimilated ǫ̃ = Yes! (c) tãrã a dzǫ o yĩ? = Your father, he said something to you? (d) ta(d)a (a) dzǫ ma na: haa yẽ, ndõndo (or dzam) = My father, he said to me thus: not to fail in skittles (or affairs), that is, you are not to have any failures (in play or in seriousness). (e) dzidzi? = What is that? (f) bolǫ́mo = vegetable.

Now the questioner takes away the bolomo (the vegetable) and again asks: (a)-(d), then (e) dzidzi? (f) (o)kiẽ́ = Leaf! (g) dzidzi? (h) bolǫ́mo. In the next round of questions the answers are: Leaf, leaf, vegetable, then leaf, leaf, leaf, vegetable, and so forth. /283/

All ten questions are uttered in very rapid tempo, usually to the accompaniment of rhythmical handclapping by the fellow players, in order to confuse the one answering as much as possible.

The simplest games of skill consist of fashioning droll figures
524 out of a leaf (bẽ), Figure 105; braiding together strips of stalk of
857 the Sarcophrynium in a special form (edzõ), Figure 106; and carving birds and other figures from raffia pith (osen-elẽlẽ), Figure 107.

Another group of skilled games includes the universally known rope games, which undoubtedly had their origin in the making of rope. Altogether, I am familiar with no less than 40 different figures among the Fang, of which different ones are developed from each other in series.

The highly developed, ingenious "patience games" probably had their origin in the rope games. The aim here is either to separate two objects that are joined (or to put together two separate objects), or to take apart apparently indivisibly conjoined parts.

A widespread game illustrated in Figure 108 is included in the first group. It could be called the two-string bow patience game (edzõ ebe). It consists of a stick of the bark of a raffia stalk with

[Text continues on page 179]

361
516
857
524

/Between 302 and 303/ Plate XXVIII

Children Playing Skittles with Spinning Tops, Ntum Region.

2: Tessmann--178 E-5 (1904-1909) 1913 FI19 Fang FI19

524
857
a hole drilled in the middle. A string is fastened at both ends and drawn in a double loop (Fig. 109, a) through the hole in the middle. In this way we get two strands, as it were, and on one of these are strung two beads, pieces of a corncob, or the like, although the hole in the middle must always be smaller than the objects used. One bead, if I may choose this object as an example, must now be brought over onto the other strand. The solution of this task will be most clearly seen from Figure 109, Drawings b-f.

Two different patience games belong to the second group. The first (Fig. 110) consists chiefly of a piece of monitor lizard [825] skin cut into the shape of a fish (adiiá ekob e tit), into which a hole is cut at the thick end (head), while in the narrow part (body) parallel longitudinal slits are made. The second part of the device is a string, to each of whose ends a piece of the kernel of an oil palm nut is tied. The pieces of kernel, however, are larger than the hole. The middle part of the string is looped (seen from the front) over the strip between the slits and thence runs from behind out through the hole (see Fig. 110). In order to separate the two parts from each other, the strip must be bent through the hole and the string taken out.

The second game of this group consists of two seeds of the [824] Pentaclethra /304/ /Figs. 105-109 appear here in the original text/ macrophylla Benth. (adiiá ebi), each of which is provided with three holes. A double string is put through the holes in the manner indicated in Figure 111, and this is looped around the seed. A second kernel is attached in the same fashion at the other end of the double string, and a knot is made at its center. How the problem is to be solved, namely, to remove the seeds from /305/ /Figs. 110 & 112 appear here in the original text / the string, I do not know myself. Perhaps a patient reader will try his hand at it.

The final group of skilled games consists of the performance of magic tricks (mabiñá me bíñgo = dexterity of children) whose effect is based upon the fact that the spectator is influenced by the performer and is mistaken in his observation of the basic causes of the phenomena produced, thus permitting himself to be deceived. He does so all the more readily since he is not given any time for quiet reflection on account of the rapidity of execution.

[Text continues on page 181]

524
857

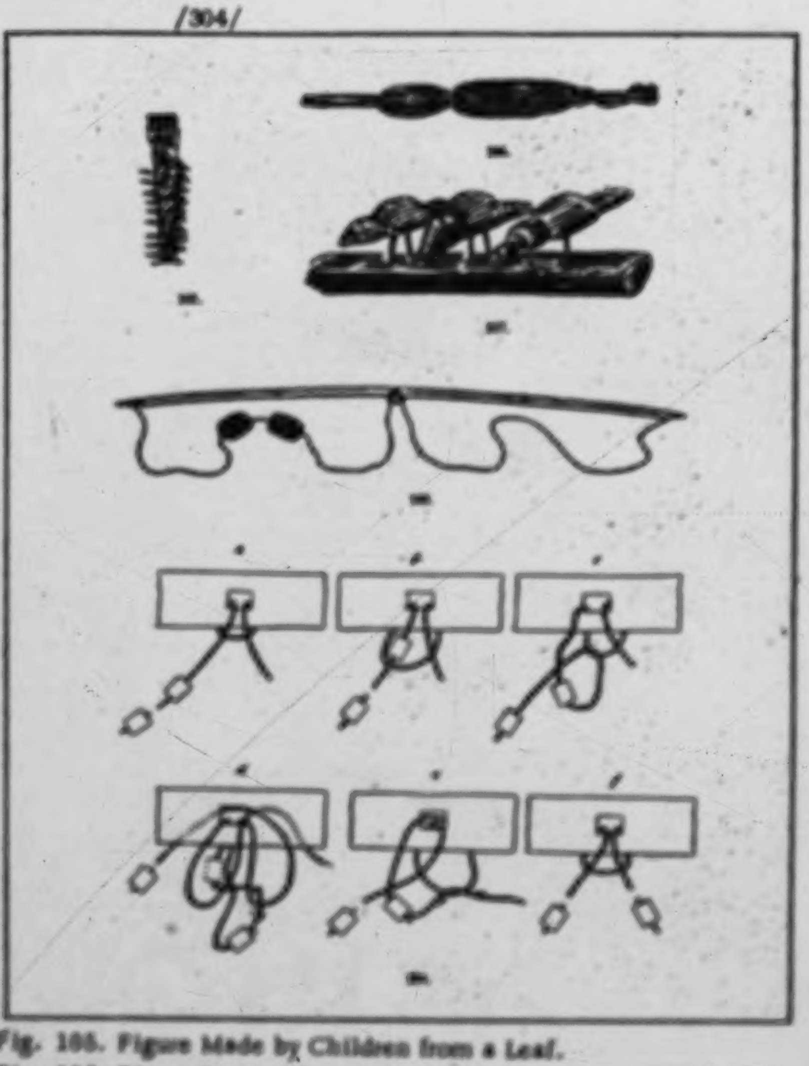


Fig. 105. Figure Made by Children from a Leaf.
Fig. 106. Figure Braided from a Sarcophrynium Stalk.
Fig. 107. Birds Made by Children from Raffia Pith.
Fig. 108. Patience Game with Bow and Two Strings.
Fig. 109. Solution of the Patience Game with Two-stringed Bow.

524
857

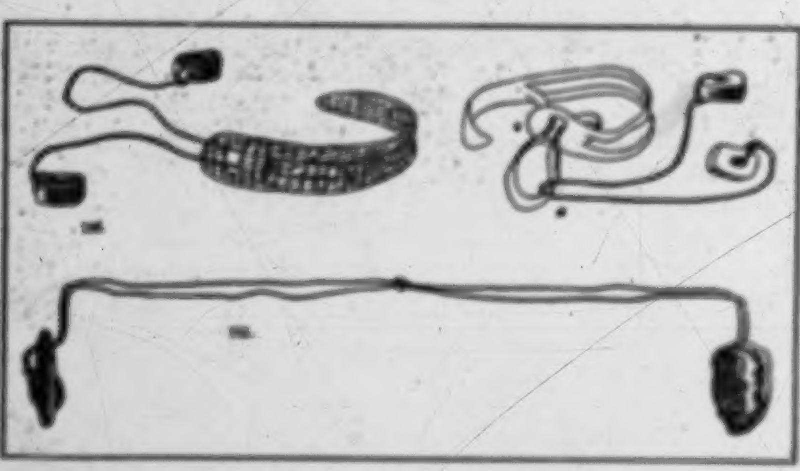


Fig. 110. Patience Game with a Monitor Lizard Skin and a String with Oil Palm Nuts, (a) Solution of the Problem.
Fig. 111. Patience Game using Pentaclethra Seed.

The trick of making a ball appear in the hand of a spectator (efã', from the root fa = confined, enclosed, transitive and intransitive) is a simple one. It is reminiscent of our trick of counting three coins while picking them up and putting them down. For the efã' game an arbitrary number, but not too small, of balls (for instance, canna seeds) or short raffia sticks are laid in a row in pairs. The number of pairs must always be uneven. In addition, an extra ball, called efã', that is, the enclosed one, is put down by itself to finish off the row. Now the chief player, A, and one of the spectators, B, take one ball each from the pairs, and B gets the extra one. In order to influence his fellow player, A, shaking his hand back and forth, calls out after the extra ball "enclosed" by B: "efã', efã', efã', efã', efã', efã', naŋk, efã' naŋk, efã' naŋk, efã' naŋk, efã', efã', efã', efã' = enclosed one, enclosed one, come, enclosed one!" Now B is asked to place two balls together. Then A places two together, then B again, and so forth, until all the balls are lying in pairs. To the amazement /304/ of those poor at figuring, A actually places the "enclosed one" as the last one at the end of the row. Thus efã' really did come to A.

Conjuring away the middle one of three leaves lying on top of each other is really astonishing. For this purpose, three leaves of [304]

526 Panicum sulcatum Aubl. (ekŏk) are placed on top of each other;
557 the apex half of two of the leaves, the upper and lower, is re-
[124] moved. Then the little magician places the leaves with their underside on the ground and starts to roll them together from the lower end to the tip. A conjuring verse which the artist now sings induces the leaf to wander off: "kôgô ekôñ, kôgô a zôñ,
[531] o be o nyôn = remove yourself, grass (1), remove yourself from the middle and go to the back!" Finally he hands the leaves over to a spectator to unroll, and it now turns out that the two shorter leaves are lying on top of each other and that the large leaf is at the bottom. This little conjuring trick, by the way, can also be performed with paper strips, one of which is a little longer than the others.

The ne plus ultra of what skilled Pangwe boys are able to offer consists of conjuring tricks in which speed constitutes the magic. I shall give a few samples of these tricks.

For example, a boy has a streak of ashes put on his forehead and his hands tied behind his back. One of the tricks is to run behind the house and to reappear with his hands tied behind his back but without the streak of ashes on his forehead. Of course the dexterous boy has put his tied hands through his legs from behind, wiped off the streak, and placed his hands behind his back again. The main thing in this case is the speed, which is indeed astonishing.

A second little trick is that of tying the hands together. The boy has somebody give him a rope, runs with it behind the house, and returns immediately -- with his hands tied behind his back. He had made two loops at the ends, stuck a hand in each, and then by skillfully turning both hands in opposite directions had twisted the rope in such a way as to make one believe that he had really been tied up by somebody else.

A favorite act of our conjurers has its counterpart among the Pangwe in their trick of spiriting away a ring from a hollowed

---

1. Collective term; specifically,
Eleusine indica (L.) Gärtn.

524 957 plantain leafstalk whose hollow, in addition, was plugged with "medicine," that is, pulverized leaves. The stalk with the ring lies on the ground, and the conjurer binds across his hand a piece of plantain leaf in which he has previously placed an identical leafstalk plugged with leaves, but without a ring. He then playfully strikes the ground with the leaf-covered hand and in so doing exchanges with lightning speed the two plantain leafstalks /307/. Then he invites the spectators to convince themselves that the ring has now been conjured out of it. While the spectators comply with this suggestion, the artist quickly puts the ring on his finger and also removes the plantain stalk.

4. Games of Adults

The Memory Game of the Dwarf Antelope

524 153 [184] To my knowledge, this game occurs only in the southern Pangwe region. Like the memory game of the children, it consists of reciting sentences which in this case, however, are not elicited by questions but are uttered by a single player. The sentences are particularly difficult, because they contain many words with guttural sounds whose pitch varies extraordinarily so that even the Pangwe easily makes a slip of the tongue.

[211] To aid their memory, my boys made use of a long raffia stick on which were strung a whole series of little transverse sticks carved out of raffia pith in such a way that first three pieces, each singly, then two, three, four transverse pieces, and so on, were ranged in groups, in a manner similar to balls on an abacus (Fig. 112).

In reciting each sentence -- there are 12 in all -- the previous sentences must be repeated backwards, and together they form a group which in each instance is introduced by the following verse:

sé gbwę́ . mvǒŋ kı̃ŋ = fao antelope's horn: "gbwě" (onomatopoetic, in German, tü); rain: "king" (that is, distant thunder, onomatopoetic, in German, bum). The horn of the fao antelope whistles: "tü," and behold, the rain answers with thunder: "bum."

529 153 As we know, the Sso antelope is the animal of the moon, while the moon is mistress of the seasons and thus of rain; if one blows [925] on the horn, the rain, which according to the Pangwe produces [921] thunder, will answer.

Once the twelfth group of sentences is finished, all previously
529 recited groups of sentences must be recited backwards.
153 Sentence 1: nñm okbẽ́ʌ́ a be a
539 Man of the dwarf antelope, he goes to

diʃǐgan a okǐ kj eté
fall in love in the lying trunk inside,

b(a) asǎngǝ̃h-ogbwǒ̃ .
with Asangon-Ogbwo.

The dwarf antelope man goes inside the prone tree trunk (which is hollow, so that the little antelope can use it as a hiding place) to fall in love with Asangon-Ogbwo, literally, the eldest daughter of the magician.

Sentence 2:

ngbǒ̃'ne ogbẽ́ʌ́ a be a
Offspring of dwarf antelope, it goes to
bẽ̌ nñ̌m okbẽ́ʌ́.
follow man antelope. /308/

Sentence 3:

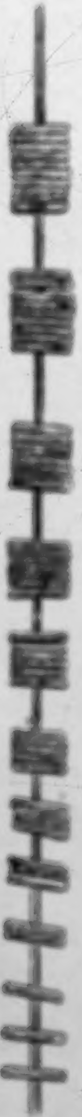
ngǐ-ogbẽ́ʌ́ a be a
Wife of dwarf antelope, she goes to

be ngbǒ̃'ne ogbẽ́ʌ́.
follow (the) little antelope.

Sentence 4: agbẽ́ʌ́ abei (two antelopes) d'a be a be nga agbẽ́ʌ́.
Sentence 5: agbẽ́ʌ́ ala (three antelopes) d'a be a bẽ̌ agbẽ́ʌ́ abei (two).
Sentence 6: agbẽ́ʌ́ ani (four antelopes) d'a be a bẽ̌ agbẽ́ʌ́ ala (three).
Sentence 7: agbẽ́ʌ́ atan (five antelopes) d'a be a bẽ̌ agbẽ́ʌ́ ani (four).
Sentence 8: agbẽ́ʌ́ asǐmen (six antelopes) d'a be a bẽ̌ agbẽ́ʌ́ atan (five).

524
153
539

Sentence 9: agbə́ə́ sãngbwã′ (seven antelopes) d'a he a bə̃ agbə́ə́ asaʼmen (six).
Sentence 10: agbə́ə́ mũõm (eight antelopes) d'a he a bə̃ agbə́ə́ sãngbwã′ (seven).
Sentence 11. agbə́ə́ ebũ, (nine antelopes) d'a he a bə̃ agbə́ə́ mũõm (eight).
Sentence 12. agbə́ə́ awõm (ten antelopes) d'a he a bə̃ agbə́ə́ ebũ, (nine).



[532]

153
524
211

[522]
[531]

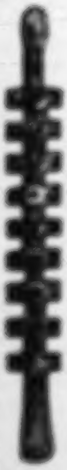
Fig. 112. Stick with Pieces of Raffia used as Mnemonic Device in the Memory Game of the Dwarf Antelope. About one-fourth actual size.

Young lovers like to play the game with their girls, as may be surmised from the somewhat romantic text. Jokingly, the girl says that she will give herself only to the one who can go through the entire game without making a mistake.

The Memory Game (nkə́k ondə̃le or endə́le)

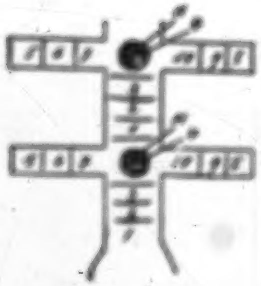
This game is known only among the Fang and a number of adjoining Ntum kin groups, and it is supposedly indigenous. A flat staff with short, paired transverse extensions and vertically inserted knobs is used in the game. The end of the staff usually has a head carved on it (Fig. 113). Each pair of transverse extensions, along with the knob and the adjacent lower part of the staff, forms a segment on which eleven different points are designated for the answers (see Fig. 114).

The game may have developed from an older, simpler one in which the individual parts of the human body were enumerated. This notion is suggested by the designation of the staff as the body, of the carved end -- even when it is not a regular head -- as neck and head, by the tripartite arrangement of the transverse extensions -- absent in Figure 113 -- (corresponding to the upper arm, the



Memory Game, nkuk-ondlile, made of Wood, Southern Ntum Region. A little over one-fifth actual size.

Fig. 113



524
153
211

Fig. 114
Two Sections of the Memory Game nkuk-ondlile.

lower arm, and the hand), and finally by the upright knob, called [522] tsikigenRige (the red one; red as the color of reproduction, of [531) life), by which originally the male sex organ was doubtless understood. The implement is thus unquestionably supposed to represent a human body whose members are multiplied.

The game is played by two people, one questioning, the 524
other answering. The former, seated in the circle of listeners, 153
holds the implement in his hand and indicates the various points that /309/ must be answered. At each one he calls out: "af af? = What is that?" (phonetically assimilated and corrupted from dzé dzé). The principal player sits farther away and answers the questions in rhythmic song while the others stamp their feet or clap [533)
their hands in time. He is, of course, not allowed to make any marks to aid his memory, such as dividing a little stick into the corresponding number of sections. This is brainwork.

The 11 questions, which are the same for each segment, go 153
as follows:

1, 2, 3. (see the corresponding numbers in Fig. 114) 524
nkuk ondlile wo'le. 539
Body (of the) ondlile here. That is the body of the ondlile.

153
514
539

4. tsiñógetsiñoge nie a tele ni(l) i, a mõmendöge.
Red one, he, he stands here, o Momendöge!
There stands the red one, oh Momendöge (inventor of the game)!

5. mekũe me nkõm e nieli.
Breaking of the twig, it (is) here

6. mejiden me nkõm e nieli.
Sawing off of the twig, it (is) here.

7. bi a ke a buman (or a sigen) a
We, we go to meet each other at the
mbuman a nzẽn, a tade mõmendöge.
meeting point of the road, oh father Momendöge
(that is, perhaps, joint of the femur).

8. kũlũ a bũma.
Go away to Buma (supposedly an Essamongun village).

9. ye ma ke a bũma.
(Interrogative:) I go to Buma? = Am I going to Buma by any chance?

10. = 7.
11. = 4.

When all the segments -- usually from eight to 10 -- have been answered from bottom to top, the questioner points to the neck piece:

zẽ zẽ = What is that? /310/

Answer: kĩñ ondũle e nieli
Neck (of the) ondũle it here,

and then he points to the head piece:

zẽ zẽ = What is that?
Answer: nlõ ondũle a wõle.
Head (of the) ondũle it here.

The main thing for the player, therefore, is always to remember how many segments he has answered, so that at the end he does not make a mistake and, instead of answering the two questions concerning neck and head, begins a new segment.

The Stone Game

Of all adult games, the most popular is the stone game which 524 is spread over almost the entire world. It involves placing stones [171] in a number of adjoining concavities, and then distributing these stones among the concavities according to definite rules.

In more recent times, according to informants, the stone game has come to the Jaunde and Bulu from the Bene (who in turn became acquainted with it through eastern tribes), and from the [177] former it was introduced into the Ntum and Fang region around the years 1895-98. These statements appear to be confirmed by the fact that the most skillfully fashioned playing boards, provided with legs (as in Fig. 115), are to be found among the Jaunde and Bene. They have one of these in each meeting house and eagerly and frequently play with it. It is played more rarely by the Ntum [184] and only very rarely by the Fang, who in any case have too many other, less harmless things in their heads to be able to devote themselves to the game with any kind of passion.

The playing board (Fig. 115) consists of two halved raffia leafstalks tied to each other. By cutting out the pith, each of the leafstalks is divided into seven compartments (*ndẹ̆* = house; plural, *mandẹ̆*). Only in the southern part of the Fang region (and among the [184] Basaɛ) did I see such a board made of wood, which then, in most cases, had one additional compartment for the "prisoners" (Fig. 116) at each end. The playing stones (*ngŏ́k* IV) are put into the compartments, five in each one. Originally, and sometimes even today, actual pebbles were used, from which the game was named *sŏ́ngo* (alleged: small pebble). This name, however, is current only among the Jaunde and Bene; in the south it designates the corresponding children's game, while that of the adults is called *akṳ̆n* because of the large black beads (*akṳ̆n*) that were at one time used as playing stones but today have gone completely out of fashion. [824] Instead of these beads, the natives like to take the kernels of the [194] oil palm or of *Rhicinodendron* /311/ *africanum*; in the north and in various other places they like to take the pebble-like kernels of a species of tree unknown to me and, more rarely, stones.

524 The procedure in the game itself is the same throughout the entire Pangwe region. Deviations from the ordinary playing rules are to be found only in quite isolated instances.

In playing, the two players (A and B) sit across from each other and place the board between them. Compartments 1-7 belong to A, and those from I VII belong to B. Now each player by turns takes the stones out of one of his compartments and, proceeding clockwise, places a stone into each succeeding compartment, be it his own or that of his opponent. If, therefore, in the beginning player A, for example, takes the five stones out of compartment 5, he must distribute them in compartments 6, 7,I,II, and III; and if his opponent B then picks up the six stones that are now in compartment III, /Fig. 115 appears here in the original text/ he must place them in compartments IV, V, VI, VII, 1, and 2, and so forth. Now, if there are so many stones in one compartment, let us assume it is A's, that in distributing them they go beyond the opponent's row, they are again placed back in A's own compartments, starting with 1, but only up to the compartment from which they were taken, no more being put in the latter. Instead, if there are 14 or more stones, A must place the fourteenth in compartment I of his opponent and then, if there are more stones, continue to the right, up to compartment VII. If by then A still has stones to divide, in other words, if he took up 21 or more, he may not put them back into his own compartments but has to place the twenty-first in compartment I and proceed to distribute them after that in the usual manner.

The goal of each player is to draw out as many prisoners as possible from his opponent's compartments, and the player who has taken the most /Fig. 116 appears here in the original text/ /312/ prisoners has won. The decision comes when a player has no more stones lying in his compartments. In this case the player who still has stones in his compartments adds these to the prisoners, and the highest number of stones determines the victory.

The player can take prisoner all the stones in an enemy compartment if the number of stones does not exceed three: To this end, he must proceed in such a way that the last of his stones to be distributed strikes a compartment in which it is the second, third, or

521 fourth stone. These two, three, or four stones then count as prisoners. Since, therefore, only "houses" with a few stones or, as the Negro says, "people," fall victim to the enemy, we shall call such a compartment a weak compartment while every other compartment, that is, a compartment in which there is no stone or in which there are four or more stones, shall be called a strong compartment.

Now a player, if his last stone strikes a weak compartment, may plunder not only this but also all immediately preceding weak compartments. An example will clarify this. Suppose on B's side there are -- something which he should, of course, have prevented -- one stone in compartment I, four in compartment II, two in compartment III, three in compartment IV, two in compartment V, nine in compartment VI, and five in compartment VII; further, suppose A has seven stones in compartment 5. In that case A will place these stones in compartments 6, 7, I, II, III, IV, and V, and he will take prisoner the two stones lying in compartment V, as well as his own stone that he has added to them; in addition, he will take prisoner the three lying in compartment IV with his striking stone, and the two lying in compartment III with his striking stone, so that altogether he will have ten prisoners.

[322]

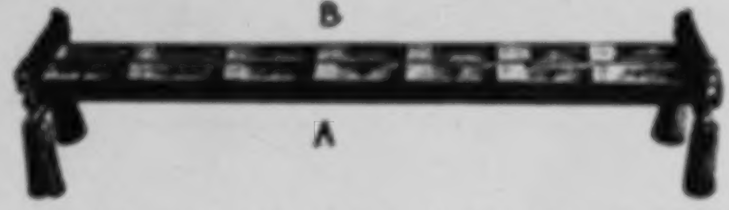


Fig. 115. Stone Game, made of Raffia Stalks and Wooden Legs, Jaunde. One-sixth actual size.

[322]

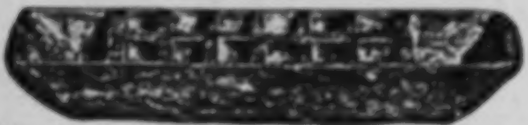


Fig. 116. Stone Game, made of Wood, Southern Pangwe Region. One-fifth actual size.

524 Thus, each player must take care that his opponent does not get into a weak compartment with his last stone or, in cases not to be avoided, that the preceding compartment is strong.

On the average, the Pangwe do not play the stone game par-
529 ticularly well, but there are individuals -- even women -- who
539 have developed their playing skill to a veritable mastery. In par-
578 ticular, a number of Bulu are famous as eminent adepts in this field in the Ntum territory, and a number of jocular stories that are as widespread as their fame have been coined about them. The majority of these stories are attributed to the "champion" of the Pangwe players, Bekona a Mpfa, the son of Mpfa Mangǒǒ. Sometimes these stories are recited during the game by the more skilled player in an extraordinarily rapid, even tone, perhaps with the intention of distracting and confusing the less assured opponent. As regards their content, these stories pour the most vitriolic scorn upon less skilled players.

Satiric Song of the Ntum

ma	ma	nga lǒ	bekǒ'na,	bekǒ'na	a	mpfǎ,	ndǒman
I,	I	played (with)	Bekōna,	Bekōna	of	Mpfa,	son

a	mpfǎ-mangǒǒ.	/313/	nǒm	kaa	madǒǒ	niene:	ma
of	Mpfa-Mangǒǒ.		Man	without	teeth,	he says:	I

ke	ma	dǐi	bekǒǒ	be	nǒk;	mi'nǒnga	kaa
go	to	eat	hides	of	elephants;	woman	without

makǒ'n	niene:	ma	tǒbǒ	o	kǒǒ;	ukǒkute
behind,	she says:	I	sit down	on	stool;	crazy

dǒǒm	a	nga	wǒǒ	sǒ'	a	bǐm,
thing,	it	lets	pass (a)	Sso antelope	on	hunting drive,

a	lige	isia	a kǒn	bekǒ'na	a	mpfǎ,	ndǒman
it	leaves	his father	sick	Bekōna	of	Mpfa,	son

524 a mpfa, mfa'nan a mpfa mangɔ̈ɔ̈, niene: ɛ́,
519 of Mpfa, son of Mpfa-Mangɔ̈ɔ̈, he says: Come now,
518
bɔ̈ne, mi adin a kɔ'bo (or a ngɔ'ngɔ):
people, you surpass to speak

ye taja a nga kɔ̈n bekɔ̈'na, niene:
Interrogative: father, he is sick (of) Bekɔ̈na, he thus:

a dii ɛ̈ɛ̈ bɔ̈ ma nga wui taja
to eat fao antelope?; but I killed (for the) father (a)

ogbɛ̈ɛ a bim o ngɔ̈ɛ, taja a
dwarf antelope on hunting drive yesterday, father he

tame dii ogbɛ̈ɛ.
must eat dwarf antelope.

Freely translated: I was once playing the stone game with Bekɔ̈na, the well-known Bekɔ̈na-Mpfa who is the son of Mpfa-Mangɔ̈ɔ̈. He said: "You really resemble an old man who has no teeth and wants to eat elephant's hide (1), or a woman who has no backside and sits down on the hard wooden stool, and thirdly you resemble the stupid noodle who on the hunting drive lets a fao antelope (2) pass by and knows his father to be sick at home, infirm from the disease that came from Bekɔ̈na-Mpfa, the son of Mpfa-Mangɔ̈ɔ̈." Well, in that case one simply says: "Come now, you people, you're talking altogether too much poppycock! Even if

[262] 1. The notoriously thick and tough elephant's hide is actually eaten by some people (with teeth!), after being well boiled.

[825] 2. The black-rumped duikerbok, Cephalophus dorsalis Gray.

529 my father is suffering from the Bekõna disease, does he absolutely
have to eat Sso antelope meat? After all, yesterday on the hunting
539 drive I shot a dwarf antelope for my father; let my father first eat
578 the dwarf antelope!"

Satiric song of the Fang (beginning as above)

...mĭ'nĭnga kaa makŏ'n, niene: ma bŏde
...Woman no backside, she says: I wear

azŏ́ ukŭkute dĭŭm, oa lige isŏ́a akŏn e
raffia apron; crazy thing, you leave your father sick with

bekŏ́; wŏna: oa ke a wŏ́a ngŏ' akŏ́ŋ.
boils; you say: you go to place stones in the game.

...You resemble a woman who has no backside and wants to wear a raffia apron (the large horsetail-like raffia apron is not suitable for /314/ such a woman). And in addition, you stupid fool, your father is lying at home sick with boils!" In that case one would say (1): "Just place your stones, we shall see!"

1. The translation of wŏna by "one" is justified because wŏna is in a sense directed at the listener.

Satiric Song of the Ntum

o lŏ̆ za? o lŏ̆ fĕ za?
You play (with) whom? You play more (with) whom?

bŏ́ lŏ̆, bŏ́ lŏ̆! ngĕ́ nzŏ̆'la: mĭ'nĭnga
People play, people play! Madame Nsŏla (said): Woman

kaa mebĭ'n niene: o vŭ ma mvŏ̂ anĕ
without calves, she says: you put me brass wire (about) as

bo nga vŭ ntsăma-obiáŋ.
they put (about) Ntsama-Obiang.

Freely translated: With whom are you playing? With whom are you actually playing now? -- Yes, indeed, people are not equal; some play well, others badly, and Madame Nsöla says: "This is queer, a woman who has no calves and wants to have brass rings put around (her calves), just like the beautiful Ntsama-Obiang! (who of course has calves)."

The first story requires some explanation, since it is, as one of my people expressed very nicely in pidgin English, dear for saby (expensive to know, understand) = hard to understand. First of all, we must observe that the master player Bekõna is what is known as ekĭ, akĭá, that is (according to the standards set by abstinence rules, bekĭ), it is not good for the ordinary mortal to play with Bekõna, since in case of defeat, a kõn bekõna = one becomes Bekõna-sick, just as in the case of an offense against the cult laws, one contracts a cult sickness.

The beginning is readily intelligible. A good average player (who can perhaps defeat moderately good players, but not Bekõna) comes to the master who compares him with the old man without teeth and the woman without a backside, both of whom want to undertake something of which they are not capable, just like the player who wants to compete with Bekõna. But finally Bekõna compares him with an imprudent hunter who lets a Sso antelope (which is of medium size) pass by in the hope of killing something better (that is, a larger wild animal), even though his father is lying sick (of Bekõna) at home and therefore would like something to eat, special namely, meat.

Applied to the player, this means: You want to compete with me, Bekõna, and do not let players not as good, whom you could defeat, play with you (in the comparison, the Sso antelope which the hunter lets pass by) in the vain hope of defeating me, Bekõna (in the comparison, the larger game), even though your father has already been defeated by me -- for only in this way can /315/ he become Bekõna-sick -- and would gladly see his son avenge him by defeating another player.

The other one replies: Even if my father has been defeated by the master player (= is Bekõna-sick), must he therefore see that I

524 defeat an average player (in the comparison, the Sso antelope)?
539 After all, just yesterday I defeated a totally inferior player (in the
578 comparison, the dwarf antelope)! That has given my father sufficient revenge for the time being (in the comparison, enough to eat).

We see a cornucopia of ridicule poured forth here. Magnificent comparisons! Pithy expressions! Negro poetry with an elemental force!

Game of Chance (abĩa, Jaunde, Bulu)

Like the stone game, the game of chance was not an indigenous
525 cultural possession of the Pangwe. From the Maka (Makie in
177 Jaunde) in the east through the mediation of the Mwogeniamga kin
164 group (probably Bene) on the upper Nyong it came to the core of the Bene, who transmitted it to the Jaunde and Bulu. In only the most recent times, the Ntum have become acquainted with it through Jaunde and Bene traders who came to them in the service of the Whites. Nonetheless, I myself have seen people engaged in this game only once, in 1907 in the vicinity of the northern Ntum region. Among the Fang the game is unknown.

The game of chance is played with small circular playing
525 disks (sɛ́; plural, besɛ́, derived from esɛ́ "goods," because, according to the Pangwe, they decide whether the players are winning or losing and hence, as it were, bring in the money in the form of goods, trade items) which are simply cut out of calabash rinds (Fig. 117, a). Furthermore, the game requires counters (mviǒʹ l),
[531] of which each player must bring his own. They are produced from
[824] the hard rinds of the fruit from a tree called abɛ̃m by the Jaunde, and on their smooth upper surface (outerside of the fruit) they bear attractive patterns of various kinds, animal forms, or human figures, which, like the edge, are carved in relief (Fig. 117, b-d). /Fig. 117 appears here in the original text./ /316/

The number of players that can participate is unlimited, but there must be at least four.

To play (a dǒ abĩa), a basketry plate is also needed, into which are placed once and for all seven playing disks (seven again as a

525 lucky number). At the start of the game each of the players puts his counter in the basket with the disks. The leader of the game, who does not play himself, tosses the counters and disks into the air with the plate, catches them again, quickly turns the plate over and covers them up. If counters fall to the side, these must simply be pushed toward the edge of the basket -- they are valid. On the other hand, the throw does not count in case a counter is standing on edge, squeezed between others, when the basket is raised.

The question now is whether the counters are lying face up (carved side) or face down.

Then depending on whether the playing disks are lying face up (with the shiny side up) or face down, either face up or face down counters win.

The decision concerning winning or losing can be seen from the following combinations.

If all the counters are lying face up or all of them face down, the throw does not count and must be repeated. On the other hand, if all the counters do not have the same side up, then the winner or winners are:

with four players

if all the disks are lying face down or up to three disks inclusive are lying face up and

1 counter lies face up, the one counter lying face up,
2 counters lie face up, the two counters lying face up,
3 counters lie face up, the one counter lying face down;

if 4-7 disks lie face up and

1 counter lies face up, the one counter lying face up,
2 counters lie face up, the 2 counters lying face down,

[531]

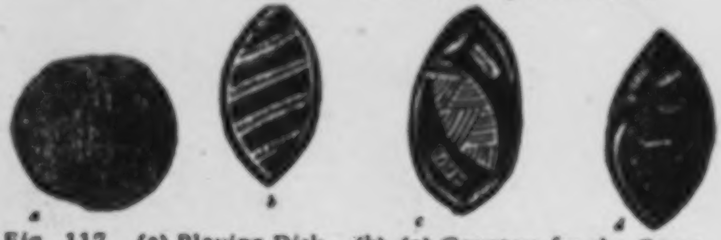


Fig. 117. (a) Playing Disk. (b)-(c) Counters for the Game of Chance. Jaunde. Actual size.

525 3 counters lie face up, the one counter lying face down;

with five players

if all the disks lie face down or up to three disks inclusive lie face up and

1 counter lies face up, the one counter lying face up,
2 counters lie face up, the two counters lying face up,
3 counters lie face up, the three counters lying face up,
4 counters lie face up, the one counter lying face down; /317/

if four to seven disks lie face up and

1 counter lies face up, the one counter lying face up,
2 counters lie face up, the three counters lying face down,
3 counters lie face up, the two counters lying face down,
4 counters lie face up, the one counter lying face down.

Put in words, the matter may be expressed as follows.

1. In case all the disks are lying face down or up to three disks inclusive are lying face up, the team on the right loses only if the counters of all players less one (total minus one) are lying face up.

2. In case four to seven disks are lying face up, the team to the right always loses if more than one chip is lying face up.

Now it may also happen that four players cannot be assembled. In that case, three players help themselves out by putting down a blind counter for the missing fourth. If this counter alone comes out the winner, the throw naturally does not count; on the other hand, if it is the second winner, the share of the dummy falls to the co-winner.

The stakes must be fixed before the basketry plate is raised. Each player must place a certain fairly high value (for instance, 2, 5, or 10 marks), usually in the form of goods, on a pile, which the winners share equally. If there is only one winner, he gets the whole pile. The losses suffered by a Negro in the game are considerable. If he has no more money with him, he has his luckier
[426] friends give him an advance in the hope of winning at a later throw and paying back the loan. In this process some of them go so deeply
[578] in debt that in the end they must leave their wives with the creditor, and sometimes they come to blows, even to homicide; blood revenge

525 and wars have frequently been the consequences of the gambling 578 mania. Although in more recent times the game of chance has been prohibited in the area controlled by the German government, nonetheless considerable homage is paid the gambling demon in secret.

525 In order to insure luck at the game, a whole series of medi- 777 cines is made, which, according to the view already familiar to us, transfer the properties of plants to the counters; for in- 824 stance, plants which make them burning hot (Boehmeria, Urticaceae) sharp, peppery (Spilanthes, Compositae), and strong (Carolabia, Polygalaceae). Others are intended to preserve for the owner the objects that he has put down as his stake in the game. In this category we find burrs (Desmodium) and winding Araceae. /318/ /Fig. 118 appears here in the original text./

5. Wrestling

526 Wrestling matches are very frequent, especially in the southern Pagwe region, both to settle personal quarrels -- in this case the defeated wrestler was formerly sometimes squeezed half to death and cases of death have even occurred -- as well as for sport. In the latter case one might actually speak of a sports festival to which the drum summons young and old, man and woman, from afar. I shall dispense with a detailed description however,

In wrestling, certain rules of the game are observed, for instance, that both wrestlers must be as nearly matched as possible, and this determines whether they turn down the challenge (a kɔ nsǖɛ́) or take it up (a mǒm nsǖɛ́).

Our picture (Fig. 118) represents a snapshot of such wrestlers (mȯn I, from a sǐn = to wrestle). To the left one can see a group of young men waiting (a jĕnĕn) to be challenged (a lǖɛ́ = to challenge). Before the match the wrestler rubs dust onto the palms of his hands and his arms (a du̥k mbŋ lŭk enĭm = to rub dust [on the] arm) to make them less slippery.

526
[291]

Fig. 118. Fang People at a Wrestling Match in Alén (Essuong Family). Left, before the selection; right, wrestling.

To the right one can see two combatants wrestling. Each grip, even hooking one's foot behind that of the opponent, and every feint designed to bring down the opponent by any possible method of surprise is considered wholly admissible. /319/

The victory is determined when one of the opponents touches the ground with both shoulders. If he merely falls on one side and the other combatant does not immediately succeed in pressing his shoulders to the ground, the round is regarded as undecided (verb, a kɔ́ɲɔ̃n). In doubtful cases the judges, who, armed with sticks, circle around the pair during the match, determine the victor.

The victor (ngbɔ̃, III, from a gbɔ̃, = to throw) is hoisted onto the [412] shoulders of members of his kin group (a bɔ̃(g)e matɛ̃tɛ́) and carried off amidst singing and hooting. Usually members of different kin groups or at least of different villages fight one another, doubtless a relic from former times when wrestling was a more serious means of combat.

526 113 In *Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten* /Reports from the German Protectorates/, Berlin, 1895, Zenker mentions wrestling matches between Jaunde women and girls. I myself have never heard of these.